Joh. Friedrich Reichardt

über die

Deutſche comiſche Oper

nebſt

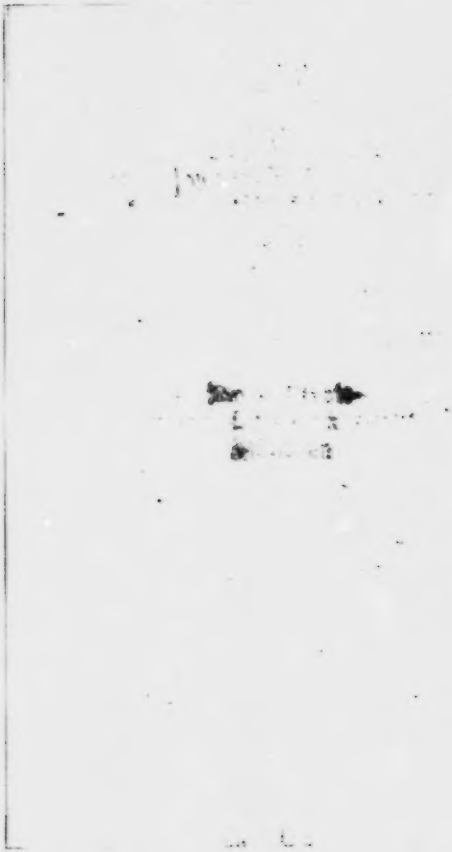
einem Anhange

eines freundſchaftlichen Briefes

über die

muſikaliſche Poeſie.

Hamburg,
bey Carl Ernſt Bohn.
1774.



Ueber die

deutsche comische Oper.

Es ist wohl keine Meynung allgemeiner, als diese, daß die Deutschen in den Künsten nur Nachahmer sind. So sehr dieses auch von vielen unsrer Künstler gelten mag, so thut man doch gewiß sehr unrecht, daß man nach diesen die ganze Nation beurtheilt; und ich bin versichert, daß man sich sehr oft vom Gegentheil überzeugen könnte, wenn man sich nur die Mühe geben wollte, genaue und sorgfältige Untersuchungen anzustellen.

Die ganze artige Welt bewundert anjetzo die italienische und französische comische Musik, und sieht die deutsche nur, als eine neu angehende Sache, mit Verachtung über die Achseln an. Wie

groß muß aber nicht Ihre Verwunderung seyn, meine Herren und Damen, wenn ich ihnen sage, daß die Deutschen die erste comische Musik gehabt haben, und das schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts. Ich will Ihnen darüber eine kleine Geschichte erzählen.

Es lebten zu der erwähnten Zeit zwölf Bache, als Organisten und Cantoren, in verschiedenen kleinen Städten von Ober- und Niedersachsen. Diese kamen jährlich einmal in Eisenach oder Arnstädt zusammen, um unter sich musikalische Belustigungen anzustellen. Wenn sie nun — freylich frömmer, als wir artigen Leute heut zu Tage sind — einmüthiglich einen Choral angestimmet hatten; so fiengen sie gemeinschaftlich an, musikalische Quodlibets zu machen, die eine solche wahre comische Musik haben, daß die ernsthaftesten Männer, bey dem bloßen Ansehen derselben, nicht aus dem Lachen kommen können. Außer diesen führten sie auch noch andere comische Musiken unter sich auf, die alle äußerst comisch waren.

Auch hat man noch aus dem vorigen Jahrhunderte comische Opern und einen Hamburger Jahrmarkt, dessen Musik überaus comisch ist. Und ich glaube gewiß, daß viele unter Ihnen, meine galanten Kunstrichter! nicht einmal wissen, daß auch

Tele-

Telemann bald zu Anfange dieſes Jahrhunderts eine Menge comiſcher Opern geſchrieben hat, die in Hamburg aufgeführet wurden. Daß dieſe ſich aber nicht weiter verbreitet und endlich gar ins Vergeſſen gerathen ſind, daran war wohl die deutſche Poeſie und die deutſche Singart ſchuld.

In beyden waren wir leider ſo weit zurückgeblieben, daß wir noch in der allergrößten Finſterniß, auf Kindesbeinen wandelten, da andere benachbarte Nationen ſchon den helleſten Glanz des Ruhmes um ſich her verbreiteten.

Und in dem Geſange ſind wir leider noch ſo weit zurück, daß ein jeder Patriot, unwillig darüber, mit wahrem Eifer wünſchen muß: es wolle bald der Zeitpunkt kommen, da wir uns auch hierinnen ſo mächtig empor ſchwingen möchten, als es die deutſche Poeſie ſeit weniger Zeit gethan.

So lange dieſes aber nicht geſchieht, dürfen wir uns auch die Erfindung der comiſchen Muſik für keine Ehre anrechnen: denn kann die Erfindung einer Sache, die keinen guten Endzweck hat, Ehre bringen? —

Eben ſo müſſen wir uns auch noch unſere comiſchen Singetheater ſchämen: denn wenn durch die comiſchen Opern nicht wenigſtens der gute Geſang

unter uns allgemeiner gemacht wird; so schaffen sie schlechterdings keinen Nutzen: können aber wohl den Geschmack der Nation verderben.

Aber das Vergnügen der Zuschauer und Zuhörer? — O mein Herr, hätten Sie, für ihre comische Oper, sich lieber bemüht, ein schönes Lustspiel, eine Minna, eine Amalia zu schreiben: so würden Sie das Publicum mehr und auf eine bessre Art vergnügt haben: und das sittliche Gefühl, das gesellschaftliche Leben, der gute Geschmack? —

Doch kein Wort mehr hiervon. Sie sind einmal da und haben eine solche Menge eifriger Anhänger, daß alles Predigen darwider gewiß fruchtlos seyn würde. Man suche sie also lieber zu verbessern, um ihr dadurch die Nutzbarkeit zu geben, die ihr möglich ist.

Diese Verbesserung aber wird sich nicht nur allein auf den Gesang erstrecken müssen, für den Herr Hiller itzt so patriotisch arbeitet; sie wird auch den mehresten unsrer deutschen Opern-Componisten nöthig seyn.

Alles componirt itzt Operetten; und, hundert gegen eins, nicht der zehnte denkt dabey. Erfinden — dessen itzt gar nicht zu erwähnen. Wenn die alten und jungen Herrn, die nun alle comische

Laune

Laune haben wollen, doch nur wenigſtens die beſten Muſter, oder, um mich bey dieſer Gelegenheit eigentlicher auszudrücken, das beſte Muſter, ſo ſie vor ſich haben, ſtudiren und ſehen wollten, wie dieſer zu Werke gegangen, was dieſer dabey gedacht, und wie er es ausgeführet habe.

Um ihnen hierinnen einigermaßen behülflich zu ſeyn, glaube ich nichts beſſeres thun zu können, als wenn ich hier eine von den Opern des Herrn Hiller zergliedere. Dieſer verdienſtvolle Componiſt iſt nicht nur, unter uns Deutſchen, der erſte gute comiſche-Opern-Componiſt geweſen, ſondern nach der bisherigen Beſchaffenheit derſelben, iſt er auch gewiß ein ſehr gutes Muſter darinnen.

Herr Hiller gab unſrer comiſchen Oper die Geſtalt, die ſie anjetzo hat. Er kannte die franzöſiſchen und italieniſchen comiſchen Opern; er nahm da heraus, was ihm gefiel, verwarf, was er unſchicklich fand, und machte ſich eine Form, die der Natur und unſrer Sprache angemeſſener iſt, mehr aber noch unſrer elenden Sänger wegen nothwendig war.

Er verwarf die langen weitſchweifigen Arien: denn er wußte, daß dieſes fürs Comiſche unſchicklich iſt. Man ſieht es auch ſchon in der Sprache; wenn jemand einen witzigen Einfall dehnt, und mit vielen weitſchweifigen Worten vorträgt, ſo verliert

er seine Spitze (Pointe). Alle schlechte Erzähler geben Beyspiele hiervon.

Ich glaube, daß dieses die italienischen Componisten auch wohl wissen mögen: allein sie thun es dennoch, und zwar ihrer Sänger wegen, die sonst keine Gelegenheit haben würden, sich zu zeigen, und denen man es gerne erlaubt, daß sie einen durch ihren Gesang auf Kosten der Natur und der Poesie vergnügen; da die Poesien ihrer comischen Opern ohnedem so abscheulich sind, daß man es wünscht, sie nicht zu verstehen. Allein bey uns ist der Fall in beyden Stücken sehr verschieden.

Indessen konnte H. H. die großen Arien doch nicht ganz verwerfen, sondern behielt sie nur zum Unterscheidungszeichen edlerer Personen vor, wenn die in der Gesellschaft natürlicherer Menschen auftreten. Ich finde dieses sehr schicklich, und besonders alsdenn, wenn ich die Galerie, über jenen König, oder diesen Hofmann, mit dem weit aufgesperrten Maule, lachen höre.

Aber auch selbst in diesen großen Arien hat sich H. H. der überflüßigen Ausdehnungen der Worte enthalten. Es ist dieses höchst nothwendig bey unsrer deutschen Sprache, wenn die Musik nicht äusserst widersinnig im Verhältniß zur Poesie seyn soll. Denn wie selten kommen in unsrer deutschen

Sprache

Sprache die Worte vor, wo die lange Sylbe einen offenen Vokal hat, und wo das Wort dabey an und vor sich selbst so viel Bedeutung hat, daß es zu einem so hervorstechenden Ausdrucke wichtig genug ist, und offen muß der Vokal dann zu seyn, sonst singt ja der Sänger die Menge der gezerrten Töne mit verschlossenem Munde: die erste Regel des Gesanges aber ist, mit offenem Munde zu singen.

Alsdann ist aber diese Zerrung der Worte auch an sich selbst höchst unnatürlich und ohne allen Endzweck, wenn man sie nicht des Sängers Kehle wegen schreibt. Und aus diesem Grunde, glaube ich, müßten wir sie noch ganz und gar nicht schreiben. Denn es für solche Leute zu thun, die mit heiserer Stimme und klebrichtem Halse jeden Ton einzeln hinauswürgen, das hieße ja große Zurüstungen für jemanden zu künstlichen Sprüngen machen, der mir hernach auf allen Vieren auf dem Gerüste herum kröche, und seine Zuschauer für so einfältige Geschöpfe hielte, daß er ihnen dieses für Kunststücke geben wollte. Und was sind jenes anders, als Kunststücke, die bloß darauf abzwecken, um die Fertigkeit der Kehle zu zeigen.

H. H. hat sich zu seinen Arien eine eigene Form gemacht, die vielleicht bey ihm aus dem französischen Rondeau entstanden ist, nichts weniger aber;

als Rondeau selbst ist. Ohne den ersten Theil der Poesie in zwey verschiedenen Abtheilungen hintereinander zu singen, singt er gleich, gemeinhin nach dem Schlusse in der Quinte des Haupttones den zweyten Theil der Worte, und läßt hernach die ersten Worte ganz oder auch nur zum Theil, nachdem es der Affekt des Stücks erfordert, mit dem Thema wiederholen. Ich werde Gelegenheit haben, dieses bey einer Arie genauer aus einander zu setzen, wo H. H. das Da Capo so vortreflich, ganz nach der Natur der Leidenschaft eingerichtet hat, daß man ihn allein nach dieser Arie schon hochschätzen muß.

Am allerhäufigsten hat H. H. in seinen comischen Opern die Form des Liedes gebraucht, und dieses finde ich sehr anpassend. Er hat seine Lieder aber weder so schleppend und gedehnt, wie die mehresten italienischen, noch so mager und monotonisch, wie viele französische gemacht. Sie sind also von dem unnatürlichen Gesange und von der gar zu natürlichen, ich meyne gar zu einförmigen Deklamation gleich weit entfernt.

Wenn man die französischen Lieder (Chançons) aus ihrem rechten Gesichtspunkte betrachtet; so muß man ihnen freylich wohl Beyfall geben: denn der Franzose will: das Lied sey so, daß ichs

zum

zum zweyten male mit singen kann. Und nicht wenige gehen in Paris bloß deshalb in die Oper, um auf den Abend neue Gesänge beym Weine zu haben. Hierzu muß nun der Gesang freylich nicht viel Neuheit und Schwierigkeit haben, und überhaupt nicht viel Töne haben, sonst möchte dem guten Manne, dem sein Wein ohne Lied nicht schmeckt, seine gute Absicht vereitelt werden.

Allein wir ehrlichen Deutschen, denen der Wein auch ohne Lied schmeckt, wir wollen im Theater nicht erst so viel Wasser (a) zu uns nehmen, um uns den Wein wohlschmeckender zu machen. H. H. hat für uns so den rechten Fleck getroffen, und darum lieben wir ihn auch alle, die wir von Neid und Scherlsucht frey sind; und die wir Glückliche mit warmen Gefühle für das wahre Schöne und Rührende, von der Natur beschenket worden sind.

In der Schilderung und Behauptung der Charaktere übertrifft H. H., meiner Meynung nach, alle comische Opern-Componisten aller andern Nationen. Er ist hierinnen wirklich in diesem Fach das, was Hasse in der ernsthaften Oper ist. Schon

(a) Es sey ferne, daß ich dieses von allen französischen Chansons sagen wollte. Philidor, Monsigny und Grétry haben einige so allerliebste Stücke von der Art gemacht, daß man sie trotz ihrer Simplicität nie überdrüßig werden kann. Und dieß dünkt mich ist der stärkste Beweis dafür, daß die wahre edle Einfalt darinnen herrscht.

Schein an den Symphonien seiner Opern weiß man gewahr, wie er den Charakter des ganzen Stücks vorhero aufs sorgfältigste überdenkt; und nun studiret er jeden Charakter, mit allen seinen feinsten Nüancen. Und hat er ihn einmal gefaßt, so läßt er ihn auch keinen Augenblick aus den Augen. Ich habe in seinen Opern sehr selten einen Zug gefunden, der eine Verfehlung der Charaktere anzeigte; und für jenen hat er vielleicht noch eine Entschuldigung, die ich nicht einsehe.

Man wirft dem Herrn H. die Einförmigkeit im Gesange vor. Klügere Leute finden hierinnen eine sehr weise Oekonomie seiner Gedanken; und schätzen ihn von dieser Seite ganz besonders hoch. Wenn er das Thema zu einem Liede oder Arie, gleichsam aus der Poesie herausgezogen hat, so zieht er hernach alles aus dem Thema, oder eigentlicher zu sagen, es fließt ihm alles aus dem Thema zu.

Wollen Sie wissen, meine junge Herren Componisten, wie er dieses macht? - Mich dünkt, er macht es so.

Er nimmt den Vers, den er itzt componiren will, vor sich, und nachdem er die Situation in ihrer Verbindung mit dem Vorhergegangenen und Folgenden überdacht, denkt er an den Charakter der Person,

Person, die nun singen soll; und wenn er denn noch geschwind einen mitleidigen Blick auf unsre armen Theatersänger und Geiger und Pfeifer geworfen, so liest er den Vers so lange, bis ihm der Gesang dazu von selbsten kömmt.

Hat er diesen nun einmal gefaßt, so singt er das Lied durch, ohne daran zu denken, kleine, einzelne Gedanken hinein zu flicken, die das Ohr zwar vergnügen könnten, aber nicht zum Ganzen des Stücks gehören würden.

So muß es aber auch der Componist machen, wenn er seinen Stücken Einheit und jederzeit passenden Ausdruck geben will.

Man sehe der mehresten neuen Componisten ihre Stücke, wie ähnlich sie sich alle sehen, und wie oft man einerley Gedanken darinnen antrifft. Das macht aber, sie arbeiten ohne Plan, und fast sollte ich sagen, ohne Thema. Was ihnen hinter einander einfällt, schreiben sie auf; und will es nicht mit guten kommen, so wird es bey den Haaren herbey gezogen, mag es nun in den Charakter des Stücks, in seinen Ton oder in sein Zeitmaas hineinpassen oder nicht; genug der erste Theil hat funfzig Takte gehabt, der andere muß noch etliche drüber haben; wenn diese nur vollgefüllt worden, so ist es schon lang gut.

Ich

Ich habe hierüber sehr oft die Bemerkung gemacht, daß man manches neumodische Stück in fünf, sechserley Bewegungen spielen müßte, wenn ein jeder Gedanke seine gehörige Zeit haben sollte.

Und dann bedenke man auch, wie sehr H. H. durch den elenden Zustand unsrer Singetheater eingeschränkt wurde. Er wußte es ja, und was ich an ihm bewundere, er hat es nie aus den Augen gelassen, daß er nicht für Sänger, sondern für Schauspieler schrieb, die es sich sonst kaum hatten einfallen lassen, beym Weine zu singen; und daß sie ihre Kehlen durch Kirchengesänge nicht ausgeschrien, dafür konnte er auch so ziemlich sicher seyn.

Mit den Instrumentalisten verhält es sich eben so: denn da noch nicht die Fahne über unser deutsches Theater geschwenket worden ist, so geben sich, an den meisten Orten nur die schlechtesten Leute des Orts damit ab. „Ey was! Giebt es denn nicht ein Mittel, Schande in Ehre, und Niederträchtigkeit in Hoheit zu verwandeln?“ Gnädiger Herr, unser Theater ist arm.

Hauptsächlich aber verwechsle man bey jenem Einwurfe nicht: Einheit mit Einförmigkeit, eine fest angenommene Manier mit Einerleyheit der Gedanken.

Jeder

Jeder gute Componist sucht in dem Plane und in der Ausführung seiner Stücke Einheit zu beobachten; und jeder gute Componist hat seine gewisse Manier, an der man ihn in allen seinen Arbeiten erkennt.

Diese Manier ist nun freylich bey einem mehr oder weniger original: Wir haben nur einen Bach, dessen Manier ganz original, und ihm allein eigen ist. Andere Componisten bilden sich nach den besten Meistern, die vor ihnen gelebt haben, oder noch ihre Zeitgenossen sind. Von jeden bleibt ihnen etwas ankleben, und wenn sie nun selbst zu arbeiten anfangen, so zeigt es sich, ob sie bloße Nachahmer der Muster sind, die sie studiert haben; oder ob sie selbst denkende Köpfe sind, die sich das, was sie von andern beybehielten, eigen zu machen wußten, und die sich hernach durch eine eigene Manier von andern unterscheiden.

Von dieser letzten Klasse scheint mir H. H. zu seyn. Er hat Hassen und Graun besonders studiert; und mit beyden begegnete sich sein Genie nicht selten. Das mehreste also, was er von beyden annahm, raubte er ihnen nicht, sondern es wurde durch die schon entwickelten Begriffe jener Männer, nur aus seiner Seele, als dunkle, verworrene Begriffe, die in ihr schon lagen, hervorgerufen und klar gemacht.

So,

So, glaube ich, iſt das Studium jedes Genie's beſchaffen, das nicht ſchlechterdings ein Original-Genie iſt; und der Mann, der ein Genie leitete, kann hernach zu dieſem nicht ſagen: ich bin dein Lehrmeiſter; — das ſage er nur dem, der ſein Nachahmer bleibt. — Alles was ihm frey ſtehe zu ſagen, ſey dieſes: ich habe dir die Mühe erleichtert, den feinen Faden, der in deiner Seele lag, heraus zu ſpinnen.

Ja oft könnte dir, guter Mann, jenes feurige Genie zurufen: „Hätteſt du mich nicht geleitet, ſo hätte ich mir vielleicht eine neue „und beſſere Bahn gebrochen, als die war, „worauf deine Hand mich führte!“ — Aber du würdeſt vielleicht in Sümpfe gerathen ſeyn, die dich verſchlungen hätten. — „Lieber für die ganze Welt todt, als weniger „groß!“ —

Das iſt die Sprache des Genie's, das ſich ſelbſt über ſeine Zeitgenoſſen erhaben fühlt.

H. H. hat ſich alſo, wie mir ſcheint, von Haſſen und Graun anfänglich geleitet, nunmehro ſeine eigene Manier gemacht.

Aber nicht nur die Manier jener Männer wußte er ſich eigen zu machen; ſondern er kann es ſo gar mit

mit einzelnen Gedanken thun. Und das, wie ich glaube, dadurch, daß er sie an eine Stelle setzt, wo sie vollkommen hinpassen, und wo man oft glauben sollte, es könnte hier gar kein anderer Gedanke stehen; er müßte dem Componisten nothwendig selbst eingefallen seyn, und wenn ihn auch schon hundert andere vor ihm gehabt hätten. Oft kann dieses wirklich der Fall seyn; allein oft hat er es auch selbst gewußt, daß er ihn von andern habe; nur er weis es auch, daß er ihn an dieser Stelle so gut, wie sein eigen, anpaßt.

Auch außer seiner Manier hat H. H. sein besonderes Unterscheidungszeichen, und dieses, dünkt mich, besteht in einem fließenden, angenehmen und ausdrückenden Gesange, und einer wahren comischen Laune.

Alles Eigenschaften, die zu einem comischen Opern-Componisten nothwendig erforderlich sind, und deren Mangel auch den gelehrtesten und erfahrensten Musiker unfähig zu diesen Arbeiten macht. Man prüfe sich also sehr genau hierinnen, ehe man sich an dieses Fach macht. Den mehresten von unsern jetzt schreibenden Opernschreibern möchte ich es wohlmeynend rathen, dieses Fach zu verlassen, und sich ein anderes zu wählen; vielleicht würden

sie darinnen glücklicher seyn; einige haben es schon gezeigt, daß sie in anderer Arbeit mehr Glück haben.

H. H. hat auch das seltene Verdienst, daß er jederzeit bequem für alle Instrumente setzt, und oft mit Aufopferung eines guten Gedanken hieran denkt.

Es ist dieses überhaupt eine so nothwendige Eigenschaft eines Componisten, und besonders eines Theater- und Kirchencomponisten, und es sündigen so viele darwider, daß man es nie oft genug den Componisten einschärfen kann.

Die mehresten Componisten glauben, es sey genug, wenn man sich mit dem Umfange eines jeden Instruments bekannt mache; was aber bequem oder unbequem darauf ist, was für eine Bewegung nur möglich, für die andere aber durchaus unmöglich ist, darum bekümmern sie sich nicht.

Wenn sie es nur erst recht einsehen und erfahren möchten, daß sie es nicht nur den Instrumentalisten schwer dadurch machen, sondern sich selbst den allergrößten Schaden thun, indem ihre Stücke nie recht vorgetragen werden: so bin ich gewiß, es würde mancher die Nächte durch arbeiten, um sich mit den Instrumenten bekannt zu machen.

Die

Die meiſten Componiſten ſchreiben ihre Stücke für gewiſſe Leute, die ihnen in der Nähe ſind, und die vielleicht, nach vielem Ueben, im Stande ſind, ſie heraus zu bringen. Der Componiſt höre aber nur einmal dieſe Stücke an einem andern Orte, wie ſie damit umgehen: entweder wird das Stück noch einmal ſo langſam geſpielt, als er es haben will, und wie es der Charakter des Stücks erfordert, oder ſie gehen damit um, wie deutſche Ueberſetzer mit dem Schakeſpear umgegangen ſind; was zu ſchwer iſt, wird gerade zu überhüpft, den ernſthaften Gedanken verkehren ſie oft in luſtigen, oder umgekehrt; und vieles wird ſo vorgetragen, daß gar kein Sinn, kein Verſtand darinnen iſt.

Und denn, meine Herren, glauben Sie vielleicht, daß es Ihnen mehr Ehre bringe, ſchwer, als leicht zu ſchreiben? Sie irren ſich.

Wenn Sie nicht ſo original ſchreiben, wie unſer Bach, deſſen Originalität der Gedanken auch oft nothwendig einen originalen, ungewöhnlichen oder ſchweren Ausdruck erfordert; ſo wird es Ihnen gewiß weit mehr Ehre bringen, wenn Sie bey Ihren ſchönen Stücken auch leicht bleiben. Denn mich dünkt, daß dieſes ſehr ſchwer iſt, und für den, dem es nicht einigermaßen natürlich iſt, vielleicht

wohl gar unmöglich. Sind Sie nicht auch der Meynung, meine Herren?

Ich werde das, was ich den Opern-Componisten über den Plan, die Charakteristik und den Ausdruck zu sagen habe, am besten thun können, wenn ich es ihnen in der Zergliederung einer Hillerischen Oper zeige. Die meisten dieser Herren bedürfen einen praktischen Unterricht. Aus eben dieser Ursache werde ich auch alle Kunstwörter, so viel als möglich, zu vermeiden suchen, und sie lieber durch Umschreibungen geben. Ich werde dadurch auch vielleicht das Vergnügen erhalten, von Liebhabern gelesen und — verstanden zu werden. Und dieses muß ich um desto mehr wünschen, da wirklich ein Theil unsrer Opern-Componisten Liebhaber sind; wenigstens können sie sich mit gutem Gewissen nicht anders nennen.

Um diese Herren davon zu überzeugen, so will ich ihnen hier eine kleine Distinction herschreiben, nach der sie sich prüfen mögen.

Liebhaber der Musik ist der eigentlich, der an dem Anhören, oder auch Ausüben musikalischer Stücke Vergnügen findet, ohne daß er sich weiter um die Gründe dieses Vergnügens und um die Regeln der Kunst überhaupt bekümmert. In neuern Zeiten ist zu dem Anhören und Ausüben

noch

noch das Selbstschreiben hinzu gekommen, wo jeder Liebhaber sich, als Liebhaber, die Quinten- und Oktaven-Freyheit und überhaupt alle Abweichungen von den Regeln der Kunst erlaubet, die doch wirklich in der Natur unsres Ohrs und unsres Gefühls gegründet sind. Der andern nicht zu gedenken. Noch neuer aber ist der Gebrauch, daß jeder Liebhaber nicht nur für seine Ohren, die oft Mydasohren sind, und auf Kosten seiner Papierrechnung schreibt; Nein, wann er einen Thoren von Verleger antrifft, der alles ohne Unterschied druckt, so theilet er seine Misgeburten der ganzen Welt mit, und macht uns dadurch das Compliment, daß er uns für eben so glücklich von der Natur gebohren hält, als er sich zu erfreuen hat. Und nun ernährt das Publikum diesen Mann, gleich wie ein Kranker das Fieber durch nahrhafte Speisen nähret. Der Recensent spielt allenfalls noch die Rolle des schlechten Medicciners dabey, der da hitzige, oder wie er es nennt, stärkende Tropfen, und süße schleimende Säftchen verordnet, wo eine Purganz oder ein Brechpulver nöthig wäre. Und so kränkelt der Elende sein Leben durch, lebt aller Welt zur Last, und stirbt endlich, ohne genutzt zu haben, dahin. Ein Mann, der bloß dadurch hätte können gesund bleiben, daß er fleißig Holz gesäget hätte.

Kenner ist der, der sich bemüht, die Regeln der Kunst zu studiren, in so weit sie nothwendig sind, ein musikalisches Stück aus Gründen beurtheilen zu können.

Meister selbst ist der nur, der den ganzen Umfang der Kunst, ihre Regeln und Vorschriften genau kennt, und sie auch selbst durch Compositionen in Ausübung bringt. (b)

Nun prüfe man sich hiernach.

Ich wähle zu meiner vorhabenden Zergliederung die Jagd, weil H. H hierinnen Gelegenheit gehabt hat, sich von verschiedenen Seiten zu zeigen. Hoheit und bäurische Einfalt, sanftes und comisches Wesen sind in dieser Operette so glücklich ausgedrückt, daß man bloß dieserwegen die Jagd für das vorzüglichste Stück des Herrn H. halten muß.

Wäre

(b) Ich behalte mir es vor, diese beyden Punkte in meinen Briefen eines aufmerksamen Reisenden ausführlicher abzuhandeln. Hier würde es mich zu weit von meinem Endzweck abführen.

Ueberhaupt wünschte ich, daß man diese kleine Schrift als eine Beylage zu dem ersten Theile meiner Briefe ansähe; oder vielmehr, als eine Fortsetzung des darinnen befindlichen Briefes über die Operetten.

Wäre die Liebe auf dem Lande zu dieser Absicht nicht zu einseitig, so würde ich lieber diese gewählt haben: denn sie scheint mir nicht nur das mehreste Eigene zu haben; ihr Inhalt hat auch dem Herrn H. die meiste Gelegenheit gegeben, seinen wahren musikalischen Charakter zu zeigen, besonders in Ansehung des gefälligen, natürlichen und rührenden Gesanges. Von dieser Seite betrachtet, halte ich Herr H. in der Musik (c) für das, was Gellert in der Poesie war; und auch dasselbe Schicksal, dieselbe Belohnung, hat H. H., die Gellert hatte: denn er ist der Lieblingscomponiste seiner Nation, so wie ihr Gellert der Lieblingsdichter war. Welche Belohnung! Nicht Geld und Titel der Großen, ja selbst das würdige Lob des Kenners, belohnen so angenehm, als die Stimme einer ganzen Nation.

(c) Im Ganzen würde man dem Herrn Hiller durch diesen Vergleich unrecht thun: denn er besitzt auch Feuer und Stärke in seinem Ausdrucke. Und wie glücklich ist er nicht im Comischen?

Von Gellerts Geburt erinnere ich mich eine glückliche Fiktion gehört zu haben; die ihn, seiner Mennung nach, ganz karakterisirt. Man sagt: der Gott des Schlafs hätte eine Grazie beschlafen, und aus diesem Beylager wäre Gellert entstanden; doch aber wohl zu verstehen, daß Jupiter erst seinen Segen darüber gesprochen habe.

Zergliederung der comiſchen Oper: die Jagd.

Trotz dem miſtönenden Geſange unſrer Theaterſänger, und der Armſeligkeit des Orchesters in deutſchen Theatern, hat mir dennoch jede Hilleriſche Oper bey jeder Vorſtellung viel Vergnügen gemacht, und dieſe Oper vor allen andern. (d)

Bey

(d) Hieran hat das Stück, die Jagd, an und vor ſich ſelbſt wohl nicht wenig Antheil: denn für mich iſt es immer die intereſſanteſte Oper des Herrn Wolfe geweſen, und dieſes um deſto mehr, weun ich mir dabey Heinrich den Vierten, den groſſen und liebenswürdigen Mann, gedenke, dem vielleicht kein noch lebender Fürſt zu vergleichen geweſen iſt, und den unter allen, die nach ihm gelebt und noch leben, gewiß keiner gleich kömmt.

Die Einfalt der ländlichen Sitten iſt darinnen ſehr glücklich geſchildert, bis auf einige Stellen, wo ſie ſcheinen zum Gelächter aufgeſtellt zu ſeyn. Die muntere, freye und natürliche Liebe zwiſchen Röſe und Toſkin ſticht unvergleichlich gegen die ſpielende und ſchmachtende Liebe deß andern Paares ab, das, bey der äuſſerſten Weiche des Herzens, durch die Weisheit des Schulmeiſters und durch die Narrheit der Stadt ſchon ein wenig verdorben und von dem Wege der Natur abgeführet zu ſeyn ſcheint.

Auch

Bey meinem Claviere vergnügte ich mich noch mehr damit; aber nie lernte ich H. H. so ganz kennen, als heute bey der Zergliederung seiner Jagd.

Ich finde hier Schönheiten und Feinheiten, die die allersorgfältigste Ueberlegung, das richtigste Gefühl und den feinsten Geschmack verrathen. Ohne zu befürchten, daß das hier auch bey mir eintreffen möchte, was ich oft einem sehr feinen Zergliederer der Schönheiten alter Dichter gesagt habe: er fände oft da Schönheiten und Feinheiten, oder lege sie da hinein, wo der Dichter vielleicht selbst nicht daran gedacht hat, ohne dieses hier zu befürchten — wozu ich auch warlich von beyden Seiten keine Ursache habe — will ich mich bemühen, jene Schönheiten und Feinheiten so viel,

Auch hat hier Herr Weiße nicht unterlassen, dem einfachen Michel und seinem guten Weibe manche wichtige Wahrheiten sagen zu lassen, die das Publikum nie oft genug hören kann, und die die Könige — leider niemals hören; eben so wenig hören, als deutsche Operetten.

Der Charakter des Königes giebt nicht allein dem Stücke stärkeres Interesse und unterhaltende Mannichfaltigkeit, er hat auch dem Componisten Gelegenheit gegeben, sich zuweilen auf der niedern Sphäre zu erheben, um sich dadurch von verschiedenen Seiten zu zeigen.

als mit möglich, aus einander zu setzen; und dadurch dem in Dunkelheit irrenden Wanderer eine Leuchte, und jedem ehrbegierigen Jünglinge ein Beyspiel aufzustellen.

Symphonie.

Die Symphonie läßt schon den ganzen Charakter des Stücks errathen, und bereitet den Zuhörer auf eine angenehme Art vor.

Gleich das Thema des ersten Stücks verräth, daß es ein ländliches, lustiges Stück ist. Von sehr guter Wirkung ist der Schluß des Thematis im Haupttone.

Mit dem neunten Takte scheint nun der Componist ganz vom Thema abgehen zu wollen; er ergreift aber im dreyzehnten Takte wieder den fünften Takt des Thematis, und nun sehe man, wie gut er den fortführet.

Sehr gut nimmt sich auch die vierfache Imitation aus, die zum Schlusse des ersten Theils eilt, und diesen durch das allmählige Anwachsen der Instrumente desto stärker und feuriger macht.

Ein

Ein schöner singender und naiver Gedanke verbindet den ersten Theil mit dem zweyten, dessen Anfang wieder aus dem fünften Takte des Thematis genommen ist, der hier wie oben sehr gut, aber verschieden von dem ersten geführet wird; und in den dem Haupttone des Stücks verwandten weichen Ton einleitet, in welchem es sich denn gleich dem ersten Theile schließt.

Nun aber wird derselbe Gedanke wieder zur Einleitung in den Hauptton gebraucht, und man sollte glauben — da er ohnedem noch oft in der Folge des zweyten Theils vorkömmt — er wäre zu oft wiederholt, man würde ihn überdrüßig werden, aber nichts weniger als das. H. H. hat die Klugheit gehabt, alle Mittel anzuwenden, deren man sich bedienen muß, wenn man einen Gedanken völlig ausführen will, ohne ihn langweilig zu machen. Stärke und Schwäche (forte e piano), Abänderung in der Modulation, Vertheilung des Gedankens selbst in verschiedenen Stimmen: die Violinen imitiren sich mehrentheils damit u. s. w.

Das Thema, welches noch nicht wieder ganz gehört worden ist, tritt nun völlig ein, und erregt — wenigstens bey mir — eine sehr angenehme Empfindung.

Nach

Nach dem Schlusse des Thematis macht H. H. eine Ausweichung in die Quarte, legt es aber — um den Zuhörer nicht zu weit abzuführen — bald wieder darauf an, in den Hauptton zu kommen, wozu er wieder den fünften Takt des Thematis braucht, den er nun mit noch mehrerem Feuer, als vorher, und durch andere Modulationen durchführt, bis er wieder die vierfache Imitation ergreift, die auch gewissermaßen aus demselben Gedanken besteht, und die mit Macht zum Schlusse eilt, welches bey mir jederzeit ein sehr frohes Gefühl erregt.

Der angenehme, süße Gedanke, der oben diente, die beyden Theile zu verbinden, ist hier noch dem Schlusse angehangen. Ich wünschte sehr, daß ihn H. H. wieder zur Verbindung des ersten Satzes mit dem zweyten gebraucht hätte, und dieses um desto mehr, da hier ein Uebergang steht, der gar nähe mit dem Uebrigen übereinstimmt, noch weniger also aus dem Stücke selbst genommen ist.

Uebrigens hat dieser Satz so viel Einheit, ohne einförmig zu seyn, als ich nur je in einem Stücke gefunden habe. Es ist nichts Einzelnes hinein geflickt, was nicht zum Ganzen gehörte; es ist ein Fluß, ein Strom von Gedanken, der den Zuhörer mit sich fort reißt.

Daß

Daß H. H. es auch nicht an Fleiß hat fehlen lassen, zeigt die völlig reine Harmonie, und der gute Gang jeder Stimme an, worinnen H. H. ganz von der itzt gewöhnlichen, nachläßigen Schreibart abweicht. Man sieht es hieran am deutlichsten, daß er beyde, Hasse und Graun, studiert hat.

Nun tritt der mittelste Satz ein, der più tosto allegretto überschrieben ist, und der einen solchen gefälligen und sanften Gesang hat, daß ihn Hannchen mit gutem Gewissen singen könnte.

Wie es H. H. nie an Fleiß und Arbeit fehlen läßt — die eine nöthige und vortreffliche Würze solcher süßen Stücke ist — beliebe der junge Mann, der dort mit der Violine in der Hand componirt, in dem neunten und zehnten Takte dieses Satzes gütigst zu erwägen; und daraus einsehen zu lernen, wie man auf einmal wohl mehr schreiben kann, als man zu gleicher Zeit auf der Violine zu greifen im Stande ist, und besonders dann, wenn man auch das Greifen nicht recht versteht.

H. H. hat in dieses sanfte Stück auch angenehmen Scherz hinein gelegt, um nie den Hauptinhalt des ganzen Stücks aus den Augen zu lassen; es ist aber nicht Röschens ausgelaßner Scherz; der würde uns hier eben so gestört haben, als

wenn

wenn der Dichter hätte wollen, bey der ersten zärtlichen Zusammenkunft von Hannchen und Christel, in den ersten Augenblicken, dieses zärtliche Paar durch Röschens muthwilligen Witz unterbrechen lassen. Nein, es ist ein solcher Scherz, wie ihn Hannchen nach ihrem Hochzeittage, wenn sie sich erst wieder von der Angst ihrer Flucht erholt hat, mit ihrem Christel scherzen wird. Das Stück bleibt also immer noch für Hannchen.

Der erste Theil schließt im Haupttone, und wird deshalb nicht wiederholt. — Es mögen sich dieses die neuen Componisten merken, die vielleicht oft selbst nicht daran gedacht haben, daß ihr Stück achtmal im Haupttone schließt, in dem sie die Wiederholungen, nach hergebrachtem Brauch, niederschreiben. Ja selbst in dem kindischen Rondeau, welches für den Componisten eigentlich das ist, was dem Schulknaben, nach der Schule, das Ballschlagen ist, war noch keiner von den allerausgelassensten Buben so unverschämt, den Refrain achtmal zu wiederholen. —

Der zweyte Theil fängt sich wieder im Haupttone und mit dem Thema an; es ist aber nur eine kleine Täuschung, als wenn wir den ersten Theil noch einmal zu hören bekommen sollten: im zweyten Takt weicht der Componist schon davon ab.

Ein

Ein Abschnitt von zwölf Takten, der aber so gut geführt ist, daß er weder gedehnt noch unverständlich ist, leitet zur Quinte (*) ein, in welcher das Thema wieder ganz anhebt. Nach dem Schlusse in der Quinte leitet ein Uebergang von acht Takten wieder in den Hauptton. Die Einkleidung dieses Ueberganges scheint mir ein wenig zu stark und nicht recht herpassend zu seyn.

Nun bekommt man wieder das Thema im Haupttone zu hören; womit sich denn der zweyte Theil so wie der erste schließt. Der zweyte wird wiederholt; geht aber beym zweyten Male in einen Uebergang über, der den zweyten Satz mit dem letzten verbindet, und der ganz aus dem Stücke selbst genommen ist.

Der letzte Satz kündigt so gar an, daß das Stück, so wir sehen sollen, die Jagd heißt: denn das Thema desselben ist völlig eine Jagdmusik. Dieser Satz ist mit vieler Ueberlegung und doch mit sehr vielem Feuer geführt. Er thut eine vortreffliche Wirkung. —

Doch

(*) Wenn dieser Ausdruck zu kunstmäßig ist, bitte ich die Thüre auf den Fingern abzuzählen; der Daumen kann immer für den Hauptton gelten; und so zählte man von 1 bis 5 fort, wie ohngefähr die Frauen ihre Küchenrechnungen von 1 bis 10 abzuzählen pflegen.

Doch ich merke, daß ich bereits zu weitläuftig in meiner Zergliederung geworden, und überlasse es einem jeden, selbst nach der Art des ersten Satzes, auch diesen Satz zu zergliedern. Nur noch ein Wort von der Symphonie überhaupt.

Es ist diese Symphonie ganz in der Manier der Hassischen und Graunschen Symphonie, wie wohl in der Einkleidung der Gedanken sehr verschieden. Ich finde dieses an Herrn H. sehr lobenswerth, daß er auch hierinnen seinem geläuterten und bestimmten guten Geschmacke gefolget ist, und sich nicht durch den allgemeinen Beyfall, den die neumodischen, schwärmerischen Symphonien erhalten, hat verleiten lassen, in dieses gewaltige Bockshorn mit hinein zu blasen.

Jene Schwärmer scheinen mir etliche Jahrhunderte zu spät angekommen zu seyn. Hätte man sie zu der Zeit erfunden, da wir Deutsche noch ächte Säufer waren, und da die Gesundheiten unter Pauken- und Kanonenschall noch ein Hauptzug unsres National-Charakters ausmachten, so wären sie bey solchen Bachanalien vollkommen cosiume gewesen. Jetzt aber —

Ich weiß sehr wohl, was der Italiener dafür zu sagen hat. Er sagt: die Symphonie diene nur

nur bloß, den Zuhörer ruhig und aufmerksam zu machen. Dies ist völlig gut gesagt; man verstehe es nur recht. Man mache den Zuhörer nicht bloß auf das Aufziehen der Gardiene aufmerksam: er merke auch schon auf den Inhalt des Stücks; er werde vorbereitet auf die Handlung, die nun kommen soll; damit er, wo möglich, mit der ersten handelnden Person, die da auftritt, schon in einerley Laye des Gefühls sey. An einem andern Orte mehrers hiervon. —

Erster Akt.

Röschen eröfnet das Stück mit einem muntern Liede, das uns schon mit ihrem Charakter bekannt macht, theils durch den aufgeweckten Gesang, mehr aber durch die spielende Begleitung der Instrumente.

Es ist dieses ein sehr weises Hülfsmittel, wenn man für schlechte Sänger schreiben muß, und H. H. hat sich dessen jederzeit aufs glücklichste bedienet. Aber auch für gute Sänger kann man es zum Vortheil der Deklamation sehr oft gebrauchen. Indem die begleitenden Instrumente die geschwinderen Noten machen, die zum Ausdrucke des Stücks nothwendig sind, kann der Componist den Wor-

ten, ohne sie widersinnig zu zerren, ihre gehörige Länge und Kürze, Höhe und Tiefe geben, und also die Deklamation genauer beobachten; und der Sänger kann die Worte deutlicher und mit mehrerem Nachdrucke aussprechen. (f)

Für das Lied ist es auch noch oft wegen der folgenden Strophen nothwendig: denn man kann nicht vom Dichter verlangen, daß durch alle Strophen Wort auf Wort passen, — und daher können auch Ausdehnungen, die die erste Strophe leidet, nicht allemal auf alle folgende passen. — Es ist genug, wenn der Dichter die Länge und Kürze der Sylben aufs allergenaueste, und die Gleichheit der Abschnitte beobachtet. Welches letztere schon sehr selten geschiehet.

Das Lied muß also nur ganz gerade weg gesungen, oder vielmehr deklamirt werden? — Wiederholungen

(f) Von den Italienern kommt dieses Verbot ist ziemlich aus der Mode; und es geht schon so weit, daß viele Componisten, worunter ganz besonders Sachini gehört, gar nicht mehr auf die Bedeutung der Worte sehen. Höchstens paßt nur noch der Rythmus der Arie zum Sylbenmaße der Verse. Eben so machen es die Sänger, von denen man entweder kein Wort versteht, oder auch oft ganz andere Worte zu hören bekömmt. Diese Gebräuche der neuern Italiener, die itzt sehr von dem guten Wege ihrer Vorgänger abweichen, gehören mit zu jenen, von denen ich mit ganzem Herzen wünsche, daß wir sie nie nachahmen mögen.

holungen kann der Componiſt machen, aber nur mit Vorſicht. Er muß erſt ſehen, ob alle Strophen an der Stelle eine Wiederholung leiden.

Man ſehe, wie es H. H. hier in dem erſten Liede gemacht hat. Er wiederholt in der erſten Strophe die vier letzten Sylben

Mein Töffel iſt ein Mann für mich
ein Mann für mich.

paßt das auf die andern Strophen? wir wollen's ſehn:

2te St. Sein Angeſicht iſt roll und rund:
3te St. Ich kann ihn traun, er iſt mir treu.

wie paſſend durch alle Strophen! Eben ſo gut überdacht iſt die Wiederholung der letzten Zeile jeder Strophe:

1te St. Hat Arbeit lieb und liebt Geſang.
2te St. Braun iſt er ſelbſt, ſchwarz iſt ſein Haar.
3te St. Mein Töffel iſt für mich ein Mann.

Sehr ausdrückend iſt es auch, daß die Worte mit denſelben Tönen wiederholt werden; Sie beſteht darauf, daß ihr Töffel ein Mann für ſie iſt; daß er ihr treu iſt u. ſ. w.

Nun ſingt Röschen eine ſehr luſtige Arie, in der wir ſie ganz kennen lernen. Die Einrichtung dieſer ganzen Arie iſt dem Herrn H. eigen, und iſt

der comischen Oper sehr angemessen. Es klingt mir immer sehr wunderlich, wenn Personen von niederem Stande und bey lustiger Laune eine recht ausführliche Arie mit ihrem Da Capo und allem übrigen Zugehör singen. H. H. braucht, mehrentheils die Form dieser Arie, die wir itzt vor uns haben; und thut sehr wohl daran.

Das Thema dieser Arie ist sehr gefällig und überaus munter. Für Röschen ist es auch sehr natürlich und angemessen, daß sie uns so gar vormacht, wie Töffel gepfiffen habe. Ueberhaupt sind diese spielenden Nachahmungen in der Musik, nur der comischen angemessen und — erlaubt.

Sehr gut ist das Drohende der Worte:

Halt! dacht ich, loser Vogel du!

durch die fünfmalige Wiederholung der einen Note ausgedrückt, es würde aber zu stark seyn, wenn die Instrumente nicht die spielende Begleitung dabey hätten, die auch zugleich die schelmische Absicht dieser Drehung sehr gut ausdrucken. Ueberaus gut ist auch in eben dieser Absicht die kurze Deklamation, und der kurze Abschnitt auf den Worten:

du stehst mir recht, dich muß ich necken.

Hier schließt H. H. in der Quinte. Ein kleines neckendes Zwischenspiel, giebt hier Röschen Zeit und Anlaß zur comischen Arien. Nun

Nun erzählt ſie fort. Weshalb H. H. aber gleich in der erſten Zeile:

Gleich hatt' ich Aepfel in der Ficken:

das Wort Aepfel wiederholt, ſehe ich nicht anders ein, als er muß durchaus einen Abſchnitt von vier Takten haben hier herſetzen wollen: warum er ſich aber daran gebunden, ſehe ich noch weniger ein, da doch drey Abſchnitte von drey Takten darauf folgen. Ich will nicht hoffen, daß er es der Gleichheit mit dem letzten Abſchnitte wegen gethan haben wird, der freylich wieder aus vier Takten beſteht, der aber, meiner Meynung nach, zu weit von jenem abſteht, als daß das Ohr dieſe Symmetrie bemerken ſollte: ohnedem, da bey dieſem noch eine Wiederholung der erſten Worte iſt.

Puff, wieder einen;

Sollte H. H. wohl etwas bloß dem Auge zu Gefallen gethan haben? —

Uebrigens finde ich dieſe Stelle, die eine beſondere Abtheilung in der Arie macht, welche wieder im Haupttone ſchließt, ſehr gut und mit vielem Nachdrucke erzehlt.

Nun folgt wieder ein kleines, luſtiges Zwiſchenſpiel, welches zu der Abſicht da zu ſtehen ſcheint,

damit die Sängerinn Zeit bekomme, Luft zu schöpfen: denn die vielen lebhaften Ausrufungen haben sie nothwendig ermüden müssen.

Nun tritt das Thema wieder ein, und Röschen setzt damit ihre Erzehlung fort.

Hier begreife ich aber nicht, wie es der kleinen Röse einfallen kann, in der weichen Tonart zu lachen, und das durch zehn Takte durch. Es scheint mir, als wenn sich H. H. durch die angenommene Gewohnheit, daß ein Stück im Durtone auch seinen ihm verwandten Molltön berühren müsse, hat hierzu verleiten lassen: aber das just beym Lachen?

Wenn es durchaus hätte seyn sollen und müssen, so wäre es doch noch eher auf die beyden vorhergegangenen Zeilen angegangen:

Er sah mich nicht, denn ich versteckte
mich hinterm Busch, so oft er schrie,

Und nun wäre zugleich der Uebergang aus der weichen Tonart in die harte von guter Wirkung gewesen, wenn sie fortfährt:

bis ich zuletzt, hi, hi, hi, hi
so lachte, daß er mich entdeckte.

Dort wurde also in dem, dem Haupttone verwandten Molltone geschlossen; und nun geht der Gesang bey den Worten:

Ha:

Ha! rief er, wart! ich will dirs geben!

in den Hauptton über. Ganz vortreflich ist der Ausdruck der folgenden Worte:

und haschte mich, und küßte mich!

Der Gesang dieser Worte verräth, wie gerne sie sich hat haschen lassen, wie angenehm und süß es ihr war, von ihm geküßt zu werden, und wie überhaupt die ganze Schelmerey dieser Erzehlung nur dahin abzielte, um gehascht und geküßt zu werden.

Ich kenne wenige musikalische Gedanken, die so viel sagen, als dieser; und die es jedem, der Gefühl hat, so deutlich sagen.

Auf den folgenden Gedanken:

Ich schimpft' und schmälte kümmerlich,

da ist die weiche Tonart, so wie sie H. H. hier gebraucht hat, sehr gut angebracht; besonders in Ansehung der Erhebung der folgenden Worte;

ihn Herzen hatt' ich ihm vergeben.

Ein kurzes Zwischenspiel, welches schon in der Mitte gehört worden ist, beschließt diese, in ihrer Art schöne Arie.

Nun singt Töffel, der ehrliche Schnacke, ein Lied, das vollkommen die natürliche Sorgenlosigkeit und Zufriedenheit ausdrückt.

Ein kleines Vorspiel von zwey Takten, welches eigentlich nur da steht, um dem Sänger den Ton anzugeben, drückt auch schon den Charakter des Stücks durch die ungleichen Noten, in der eigentlichen Bewegung des Liedes, sehr gut aus. Vollkommen passend ist hier für Toffeln der öftere Schluß im Haupttone.

Der Anfang der zweyten Strophe:

Hätt' ich täglich Bier und Wein,
Braten auch nicht minder:

scheint mir für den Gesang zu niedrig. Daß es Toffel sagt, mag ihm sehr angemessen seyn, daß er es aber gar richtig genug findet, zu singen, das nehm ich ihm übel.

Itzt kommt eine kleine Ariette, die Röschen singt, und in der das Kecke und gewissermaßen Trotzige ihres Charakters sehr gut ausgedrückt ist: nur scheint mir der zärtliche Gesang der Worte:

und Eltern an seiner Seite

nicht recht zu passen. Die Schuld glaube ich liegt bloß darinn, daß die Worte zu lang gedehnt sind; ein Abschnitt von drey Takten hätte sich, dünkt mich, besser her geschickt, und wenn der Componist hernach auf die Worte:

dich Mädchen nehm ich heute

einen

einen ähnlichen Abschnitt gemacht hätte, so wäre doch immer Symmetrie genug in dem Abschnitte gewesen.

Sehr gut aber ist der folgende Ausdruck:

so sprach ich: Nein! ich bin kein Schaaf!

Die starke Erhöhung des Worts, Nein, drückt den Trotz und die Entschliessung eines an sich lebhaften Charakters sehr gut aus; so wie auch die drauf folgende Pause der Schauspielerinn Zeit giebt, eine recht naseweise Miene anzunehmen, zu der sich auch die Töne der Worte

ich bin kein Schaaf,

sehr gut passen. Und eben so die ganze Folge bis ans Ende. Das Steigen auf der Zeile

und das taugt nichts: Nein, nein, Herr Graf!

drückt nicht nur diese Worte vollkommen gut aus, sondern bereitet auch vortreflich den drauf folgenden, spöttischen Fall der Töne vor, auf den Worten:

gehn Sie nur Ihrer Straße.

Bey diesem Ausdruck ist auch noch die Bewegung zu bemerken: Die ersten fünf Sylben hat H. H. ganz geschwinde fortsingen lassen, um die spöttisch gezerrte Sylbe: Stra-ße recht hervorstechend zu machen; wodurch der Gesang auch wirk-

lich so lebhaft ausdrückend wird, daß ich, so oft ich es singe, Röschen zu sehen glaube, wie sie da steht, und mit ihrem Zeigefinger, den Leib vorwärts übergebogen, vor sich zeigt und das Maul recht spöttisch dazu zerrt.

Nun folgt eine Arie, die Töffel singt, und in der der Eifer für seine Meynung,

Ich traue keinem Mädchen nicht,

und selbst die Unruhe darüber, wenn er dabey an Röschen denkt, und nach ihr schielt, sehr gut ausgedrückt ist.

Besonders ist diese Arie voller nachdrücklicher Abkürzungen und Wiederholungen der Worte.

Die Dichter sind gemeinhin sehr wider diesen Gebrauch der Componisten; sie wollen ihre Verse, die sie sich Mühe geben, zu ordnen, nicht gerne getrennt und verworfen wissen. Ich gebe ihnen hierinnen recht, so bald es der Componist ohne Ursache thut; allein wenn er es am rechten Orte zu gebrauchen weis, so wäre es sehr unbillig, wenn man es ihm alsdann verbieten sollte, da es ein so überaus starkes Mittel ist, den Ausdruck zu erheben und zu verstärken. Und giebt der Dichter nicht bloß in dieser Absicht, dem Singecomponisten seine Worte?

In-

Indeſſen werden des Dichters Verſe, bey aller Umkehrung doch auch faſt immer ganz in ihrer Ordnung gehört, da man dem Singecompeniſten die vernünftige Regel vorgeſchrieben hat, daß er die Poeſie jeder Arie, erſt ganz in ihrer Folge durchſingen müſſe, ehe er ſie zu verſetzen anfange, damit der Zuhörer erſt den Inhalt kennen lerne. — Fälle, bey denen es ein Fehler wäre, den Weg der Vernunft zu gehen, machen aber auch hierinnen eine Ausnahme. —

Iſt nun jenes erſt geſchehen, ſo macht es die Form unſrer Arien gewiſſermaßen ſchon nothwendig, Umkehrungen und Verſetzungen mit den Worten zu machen. Und das zwar hauptſachlich aus der Urſache, weil die Worte in unſern Arien ſo oft wiederholt werden, und weil es doch gewiß nicht natürlich wäre, daß man eine Empfindung immer mit denſelben Worten, und in derſelben Ordnung der Worte, zu wiederholten malen ausdrücken ſollte.

Aber warum dieſe übertriebenen häufigen Wiederholungen? Warum nur vier Zeilen Verſe zu einer vier Seiten langen Arie? — Mein Herr, ich mag nicht mehr darüber ſtreiten; wenigſtens hier an dieſem Orte nicht.

Die Arie des Töffels fängt sich an:

Ich traue keinem Mädchen nicht.

gleich darauf wiederholt H. H. die Worte zweymal mit der Abkürzung:

ich traue nicht,

und drückt dadurch den Eifer des Töffels sehr gut aus. Warum aber H. H. die erste Sylbe ich bey der Wiederholung lang gesungen hat, da sie doch eigentlich kurz ist, das weis ich nicht.

Nun singt Töffel mit einem spöttischen Tone fort:

ein schönes Kleid, ein weiß Gesicht;

er wird hitziger bey den Worten;

mit einer dreysten Stirne
verrückt leicht das Gehirne.

Nun schielt er nach Röschen und wiederholt:

ich traue nicht, ich traue nicht;

er macht zwischen diesen Worten eine kleine Pause, während dessen die Begleitung den Gesang fortsetzt, gleichsam als wenn er sich besänne, ob er seinem Röschen wohl trauen könnte; aber nein; er singt den ganzen Vers:

ich traue keinem Mädchen nicht.

Der

Der Ausdruck würde hier noch stärker seyn, wenn H. H. die beyden Worte

feinem Mädchen

noch mit besonderm Nachdrucke wiederholt hätte. Töffel singt aber fort, wird immer hitziger und zuletzt gar bitter.

In eben dem spöttischen und hitzigen Tone singt er auch den zweyten Theil dieser Arie. Die Zeile

wie leicht wird da das Kätzchen toll,

wird mit gutem Nachdrucke wiederholt; aber der Componist ist noch nicht damit zufrieden, er will es noch nachdrücklicher machen, und läßt Töffeln nach einer kleinen Pause die beyden Worte: wie leicht, noch einmal allein wiederholen. Es folgt wieder eine kleine Pause darauf, in der Töffel und der Zuhörer Zeit bekommt, es recht zu überdenken, wie leicht das geschieht.

Beyde Pausen werden aber von den Instrumenten ausgefüllt, die in dem poßierlich hitzigen Tone immer forteilen: denn sonst würde die Wiederholung zu ernsthaft, und paßte nicht mehr für Töffeln.

Nun kömmt Michel mit einem Liede, von dem es mich sehr wundert, daß es Herr Weisse dazu gemacht

macht hat; denn die Lehre: beym schönsten Sonnenschein den Mantel umzunehmen, um immer vor dem Regen sicher zu seyn, diese singen zu lassen, ist sehr sonderbar, wenn sie gleich an sich selbst dem ehrlichen Michel sehr anpassen mag.

Daß H. H. sie aber componirt hat, und nicht gerade zu weggelassen, das kann ich ihm noch weit weniger vergeben; und dieses um desto mehr, da er es so gut weis, wie ich und jeder andere, daß es abgeschmackt ist, solche Worte singen zu lassen.

Man sieht es auch ganz deutlich an der Composition, wie sehr er es gewußt hat: denn er hat sie dadurch noch dazu ins höchste Licht gesetzt, daß er sie recht kläglich und weinerlich in der weichen Tonart singen läßt.

Hierauf folgt aber ein sehr schönes **Terzett** zwischen **Marthe, Röse** und **Töffel.**

Marthe fängt im weisklugen Ton ganz bedächtig an:

Nein, nein! es konnte was geschehn,
das wir nicht gerne sähen.

Drauf sagt Röse spöttisch in nachahmendem Tone:

Drum liebe Mutter sollt ihr gehen,

und

und nun ſingt ſie mit denſelben Tönen, in denen die Mutter geſungen hat:

So kann ihr auch nichts ſehen.

Endlich fällt Töffel nach ſeiner plumpen Art ganz tölpiſch ein:

Mein, ſagt mir doch was ſoll geſchehn?

er wiederholt die letzten Worte etwas eifrig. Drauf ſagt er ganz trocken, um die Mutter deſto ſicherer zu überreden:

da ſeht, — hier bleib ich ſtehen.

Dieſes iſt ganz und gar in Töffels Charakter geſungen, und auch nach ſeiner Stimme, vollkommen baßmäßig.

Marthe fällt ihm mit vielbedeutendem Tone ein:

Ich kenne ſchon die Schäkerey!

Dieſe Worte ſind vollkommen gut ausgedrückt; bey dem letzten Worte ahmt die Muſik den Ton der Schäkerey ohngefähr ſo auf die ſpöttiſche Art nach, wie es die alten Weiber bey ſolcher Gelegenheit wohl zu thun pflegen.

Daß aber nun Töffel mit denſelben Geſange ſingt:

Lieb Mutter, ich will redlich ſeyn,

das gefällt mir nicht eher, als bis ich sehe, daß es hier der Componist auf das Steigen desselben Gedankens angelegt hat, wodurch der Röse ihre Worte

und ist er's nicht, so will ich schreyn,

den lebhaftesten Ausdruck erhalten, der ihnen zu geben möglich war.

Der darauf folgende Einwurf der Mutter ist auch durch die kleine Pause in allen Stimmen, zwischen den Worten: J, ja doch! und den drauf folgenden: hinter drein! vollkommen comisch gut ausgedrückt. So wie auch die Versicherung der Röse:

nein, liebe Mutter, nein!

die in der Musik zugleich etwas bittendes hat, das zuletzt in den öftern Wiederholungen, bey dem steten Widerstand der Mutter, dringend wird, sehr gut ausgedrückt ist.

Nun singt Toffel ein kleines comisches Lied, das wohl eigentlich nur durch das Falsett des Sängers comisch wird; bis auf den Schluß, wo auch der Componist einen wahren comischen Zug durch die Pause bey den Worten,

gewiß, ich — werde schreyn,

ange-

angebracht hat, der auch vollkommen gut auf die zweyte Strophe paßt:

Es wird mir — kalt und warm.

Hier erhält der Schauspieler durch die Musik Gelegenheit zu einer comischen Arien. Ein Umstand, der dem Theater-Componisten von Wichtigkeit seyn muß.

Röse erzählt nun eine kleine Geschichte, die H. H. sehr gut als Erzehlung deklamirt hat. Man sehe sie selbst nach.

Aber nun kommt die Lieblings-Arie aller derer, die diese Operette recht kennen; und Hannchen empfiehlt sich uns damit gleich so sehr, daß man sie lieb gewinnen müßte, wenn sie auch sonst kein so gutes Mädchen wäre. Das Thema dieser Arie drückt schon an sich die süßeste Zufriedenheit aus, und man erräth sehr leicht aus dem Ritournell den Inhalt der ganzen Arie.

Wie vortrefflich ist die Anrufung nicht ausgedrückt, wohl, wohl mir! Es ist dem lebhaften Gefühl des weichen Mädchens, von dem sie ganz voll ist, auch sehr angemessen, daß sie die Worte

sind ich auch nun der Liebe Glück in dir!

abgebrochen singt.

Bey den Betrachtungen des zweyten Theils hört mans ganz deutlich, daß es nicht bloße Affektation bey ihr ist, sondern daß sie das, was sie sagt, mit ganzer Seele fühlt.

Wie reizend ist nicht der Ausdruck der Worte:

dem Reiz der lächelnden Natur,

besonders bey der Wiederholung, wo die Singstimme einen Ton lang aushält, und die Flöten ein angenehmes Spiel dazu machen. Und besonders lebhaft wird der Schluß dadurch, wenn die Sängerinn Stimme genug hat, zuletzt die höheren Töne der begleitenden Stimmen mit zu singen: denn sonst wird der Schluß etwas matt.

Die zweyte Strophe muß nicht darauf gesungen werden; aber wohl die erste wiederholt: denn der Componist hat sich so ganz in die Empfindung der erstern Worte hinein gesungen, daß gar keine andere darauf passen können.

Wer H. H. nur in dieser Arie kennt, der muß ihn nothwendig schon lieb gewinnen; wer es aber gar nicht fühlen kann, wie schön sie ist, den muß man mitleidig bedauren.

Tossel singt itzt ein comisches Lied, welches der deutlichste Beweis ist, daß das Comische der Musik haupt-

hauptsächlich in der kurzen Deklamation bestehe, wo jede Sylbe fast ihre Note bekömmt. Freylich thun hier die Zwischenspiele der Instrumente und auch selbst die Aussprache und die Aktion des Sängers sehr vieles hinzu, um den Gesang ganz comisch zu machen, allein bey einer Stelle in diesem Liede, ist die Musik doch gewiß an sich selbst so comisch, daß gar nichts anders darauf passen könnte, und daß man es auch der Musik gleich anhören muß, daß sie einen comischen Ausdruck habe. Ich meyne hier die Stelle, wo zu vier und zwanzig Sylben nur ein Ton in der geschwindesten Bewegung immer wiederholt wird; während dessen die Instrumente eine scherzende Begleitung haben. Diese Deklamation ist gewiß schon an sich selbst comisch.

Michel, Marthe, Röse und Töffel singen itzt ein sehr gutes Quartett, in welchem sie sehr charakteristisch von einander Abschied nehmen. Michel fängt ganz ernsthaft im Haupttone an:

Nun Marthe, lebe wohl!

Marthe, das alte Weib, singt dieselben Worte mit dem nämlichen Gesange, nur einen Ton höher, in der weichen Tonart ganz weinerlich; Töffel aber plumpt wieder mit seinem Abschiede gerade in die

Quinte des Haupttones, und Röse schlieſt ganz leichtsinnig im Haupttone.

Nun kömmt Michel mit seiner feinen Lehre an sein Weib, und singt sie recht mit Bedacht; Martha fällt ihm ins Wort, und scheint es ihm ihrem Gesange nach etwas übel zu nehmen, daß er die Lehre noch für nöthig hielt.

Töffel erinnert seine Röse, an ihn zu denken, so wie sie sonst gethan, mit eben dem plumpen Tone, so wie er sonst gethan. Er will es zwar anfänglich recht zärtlich sagen, aber das währet nicht lange, Röschen ermahnet ihn ganz spöttisch mit denselben Tönen sich zu bessern, sonst sagt sie, in demselben Gesange, den er erst hatte:

Sich du nicht mehr Mann.

Nun singen sie alle wechselsweise,

Ich' wohl, ich' wohl!

und darzwischen geht eine schmeichelnde Begleitung, die da anzeigt, daß sich die Abschiednehmenden nicht wenig lieb haben.

Nun fängt Michel in ganz patriotischem Tone an:

Der König lebe wohl!
Es geht es wie es soll!

Ihm folgen alle nach und singen:

Der

der Kynia lebe wohl!
so geht es wie es soll,
so gehts uns allen wohl.

Dieses kleine Chor ist sehr lebhaft componirt, und thut eine sehr gute Wirkung. Zum Schluß singen sie noch die Abschiedsworte, mit denen sich dieses Stück anfieng, und mit einem allgemeinen Leb' wohl! schließt es sich.

Die Vertheilung der Stimmen ist in diesem Quartett sehr gut, und verdient von jungen Componisten besonders nachgesehen zu werden.

Nun kommt das Schlußchor des ersten Akts, in welchem das Wiehern der Pferde, das Bellen der Hunde und das Geschrey der Jäger wohl ein wenig zu niedrig seyn mag; und worinnen H. H. seinem Dichter vielleicht gar zu treu gewesen ist.

Der Gesang des Chores überhaupt ist von allgemeiner Fröhlichkeit, und thut sehr gute Wirkung. Die musikalischen Schildereyen, aus denen dieses Chor eigentlich besteht, wollen wir nicht weitläuftig zergliedern. Das ist eine Sache, die man eines jeden eignem Witze überlassen muß; nur in Ansehung des Geschmacks noch die zwey Worte: man gehe sehr behutsam darinnen, weil man bald die Gränzlinie, die hier sehr fein zwischen Würde und Unanständigkeit gezogen ist, überschreiten kann.

Zweyter Akt.

Dieser Akt fängt sich mit einer Arie des Töffels an, welche seinem Charakter, wie alle übrige, vollkommen angemessen ist.

Der Unwille über die Thorheit der Jagd, ist eben so gut darinnen ausgedrückt, als sein Wohlbefinden. Man bemerke hier, wie gut H. H. die Worte des Unwillens ganz kurz deklamirt, dahingegen bey Erinnerung des guten Magens des Herrn Töffel, sich einige bequeme Ausdehnungen der Worte erlaubt hat.

Ich wünschte in dieser Absicht, daß das Wort setzen im zweyten Theile auch nicht gedehnt wäre; ob ich gleich gewissermaßen der weiblichen Endigung wegen, die Nothwendigkeit dazu erkennen muß.

Ich habe bey jeder Vorstellung dieser Oper auf allen deutschen Theatern bemerkt, daß man diese Arie und alle übrigen Arien, die dieselbe Aufschrift haben, zu langsam gesungen hat; und will deshalb hier nur erwähnen, daß man das Andante vivo fast für Allegretto nehmen muß.

Röschen singt nun eine Arie, die voller Ausdruck ist. Gleich beym Anfange:

Ach nein! was kann ich hören?

hat

hat H. H. die Frage nicht ausgedrückt, und man merke wohl, mit Recht nicht: denn es iſt hier mehr eine Klage, als Frage; durch dieſe aber würde der Geſang lebhafter und alſo weniger klagend geworden ſeyn, welches er itzt im hohen Grade iſt. Und dieſes bedurfte Röſe, um den dicken Töffel zum weinen zu bringen.

H. H. hat hier gewiß auch an die richtige Bemerkung gedacht, daß Leute, die nicht fein genug zu betrügen wiſſen, bey einer angenommenen Empfindung, die nur Vorſtellung ſeyn ſoll, jederzeit den höchſten Grad derſelben zu erreichen ſuchen, um für die Entdeckung ihres Betrugs ſicher zu ſeyn. Feinere Leute, die den Menſchen beſſer kennen, finden eben in dieſem übertrieben hohen Grade die Erklärung; allein zu dieſen gehört Töffel nicht.

Wie ſchön iſt die dritte Zeile nicht abgekürzt, wenn der Componiſt anſtatt:

Mein Töffel, der liebt mich nicht mehr,

ſagt, mein Töffel, — mein Töffel — der — liebt mich — liebt mich — nicht mehr! Und wie ausdrückend das Zwiſchenſpiel der Inſtrumente bey dieſen Pauſen dadurch wird, daß ſie nur immer dieſelben abgebrochenen Töne der klagenden Sängerinn wiederholen.

Die Schauſpielerinn kann ſich das Schluchzen erſparen, und man wird doch, bloß der Muſik nach, glauben: man hörte ſie ſchluchzen.

Aber nicht nur um das Schluchzen auszudrücken hat H. H. dieſe Abkürzungen gemacht, es liegt noch ſehr viel Ueberlegung mehr darinnen.

Das muthwillige Mädchen weis, daß Töffel zugegen iſt, und will ihm nur den Streich ſpielen, daß er mitweinen ſoll. Um nun alſo theils ſicher zu ſeyn, daß er ihre Worte recht verſtehe, ſo wiederholt ſie die beyden Worte: mein Töffel; theils aber hat ſie auch die Abſicht, ihn dadurch merken zu laſſen, wie lieb er ihr iſt. Eben dieſes auch bey der Wiederholung der Worte: liebt mich — wie wünſchte ſie es nicht, daß er ſie noch lieben möchte, — aber nein — liebt mich nicht mehr.

Hier kann ſie nicht mehr fort, ſondern fängt an zu weinen. Wie weiſe! Alle Wiederholungen würden nunmehro unnatürlich ſeyn, nachdem ſie die Worte: liebt mich nicht mehr, ausgeſprochen hat. Thränen müſſen darauf folgen, und es geſchieht. Sie weint, und weint ſo herzlich, daß — Töffel mitweinen muß.

Lachen Sie ihn nicht aus, meine Schönen! Wer hätte da nicht mitweinen mögen? Die ganze

Muſik

Muſik weinte mit; und bald hätten ja auch Sie mitgeweint. Genug, Töffel weint von ganzem Herzen mit; und Röſe — da ſie ihren Endzweck von dieſer Seite erlangt hat, verändert ſie die Maske, und ſängt ganz leichtſinnig an:

Doch, ſollt ich mich darum betrüben?
Kann ich doch auch anderswo lieben:
Es giebt der Töffel mehr,
die beſſer ſind, als er.

Hier gebe man Achtung, mit wie vielem Nachdrucke H. H. dieſe letzten Worte wiederholt. Sie ein- oder zweymal ſingen zu laſſen, und ſie ſo in ihrer Ordnung wiederholen zu laſſen, wäre nicht hinlänglich genug geweſen, um Töffeln recht bange zu machen. Der Compeniſt ſängt alſo an, die Worte nachdrücklich abzukürzen, nachdem er die beyden letzten Zeilen einmal ganz wiederholt hat: und ſagt, beſſer, beſſer, mit zwey recht ſcharfen Tönen, die durch die Wiederholung der Inſtrumente in höhern Tönen noch ſtärker werden; die beſſer ſind als er. Nun wiederholt er dieſe ganze Abkürzung noch einmal, und läßt alsdann die Worte: die beſſer ſind als er, wieder zweymal ſingen.

Das war alſo recht boshaft darauf angelegt, Töffeln an Händen und Füſſen zittern und in der

Bruſt beklemmen zu machen. Was thut Röſe, da ſie ihren Töffel in dieſer Angſt ſieht? — Sie lacht ihn aus. Freylich ein wenig gezwungen; aber das rechtfertigt ſie noch einigermaßen.

Hierauf folgt eine Arie, die Hannchen ſingt, und die der Componiſt ganz in ihrer Seele geſungen hat.

O, daß mich doch ein Herze liebte!

wie ſchön das deklamirt iſt, und wie wahr!

So wie mein Herz, ſo wie mein Herz ihn liebt!

Hier erlaubt man es dem Componiſten ſehr gerne, gleich beym Anfange der Arie die Wiederholung zu machen: denn es iſt der heißen, unruhigen Liebe der Hannchen vollkommen angemeſſen, und die Worte werden uns dadurch nicht unverſtändlich gemacht; aber wohl deſto tiefer eingedrückt.

Wie viel Ueberredung in dem ſimpeln Geſange der Worte:

ich war es nicht, die ihn betrübte,

liegt, wird jeder, der Gefühl hat, ſehr leicht empfinden. Bey den Worten:

ſo ſehr ich ihn betrübt

hört man es deutlich, wie wehe es ihr thut, daß ſie ihn ſo ſehr betrübt.

Sehr

Sehr gut iſt es auch, daß H. H. mit dem wiederholten Wunſche:

O, daß mich doch ſein Herze liebte,
ſo wie mein Herz ihn liebt,

den erſten Theil der Arie ſchließt, ohne erſt die Entſchuldigung noch zu wiederholen, die ſie weder ſich, noch dem Zuſchauer nöthig hat, zweymal zu ſagen. Wer glaubt es ihr nicht?

Der erſte Theil ſchließt in der Quinte des Hauptones, und nun nimmt H. H. den zweyten Theil der Poeſie, ſetzt ihn in die Mitte, und ſingt ihn wieder in der Quinte, aber in der weichen Tonart zu ſingen an. Dieſer Theil iſt ſehr gut deklamirt, und auch die Gleichheit der Rythmen mit beſonderer Sorgfalt beobachtet.

Ein Uebergang von fünf Takten leitet wieder in den Hauptton ein, und Hannchen wiederholt nach ihrer kleinen Erzehlung ſehr natürlich den Wunſch:

O, daß mich doch ſein Herze liebte, u. ſ. w.

Nun ſingt Hannchen eine moraliſche Arie, bey der H. H. alles das, was er daran ausdrücken konnte, ich meyne den edlen Unwillen, ſehr gut ausgedrückt hat. Im zweyten Theile iſt aber auch eine ſehr gute Ueberlegung noch beſonders zu bemerken. Um die vier Zeilen:

Sein betrügen,
künſtlich lügen,
ſüßen quälen,
ſchlau beſtehlen,

nicht gar zu ſehr auf einander zu häufen, hält er bey jeder Zeile inne, und läßt die Inſtrumente deſſelben Geſang, der auf den Worten ſtand, wiederholen.

Ich finde hierinnen zwey Feinheiten. Das Anhalten der Singſtimme geſchieht, damit der Zuhörer nicht nur die Worte deutlich vernehmen, ſondern auch überlegen möge. Daß aber die Inſtrumente dieſelben Töne wiederholen, geſchieht, um die Worte deſto eindringender zu machen, und auch den Eifer, mit dem ſie billig hinter einander ausgeſprochen werden ſollten, dadurch zu erhalten, da jenes, wie oben bemerkt, der Deutlichkeit und des Nachdrucks wegen nicht geſchehen konnte.

Auch ſind hier die Worte:

daß nur ich ein groſſer Mann

mit ſehr gutem Nachdrucke getrennt wiederholt.

Ueber das folgende Lied:

Als ich auf meiner Bleiche ꝛc.

darf ich nichts mehr ſagen; die ganze deutſche Nation hat ſchon darüber entſchieden, daß es völlig ſo

iſt,

ist, wie die Lieder von der Art seyn müssen. Denn jeder Mann, vom hohen bis zum niedrigsten, singt und spielt es und pfeift es, und fast sollte ich sagen und trommelt es, so sehr wird es in ganz Deutschland auf alle nur mögliche Art gebraucht.

Ich habe bey diesem und einigen andern Hillerischen Liedern, so oft ich sie so hörte, immer bey mir selbst gedacht: „wollte ich doch lieber das kleine Lied gemacht haben, als alle die tausend Stücke, die aus meinem Gehirne oder meiner Hand geflossen! Denn was kann wohl angenehmer seyn, als das Bewußtseyn, zu der Fröhlichkeit einer ganzen Nation so vieles beyzutragen!“

Ich muß indessen doch dem jungen Componisten durch eine kleine Bemerkung, die ich bey diesem Liede gemacht, aufmerksam darauf machen, wie sehr man in solchen Stücken alle Schwierigkeit zu vermeiden habe. So oft ich dieses Lied von gemeinen Leuten habe singen hören — und das ist viele tausend male geschehen — so habe ich nie gehört, daß sie in dem vierten Takte vor dem Ende das Dis vor dem D gesungen hätten, sondern alle sind gleich ins D gefallen. Es ist dieses eine Kleinigkeit, aber sie giebt zum Nachdenken Anlaß.

Eben in dieser Absicht will ich dem Leser noch eine kleine Bemerkung mittheilen. Sie ist diese:

Man

Man gebe auf den Gesang des gemeinen Mannes acht, wenn er sich selbst zu einem Liede die Melodie macht, oder auch eine andre, die er nur halb behalten hat, nun für sich verändert, und sie nach seiner Art singt, so wird man nie gedehnten Gesang, sondern jederzeit nur kurze Deklamation bey ihm finden; jeder Sylbe giebt er seinen Ton. Und ich glaube, daß dieses mit eine Ursache ist, woher das Lied: Als ich auf meiner Bleiche, vor allen andern Hillerischen Liedern am allergemeinsten ist. Es ist mehr kurze Deklamation darinnen, als gedehnter Gesang; und selbst die wenigen zusammengezogenen Noten kürzt der gemeine Mann noch ab, und singt nur einen Ton von zweyen zu jeder Sylbe.

Fließt hieraus nicht ganz natürlich die Frage: Ist der gedehnte Gesang natürlich oder unnatürlich? Und liegt nicht auch die Entscheidung der Frage in dieser Bemerkung?

Röschen singt itzt eine in ihrer Art ganz vortrefliche Arie. Ehe ich aber von der Composition derselben spreche, muß ich erst einen Druckfehler bemerken, der sich allgemein, so wohl beym Dichter, als Componisten eingeschlichen hat. Es steht

Ich habe Töffeln auf mich —

Hier wird in der Musik angehalten,

so oft schon böse gesehn:

Ohne

Ohne allen Zweifel aber muß es heissen:

Ich habe Tosseln so oft
auf mich schon dose gesehn.

Und wenn gleich der Reim widerspricht, und darüber verloren geht, so muß es doch ein Druckfehler seyn: Denn wie es dort steht, führt es gewisse Leute auf eine niedrige Zweydeutigkeit, die weder das feine Gefühl des Dichters noch des Componisten billigen kann.

Und nun zur Composition dieses Stücks.

In der ersten Abtheilung, die più tosto andante überschrieben ist, läßt H. H. den Brummbären durch die Bässe brummen. Für die comische Oper geht das wohl an, man vergesse aber nie daran zu denken, daß es sich auch nur einzig allein für diese Art Stücke schicke; sonst aber zu niedrig für die Musik ist.

Im Anfange der zweyten Abtheilung, die Allegretto überschrieben ist, ist gleich Röschens muthwilliger Scherz ganz vortrefflich ausgedrückt:

dann schäk' ich, ich lache,
ich küßt' ihn, ich mache
ein Affengesicht, —

Piccini, der vollkommenste comische Opern-Componist unter den Italienern, und wie Galuppi sagt,

ſagt, der Einzige, hätte es nicht beſſer ausdrücken können.

Die Worte:

und hört er noch nicht

ſcheinen mir nicht wichtig genug zum Wiederholen zu ſeyn, noch weniger aber das Zwiſchenſpiel zu verdienen. Wie ſchön aber iſt folgender Ausdruck nicht?

ſo ſchlag' ich tief die Augen nieder,
ich wein ein Thränchen, häng den Kopf,

Es iſt nicht nur wahrer Ausdruck der Empfindung darinnen, ſondern auch die feinſte Illuſion, als muſikaliſche Malerey betrachtet. Und weiter — doch man ſpiele und ſinge und fühle ſelbſt. Worte drücken das gar nicht aus, was ich hier ſagen möchte.

Ganz beſonders merkwürdig zur Zergliederung iſt mir die folgende Arie, in der Chriſtel den Verluſt ſeines lieben Mädchens ſo zärtlich klagt, als Hannchen nur immer um ihn klagen konnte.

Ein kleines Vorſpiel von vier Takten leitet den Zuhörer eben ſo ſicher in die Empfindung des Stücks, als es den Sänger in den Ton leitet.

Mein Hannchen war für mich allein
auf dieſer Welt geboren!

Wie

Wie viel Nachdruck erhält der Gesang, der an sich schon so schmelzend ist, nicht durch das starke Steigen auf den Worten:

auf dieser Welt —

Der Sänger holt es aus der Tiefe der Brust hervor, so wie es H. H. aus dem Innersten des Herzens heraus sang; er scheint sich erschöpfen zu wollen: und eben so bey der Wiederholung dieses Gesanges, wo die Worte:

sie ist für mich verloren,

darauf zu stehen kommen.

Bey der folgenden Betrachtung des Christels:

Vergnügen oder Pracht,
Zwang oder Tyrannen,
List, oder Leichtsinn macht
mir Hannchen ungetreu!

wie da in der Musik immer Unwille mit Schmerz vermischt durchscheint.

Es giebt Componisten, die auf die Worte:

Vergnügen oder Pracht

hätten können fröhliche und glänzende Gedanken anbringen, ohne daran zu denken, daß dieses Vergnügen, diese Pracht, worinnen Christel Hannchen

glaubt, die Urſache ſeines Schmerzes iſt, und daß die Erinnerung deſſen, noch Unwillen darzu bey ihm erregen muß.

Zwang oder Tyranney,

Wenn der Sänger das Verhaßte dieſer Worte recht zu fühlen weis, ſo hat er hier Gelegenheit, ſie ſo auszuſprechen, daß ſie dem verhaßt werden müſſen, der ihnen noch nicht flucht.

H. H. wiederholt die letzten Worte noch einmal, und, man bemerke wohl, lebhafter, als das erſte mal. Eine Bemerkung, die man ſich zur Regel machen kann; und die allgemein gilt, nicht nur bey Singeſachen, ſondern auch eben ſo bey Inſtrumentalſachen. Die Neuheit und das Unerwartete hat ſehr großen Antheil an dem Eindruck, den ein Gedanke machen ſoll. Wiederholt man ihn, ſo iſt er nicht mehr neu; er hat alſo ſchon ein Intereſſe weniger, und ſeine Wirkung iſt bey der Wiederholung ſchwächer; man ſuche ihn alſo zu verſtärken. Auch iſt es der Natur der Empfindung gemäß, bey dem Wiederholen eines Gedankens lebhafter zu werden.

Die Wiederholung der letzten Zeile:

mit Hannchen ungetreu,

ohne

ohne das Werbum dabey zu wiederholen, diene dem jungen Componiſten nicht zur Entſchuldigung bey ähnlichen Fallen, aber wohl dem Dichter zur Warnung, bey muſikaliſcher Poeſie den Sinn nicht ſo aus einer Zeile in die andere zu ziehen, daß nicht jede Zeile für ſich allein verſtanden werden kann. H. H. mußte hier etwas zum Schluſſe wiederholen, ſonſt wäre, in Anſehung der übrigen Einrichtung des Stückes, der Schluß gar zu kurz abgebrochen geweſen. Wäre es aber doch nicht beſſer geweſen, wenn der Componiſt lieber geſagt hätte:

macht Hannchen ungetreu?

denn ſo bald er den Vers des Dichters nicht bequem zur Muſik findet, dünkt mich, ſteht es ihm frey, jede Aenderung damit vorzunehmen, die ihn nur muſikaliſcher macht.

Derſelbe Gedanke, der das kleine Vorſpiel dieſer Arie machte, führt itzt ſehr leicht und ungezwungen in den Hauptton des Stücks. Chriſtel wird dadurch an die erſten Verſe dieſer Arie erinnert, und die Klage wacht wieder bey ihm auf.

Nun gebe man aber wohl Acht, wie er die erſten Zeilen wiederholt, und wes für ausdrucksvolle Abkürzungen und Wiederholungen der Componiſt mit den wenigen Worten macht, die Chriſtel

hier wiederholt. Es iſt dieſes ein wahres Muſter, wie alle Da Capo beſchaffen ſeyn ſollten.

Sehr natürlich iſt es, daß jemand bey einer ſehr lebhaften Empfindung die Worte, mit denen ſie zuerſt ausbrachen, wiederholt, nachdem er andere dazwiſchen geſungen, die eben dieſe Empfindung nur mehr aus einander ſetzten. Aber eben ſo unnatürlich iſt es auch, daß er ſich mit denſelben Worten, oder vielmehr in derſelben Ordnung der Worte wiederholen ſoll. Daher ſagt Chriſtel nur:

Ja, Hannchen war für mich geboren:
und ach! ſie iſt verloren!

Sehr gut! Aber wie vieles thut nun nicht noch der Componiſt zum wahrhaften Ausdruck der Empfindung hinzu. Er ſagt in klagenden Tönen:

Ja! Hannchen war für mich —

eine aufſteigende Thräne unterbricht ihn einen Augenblick: die Inſtrumente ſetzen indeſſen die Klage fort. Aber nicht lange: denn gleich fällt Chriſtel wieder ein, und wiederholt mit den allerlebhafteſten Tönen:

für mich war ſie geboren!
und ach! —

er hält inne: denn er kann für Schmerz kaum mehr ſingen:

und ach!

Nun

Nun ist seine Empfindung so hoch gestiegen, daß er unmöglich in der Ordnung mehr fortsingen kann: er sagt also nur die letzten Worte schluchzend:

sie ist verloren!

Nun spielen die Instrumente wieder das kleine Ritournell, welches am Anfange stand, und wollen damit schliessen. Christel aber hat die Brust etwas durch Thränen erleichtert, fällt beym dritten Takte ein, und bricht noch einmal mit grosser Heftigkeit in die Klage aus:

sie ist verloren!
sie ist verloren!

Und nun stirbt die Musik in klagenden Tönen allmählig ab: damit er in seinen Schmerz sich versenke.

Wie vortreflich! wer sieht und fühlt hier nicht die wahrhafte Natur der Leidenschaft! So wahr, wie sie Rode nur immer malen kann. Ich kenne wenig Stücke der größten Meister, die mit so vieler Ueberlegung und zugleich mit so vieler Seele den wahren Gang der Empfindung so glücklich ausdrückten! Eben so geht es mir mit vielen historischen Gemälden jenes grossen Malers. Nur bey ihm finde ich den feinen, denkenden Kopf, mit so warmer, oder vielmehr glühend heisser Seele vereinigt.

Christel singt itzt ein kleines Lied, das der Liebling aller seinen Seelen ist.

Wie schön war sie!
so schön kann nie
die Flur im Lenze prangen:
wie Rosen schien
ihr Mund zu blühn,
wie Pfirsichen ihre Wangen.

Die Musik entspricht hier vollkommen der reizenden Poesie. Die süßeste Erinnerung an die Schönheit und Güte seines Mädchens giebt Christeln den Gesang ein; wie kann er da anders, als lieblich seyn? Der Schmerz über den Verlust dieses süßen Mädchens giebt ihn aber den Ton der zärtlichen Klage; wie kann er da anders als rührend seyn? Und gewiß beydes ist er im höchsten Grade. Man singe; ich singe mit.

Nun bemerke man aber in der folgenden Arie der Hannchen, wie weise und wie glücklich H. H. die Freude des guten Mädchens über ihren Christel ausgedrückt hat. Der Hannchen eine fröliche Arie zu geben, wo sie selbst viel geschwinde Noten singen müßte, wäre ihrem Charakter gar nicht angemessen. Ihre Freude mußte so beschaffen seyn, daß sie für Freude kaum singen konnte; und so finde ich sie hier.

In-

Indeſſen ſollte doch ein fröhlicher Gang in der Arie ſeyn, und auch der iſt darinnen, und zwar drücken ihn die Inſtrumente aus. Hannchen ſingt immer in abgebrochenen kurzen Sätzen, indeſſen die Inſtrumente den fröhlichen Gang fortgehen. Hier iſt das Spielende der Inſtrumente, welches die Italiener Scherzare nennen, vollkommen gut angebracht: denn es ſteht nicht blos zur Vergnügung des Gehörs, ſondern vielmehr zur Beförderung des wahren Ausdrucks da.

Der ganze Gang und die Melodie dieſer Arie iſt ſehr ſchön; beſonders aber zeichnet ſich der Ausdruck des Gedankens aus:

mir zittern für Freude die Glieder.

Chriſtel ſingt nun eine Arie, die alles das, was er empfindet, ſehr gut ausdrückt. Erinnerung an die vorige Liebe, Ungewißheit über die Treue ſeines Mädchens; Verlangen, Sie noch treu zu finden.

Eben ſo zärtlich, wie der Geſang der erſten Zeile iſt:

Du warſt zwar ſonſt ein gutes Kind,
du liebteſt mich, ich dich;

ſo viel Nachdruck liegt auch auf den Worten:

doch auch die beſten Mädchen ſind
gar oft veränderlich.

wenn ſie der Sänger beyde male recht vorzutragen weis. Ich dächte, es müßte jedem Mädchen nothwendig das Herz ſtärker ſchlagen, wenn ſie die Töne der beyden Worte: gar oft — hörten. Und ſo auch bey dem Eifer und der Ueberzeugung, mit der er folgende Worte ſingt:

Ein ſchönes Kleid, ein glattes Wort
kann leicht ihr Herz verderben.

Nicht nur der Ausdruck, ſondern auch die Worte der beyden erſten Zeilen veranlaßten hier den Componiſten, ſie kurz fort zu deklamiren. Auf der letzten Zeile liegt aber ein gewiſſer Nachdruck, der Warnung in ſich zu halten ſcheint.

In den folgenden Worten:

Biſt du auch ſo? ſo laß mich fort,
ſo laß mich gehn und ſterben,

finde ich in der Muſik ſo viel Ausdruck des ſehnenden Verlangens, ſie möchte nicht ſo ſeyn, daß ich dieſes für einen der feinſten Züge dieſer Oper halte. Der Ausdruck des herzlichen Wunſches, der hier durchſchimmert, ſcheint mir beſonders durch das Steigen deſſelben Gedankens in die Quarte hervorgebracht zu werden.

Röſe, die uns ſchon lange nichts vorgeſungen hat, ſingt nun ein Lied, aus dem ihr muntrer

Charakter

Charakter und auch ihr gutes Herz hervorleuchtet. Das kurze Vorspiel von zwey Takten verkündigt schon ganz deutlich, daß Rose singen wird. Sehr gut ist es, daß der Baß in den geschwinden Noten fortfährt, aus denen das Vorspiel besteht; theils wegen des munternn Ausdrucks dieses Liedes, theils aber auch der Einheit des Stücks wegen: die H. H. überhaupt so gut in allen seinen Stücken beobachtet, daß jedes für sich ein Ganzes ist.

So oft ich hieran denke, thut es mir leid, daß H. H. nur für dieses Fach arbeitet; und ich habe schon oft gewünscht, daß er keine comische Laune haben möchte, um nie auf diese Art Opern verfallen zu seyn. Denn wenn man ihn von der Seite seines Verstandes und seines feinen richtigen Gefühls betrachtet, so findet man wirklich, daß er zu gut für dieses Fach ist; und besonders alsdann, wenn man noch einen Blick auf die elenden Sänger unsrer Theater wirft. Und diese unausstehlichen Stümper, die keinen Ton rein singen können, und noch weniger wissen, was Musik heißt, bilden sich recht viel auf ihr Geheule ein, und glauben, die Musik eines Hillers sey nicht gut genug für Sie. Was thun Sie? Sie nehmen schwere italienische Arien aus ernsthaften Opern, und zwingen da die deutsche Poesie mit Gewalt hinauf, so daß oft das

Sylbenmaaß des Verses sich nicht einmal zum Zeitmaaß der Arie paßt, und so nothzüchtigen sie ihre Zuhörer auf die aller erbärmlichste Weise. O, über die Schande unsrer Nation!

Ich komme itzt in der Fortsetzung meiner Zergliederung auf ein sehr schönes Terzett, das überaus viel Annehmlichkeit und Ausdruck im Gesange hat, und sehr charakteristisch ist.

Christel singt an:

Ich starbe faſt für Freuden, u. s. w.

Hannchen, die von derselben Empfindung voll ist, singt sehr richtig dieselben Worte in denselben Tönen nach. Röschen singt darauf; ihr Gesang ist so wie ihre Worte, durch einen gewissen freyeren Ton von dem vorigen einigermaßen verschieden.

Nun singt Christel:

Nach überſtandnen Schmerzen
iſt einem treuen Herzen
die Liebe doppelt ſüß.

Hannchen singt es nach. Hier fragt es sich: Erinnert man sich des überstandnen Schmerzes unter drauf folgenden Freuden, so daß man ihn noch einmal fühlt; oder erhebt nicht der bloße Gedanke daran schon die gegenwärtige Freude um so viel stärker?

ſtärker? Iſt das letztere wahr, ſo iſt es nicht gut, daß jene Worte in der weichen Tonart geſungen werden. Man unterſuche ſelbſt.

Zur Abſtechung der darauf folgenden Worte, die Roſe ſingt, dienet es ganz vortrefflich. Nie habe ich lebhafter charakteriſiren hören, als die Töne der folgenden Worte Röſens Charakter bezeichnen:

Nein, ſagt mir nichts von Schmerzen!
auch unter ſchlauen Schmerzen
bleibt doch die Liebe ſchön.

Dieſe Worte ſind ſo ſchön deklamirt, als möglich. Röſe, ihre ganze Liebe wird darinnen bezeichnet; und dieſes wird freylich durch den vorhergegangenen traurigen Geſang deſto ſtärker; aber hätte es ein blos zärtlicher Geſang nicht auch gethan?

Nun verändert ſich die Bewegung, und der Geſang wird allgemein fröhlich. Zuletzt ſingen ſie ein kleines Chor, das den vollkommenſten Ausdruck der höchſten, glücklichſten Zufriedenheit hat. Es ſind wenig Noten, die mich aber jederzeit faſt bis zu Freudenthränen gerührt haben. Die edle Symplicität des Geſanges, und die völlige Reinigkeit der Harmonie bringen hier die vortrefflichſte Wirkung heraus.

Ein

Ein allerliebſtes Lied, das eben ſo wie jenes, als ich auf meiner Bleiche, allgemein beliebt iſt, wird itzt von Hannchen geſungen. Der erzählende Ton iſt völlig darinn getroffen; vorzüglich ſchön iſt der Ausdruck:

mein Herz iſt nicht mehr mein.

Es liegt eine zärtliche und gewiſſermaßen frohe Erinnerung an Chriſtels Liebe drinnen.

Dieſem Liede folgt ein ſchönes Duett, welches voller Stärke im Ausdruck iſt. Der Gang des Baſſes drückt den Charakter der ganzen Situation ſehr gut aus. Es iſt ſo viel feine Illuſion des brauſenden Sturms des nahen Donnerwetters, ohne in abgeſchmackte Malereyen zu verfallen; Es drückt vielmehr nur die Empfindung des Grauſens aus, welches bey ſolchem Aufruhre der Natur in der menſchlichen und beſonders in der weiblichen Seele entſtehet, und erregt ſie. Hannchens Angſt wird durch den ſchönen Gedanken am Ende des Verſpiels vollkommen ausgedrückt. Und beſonders, wenn ſie hernach die Worte drauf ſingt:

auf! laß uns fliehn!

Das Aengſtliche und Unentſchloſſene wird durch den vorſchlagenden Baß und die nachſchlagenden Noten der Oberſtimme ſehr gut ausgedrückt.

Eben

Eben so gut ist auch das feste und ruhige Wesen in Christels Seele ausgedrückt. Den Worten:

wo du bist, lächelt ein heiterer Himmel.

folgt ein sehr schöner zärtlicher Gedanke zum Nachspiel der Instrumente: auf den hernach Hannchen, nachdem sie durch Christels Worte und Standhaftigkeit etwas ruhiger geworden, folgende Worte singt:

ist es nun von Stürmen frey?
ist dein Herz von Stürmen frey?

Christel antwortet darauf im überzeugenden Tone:

Ja, denn du warst und bleibst mir treu.

Die Ueberzeugung von ihrer Treue scheint mir besonders dadurch ausgedrückt zu seyn, daß er die Worte: du warst mit so vielem Nachdrucke einige male wiederholt.

Ein beruhigendes und zur Standhaftigkeit aufforderndes Zwischenspiel macht Hannchen endlich so beherzt, daß sie mit Christeln singt:

So mag es denn stürmen und donnern und blitzen,
und wird die gefällige Liebe beschützen.

Zu der ersten dieser beyden Zeilen braucht H. H. auf eine sehr gute Art das Thema. Wie sich dieses paßt, da es beym Anfange doch Furcht ausdrücken sollte? H. H. hat die Begleitung abgeändert.

Wir

Wir haben oben ſchon bemerkt, daß der Ausdruck der Bangigkeit und Unruhe in der Begleitung des Baſſes lag; dieſen, der dort in mildſtrömenden Tönen beſtand, wechſelt H. H. mit einem, der durch die ſtäte Wiederholung derſelben Note, Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit ausdrückt.

So ſehr ich auch von dieſem Stück, welches jederzeit eine ſtarke Wirkung auf mich gemacht, eingenommen bin, ſo kann ich doch unmöglich die Wiederholung des einzelnen Wortes: beſchützen, am Schluſſe billigen. Dieſes abgeriſſene Wort, welches man dreymal hinter einander, ohne den übrigen Zuſammenhang, zu hören bekömmt, macht eine ganz beſonders widrige, und faſt ſollte ich ſagen, lächerliche Wirkung. Noſt oder Grecours würden ſich hier nicht enthalten können, eine boshafte Anmerkung zu machen; und ich muß ſelbſt bekennen, daß ich nur einen Punkt des menſchlichen Lebens kenne, in dem man das letzte Wort der vorhergegangenen Rede ohne weiteren Sinn wiederholt.

Der Sturm kömmt näher; die Donnerſchläge verdoppeln ſich, und das zärtliche Paar flieht. H. H. hat hier ſehr glücklich eine Symphonie angebracht, die vollkommen die Empfindung ausdrückt, die mit ſolcher ſchrecklichen Scene verbunden iſt;

und die dadurch noch ein besondres Interesse bekömmt, daß sie gewissermaßen aus dem vorhergegangenen Duett genommen ist.

Nun tritt der König auf. Die Musik bekömmt gleich eine ganz andre Gestalt. Man hört einen Gesang, in dem stille Größe und wahre Hoheit herrsche.

So gerne ich sonsten auch die gewöhnliche Form der ausführlichen großen Arien, den vornehmern Herren zum Unterscheidungszeichen zugestehen will, so gefällt mir an dieser Arie des Königs die nachdrückliche Kürze doch ungemein; und ich glaube, daß dieses das mehreste zu der Hoheit ihres Charakters beyträgt.

Die Poesie der Arie war auch schon an sich keiner häufigen Ausdehnungen und Wiederholungen fähig, da sie vom moralischem Inhalte ist.

Es ist aber kein König, der nur immer und allein an seine Majestät denkt; es ist ein Menschenfreund; ein Mann, der ein feines Gefühl und ein zärtliches Herz hat, es ist Heinrich der Vierte. Darum konnte ihn H. H. auch das folgende Lied mit so allerliebstem angenehmen Gesange singen lassen. Um den königlichen Charakter aber auch in

in dieſem Liede nicht aus den Augen zu laſſen, wählt H. H. eine Bewegung, die einen gewiſſen ernſthaften und anſtändigen Gang hat; ich meyne das alla Polacca.

Man hat längſt ſchon die Bemerkung gemacht, daß der Tanz der Polen einen gewiſſen ſtolzen Schwung hat, der den Charakter der Nation einigermaßen bezeichnet; und ich finde dieſe Bemerkung ſehr gegründet. H. H. hat ſich hier dieſer Bewegung ſehr glücklich bedient.

Am Ende jedes Theils wird man bemerken, daß H. H. die letzte Zeile mit einer Abkürzung wiederholt hat, und daß zwar der Gleichheit der Rythmen und des ausdrückenden Zwiſchenſpiels wegen; man bemerke aber auch, wie gut dieſe Abkürzung und Wiederholung, die in der erſten Strophe ſehr leicht und natürlich war, auch auf die zweyte Strophe angewandt iſt. In der erſten Strophe hieß es:

das gefällt uns allen.

da ſagt H. H.

das gefällt uns,
das gefällt uns allen.

In der zweyten Strophe heißt es aber:

unſre guten Alten.

da

da ſagt H. H.

unſre Alten,
unſre guten Alten.

Hier iſt die Umkehrung, nicht nur durch beyde Strophen, durch dieſe Verſetzung paſſend geworden, ſondern das Beywort der letzten Zeile bekommt noch einen gewiſſen Nachdruck dadurch, daß es bey der Wiederholung erſt vorkommt, den es ſonſt nicht haben würde.

Eben ſo im zweyten Theile, wo es heißt:

jung und artig nicht gefallen,

und wo H. H. in der zweyten Strophe eine ähnliche Verſetzung macht. Es heißt da:

wie die weiſen Väter halten.

H. H. ſagt:

wie die Väter,
wie die weiſen Väter halten.

Wie aber nun Michel und der König zum Duetto zuſammen kommen, das weis der Mann im Monde. Ich weis aber, daß ich es in der Stelle des Herrn Hillers nicht componirt hätte. An Beobachtung der Charaktere iſt da gar nicht zu denken: der König ſingt wie der Bauer, und der Bauer wie der König. Ich will davon ſtill ſchweigen, und ſie auf Koſten ihrer Lunge immer ſingen laſſen.

Dritter Akt.

Rösе eröffnet diesen Akt mit einer Arie, die sehr gut deklamirt ist, und bey kurzer, forteilender Deklamation doch einen guten gefälligen Gesang hat.

Für einen Mann, wie H. H., der Geschmack genug hat, um nicht das Fliehen der Gespenster, das Spüken des Alps und des Rübezals, das Ziehen der Drachen, das Tanzen des Irrwisches, das Kneipen des schwarzen Mannes mit rauchenden Tatzen, und das Schreyen der Hexen in Form der schwarzen Katzen, auszudrücken, für diesen war eben nicht viel Interesse in der Poesie dieser Arie. Himmel, was wäre dieses nicht für ein Feld für Telemann oder gar Mattheson gewesen? Unter einer Stunde wären wir gar nicht losgekommen. Alle musikalische Instrumente, und allenfalls auch noch die unmusikalischen hätten hier herhalten müssen, um uns alle jene Hexereyen, recht deutlich gemalt, vorzustellen. Und dann zu dem guten Effekt dieser Schilderreyen noch hinzu gerechnet, daß sie — in der Kirche — in einer Paßion vorgekommen wären — Pfui, über die Unanständigkeit! Schande falle auf ihre Nachahmer!

Am

Am Ende dieſer Arie ſchläft Röſe, von dem ſüßen Gedanken, bald an Töffels Seite zu ruhen, berauſcht, allmählig ein. Ich will hier nicht den Ausdruck des Componiſten leben: das Lob wäre zu klein für Herrn H. Allein ich kann mich nicht enthalten, des vortrefflichen Spiels zu erwähnen, mit welchem ich die ehemalige Mademoiſelle Steinbrecherinn, itzt Madame Hübler, dieſe Scene habe ſpielen ſehen. Die wahrhafte Natur war in ihrer Stellung, in ihrer Sprache, in jeder kleinen Bewegung. Ueberhaupt ſchien ſie mir zu ſolchen naiven Rollen geboren zu ſeyn; ſie ſpielte ſie alle mit ſo vieler Wahrheit und Anmuth, daß ſie hierinnen gar nicht übertroffen werden kann.

Marthe ſingt itzt ein Lied in der Seele des erſtandnen und herum wandelnden Beckersgeiſtes des Dorfs. H. H. hat zu dieſem einen völlig paſſenden Geſang und Ton gewählt; es iſt ungefähr der Ton, in dem Schakeſpears Geiſter reden, wenn ſie herum irren, die Menſchen zu erſchrecken.

Röſen wird auch wirklich bange, ſie rückt nach und nach näher an die Mutter, und verbirgt ſich endlich gar in ihrem Schooße. Hier muß man die Steinbrecherinn ſpielen ſehen.

Der König:

Eine (g) Flasch in Phillis Hand
(Welch ein schöner Gegenstand:)
sieht der finstre Weise blinken.

Ueberhaupt hat diese Arie einen sehr edlen Gang; der Gang ist königlich; im Einzelnen aber sind einige Bemerkungen darüber anzustellen, die Gelegenheit geben, verschiedenes dem jungen Componisten zur Warnung zu sagen.

In der ersten Zeile soll der stärkste Nachdruck auf Flasch liegen, nicht aber auf eine. Denn es darf nicht just nur Eine Flasche gewesen seyn, es könnten auch wohl zwey und drey seyn. Und ich dächte, diese gehörten doch am allerwenigsten dazu, um den finstern Weisen zum lieben zu bewegen;

(g) In des Herrn Fleischers Oper: das Orakel, kömmt ein ähnlicher Fall vor: nur umgekehrt: Ich sollte noch mein Glück Ache Tage lang verschieben? Da liegt der stärkste Nachdruck auf Tage, und das vorhergegangene Wort Ache, welches Nachdruck haben sollte, wird ganz kurz, und fast ohne gehört zu werden, fortgesungen. Ein Theil der Schuld liegt auch an dem Dichter, er hätte Ache nicht kurz brauchen sollen.

In einem Gleimschen Liede, von Herrn Fleischer componirt, ist eben völlig der oben erwähnte Fall: Ich thann von einer Frau: Da liegt in der Musik auch der Accent auf einer; und Herr Fleischer scheint sich zu wundern, daß er nur mit Einer Frau zufrieden seyn soll.

wegen; die Hand der Phillis, die einschenkt, muß dennoch immer dabey in Rechnung kommen.

Die Schuld jener verfehlten Deklamation liegt aber eben so wohl am Dichter, als am Componisten; er hätte eine nicht lang brauchen sollen. Und noch dazu gleich zum Anfange des Stücks. Dieses nöthigte den Componisten freylich, mit dem herunterschlagenden Takt anzufangen; allein wir haben ja in der Musik noch ein Mittel, den Werth der Sylben zu bestimmen: Höhe und Tiefe. Und mich dünkt, daß dieses mehr und stärker bestimmte, als Kürze und Länge. Denn selbst in der Sprache sprechen wir sehr oft eine so genannte lange Sylbe kürzer aus, als die drauf folgende oder vorhergegangene kurze Sylbe, nur wir steigen bey jener mit der Stimme.

Schriebe ich blos eine Beurtheilung der Hillerischen Oper, so würde ich jene Kleinigkeit gar nicht gerüget haben; denn ich bin versichert, daß es H. H. so gut weis, als ich, und daß er es bey dieser Gelegenheit nur nicht so genau hat nehmen mögen. Allein ich fand es nöthig, jenes dem jungen Componisten zu sagen; und die Gelegenheit dazu kommt in Herrn Hillers Arbeiten so selten vor, daß, hätte ich diese Stelle nicht genutzt, ich wohl schwerlich

dazu gekommen seyn würde. Dieses gelte auch von allem übrigen, was ich von dieser Art noch sagen werde.

Die folgende Zeile:

(Welch ein schöner Gegenstand!)

ist im Einschlusse gesagt, und kann also unmöglich so lang und gedehnt gesungen werden, als die erste; so gerne wir auch den schönen Gesang der ersten Zeile wiederholt hören; noch weniger aber kann sie vor und nach sich ein Zwischenspiel der Instrumente haben, welches die dritte Zeile so weit von der ersten absondert, daß man diese schon ganz vergessen hat, wenn jene kömmt. Noch übler aber ist es, daß der Componist die dritte Zeile erst zweymal abgekürzet singen läßt, ehe wir sie ganz zu hören bekommen. Sie heißt:

sieht der finstre Weise blinken.

Der Componist sagt aber:

sieht der finstre,
der finstre Weise,
sieht der finstre Weise blinken.

Und nun noch nach jeder dieser einzelnen abgekürzten Zeilen ein Zwischenspiel der Instrumente.

Das ärgste dabey ist noch dieses, daß alle diese Abkürzungen, alle Zwischenspiele, nicht einmal zum Aus-

Ausdrucke der einzelnen Worte etwas beytragen, und also ohne keinen weitern Endzweck sind, als den Vers völlig unverständlich zu machen: denn man versuche nur einmal, die Zeilen mit den Abkürzungen etwas langsam zu lesen, und ich wette, der Zuhörer versteht sie nicht. Und nehme man noch dazu an, daß der Gesang dieser Verse mehr, als noch einmal so viel Zeit fortnimmt, als im lesen geschieht, und daß die Pausen (—) jedesmal fast eben so lange währen, als die ganze Zeile gewährt hat. Hier sind sie:

Eine Flasch in Phillis Hand, —
(welch ein schöner Gegenstand!) —
sieht der finstre —
der finstre Weise —
sieht der finstre Weise blinken. —

Daß hier H. H. im Nachspiel die Flasche blinken läßt, scheint mir auch nicht recht anständig zu seyn. Ich habe zwar gesagt, dergleichen Schildereyen schickten sich für die comische Oper wohl: allein hier singt der König; und wie stimmt das blinken hier mit dem übrigen edlen Charakter dieser Arie zusammen?

Die Zeile:

wird schon durstig, will schon trinken,

ist für sich allein genommen, sehr gut ausgedrückt: denn die Musik scheint wirklich eine dringende Be-

gierde anzudeuten: allein, wenn ich an den Charakter des Königs gedenke, so muß ich sie tadeln. Sie ist comisch, und das zwar durch die stete Wiederhelung derselben kurzen Noten: und noch mehr: Sie ist niedrig comisch: dieses beweist mir eine Erinnerung an den pöbierlichen Waffenträger in Herrn Hillers Lisuart und Dariolette, der denselben Gesang zu einigen lächerlichen Versen singt, und wo er ihm so vortrefflich anpaßte, daß ich ihn mir ganz besonders gemerkt habe.

Das war die erste Verfehlung der Charaktere, die ich in den Werken des Herrn Hiller finde, und die mir aus eben der Ursache um destomehr auffallen mußte.

Nachdem H. H. in der Quinte geschlossen, wiederholt er das Thema dieser Arie auf folgende Worte:

Sehet, Phillis schenkt ihm ein;
feurig glänzt ihr Aug und Wein,
das sonst Unlust schien zu trüben.

Herr Hiller läßt hier dieselben Zwischenspiele zwischen jeder Zeile gehen, und hier geht es eher an, bis auf die dritte Zeile, die durch das Zwischenspiel, welches der zweyten Zeile folgt, zu sehr von dieser abgerissen wird; indessen doch noch verständlich bleibt.

Die

Die letzte Zeile:

Er wird trinken, sie wird lieben,

hat hier denselben comischen Gesang, der in der ersten Abtheilung auf der Zeile

wird schon durstig, will schon trinken,

stand.

Nun kommt ich auf ein Lied, das ganz vollkommen schön in seiner Art ist.

Schön sind Rosen und Jesmin,
wenn sie noch im Lenzen
unberührt am Stocke blühn,
und vom Thaue glänzen.

Diese vier Zeilen sind mit dem allergefälligsten, lieblichsten Tonen gesungen; man glaubt, es könne nichts liebreicheres seyn:

Aber reizender, als die
blühen Iris Wangen;

Hier steigt der Gesang zu einer Höhe des Ausdrucks, der das Gefühl aufs höchste spannt,

keusche Liebe färbte sie,
selig, wenn sie prangen!

Zu der ersten dieser Zeilen ergreift H. H. wieder den süßen erzählenden Gesang des Thematis. Und die letzte Zeile wird mit sehr gutem Nachdrucke wiederholt, weil es die einzige Wiederholung im ganzen Liede ist.

Eben so vortrefflich, wie diese Strophe paßt, passen auch die beyden andern Strophen. Hiervor gehört dem Dichter das Lob, der bey diesen lichtreichen Versen auch daran gedacht hat, sie in aller Absicht musikalisch zu machen, und die Einheit der Empfindung, und die Gleichheit der Abschnitte und Worte, durch alle Strophen, so genau beobachtet hat, daß dieses Lied ein vollkommenes Muster in der Art ist.

Ich kann mich nicht enthalten, die beyden andern Strophen auch her zu schreiben:

Sanft und lieblich ist der Weg:
Thal und Aue lächelt,
Wenn er an der Flora Fest
Ihre Kinder sächelt:
Aber sanfter dünkten mich
Worte meiner Schönen;
Ohr und Herz ergötzen sich;
Selig, wem sie tönen!

Süß ist frisch gepreßter Most
Aus den reifsten Trauben;
Süß der kleinen Birnen Kost,
Die sie Blumen rauben:
Aber süßer ist der Kuß,
Den mir Iris giebet,
Den kein dritter üben muß:
Selig, wem sie liebet!

Röse singt itzt eine Ariette, die mir ein wenig gezwungen zu seyn scheint. Im ersten Akt haben wir

wir eine andre gehört, die so wohl der Poesie, als der Musik nach, mehr in Rosins Charakter war. Ich meyne die:

Und kam ein Graf u. s. w.

Und nun Michel mit einem Liede voller einfältiger, bäurischer Frohlichkeit; er fordert die andern auf:

nicht wahr? Ihr stimmt mit ein?

und alle singen drauf im fröhlichsten Gesange:

wer wünschet nicht menschlich und fröhlich zu seyn? u. s. w.

Wenn ich zum Anfange sagte, H. H. habe in dieser Oper königliche Hoheit eben so glücklich ausgedrückt, als die ländliche Einfalt, so dachte ich besonders an die Arie, die itzt der König singt. Ich glaube, sie wäre eines Grauns würdig. Und bey aller der Erhabenheit, die dieses Stück hat, hat H. H. doch nicht die Stelle aus den Augen gelassen, wo sie stehe. Es ist keine Arie, so wie sie für eine ernsthafte Oper seyn mußte, und wie die mehresten großen Arien in den Italienischen comischen Opern sind, von denen man nicht weis, wie sie dahin kommen.

Der König, der sich hier anders beträgt, als bey Hofe, der von ganz andern Leuten umgeben ist,

als gewöhnlich, und itzt eine Bauerhütte mit seinem Throne vertauschet hat, muß hier eben so wenig im strengsten Ton der Majestät singen, als er es im Sprechen thut. Wiewohl das Königliche auch bey der größten Herablassung durchschimmern muß.

Alles dieses hat Herr Hiller aufs genaueste beobachtet. Die Form des Stücks überhaupt, kurze Abschnitte und lebhafte Zwischenspiele geben dem überaus Ernsten, welches in dem Gesange der Arie herrschet, und welches die Worte nothwendig erforderten, auch Anmuth und Heiterkeit.

Welche königliche Lust,
seinen Thron auf Liebe gründen;

Ein kleines edles Zwischenspiel drückt diese tief in der Seele gefühlte Lust unvergleichlich aus.

und in eines jeden Brust
Lieb' um Liebe wieder finden!

Man gebe wohl acht, wie sich H. H. in dieser Arie aller Umkehrungen der Worte enthält, und sie ganz in ihrer Folge wiederholt. Jene würden den Worten hier ihren Nachdruck mehr benehmen, als ihn verstärken; und in dieser letzten Absicht muß man nur allein Umkehrungen mit den Worten vornehmen, sonst erhalten die Dichter ein Recht, sich darüber zu beklagen.

Der

Der Theil des Ritournells, der hier in der Mitte wiederholt wird, ſcheint mir ein wenig zu viel Aehnlichkeit mit dem Ritournell der vorhergegangenen Arie des Micheis zu haben.

Deß H. H. die zweyte Abtheilung der Worte in der weichen Tonart ſingen läßt, wundert mich nicht wenig, da doch der Inhalt der Worte ein hohes Gefühl der Freude iſt.

Im geringſten Unterthan,
Kinder, Freunde, Brüder finden,
und der Gottheit Glück empfinden,
daß man glücklich machen kann.

Ich dächte, eine Ausweichung in die Quarte des Haupttones hätte ſich beſſer hergeſchickt.

Der erſte Theil der Worte wird mit dem Thema wiederholt. Bey der dritten Zeile macht H. H. einen Uebergang in die Quarte, der ſich auch hier ſehr gut ausnimmt. Die Imitation auf den Worten:

Lieb' um Liebe wieder finden.

thut eine vortreffliche Wirkung.

Ihrer ganzen Einrichtung nach iſt dieſe Arie ein Muſter für ernſthafte Arien in comiſchen Opern. Der junge Componiſt begnüge ſich ja nicht damit, nur den Auszug fürs Clavier bey ſolchen Stücken,

und

und überhaupt bey allen Hillerischen Arbeiten nachzusehen, er schaffe sich die Partitur davon an, und wenn er sich das Geld dazu mit Federschneiden für bessere Componisten verdienen sollte.

Der Auszug ist nur ein mageres Skelet jener schönen Werke; und mich dauert, so oft ich einen solchen Auszug ansehe, die Mühe und der Fleiß, den H. H. auf die Ausarbeitung seiner Arbeiten wendet, und die so wenige erkennen; mehr aber dauert's mich noch, wenn ich sie in dem Theater-Orchester verhunzen höre.

Es ist wahrhaftig wahr, wir Deutsche verdienen gar keinen guten Componisten zu haben. Wir schätzen Ausländer, die oft eben so wenig werth sind, die Schuhriemen vieler unsrer Componisten aufzulösen, als sie die Canons ihrer Titelblätter aufzulösen im Stande sind; Und sollen wir einen Landsmann hochachten, so muß er erst hingehen unter heißere Zonen, die Religion und die reine Harmonie abschwören. — Es ist ein Aergerniß, davon zu reden. Schreiben Sie für die italienische Sprache, mein lieber Hiller, und erndten Sie wenigstens bey Ausländern den Ruhm ein, den Sie verdienen; und den unter uns der Pöbel nur klug genug ist, zu erkennen. Ihre Landsleute verdienen Ihren Patriotismus nicht: verachten Sie sie; das ist ihr Theil. —

Wir

Wir haben noch ein Quartett und das Divertiſſement der Jagd zu durchſehen, welches ich über meinen Eifer bald vergeſſen hätte.

Vollkommen ausdrückend iſt der Geſang des Thematis dieſer Arie. Nicht nur als Declamation betrachtet, iſt der erſte Abſchnitt von acht Takten ſehr gut geführt, ſondern auch ſelbſt, die Empfindung der Singenden für ſich genommen, iſt vortrefflich dadurch ausgedrückt. Ein Herz, das voll von einer ſo lebhaften Freude iſt, drückt ſeine Empfindung nicht einzeln und ſtückweiſe aus, es ergießt ſich gerne, und will ſich erſchöpfen. Man ſinge die erſten acht Takte dieſes Stücks, ohne die Worte dazu zu ſingen, und man wird gewiß den Ausdruck darinnen finden.

Hannchens Freude iſt äuſſerſt rührend. Daß nun aber Töffel und Röſe ihre Freude in faſt traurigen Tönen äuſſern, das befremdet mich. Ich vermuthete, ſie würden ein ausgelaſſenes Geſchrey erheben; das, dächte ich, wäre ihrem Charakter angemeſſen. In der Poeſie jauchzt ja auch Töffel; er ſagt:

Reich an Liebe, reich an Freuden,
Jauchz' ich: Röſe iſt morgen mein!

Röschens Antwort ſcheint mir aber auch in der Poeſie zu kalt und nicht charakteriſtiſch zu ſeyn.

freylich

ferulich wirds nicht anders ſeyn;
denn du weißt, ich kann dich leiden.

Weiter hin, in den Worten:

morgen biſt du mein.

welche ſie wechſelsweiſe ſingen, iſt mehr Charakteriſtik in der Muſik.

Sehr ausdrückend iſt die Begleitung dieſes Quartetts, welches die heiterſte Freude ausdrückt.

Nun kommt das Divertiſſement.

Weil dies aber doch ſo ein gutes und fröhliches Stück iſt, und hinten auch ſo ein Canonchen iſt, von dem die Leute ſagen, daß viele Tauſend dran ſingen können; ſo wollen wir das lieber alleſammt einmüthiglich anſtimmen, als viel davon ſchwatzen.

Ich habe mich aus zwey verſchiedenen Urſachen bemüht, die Schönheiten der Hilleriſchen Oper zu zergliedern. Eine: um diejenigen, die Herrn Hiller noch nicht recht kennen, und ihn muthwillig verkennen, etwas genauer mit dieſem braven Mann bekannt zu machen. Ich liebe ſo ſehr die Gerechtigkeit im urtheilen, daß mir der Mann, den ich an

dem

dem Ruhme seines Nebenmenschen zwicken und schnitzeln sehe, verhaßter ist, als mir der Spitzbube seyn würde, der mir meinen Coffre vom Wagen abschnitte. Weil ich aber nicht gerne Menschen hasse, so suche ich solche Leute sehr gerne von ihrem Irrthume oder ihrer Bosheit zu überzeugen, und wo möglich, davon abzubringen.

Die zweyte Ursache, warum ich diese Zergliederung unternommen, ist, den unwissenden Componisten ein Beyspiel aufzustellen, und ihnen nach meinen Kräften den Weg zu zeigen, den sie gehen müssen. Ich habe die Angewohnheit, jedem Fremden, den ich auf der Strasse herum irren sehe, mich zum Führer anzubieten; und wenn ich den Weg, den er gehen will, gleich selbst nicht allemal aufs genaueste weis, so suche ich ihn mit ihm, und erleichtere ihm dadurch wenigstens die Mühe, oder mache sie ihm durch die Gesellschaft, und durch ein menschenfreundliches Geschwätz erträglicher. Bisher hat mir noch keiner dafür geflucht; ich hoffe, die jungen Herren Musiker werden es doch auch wohl nicht thun.

Ich habe aber auch nicht die kleinen Fehler oder vielmehr Nachläßigkeiten dieses Stücks übersehen. Und dieses theils, um zu zeigen, daß ich auch für den Mann, den ich verehre, nicht parteyisch und blind bin; theils aber auch, weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, manche Bemerkung und Warnung dem noch unerfahrnen Componisten zu geben.

Von Herrn Hiller bin ich überzeugt, daß dieses keinen Bruch unsrer Freundschaft verursachen wird. Er weis das, was ich gesagt habe, so gut wie ich; und billig sollte er sich mit mir ärgern, daß er sich so viel Mühe mit unserm deutschen Theater gegeben hat.

Um auch den Dichtern unsrer comischen Opern wenigstens in Ansehung der Versification etwas zu sagen, hänge ich dieser kleinen Schrift einen freundschaftlichen Brief über die musikalische Poesie an, den ich kürzlich an meinen Freund geschrieben. Die Herren werden ihn sich so gefallen lassen, wie er ist; ich habe weder Zeit noch Lust, ihn in irgend einem Stücke abzuändern.

Es ist freylich nichts darinnen über die comische Oper gesagt worden, und zu einem Zusatze würde es zu viel seyn, was ich darüber zu sagen hätte. Ich behalte mir dieses vor, in einer Abhandlung über die wahre comische Oper zu thun; wenn ich erst werde dem Leser mit der italienischen und französischen comischen Oper bekannt gemacht haben. Beydes will ich auf dem Boden thun, wo sie entstanden.

Auch suche ich alle comischen Opern dieser drey Nationen kennen zu lernen, um hernach zur Vollständigkeit dieser einzelnen Abhandlungen ein raisonirendes Verzeichniß derselben hinzu zu thun.

Ich hoffe und verspreche dieses im künftigen Jahre zu bewerkstelligen. Man sehe es indessen nur als eine Nebenbeschäftigung bey mir an; indem das Studium der ernsthaften Oper meine Hauptarbeit ist. Da dieses aber ein wichtigeres und weitläuftigeres Feld ist, so werde ich mir mehr Zeit dazu nehmen, um etwas davon zu sagen.

Ich weis es, daß ich zur Vollſtändigkeit dieſer Abhandlung, auch von der Beſchaffenheit unſers Theaters ausführlicher ſeyn ſollte; und wenn die Rede von der italieniſchen comiſchen Oper iſt, ſo wird dieſes mit ein Hauptumſtand ſeyn; Allein von dem unſrigen hält mich Patriotismus ab, ins Detail zu gehen, und lieber laſſe ich meine Abhandlung ſo unvollſtändig, als unſer Theater ſelbſt iſt; ehe ich noch mehr zur Schande meines Vaterlandes ſagte.

Anhang

eines

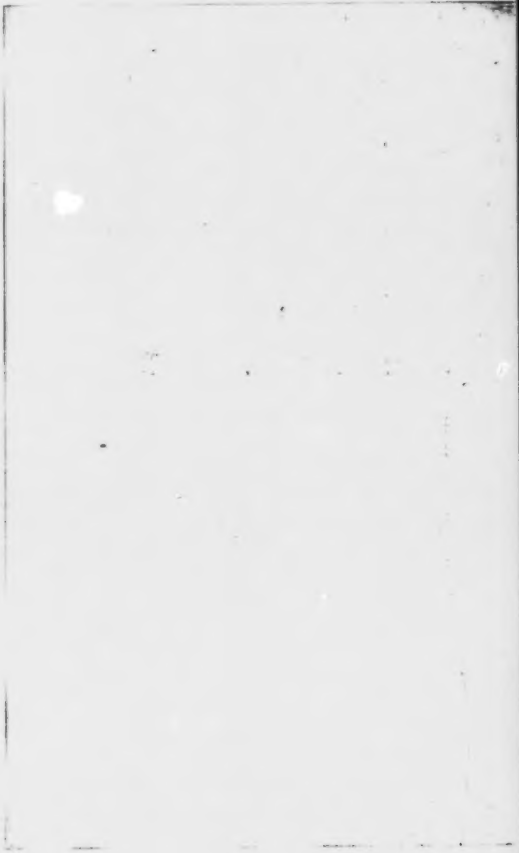
freundschaftlichen Briefes

über

die musikalische Poesie.

An

Herrn Kr. B. in M.



Freundschaftlicher Brief
über
die musikalische Poesie.

Du tadelst mich, Freund, daß ich mich so oft über die unmusikalische Poesie der mehresten unsrer Dichter, die Singestücke schreiben, beschwere, ohne ihnen einige Fingerzeige zu geben, wie sie es besser machen sollen. Du hast Recht. Ich selbst bin der Meynung, daß der nur das Recht zu tadeln haben sollte, der zugleich die Mittel zur Verbesserung anzugeben weis. Der dieses nicht im Stande ist, muß seinen Tadel wenigstens bedingt sagen, und dann gilt er nur für seine Person allein. Ja man kann hinzu setzen, daß jener billig nicht nur die Mittel wissen

muß, er muß auch selbst Erfahrung im Gebrauch derselben haben. Denn so wie bey philosophischen Systemen oder Hypothesen, sehr vieles wegfällt oder auch eine andere Gestalt bekommt, so bald es ausgeführt werden soll; so auch mit den Regeln und Vorschriften einer Kunst, und dieses besonders in Ansehung der Wirkung.

Ich könnte Deine Aufforderung indessen mit zwey Worten von mir ablehnen, wenn ich Dir sagte: lies Krausen von der musikalischen Poesie. Allein ich kenne Deinen Einwurf schon. Die Unordnung und Weitschweifigkeit dieses Buches, in welchem viele Wahrheiten und Feinheiten sehr gut gesagt sind, die steht Dir nicht an. Indem Du wissen willst, was der Dichter zu beobachten hat, willst Du nicht das alles und alles unter einander gemengt mitlesen, was der Componist, der Sänger, der Instrumentalist und allenfalls auch wohl der Theatermaler zu beobachten hat. Ich gestehe selbst, daß dieses ein verdrießlicher Fehler dieses Buchs ist, der ihm vieles von seinem Nutzen und auch von seiner Annehmlichkeit entziehe; ich sehe auch sehr wohl ein, wie fehlerhaft es ist, daß Krause alles nur nach der Musik bestimmt hat, die seit etlichen zwanzig Jahren unter uns herrscht, und

und nicht daran gedacht, wie sie eigentlich seyn sollte. Es sind alles nur Regeln und Vorschriften, die die Italiener theils schon angenommen und festgesetzt hatten, und von denen vieles auf unsre Sprache gar nicht paßt; (an diese hat er eigentlich gar nicht gedacht,) oder es sind seine eigenen Erfahrungen, aus denen er Schlüsse zieht und Regeln festsetzt, ohne vorher zu untersuchen, ob die Sache an und vor sich selbst gut sey. Und dann sind seine Schlüsse sehr selten richtig. Auch ist die Wahl der Beyspiele nicht allemal die beste; und von den deutschen Beyspielen könnte man fast sagen, daß sie durchgängig schlecht sind. Hierinnen entschuldigt ihn aber gewissermaßen die damalige Verfassung der deutschen Poesie: wenn er aber Beyspiele aus den Werken eines Vilati anführet, da er den Metastasio vor sich hat; dann ist keine Entschuldigung für ihn zu finden. Indessen ist doch so vieles gutes in dem Buche enthalten, daß ich recht sehr wünsche, es möchte sich ein verständiger und geschmackvoller Mann darüber machen, um es in Ordnung zu bringen, das Ueberflüßige abzuschneiden, das Mangelhafte hinzu zu thun; das Schiefe oder Unrichtige zu berichtigen; hauptsächlich aber müßte er unsre Sprache stets vor Augen haben.

Um

Um Dich aber indessen nach meinen Kräften zu befriedigen, so will ich Dir dasjenige, was mir itzt darüber einfällt, herschreiben.

Derjenige Dichter oder Componist, der da saget, die deutsche Sprache wäre der Musik nicht fähig, sagt damit seine eigne Schande. Denn wenn man die deutsche Sprache genau untersucht, so findet man, daß sie dem Poeten und dem Componisten freylich mehr Mühe macht, als die italienische, und daß bey beyden mehr gründliche Kenntniß der Sprache erfordert wird, um ein gutes Singestück hervorzubringen: nichts desto weniger aber ist sie deswegen nicht unmusikalisch. Der deutsche Dichter, der für den Gesang schreiben will, muß die Sprache auf das allersorgfältigste studirt haben, um alle das Unmusikalische, so sich in unsrer Sprache befindet, vermeiden zu können, ohne doch dem Ausdrucke der Empfindungen und Leidenschaften dadurch zu schaden. Auch in der italienischen Sprache ist nicht jedes Wort musikalisch, und daher hat auch Italien noch zur Zeit nur einen Metastasio; und eben daher auch die große Einförmigkeit dieses Dichters. (a)

In-

(a) Metastasio bedient sich gewiß nicht des sechsten Theils der Worte, die seine Sprache hat, und in den Arien vielleicht nicht des zehnten Theils, weil die übrigen nicht musikalisch genug sind. Daher ist es denn nothwendig, daß die Arien von einerley Einrichtung auch einen sehr einförmigen Ausdruck haben müssen.

Indessen sind der Schwierigkeiten doch weniger in der italienischen Sprache; und hat diese der Dichter einmal überwunden, so ist hernach für den Componisten alles musikalisch. Von der deutschen Poesie hingegen kann der Dichter die Schwierigkeiten niemals so vollkommen überwunden, daß nicht auch noch vieles für den Componisten übrig bliebe, so ihm Mühe mache; und besonders alsdann, wenn dieser durchaus ganz italienische Musik auf deutsche Worte zwingen will. Denn hierzu kann ihm der deutsche Dichter niemals seine Poesie vollkommen geschickt machen (b). Aber auch der Componist

studiere

(b) Man nehme nur allein die häufigen Aufdehnungen der Worte bey den Italienern, wo oft hundert Noten auf einer Sylbe stehen, und man wird einsehen, welche Schwierigkeit dieses für den deutschen Dichter wäre. Denn wenn das Wort zu einer solchen Aufdehnung geschickt seyn soll, so muß es nicht nur auf der langen Sylbe einen offenen Vokalen haben, damit der Sänger die Noten mit offenem Munde singen kann, es muß auch wichtig genug seyn, um ihm so viel hervorstechenden Nachdruck zu geben. Wo sind nun die häufigen deutschen Worte, die alle diese Eigenschaften haben? Selbst dem italienischen Dichter mangelt oft zuweilen daran, daher denn die Componisten, weil eine jede Arie einmal solche aufgedehnte Worte mit hunten Noten haben will, nicht selten die allerunbedeutendsten Worte aufdehnen, wenn sie nur einen offenen Vokalen haben. Ich kann mich hier doch aber nicht enthalten, unsre deutschen Componisten vor einem Gebrauch zu warnen, der mir bey den italienischen Singecomponisten immer sehr anstößig

ſtudiere die Sprache und unterſuche, was ſich für Muſik am beſten dazu ſchicke; was er von der italieniſchen und franzöſiſchen Muſik, (denn man verachte dieſe ja nicht ganz,) beyzubehalten habe, und was er nicht nutzen kann und muß; er wird dadurch auf neue Spuren geleitet werden, und wir können vielleicht auf dieſe Art eine Original-Muſik erhalten.

Wenigſtens iſt dieſes der einzige Weg, auf dem wir dazu gelangen können.

Die häufigen Mitlauter in unſrer Sprache ſind die Haupturſache, warum ſie weniger muſikaliſch iſt, als

---

anſtößig geweſen iſt, und der mir, trotz meiner Liebe für Italien, jederzeit anſtößig bleiben wird. Es iſt dieſes das Ausdehnen der letzten Sylbe einer Arie, wie z. E. bey dieſen Worten: ch'altra face in ſe non à, der letzten Sylbe einen langen Lauſer zu geben. Der Componiſt hat dabey die Abſicht, der Arie einen brillanten Schluß zu geben, und dem Sänger dadurch den Beyfall der Zuhörer zu verſichern; denn wer weiß nicht, wie viel ein guter Abgang des Schauſpielers wirkt.) Ich will die Abſicht eben nicht ganz verwerfen; allein es iſt ſo ſehr viel Widerſinniges darinnen, daß man ſich doch wenigſtens bemühen ſollte, es ſo viel als möglich zu mindern. So könnte man bey den angeführten Worten, wenn es einmal gelaufen ſeyn ſoll und muß, lieber die erſte Sylbe des Wortes *face* dazu gebrauchen. Dieſer Fall findet in italieniſchen Poeſien ſehr oft ſtatt; iſt aber dieſe Vermittelung nicht möglich, ſo nehme man die Inſtrumente zu Hülfe, und mache durch dieſe den Ausgang der Arie glänzend.

als die Italieniſche; der muſikaliſche Dichter wird ſich alſo für die Aufeinanderhäufung derſelben, ſo viel, als möglich, in Acht nehmen; und ſie alſo beſtmöglichſt mit Selbſtlautern zu vermiſchen ſuchen; wozu beſonders der Buchſtabe e ſehr öfters gebraucht werden kann. Daher iſt es auch unmuſikaliſch, die zweyſylbigen Wörter zu einſylbigen zuſammen zu ziehen, wenn dadurch die Mitlauter gehäuft werden. Wie z. E. aus ſchmückeſt, ſchmückſt zu machen. Dieſes Wort iſt an ſich ſchon, durch den Buchſtaben ü unmuſikaliſch, und wird es durch die Abkürzung noch mehr. Das ü und ö iſt aber dadurch faſt ganz unfähig des Geſanges, weil der Mund dabey geſchloſſen werden muß, und die erſte Regel des Geſanges iſt, mit offenem Munde zu ſingen. Da ſie dem Dichter aber doch zuweilen unentbehrlich ſind, ſo rathe ich jedem Sänger, ſie lieber wie i und e auszuſprechen; wie es auch in Oberſachſen in der gemeinen Sprache gebräuchlich iſt. Man wird alſo dadurch nicht unverſtändlich werden. Eben ſo iſt auch der Buchſtabe ch in unſrer Sprache ſehr unmuſikaliſch, weil der Ton, der dazu gehöret, etwas durch die Naſe gehet, und alſo nicht frey heraus geſungen werden kann. Auch hierinnen rathe ich dem Sänger, das ch mehr wie g auszuſprechen. Eine höchſt nöthige Pflicht des

Sängers

Sängers ist es auch, die Consonanten am Ende der Sylben an die Anfangsvokalen der folgenden Sylben zu hängen. So suche auch der musikalische Dichter so viel als möglich, am Ende der Worte Vokalen zu setzen. Ich weis, daß dieses in unsrer Sprache sehr schwer, und oft unmöglich ist, und daß dieses ein Hauptvorzug der italienischen Sprache ist; allein der unermüdete Fleiß des Dichters wird es doch zum Theil überwinden können.

Was die Schreibart des musikalischen Dichters anbetrifft, so muß diese so ungezwungen, deutlich, fliessend und rührend als möglich seyn. Hat der Dichter einen Hang zur gedrungenen, bilderreichen Schreibart, so muß er diesen dem Componisten aufopfern: denn nicht der Verstand und die Einbildungskraft, sondern das Herz ist der Hauptgegenstand der Musik. Der Componist opfert ihm dafür wieder seine Freyheit auf, die er in Instrumentalsachen hat. Die Sprache des musikalischen Dichters sey überhaupt die natürliche Sprache der Empfindungen und Leidenschaften. Daher er denn auch diese vor allen Dingen auf das sorgfältigste studieren muß: denn sie allein ist die Sprache, die der wehren Musik fähig ist. Hauptsächlich ist mein Rath für die musikalischen Dichter dieser, daß er sich nicht an die gewöhnlichen Formen der Singe-

stücke

ſtücke binde; nicht juſt Oden, Cantaten oder Opern mache; ſondern er wähle ein Sujet, welches eine für das Herz intereſſante Handlung hat; und dieſes behandle er nach der Art der guten dramatiſchen Dichter. In der Verſifikation erlaube er ſich alle Arten der Sylbenmaaße, und wähle zu jeder Stelle, zu jeder Scene das Sylbenmaaß, von dem er glaubt, daß es zu dem Ausdrucke der Empfindung am geſchickteſten ſey. Nunmehr aber überlaſſe er es dem verſtändigen und empfindungsvollen Componiſten, ſeine Verſe zu Recitativen, Arioſen, Arien, Duetten und Chören abzutheilen. Hierzu iſt dieſer am geſchickteſten; und wenn der Dichter ſeine handelnde Perſonen jederzeit die wahre Sprache der Natur hat reden laſſen, und ſich der Muſikus recht in die Situationen jener zu verſetzen weis, ſo wird ihm dieſes jederzeit gelingen und leicht werden. Es iſt dieſes auch der einzige Weg, den Componiſten auf neue Spuren zu bringen; der einzige Weg für uns, eine eigene Muſik zu bekommen. Der muſikaliſche Dichter darf ſich der Bilder und der Malereyen nicht gänzlich enthalten, nur muß er ſehr behutſam damit umgehen. Er muß nicht eher malen, als bis es die Situation oder die Empfindung der handelnden Perſon erfordert, und gerade zu Anlaß dazu giebt; und es alſo zum Ausdrucke oder

auch Verſtärkung derſelben nothwendig iſt: denn Sachen ſind nicht für den Muſiker, aber wohl die Empfindung, die ſie ausdrücken. Herr Krauſe, als ein Verehrer von Telemann, mit allen ſeinen Fehlern ſowohl, als ſeinen Verdienſten, iſt in ſeiner Abhandlung von der muſikaliſchen Poeſie zu nachſichtig für die Malereyen, ja er ſcheint ſelbſt dafür eingenommen zu ſeyn. Er ſpricht von dem Rieſeln des Bachs, dem Lispeln des Zephirs, dem Geſange der Nachtigall nicht anders, als wenn dieſes eigentlich der Gegenſtand der Muſik wäre. Wiewohl er an andern Orten wieder ſagt, daß nicht Witz und Einbildungskraft, ſondern das Herz der Gegenſtand der Muſik ſey. Herr Krauſe vermiſcht hier die Malereyen, die bloßes Spielwerk des Witzes ſind, und nur das Ohr des Zuhörers kitzeln, und die, die eigentlich nur darauf abzielen, um die Empfindung, die damit verbunden iſt, auszudrücken und zu erregen. Von der erſten Art z. E. iſt dieſes, wenn Telemann durch das Abknippen der Töne auf der Violine das Annageln ans Kreuz ausdrücken will, u. a. m. Dieſe ſind geradezu zu verwerfen, und müſſen für unanſtändig und kindiſch gehalten werden (c).

Wenn

(c) Mattheſon hat dieſe läppiſche Spielereyen noch viel weiter getrieben, indem er nicht nur auf ſo kindiſche Weiſe ins das Ohr gemalet hat, ſondern ſogar einmal in der Muſik ſurch

Wenn aber Hiller in der Jagd, während des Sturms eine wilde, rauschende Symphonie spielen läßt, so geschieht dieses nicht, um das Sausen und Brausen des Windes auszudrücken, sondern um bey dem Zuhörer dieselbe Empfindung zu erregen, die ein Ungewitterſturm bey ihm erregt.

Auch lege ſich der muſikaliſche Dichter nicht allezeit den Zwang der Reime auf; er wird dadurch unendlich in der Beobachtung der nothwendigen Eigenſchaft der guten muſikaliſchen Poeſie gewinnen, und meiner Meynung nach wird das Singeſtück nichts dadurch verlieren: denn durch das Dehnen der Worte im Geſange geſchieht es ſehr oft, beſonders, wenn die gereimte Zeile nicht gleich darauf folget, daß der Reim nicht gehört wird. Dieſes Dehnen der Worte, wodurch eine Periode oft dreymal länger dauret, als in der Sprache, macht auch die Regel für den muſikaliſchen Dichter nothwendig, daß die Perioden kurz und ſo viel als möglich ohne

fürs Auge machte. Was that er? Er fand in ſeiner Poeſie das Wort Regenbogen; um dieſen nun in ſeiner Compoſition zu bezeichnen, ſetzte er in der Partitur die Stimmen durch Pauſen ſo, daß ſie in der Form eines Bogens zu ſtehen kamen, und um ihm auch die ganze Geſtalt des Regenbogens zu geben, ſchrieb er die Noten mit blauer, gelber, grüner, rother und violetter Farbe. O über das alte Kind!

viele Einſchiebſel ſeyn müſſen. Ueberhaupt hüte ſich der muſikaliſche Dichter vor der Weitſchweifigkeit, und dieſes, wenn er in den gewöhnlichen Formen ſchreibt, nicht nur in den Arien, ſondern auch in den Recitativen. Das heißt aber nicht, er ſoll kurze Recitative machen, damit er bald wieder zur Arie kömmt; ich wollte eher ſagen, er mache längere Recitative und weniger Arien, ſo wird die Einrichtung ein wenig natürlicher werden: denn nicht oft ſteigt der Affekt ſo hoch, daß Rede und Deklamation nicht hinlänglich zum Ausdrucke wären, und alſo Geſang nothwendig iſt. — Nein, er ſage alles, was ſeine Perſonen uns Intereſſantes zu ſagen haben; nur nichts Ueberflüßiges mögen wir hören. Ich ſage wir, wir Leute von gutem Geſchmack und von richtigem Gefühle; für die andern wird er doch wohl nicht ſchreiben wollen? Krauſe verlangt zwar kurze Recitative, weil es Leute giebt, die nicht Geduld haben, die langen zu hören; und weil es Sänger giebt, die die Recitative nicht pathetiſch ſingen; und weil die Componiſten nicht Neuheit und Gefühl genug hinein bringen; ja wohl gar, wie Telemann, alle Einmiſchung kurzer arioſe Sätze, bey nachdrücklichen Fällen, für Fehler gegen die Recitative halten. Das hieße ja aber, ſeine Theorie der Malerey für Ueberſichtige und Schielende ein-

einrichten. Krause bestimmt auch so gar, wie die Männchen und Weibchen gegen einander abwechselnd singen, und wie viel Minuten jedes singen soll. — Ich sage es noch einmal, das erste, so ich dem musikalischen Dichter rathe, ist dieses, daß er von den gewöhnlichen Formen der Singestücke abgehe. Er betrachte sie nur selbst, und er wird finden, daß sie fast alle nichts taugen. Die Form der Cantate ist unter den bisherigen noch die allernatürlichste. Wie lächerlich und steif ist nicht die bisherige Form unsrer Oden: denn gleich widersinnig ist es, von dem Poeten zu verlangen, daß er eine Ode von vielen Strophen ganz in einer Empfindung schreiben soll, daß die Zeilen jeder Strophe, einzeln gegen einander, Worte von eben der Bedeutung, eben der Quantität der Sylben, haben sollen; daß in der zweyten Strophe an eben derselben Stelle ein Comma, oder ein Punkt stehen soll, wo er in der ersten Zeile steht, u. s. w. als es höchst widersinnig ist, von dem Musiker zu fordern, er solle eine Musik machen, die auf alle Strophen einer Ode paßt, die nicht jene Eigenschaften habe. Wie unnatürlich und wie wenig musikalisch die Form der Ode ist, bemerkt Krause sehr richtig in folgender Stelle. „Wir haben im Alterthume „einen artigen Beweis, daß die Oden nicht recht

„musikalisch sind. Der griechische Dichter Aeschy-
„lus erhielt sehr großen Beyfall, als er die Chöre
„der Tragödien nicht mehr, wie zuvor, nach
„einerley Versart oder in Strophen abfassete, son-
„dern sie in einen Satz, Gegensatz und Schlußsatz,
„oder Strophe, Antistrophe und Epodos abthei-
„lete, wodurch die Tonkünstler ihre Melodien
„viel leichter, nach der Verschiedenheit der Gedan-
„ken des Dichters, einrichten konnten. Pindar
„that solches nach; und wenn sich jetzo noch eine
„Art der Oden gut componiren liesse, so wären
„es die Pindarischen, wenn man nämlich jeden
„Absatz derselben besonders in Noten brächte, und
„doch das Uebrige in der Musik odermäßig ein-
„richtete. Ein C. P. E. Bach würde den Aus-
„druck des heftigsten Affekts, der verwegensten
„Veränderungen, eben so wohl in Tönen finden,
„als sie der feurigste Dichter in den Worten ge-
„funden hätte. Eine Pindarische Ode könnte auch
„so in die Musik gesetzt werden, daß der Satz
„eine Arie, der Gegensatz recitativisch, und der
„Schlußsatz wiederum eine Arie würde; nur müßte
„alsdenn das Recitativ recht lebhaft und feurig,
„oder gar ariosenmäßig componirt werden.“ Um
Dir dieses, mein Bester, deutlicher zu zeigen,
und zugleich das Vergnügen zu haben, von Dir

und

und mir ein paar Worte zu ſprechen; ſo will ich Dir hier deine eigene Ode an Selinen, wie ich ſie nämlich componirt habe, zergliedern. Ich will ſie erſt herſchreiben, um ſie vor Augen zu haben.

Kein Mißgeſchick droht unſerm Leben,
Das Eintracht nicht verhüllt;
Wer lebt, von einem Helden Arm umgeben,
Dem nicht ſein Waſſerquell wie Nektar fließt,

Dem nicht am Abend und am Morgen
Zufriedenheit und Wonne lacht;
Indeß den Liebeleeren ſchwarze Sorgen
Umfliſſen, Gram bey ſeinem Bette wacht.

Selina, wenn ſich Wetterwolken zeigen,
Der Erdkreis ſtill erwartend liegt,
Und jeder Vogel von des Baumes Zweigen
Mit ſeiner Gattinn hin zur Höle fliegt,

Und nun vor nahen Donnerſchlägen
Dein weichgeſchaffnes Herz erbebt,
Empfindungen für fremdes Leid ſich regen
Voll banger Ahndung ſich dein Buſen hebt:

Dann ſey dein Sellim dir zur Seite
Und führe dich an ſeiner Bruſt;
Küß deine Thränen auf und ſey beym Streite
Der mächt'gen Elemente deine Luſt.

Hiervon habe ich nun die erſten ſechs Zeilen liedermäßig componirt, das heißt, ich habe einen Geſang dazu gewählt, deſſen Charakter Zufriedenheit und ſtille Freude iſt, und den ich ohne öftere Wiederholungen bis zu der Mitte der zweyten Strophe fortgeſetzt, wo er in der Quinte des Haupttons ſchließt. Da laſſe ich aber, weil ſich der Affekt ändert, ohnerachtet die Strophe noch nicht zu Ende iſt, das Recitativ eintreten. Hierdurch erhältſt Du nun die Freyheit, den Sinn aus einer Zeile in die andere zu ziehen, welches Dir ſonſt, im Fall Du ſie als muſikaliſche Ode betrachteſt, nicht erlaubt wäre. Ich fahre mit dem Recitativ, welches immer ſtärker und feuriger wird, bis zum Ende der vierten Strophe fort, wo ich wieder beym Anfange der letzten Strophe meinen erſten Geſang ergreife, den ich nun mehr ausführe, und der am Ende durch Anlaß Deines ſchönen und ſtarken Schluſſes, am feurigſten wird. Ich fühle es, daß Du dieſe Ode mit ſehr warmer Empfindung gemacht haſt, und daher wurde ſie mir, der ich jederzeit bey Leſung Deiner Gedichte durch die höchſte Sympathie der Freundſchaft ganz in dein Feuer verſetzt wurde — ſo leichte zu componiren; und die Form, die ich dazu gewählt, ſcheint mir auch daher natürlich und paſſend zu ſeyn.

Dieſe

Diese Art Oden zu componiren kann aber schon zum Geschlechte der Cantaten gerechnet werden. Nach dem, was Krause in der angeführten Stelle vom Aeschylus sagt, scheint er der Meynung zu seyn, daß die Alten, vorhero, ehe dieser die Verschiedenheit der Sylbenmaaße in seine Chöre brachte, alle Strophen ihrer Oden, so wie wir, unter einem angenommenen Gesange gesungen haben, welcher Meynung ich aber um desto weniger beypflichten kann, da ich mich nach alle dem, was ich über die Musik der Alten gelesen, und aus den Werken ihrer dramatischen Dichter geschlossen, davon überzeugt habe, daß sie den Gesang, wie wir ihn heute zu Tage nehmen, eben so wenig gehabt haben, als die Harmonie, und daß die Declamation ihre einzige Musik war. Dabey kann ich es mir aber sehr leicht denken, daß Nationen, ich meyne sowohl die Griechen, als die Römer, die es in allen andern Künsten zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß diese auch die Declamation in weit höherem und vollkommnerem Grade in ihrer Gewalt gehabt haben, als wir heut zu Tage. Und alsdann wundert es mich gar nicht, daß ihre Musik solche große Wirkungen hervor gebracht hat. Denn wie weit der Eindruck einer starken und mächtigen Declamation den

Eindruck des Geſanges und oft auch der Harmonie übertrift, das fühle ich bey der Aufführung jedes Singeſtückes, wo mich das ſtarke deklamirte Recitativ oder Accompagnement, wie man es auch nennt, immer am allerſtärkſten rührt. Du könnteſt mir hier den Einwurf machen, daß die harmoniſche Begleitung der Inſtrumente ſehr vieles dazu beygetragen hätte: allein Du mußt dafür auch wieder dieſes betrachten, daß bey den Alten ganze Chöre dieſe ſtarken Töne der Deklamation verdoppelten, und ſie dadurch tief eindrückender machten. Von welchem entſetzlichen Effekt aber die bloſſe Verdoppelung einer lebhaften Deklamation ohne Beyhülfe aller Harmonie iſt, das habe ich in dem vortrefflichen Chor der Bachiſchen Paßion: Laſſet uns aufſehen auf Chriſtum; und in einer Gluckiſchen Oper, durch ein Chor der Furien erfahren. Dazu kommt auch noch der weiſe Gebrauch, den die Alten von ihrer Muſik machten. Nicht immer und nicht einmal oft bedienten ſie ſich in ihren Tragödien dieſer ſtarken Deklamation; nur da, wo die Empfindung am allerhöchſten ſtieg, bey den allerwichtigſten Stellen, wo die einzelne Stimme des Schauſpielers nicht ſtark genug war, da traten die Chöre ein.

Wenn

Wenn wir alſo dieſes annehmen, daß die Muſik zu ihren Oden ſehr von der unſrigen unterſchieden war; ſo iſt auch das ein ſehr wunderliches Urtheil von Herrn Krauſe, daß er ſagt, Horazens Oden wären nicht zur Muſik geſchickt, und zwar aus der Urſache, weil er in Anſehung des Aeuſſerlichen nicht die geringſte Abſicht auf die Muſik gehabt. Freylich, auf unſre Muſik mag wohl Horaz keine Abſicht gehabt haben. Daß aber die Neuerung des Aeſchylus ſo großen Beyfall erhalten, ſcheint mir eben noch kein Beweis zu ſeyn, daß ſie die Oden vorhero ſo geſungen haben ſollten, wie es bey uns gebräuchlich iſt, ſondern ich finde vielmehr einen Beweis dafür darinnen, daß ſie ihre Oden vielmehr deklamirt als geſungen haben, und dadurch das Sylbenmaaß des Dichters deutlicher ausgedrückt, als es im Geſange geſchiehet: denn ſonſt hätte eine Abänderung des Sylbenmaaßes, die bey unſerm Geſange kaum bemerkt worden wäre, keine ſolche große Wirkung thun, und ihm den nachtigen Beyfall zuziehen können.

Ich freue mich immer, wenn ich jetzo Componiſten ſehe, die ſich Mühe geben, neue, ausdrückende Sylbenmaaße eines Klopſtocks in ihren Geſängen hören zu laſſen; denn ich halte auch dieſes für ein Mittel, auf neue Spuren zu kommen, und unſerm einfor-

einförmigen und ſchleppenden Geſange dadurch eine beſſere Geſtalt zu geben. Freylich kann der Dichter nicht verlangen, daß ſeine maleriſchen Sylbenmaaße, die bey ihm das einzige Mittel zum muſikaliſchen Ausdrucke ſind; daß dieſe der Componiſt zu ſeinem Hauptaugenmerke mache: denn dieſer hat Mittel in Händen, weit höhere Grade des Ausdrucks zu erreichen, die er deshalb vernachläßigen müßte; ſo wie der Maler Kühnheit und Stärke ſeinem Pinſel rauben würde, wenn er jederzeit die Linien des Zeichenmeiſters ängſtlich vor Augen hätte.

Leipzig,
gedruckt bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf
und Sohn.

Briefe

eines

aufmerkſamen Reiſenden

die Muſik

betreffend.

An

ſeine Freunde geſchrieben

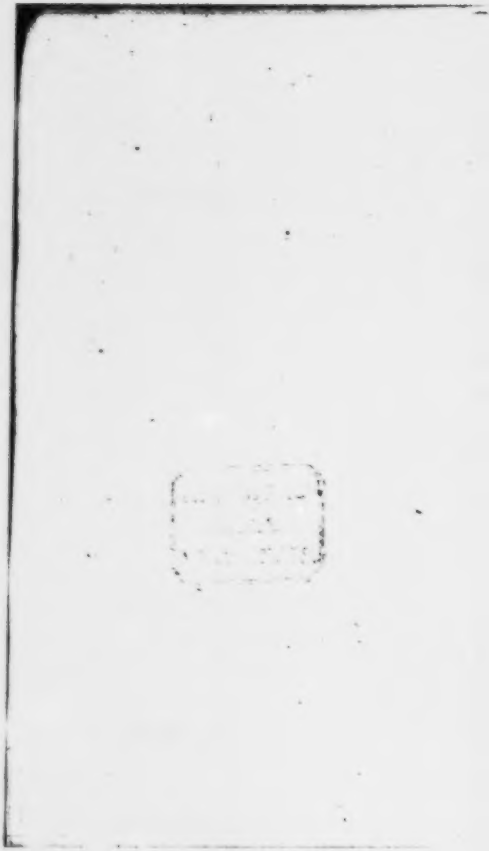
von

Johann Friederich Reichardt.

Erſter Theil.

Frankfurt und Leipzig,

1774.



Vorbericht.

Ich liefere hiemit dem Publiko einen Theil der Briefe, die ich während meiner bisherigen Reise an meine Freunde geschrieben, und die ich jetzt zur öffentlichen Bekanntmachung, so viel, als es mir meine geringen Kenntnisse und die Unruhe der Reise erlaubten, reichhaltiger zu machen gesucht habe.

Man wird darinnen finden, daß ich nicht nur an jedem Orte die merkwürdi-

gen Männer angezeigt, und aus ihren Werken ihren Charakter und ihre Verdienste zu bestimmen getrachtet, sondern daß ich auch, wo mich die Aufführung eines Stückes auf allgemeine Betrachtungen leitete, mich über diese so viel als möglich ausgebreitet habe, und zwar so, daß sie nicht allein für den Kunstverständigen und Künstler, sondern auch für den blossen Liebhaber der Musik deutlich und unterrichtend sind.

Es fehlt uns in der Musik so sehr an Schriftstellern, die die **Wirkung und Ausführung musikalischer Stücke** zu dem Gegenstande ihrer Untersuchungen machen; und gleichwohl sind diese doch dem Componisten, und ganz besonders

dem

dem Theatercomponiſten höchſt nöthig zu wiſſen. Diejenigen, die Erfahrung und Kenntniſſe darinnen beſitzen, ſind entweder zu bequem oder zu eigennützig zur öffentlichen Bekanntmachung derſelben; daher denn die Componiſten, die nicht Gelegenheit haben, viele und verſchiedene Muſiken an verſchiedenen Orten zu hören, — und wie wenige haben die! — jederzeit unwiſſend hierinnen bleiben. Sie geben ſich oft die äuſſerſte Mühe mit der harmoniſchen Ausarbeitung ihrer Stücke, und verdienen dafür den Beyfall des Kenners: werden ſie aber aufgeführt, ſo thun ſie keine Wirkung; ſie gefallen dem Zuhörer nicht. Woher kömmt das? Sie ſchrieben für das Auge, ohne Rückſicht

aufs Ohr zu haben. Welchen Sinn hat aber die Musik zum Gegenstande? Hieraus kann man nun die Unvollkommenheit vieler unserer Regeln erkennen, nach denen dasjenige, welches den völligen Beyfall in den Augen des strengen Theoretikers hat, oft für das Ohr sehr unangenehm seyn kann, und umgekehrt, das fürs Ohr oft schön ist, was das Auge des Critikers zu tadeln findet. Sollte aber nicht billig in musikalischen Werken das Auge alles nur beziehungsweise aufs Ohr betrachten? Hiezu gehören nun aber häufige Erfahrungen. Man muß viele Musiken hören, und dabey fleißig beobachten, was die beste Wirkung thut, und was ihr hingegen zuwider ist, und untersuchen, worinnen der

Grund

Grund von allen dem liege. Eben so verhält es sich mit der Ausführung der Instrumente.

Ich hoffe, der Leser wird über diese beyden Punkte einige angenehme und nützliche Bemerkungen in meinen Briefen finden; und wenn ich mich in meiner Meynung von Italien nicht betrüge, so glaube ich ihm mit den künftigen Bänden noch mehr versprechen zu können. Die ersten drey oder vier Theile werden den gegenwärtigen Zustand der Musik in Deutschland betreffen; nicht so blos historisch und ohne Auswahl alles hergezählt, was ich in 3 Jahren gehört und gesehen habe, wie es Herr Burney gethan; sondern mit ein wenig mehr Rücksicht auf den Leser werde

ich

ich nur das wählen, was auch ihm interessant seyn muß. Ueberhaupt aber betrachte ich den historischen Theil meiner Briefe nur als die Gelegenheit, über Erfahrungen und ihre Gründe zu reden, die ich theils selbst gemacht, theils aber auch durch die Mittheilung von den würdigsten und größten Männern unsrer Zeit erhalten habe. Diese nun wieder andern mitzutheilen, ist mir eine angenehme Befriedigung meines stets lebhaften Verlangens, nützlich zu seyn, und dadurch den Beyfall meiner Zeitgenossen zu verdienen.

Reichardt.

Erster

Erſter Brief.

An den Herrn Sch. Kr. Berlin.

Traurig und öde iſt der Weg zum Elyſium, aber deſto herrlicher, deſto entzückender iſt der Anblick deſſelben. Und dennoch, mein Freund, wenn Ihnen gleich in dem erſten Entzücken der Schatten Homers oder Virgils erſchiene, würden Sie dann erſt anmuthige Fluren und Thäler durchſtreichen, oder eileten Sie nicht vielmehr den Umarmungen dieſer ſeligen Geiſter zu? — So

gieng es auch mir. Kaum war ich in dieſer ſchönen Königsſtadt *) angelanget, den begierigen Blick — der von einem Gegenſtande zum andern flieht, und alles, was er beſtreicht, verſchlingen will — auf die vielen Schönheiten geheftet, hatte ich noch keinen Gedanken ganz ausgedacht, als ich erfuhr: über zwey Stunden gienge die Oper an, und zwar eine Haßiſche Oper. Muß ichs Ihnen noch ſagen, daß ich weder an ſchöne Gebäude, **) noch irgend etwas anders

*) Der Verfaſſer hat hier die Ehre zu verſichern, daß er nunmehr von keiner groſſen Stadt, ſie ſey auch ſo ſchön ſie immer wolle, mehr entzückt werde. Nachdem er viele groſſe Städte geſehen, und in allen häufiges Unglück und unzählige Unordnung gefunden, ſo ist er darüber mit ſeinem Freunde Rouſſeau einig geworden, daß alle Pracht, alle Vergnügungen der groſſen Städte nichts gegen eine grüne Flur, nichts gegen einen frohen Aerndtetanz ſind, daß alle Kunſt von tauſend Händen nichts iſt beym Reiz der lachenden Natur. Und wer dieſes in Weiße- und Hilleriſchem Geſange geſungen nicht fühlet, den findet er herzlich zu bedauren.

**) Es iſt wahr, Berlin beſitzt Gebäude, denen an Schönheit und Geſchmack wenig

Gebäude

ders *) mehr dachte, sondern nachdem ich unsern gemeinschaftlichen Freund S. umar-

 met

Gebäude aller anderer grossen Städte gleich kommen. Das grosse Schloß, das Opernhaus, die katholische Kirche, die Petri Kirche, das Zeughaus, und viele Paläste, sind alle Muster des edelsten, des reichsten und schönsten Geschmacks.

*) Der Thiergarten, der aus verschiedenen Arten von Holze bestehet, und kleine Tannenwälder, Fichtenwälder, Eichenwälder, Buchenhaine u. a. m. in sich enthält, dieser ist eine sehr grosse Zierde der Stadt. Die von Schwänen bewohnte Spree fließt ihm seitwärts vorbey, und läßt seine Tannen und Fichten sich in ihrem hellen Flusse spiegeln. Unzählige ausgehauene Gänge und einige Wasserbehälter verdoppeln seine Schönheit, und zeugen, daß die Kunst hier der Natur freundschaftliche Hand geboten. Leider aber zeugen auch noch viele ungenutzte Schönheiten, daß der Kunst, der sonst so hülfreichen Kunst, die Hände gebunden sind. Um die grossen Schönheiten des Thiergartens mit einem Worte zu beschreiben, so muß ich sagen, er verdiente von Ramlern besungen zu werden. Er würde ihm durch seine kühle Schatten dafür dankbarer seyn, als ihm der Held vieler seiner vortreflichen Oden ist, der jenem Römer seinen Sänger nicht beneiden dürfte, wenn er den Verewiger seiner Heldenthaten nur ganz kennete.

met hatte, sogleich nach dem Opernhause eilete? Es währete fast zwey Stunden, ehe die Oper sich anfieng, die ich aber auf keine Weise verlor, sondern mit der Besichtigung der innern Einrichtung dieses schönen und erhabenen Gebäudes zubrachte. Ernste Majestät ist der Charakter dieses Musters des edelsten Geschmacks in der Baukunst.

Plötzlich wurde ich durch eine von oben herabfallende kriegerische Musik aufgeschreckt; ich suchte sie zuerst in den an dem Vorhange des Theaters angebrachten Seiten-Nischen; sie waren aber nicht so poetisch gestellt, sondern standen in den dem Theater nächsten Bogen der obersten Reihe. Ich habe immer sagen hören, daß die Musik bey angehender Schlacht sehr verwirrt und unharmonisch klingen soll: — denn die Furcht macht Hände und Lippen beben — diese Musik schien man hier nachzuahmen. Es währete aber nicht lange, und nun folgte eine schöne und feurige Symphonie vom verstorbnen Concertmeister Graun; *) von welcher aber nur

*) Herr Burney hat sich in seinem musikalischen Tagebuche wider diesen schätzbaren Mann

nur der erſte Satz geſpielet wurde. Der Vorhang ward aufgezogen, und man ſahe die künſtlichſte und prächtigſte Decoration von der Meiſterhand des Turiniſchen Künſtlers Herrn Gagliari. Aber nicht lange ſahe ich darnach: denn nun feſſelten mich Töne, die mich ganz zu ſich hinzogen und lauter Ohr ſeyn machten. Es war die erſte Haßiſche Oper, die ich vorſtellen ſahe, obzwar ich ſie alle durch Leſung der Partituren und durch

Mann ſehr verſündigt. Er findet in ſeinen Symphonien nicht das Feuer, das ich ſorgfältigerer Beobachter noch in ſehr wenigen andern Symphonien gefunden habe; aber ſie müſſen auch ſo vorgetragen werden, wie ich ſie von ihm ſelbſt anführen gehört habe; auch will Hr. B. ſeine Violin-Concerte nicht für Meiſterſtücke gelten laſſen, die es doch wirklich in ihrer Art ſind. An Erfindung — eben dem Punkte, worinn ihn die, die ihn ganz kennen, am meiſten bewundern — an Erfindung, ſagt er, fehlt es ihm gänzlich. Hat denn Hr. B. etwas von ſeinen Sachen gehört? — Wahrhaftig nicht. So wie er alle ſeine Urtheile nach den Worten jedes, den er traf, abſchrieb, ſo ward ihm gewiß auch dieſes geſagt, und von einem Neider jenes groſſen Mannes geſagt.

die Vergleichung derselben mit den Graunischen genau kenne. Ich will hier nicht die Schönheiten dieser Oper zergliedern, um nicht gar zu weitläuftig zu werden, sondern Ihnen nur sagen, daß sie die allerlebhafteste Wirkung auf mich that: und als einen unstreitigen Beweis der allgemeinen Wirkung bemerkte ich, daß sich fast jeder Zuhörer einige Gedanken gemerket hatte, welche beym Ausgange fast allgemein gesungen wurden. Es ist dieses eine untrügliche Probe, daß, wenn ein Gesang auch auf den, der nicht Kunstverständiger ist, Eindruck macht und ihm im Gedächtnisse bleibt, daß dieser natürlich und ungezwungen ist. Solchen Gesang hat Haße nicht allein, Graun und andere mehr haben ihn auch. Aber etwas, das ich allein bey Haßen gefunden habe, ist dieses: man kann den Gedanken, der einmal Eindruck gemacht hat, nie wieder vergessen. Worinn liegt die Ursache hievon? Mich dünkt hierinn: daß dieser Gedanke dem Punkte der Handlung, wo er steht, und dem Charakter der Person, die ihn singt, so vollkommen angemessen ist, daß er uns zugleich die Handlung und die Person bey jedem male,

daß

daß wir ihn denken oder ſingen, mit verſtellt. Hiedurch wird nun dieſer Gedanke bey jeder Wiederholung immer tiefer in unſer Herz gegraben, und wer kann ihn dann vergeſſen? Ich ſage Ihnen itzt nichts mehr von der Compoſition dieſes groſſen Meiſters, weil ich hernach verſuchen will, einen Vergleich zwiſchen ihm und dem unſterblichen Graun anzuſtellen.

Wie ſoll ich Ihnen aber die entzückenden Töne einer Schmähling *) und eines Cervellini

*) Mad. Schmähling, oder itzt vielmehr Madame Mara, hat ſich in den fünf Jahren, die ſie in Berlin iſt, ungemein verbeſſert. Ihre Stimme, ihr Vortrag, ihre Aktion, alles iſt zu ihrem groſſen Vortheile verändert worden. Ihre Stimme, die ſonſt eine gewiſſe Klarheit hatte, die faſt ins ſcharfe, ins ſpitzige übergieng, iſt itzt weicher und angenehmer geworden. Den Inſtrumentenkennern kann ich dieſes nicht beſſer ausdrücken, als wenn ich ſage: ſie hatte erſt den Ton einer Stainer Violine, itzt aber mehr den Ton einer Cremoneſer, wiewohl es nicht ganz dieſer, ſondern vielmehr eine ſchöne Vermiſchung von beyden iſt, die ich ſchon längſt geſucht habe in meine Violine zu bringen, und endlich hineingebracht habe.

ciolini beſchreiben? Alles, was ich Ihnen ſagen könnte, würde immer die Empfindung, die ſie mir bey dem erſten male, daß ich ſie hörte, eingeflöſſet, ſehr unvollkommen ausdrücken. In Anſehung des groſſen Umfanges ihrer Stimme, ihrer Leichtigkeit und Fertigkeit könnte man von ihr ſagen, was der Verfaſſer eines ſehr ſchönen Werkes von Voltaire ſagt: **Es iſt eine reiſende Schwalbe, die mit Artigkeit und Leichtigkeit die Fläche eines breiten Fluſſes beſtreicht, im Fluge trinkt und ſich badet.** Ihr Geſang aber iſt auch oft ausdrükkend und rührend, wiewohl ſie hierinnen von **Conciolini** übertroffen wird, deſſen Geſang lauter

be. In ihrem Vortrage hat ſie ſich nach Conciolini und nach ihren Gemahl gebildet, die beyde vollkommene Adagio-Sänger ſind, dieſer eben ſo auf ſeinem Violoncell, als jener mit ſeiner weichen Kehle. In der Aktion waren ihr Porporino und ſelbſt ihr Gemahl (der gewiß einer von den größten Genies iſt) die beſten Muſter, die ſie haben konnte: denn wer kennt nicht die Kunſt jenes Sängers? Und wer Herrn Mara bey den Privat-Vorſtellungen des Prinzen Heinrich agiren ſehen, geſteht ihm den Ruhm eines vollkommenen Akteurs zu.

lauter ſchmelzende Zärtlichkeit iſt. **Porporino**, der einen ſchönen und ſeltenen Contre-alt ſingt, zeigte ſich bey einem ſehr guten Vortrage im Singen, auch als einen vollkommenen Akteur. Ein Verdienſt, welches man ſo ſehr ſelten bey Sängern und Sängerinnen antrift.

Das Orcheſter ſpielte ſehr gleich, und oft mit vielem Nachdrucke; man erkennet an der ſeltenen Uebereinſtimmung im Vortrage, daß ſie faſt alle aus der Schule unſers groſſen **Bendas** und Grauns ſind. Wenn ich aber ganz nach meinem Gefühle ſprechen ſoll, ſo habe ich nicht genugſame Genauigkeit in Anſehung des Fortes und Pianos gefunden.

* * *

Ich muß mich hierüber deutlicher erklären.

Zur vollkommenen Genauigkeit in Anſehung des Fortes und Pianos iſt nicht genug, daß man die Ritornells ſtark, und da, wo die Singſtimme anfängt, ſchwach ſpiele: Dieſes geſchieht hier vollkommen gut; aber die feineren Grade des Starken und Schwachen vermißt man. Das Forte und Piano iſt beydes im Adagio ſehr von dem im Alle-

gro unterſchieden. Eben ſo wie ſich der Mahler eines ſehr verſchiedenen Grades von Schatten und Licht bey der Vorſtellung einer ſanften oder traurigen Handlung, und bey einem fröhlichen Gaſtmahl oder bey einer wilden Schlacht bedienet. Jeder von jenen Graden hat wieder bey dem Steigen und Fallen der Singeſtimme ſeine beſondern Grade. Die Bedeutung jedes Stückes, die Situation der handelnden Perſon, ja ſelbſt die natürliche Stimme jedes Sängers, und ſo gar der Ton, aus dem die Arie geht, muß aufs genaueſte erwogen werden. Hiezu gehöret aber das richtige und überaus feine Gefühl, und der unermüdete Fleiß eines Pißhändels, *) der zur groſſen Bewunderung Haßens nie die Bewegung einer Arie verfehlete, und der ſich die faſt unglaubliche Mühe gab, zu jeder Oper, zu jedem Kirchen-Stücke, ſo unter ihm aufgeführt wurde, über alle Stimmen das Forte und Piano, ſeine verſchiedenen Grade, und ſelbſt jeden einzelnen Bogenſtrich vorzuſchreiben, ſo daß bey der ſehr gut gewählten Capelle, die zu der Zeit der

*) Pißhändel war zur Zeit, da Haße noch in Dresden war, Concertmeiſter daſelbſt.

der Dresdener Hof hatte, nothwendig die allervollkommenſte Ordnung und Genauigkeit herrſchen mußte.

Von dem Anwachſen und Verſchwinden *) eines langen Tones oder auch vieler auf einander folgender Töne, welches, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die ganze Schattirung einer hellen oder dunkeln Farbe durchgehet, und welches in Manheim ſo meiſterhaft ausgeführet wird, von dieſem will ich hier gar nicht reden: denn Haſſe und Graun haben ſich deſſen niemals bedient. Woher? Das habe ich noch nicht ergrübeln können. Weshalb ſie ſich aber nicht des itzt ſo ſehr zur Mode gewordenen ſchnell auf einander folgenden Fortes und Pianos, wo oft eine Note um die andere ſtark oder ſchwach iſt, — woher ſie ſich deſſen nicht bedient haben, kann ich mir ſehr wohl aus ihrem richtigen Gefühle

*) Man erzählet, daß, da Jomelli dieſes in Rom zum erſtenmale hören ließ, die Zuhörer ſich bey dem *creſcendo* allmählich von den Sitzen erhoben, und bey dem *diminuendo* erſt wieder Luft ſchöpften, und merkten, daß ihnen der Athem ausgeblieben war. Ich habe dieſe letztere Wirkung in Manheim an mir ſelbſt empfunden.

fühle und feinem Geſchmacke erklären. Nur der, deſſen Geſchmack ſchon völlig ſtumpf und verdorben iſt, begehret die ſtärkeſten Gewürze zu ſeinen Speiſen, wenn er Geſchmack daran finden ſoll: und welch ein Gefühl muß das ſeyn, welches in dem lebhaften Gemählde eines Kranken, der im hitzigen Fieber heftige Verzuckungen macht, Gefallen finden kann? Und was iſt jenes anders, als fieberhafte Verzuckungen? Wird ſich aber der Mahler, welcher weiß, daß nur die ſchöne Natur ſein Feld iſt, aus dem er uns Gemählde verſtellen ſoll, und daß der feine Geſchmack alles Eckelhafte aus den Künſten verbannt, wird der einen ſolchen Gegenſtand behandeln? Und ſoll der Muſikus nicht eben ſo gut wie der Poet und der Mahler die Natur und ſeinen Ramler und Batteux ſtudieren? In der Natur hat er das edelſte, den Menſchen zu ſtudieren; aber leider einen Ramler und Batteux haben wir in unſrer Kunſt noch nicht. Alles rechnet, alles grübelt über die Harmonie — vortreflich! Ich geſtehe es ſehr gerne, daß wir einem Bach, einem Marpurg, einem Kirnberger nie genug danken können für ihre überaus belehrende Werke. Aber man gehe

doch

doch auch auf den Hauptendzweck der Musik; man untersuche doch die Natur des Gesanges, des Ausdruckes, und hauptsächlich die Wirkung. Wir haben ja die allervortreflichsten Werke von allen Arten, aus denen ein Bach, ein Schwanenberger, ein Agricola, ein Homilius u. a. m. die vortreflichsten und zuverläßigsten Regeln ziehen, und, so viel es die Verschiedenheit der Menschen zuläßt, festsetzen können. Es fehlt ja diesen würdigen Männern weder an dazu gehörigen gründlichen Kenntnissen, noch an genugsamer Erfahrung. Wie leicht müßte dieses nicht dem Herrn Capellmeister Schwanenberger werden, den ein achtjähriger wohlgenußter Aufenthalt in Italien zu einem Schatze von Kenntnissen und Erfahrungen verholfen, ohne ihn — welch ein Lob — zu einem Partheygänger zu machen. Er verdiente für die bisherige Unterlassung desselben gestraft zu werden, und ist gestraft worden: Denn siehe da, es kömmt ein englischer Schwätzer daher geflogen, und erzählt uns Dinge, von denen ein kleiner Theil nur verdient hätte, in den Noten eines guten Buches von der Art zu stehen; wehe dem, der, unwissend mit wem er

zu

zu thun habe, seine künftigen Geschichtchen *) lesen wird, die uns armen Deutschen schon mit doppelten Schlägen drohen. Die Strafe war, dächte ich, für jenen braven Mann wohl hart genug. Sollte er sich aber noch nicht dadurch zum Schreiben bewegen lassen, so müssen wir es ihm eine Weile verhehlen, daß er einer der besten und angenehmsten Componisten unsrer Zeit, und zugleich ein ganz vollkommener Virtuose auf dem Claviere ist. Vielleicht rührt ihn dieses, uns wenigstens ans Verdruß zu zeigen, daß er noch mehr Seiten habe, von denen er sich unsern Beyfall erzwingen kann, woran ihn itzt seine liebenswürdige Bescheidenheit verhindert. Und dann suchen auch die Herrn — Sie erlauben es mir, daß ich Sie alle zusammen nehme — lieber durch eine schöne Oper oder ein schönes Kirchenstück, welches ihnen vermittelst ihres fruchtbaren Genies weniger Mühe kostet, lieber dadurch den allgemeinen Ruf

*) Herr **Burney** hat eine Geschichte der Musik versprochen, die ohne Zweifel, so wie sein Tagebuch, aus kleinen Histörchen bestehen wird, und auf die leider in Deutschland schon zwey Uebersetzungs-Fabriken warten.

Ruf und den Beyfall des ganzen Volks zu erhalten. Freylich würden ihnen anfänglich nur eine kleine Zahl von Männern für jenes mühſame Buch den gebührenden Dank und Ehre geſtatten; aber — ohne ihren vortreflichen Werken zu nahe zu treten — der Ewigkeit würde es ſie noch mehr verſichern, als ihre Werke: denn dieſe werden, ſo wie von je her alle ſchönen Werke, das traurige Schickſal der Mode, wenigſtens eine Zeitlang, erfahren müſſen. Aber die Leidenſchaften und Empfindungen der Menſchen waren von je her und bleiben in Ewigkeit dieſelben. Und von dieſen, meine Herren, wollten Sie doch wohl jene Regeln herleiten?

Man verzeihe mir dieſe Ausſchweifung. Ich kehre nunmehro wieder zu meinem Briefe zurück.

* * *

Die Woche darauf wurde eine Grauniſche Oper aufgeführt; ſie hatte ſehr viel Angenehmes und Gefälliges, that aber nicht die Wirkung der Haßiſchen, obgleich ſie fleißiger gearbeitet war, und noch beſſer vorgeſtellet wurde. Herr Agricola, der itzt die Stelle

des verſtorbenen Capellmeiſter Grauns vertritt, hatte beſonders für die Kehle der Madame Schmähling eine meiſterhafte Arie gemacht, und für den Herrn Conciolini hatte man eine überaus rührende Arie *) aus der Haßiſchen Compoſition derſelben Oper genommen. Beyde zeigten ihre ganze Stärke darinnen. Es waren dieſer Oper auch einige Arien von der Compoſition des groſſen und erhabenen Verfaſſers der Brandenburgiſchen Geſchichte einverleibet, unter denen eine wirklich einen hohen Geiſt verrieth.

Woher kam es aber bey allem dieſen, daß dieſe Oper weniger Effekt that, als die Haßiſche?

Mich dünkt: Es war im Haße mehr Kühnheit und Stärke im Ausdrucke, mehr Mannigfaltigkeit im Geſange, und mehr Klugheit wiewohl weniger Arbeit in der Begleitung. Da dieſes, meiner Meynung nach, bey allen theatraliſchen Arbeiten Haßens die Unterſcheidungszeichen

*) Und dennoch ſagte man, es wäre deßhalb geſchehen, weil die Graunſche den König gar zu ſehr rührete.

zeichen von Grauns ſeinen ſind; ſo verdienen ſie wohl genauer unterſucht zu werden.

Wenn man ſich die Mühe giebt, die Compoſition Haßens und Grauns von einer und derſelben Oper gegen einander zu halten; ſo wird man finden, daß Graun in dem Ausdrucke der ſtarken Leidenſchaften, wie z. E. Stolz, Haß, Zorn, Wuth, Verzweifelung u. ſ. w. jederzeit von Haßen übertroffen wird; da er hingegen im Sanften und Rührenden jederzeit Haßen übertrift. Haße behält ſelbſt in der Klage und in der Betrübniß einen gewiſſen hohen Schwung, der ihm ganz eigen iſt, und kann ſich nie zu der ganz einfachen, ungekünſtelten Klage oder Zärtlichkeit herablaſſen. Graun hingegen iſt in ſolchem Geſange ſo ſimpel und zugleich ſo rührend, daß ein jeder gerührter Zuhörer — und wer wird bey ihm nicht bis zu Thränen gerühret — daß ein jeder glaubt, er ſinge ſelbſt, ſein eigner Antheil, den er an der Betrübniß der handelnden Perſon nimmt, gebe ihm die Töne ein. Es ſcheint ſich hierinnen der wahre Charakter dieſer beyden groſſen Männer zu mahlen: denn alle, die ſie beyde lange und genau gekannt haben, ſind darüber einig, daß Haße

jederzeit ein hitziger Mann, in seiner Jugend ein feuriger Liebhaber war; Graun hingegen war der leutseligste Mann, der zärtlichste Freund. Hasse hat eine lebhaftere und feurigere Einbildungskraft: man sieht aus den mehresten seiner Arbeiten, daß er bey dem Componiren mehr Akteur war, als Graun, sich lebhafter in die Situation seines Helden versetzte, dessen Schmerz, dessen Zorn, dessen Verzweifelung er nun in Töne übertragen sollte. Wer sieht nicht in dem vortreflichen und ganz meisterhaften Monologe *) der Artemisia bey dem Schlusse des Stücks, wie hier der Componist selbst mit dem äussersten Schmerze kämpft! wie er selbst raset! wie er klaget, und wieder rasct; und endlich schon halb Athemlos den Göttern zuruft: Rendete mi il mio ben, numi tiranni u. s. w.? Ein Componist, der nicht selbst Akteur gewesen wäre, das heißt, der nicht in währendem

Schrei-

*) Sarete paghi alfin, implacabili dei? Ich habe dieses Recitativ die Madem. Schröter in Leipzig mit so vielem Ausdrucke oft singen hören, daß sie mir jedesmal kalte Schauer und heisse Thränen ablockte, die empfindungsvolle Sängerin!

Schreiben die ganze Handlung mit empfunden, oder auch wohl gesungen und agirt hätte, der würde aus dieser Arie eine Aria di bravura gemacht haben. Aber sie hat sich ja in dem vorhergehenden Recitativ ganz erschöpft, ihren ganzen Schmerz erschöpft, um den Göttern alles zum Vorwurfe zu sagen, was ihr nur ihre äusserst unglückliche Situation eingeben konnte. Haße arbeitete auch mit mehrerem Eifer für das Theater, da hingegen Graun seine Oper immer bis auf die letzte Stunde liegen ließ, und sie denn in der größten Eilfertigkeit schrieb. Man weiß, daß Graun jede Arie erst im Kopfe oder bey dem Flügel fertig machte, und sie hernach völlig sauber aufschrieb, ohne eine Note wieder daran zu ändern. Und die erste Partitur war auch die, die bey der Aufführung gebraucht wurde. Er konnte dieses um desto leichter thun, da er die Harmonie in seiner Gewalt hatte. Haße strich in seinen Partituren oft aus, aber wie? Obgleich ich gar nicht Willens bin, zu behaupten, daß Haße an theoretischer Kenntniß Graunen gleich käme,*) so besitzt er doch gewiß Kennt-

 nisse

*) Wie sehr Graun Haßen an Wissenschaft in der

nisse genug, um jenes auch zu können; allein ausser dem, daß ein jeder Compenist seine besondere Manier *) zu arbeiten hat, so dachte Haße

der Harmonie übertrift, hievon zeugen schon in seinen Opern die Duetten, Terzetten u. s. w. Dieses sind die besten Muster, die wir haben, und das Publikum kann es dem Herrn Hartung in Königsberg und Herrn Decker in Berlin nicht genug verdanken, daß sie es mit diesen Meisterstücken, einer Ehre der deutschen Nation, genau bekannt gemacht haben. Es ist nun des Publikums Sache, zu zeigen, daß es die Gefälligkeit zu erkennen, und die Vortreflichkeit dieser Stücke zu schätzen wisse. Wie sehr wünsche ich es, und wie sehr muß es nicht jeder Verehrer und Freund der Musik wünschen! damit solche Männer aufgemuntert werden, mit der Bekanntmachung solcher vortreflichen Werke fortzufahren; und dadurch auch die Werke eines Händels, Homilius, Agricola, Rolle u. a. m. allgemeiner bekannt würden.

*) Freylich wäre die Manier Graums dem feurigen Genie Haßens zuwider: Denn wenn dieser den rechten Punkt einer Handlung erst gefaßt; die Scene oft gelesen, und sie nun, fast ohne daran zu denken, zu singen anfängt, ihm die Begeisterung die Töne eingiebt, und die Feder ergreift, dann ist der

Haße beſtändig an den Effekt, *) und dieſem widmete er unermüdeten Fleiß, und opferte ihm alles auf, was mit Beybehaltung des guten Geſchmacks und richtiger Harmonie nur möglich war. Hiezu kommen nun noch eine Menge Ihrer Lebensumſtände, die man alle genau unterſuchen muß, wenn man Graunen nicht bey der Vergleichung mit Haßen unrecht thun will. Denn wiewohl es unſtreitig iſt, daß ſie, beyde Genies, doch aber ſehr in ihrem Genie verſchieden ſind; ſo ſind dennoch viele Umſtände zum Nachtheil

der Strom ſeiner Gedanken viel zu heftig, als daß er ſich ſo tacktweiſe abtheilen lieſſe, um erſt Tackt vor Tackt, Zeile vor Zeile die Harmonie dem Geſange beyzufügen.

*) Man muß erſtaunen, wenn man dieſen verehrungswürdigen Mann über das Theater ſprechen hört. Niemals, glaube ich, hat ein Componiſt mehr Erfahrung gehabt, als er, niemals einer die Wirkung mehr und glücklicher ſtudiret. Und dieſes iſt auch wohl dasjenige, worinnen er ſich am mehreſten von allen andern Componiſten unterſcheidet, worinnen er der vollkommenſte iſt, der je geſchrieben. Denn ſeine geringſten Arbeiten thun oft gröſſere Wirkung, als die beſten und ſorgfältigſten Werke anderer Componiſten.

Graums in Ansehung seiner Theater-Composition zu erwägen, mit welchen ich Sie so viel mir möglich bekannt machen will.

Hasse ward fast mit seinen ersten Arbeiten in Italien bekannt, und wurde bald geschätzt, welches ihn nicht wenig aufmunterte; und wie viel mußte hiezu nicht hernach die Liebe seiner jetzigen Gemahlin, der Signora Faustina, dazumal einer der ersten Sängerinnen in Italien, wie viel mußte die nicht dazu beytragen! Da er nach Dresden kam, fand er da den prächtigsten Hof, den dazumal vielleicht ganz Europa hatte; genoß da einer grossen Belohnung und noch gröſsern Ehre. Er arbeitete frey; und durch keines Geschmack oder Willen gebunden schrieb er, wie er fühlte und wie er wollte. Schwierigkeiten für Sänger und Orchester durfte er nicht scheuen, denn er konnte sich auf sie alle verlassen. Dabey hatte er auch das stolze, Geisterhebende Vergnügen, seine Arbeiten in Italien und fast bey allen Höfen Deutschlands mit eben demselben Beyfall wie in Dresden aufgeführet zu wissen. Und so schrieb er mehr für alle seine Zeitgenossen, als für einen König.

Graun

Graun hingegen, weniger allgemein bekannt, arbeitete blos nach dem Geschmacke seines Königes; was diesem nicht gefiel, wurde ausgestrichen, wenn es auch gleich das beste Stück in der Oper war: denn gewissermassen einförmig und eigensinnig in seinem Geschmacke gestattete er Graunen keine Freyheiten und Abwechslungen in seinen Opern, die doch zu einer angenehmen 3 Stunden langen Unterhaltung und auch oft zur Lebhaftigkeit der Vorstellung höchst nöthig sind; ja, was das allerbesonderste war, die der König an Haßen jederzeit mit vielem Vergnügen billigte. Was den Sänger und das Orchester anbelangt, so haben die grösten Kenner, die beyde kannten, so sehr gut auch das Berliner jederzeit gewesen, doch immer dem Dresdener unter der Anführung des berühmten Concertmeisters **Pißhändel** den Vorzug gegeben. Was nun auch für Graun sehr niederschlagend seyn mußte, war dieses, daß er die Haßischen Opern an dem Hofe seines eigenen Königes mit grossem und oft grössern Beyfall, als die seinigen aufführen sahe. Und dennoch mußte er in vielen Stükken sich hüten, mit Haßen übereinzutreffen.

Wenn man nun zu allen diesen Umständen noch einen Unterschied in den Genien dieser beyden grossen Männer annimmt, wird man da noch zu fragen haben, woher es kömmt, daß Haße mehr **Kühnheit und Feuer in seinem Ausdrucke** hat?

Aber auch **mannigfaltiger im Gesange** ist Haße. Hiezu kommen wieder Umstände, die da machen, daß man Haßen nicht ganz gerade zu mehr Erfindungskraft zuschreiben kann, als Graunen. Haße gieng sehr oft nach Italien, hörte dort jederzeit neue Werke, aus denen er, gleich der weisen Biene aus Blüthen und Blumen, den besten Saft zog, und daraus, gleich dieser, eine süsse Kost bereitete, die man mit Freuden genießt, ohne sich nach den Feldern und Blumen zu erkundigen, aus denen sie bereitet ist. Denn wenn man die Opern genau durchsieht, die zu der Zeit in Italien geschrieben und aufgeführt worden, so findet man ganze Stellen, ja ganze ähnliche Sätze, die Haße in seinen Opern gebraucht und besser als jene gebraucht hat. Denn da er sich von ihnen diesen oder jenen Gesang merkte, so bemerkte er auch zugleich mit grossem Scharfsinn, was daran zu tadeln war,

war, dieſes hernach verbeſſert, brauchte er ihn vollkommen gut, und hatte ihn ſich dadurch gleichſam zu eigen gemacht. Graun hatte dieſes Glück nicht; faſt beſtändig an Einem Orte, ſtudirte er zwar die beſten Werke, aber man weiß, wie ſehr bey der Muſik Hören und Leſen verſchieden iſt; beſonders in Abſicht auf den Geſang, und noch mehr in Abſicht auf die Wirkung. Graun konnte ſich dadurch wohl zu einem der größten Harmoniſten unſrer Zeit bilden, und das hat er gethan; aber zu den theatraliſchen Arbeiten ſchaft dieſes nicht viel mehr Nutzen, als es dem Landſchaftsmahler nutzt, die Architektur vollkommen zu verſtehen. Es vergnügt uns freylich, in einer Vertiefung einen ſchönen Tempel zu erblicken, oder auf einem ſteilen Felſen, unter deſſen Fuß ſich ein rauſchender Strom fortwelzt, das Schloß eines alten deutſchen Fürſten zu ſehen; aber wenn er darüber die Fluren und Thäler und Hügel und Wälder und den darüber hangenden Himmel vernachläßiget, dann wiſſen wir ihm wenig Dank für jene ſchönen Gebäude, die nur zum Contraſt der lachenden Natur da

stehen sollten; jetzt aber die Natur verdunkeln und öde machen.

Es kommt hiezu noch ein Umstand. Niemand kann es an Graunen gerade zu tadeln, daß er die Nebenpersonen vernachläßiget hat; gleich den Mahlern, welche die Nebenfiguren in Schatten setzen, damit die Hauptfigur desto mehr hervorstechen soll. Eine Frage aber sey mir erlaubt: müssen sich die Nebenpersonen deshalb alle gleich sehen? —

Indessen wird es doch ein jeder an Haßen loben müssen, daß er auch den Nebenpersonen gefälligen Gesang und kleine Abwechselungen gegeben hat; und das mit fast unerschöpflichem Reichthume in jeder Arie gethan hat. Das Edele und Hohe behielt er indessen immer nur für seine Hauptpersonen. Jenes macht nun, daß jeder Zuhörer bey Haßen beständig aufmerksam bleibt, immer neues Vergnügen findet, und ihm die Stunden verfliessen, er weiß nicht, wie. Dahingegen bey Graun der sogenannte Liebhaber, der keine Kenntnisse von der Harmonie hat — denn wer diese hat, dessen Mann ist Graun zu aller Zeit — daß jener oft über Langeweile klagt, oft sagt, „die Oper habe ich schon ge-

„hört„

„hört„ wenn ſie auch gleich zum erſtenmale aufgeführt wird. Nehmen Sie die Partitur einer jeden Oper von Haßen, welche Sie wollen, und dagegen eine von Graunen, und Sie werden von der Wahrheit aller dieſer Bemerkungen überzeugt werden. Weil Sie doch aber einmal die Partituren in Händen haben; ſo ſehen Sie einmal auch die Begleitung der Stimmen von beyden an. In der Manier überhaupt ſind ſie ſich hierinn faſt gleich: aber bemerken Sie einmal die Klugheit Haßens bey dieſer Stelle. Hier gehen die beyden Violinen im Einklange (uniſono) und das gleich von Anfang an; warum? damit dem Zuhörer das Thema deſtomehr eingeſchärfet werden ſoll. Der Baß geht in langſamen Noten: die Oberſtimme ſoll deutlich zu vernehmen ſeyn. „Nun ſo wird die Bratſche doch wohl alles ſo viel ausfüllen, daß wenigſtens ein recht gedrungener dreyſtimmiger Saß daraus wird.„ Ja, ja, ſehen Sie nur, ſie ſchlägt hin und wieder nur einige Noten an, die in der Ober- und Unterſtimme nicht in den durchgehenden Noten enthalten ſind, übrigens gehet ſie mit dem Baſſe. „Nun, das muß auch ſehr leer

„klin-

„klingen.„ Glauben Sie das? Wissen Sie aber auch wohl, daß der Theater-Componist in diesem Falle nichts anders ist, als der Dekorationsmahler, der alles mit grossen, weitläuftigen Pinselstrichen mahlen muß, damit es in der Entfernung, wo er den Zuschauer annimmt, erst das sey, was es seyn soll?

Nun betrachten Sie einmal diese Graunsche Arie. Was für eine schöne Arbeit? Wie sich hier die Stimmen schön nachahmen! Sehen Sie diese Stelle, die Ihnen vorher im Ritornell so sehr gefiel, die haben nun die Stimmen in einer dreyfachen Nachahmung; es ist eine Freude, sie so zanken zu hören; aber wir vergessen ja ganz den Sänger! Lassen Sie uns doch wieder nach dem Sänger sehen — Himmel, was für ein Gesicht der macht! „verstehen Sie es denn nicht, er ärgert sich, daß die Stimmen mehr haben, „als er, daß sie ihn verdunkeln, daß man auf „ihn nicht hört.„ Wie war doch schon der Gesang? wissen Sie ihn nicht mehr? Nein, es war mir alles verwirrt, so dunkel. — Hieher paßt nun die Geschichte jener beyden Griechischen Bildhauer. Man verlangte

von

von ihnen beyden, sie sollten eine Göttin bilden, die in dem Tempel in einer ansehnlichen Höhe zu stehen kommen sollte. Es geschah: und nun wurde sie dem Volke vorgestellt. Kaum aber war die Decke von beyden abgezogen, als alles Volk sich zu der einen drang, und schrie: das ist Schönheit! das ist Kunst! wie fleißig, wie mühsam das alles ausgearbeitet ist! aber jene da! Pfuy doch über das verzerrte Gesicht, was das für eine breite und hohe Stirne ist! und die Nase, und der grosse Raum bis zum Munde! Wer hat je ein solch Gesicht an einer Göttin gesehen! Der klügere Künstler schweigt stille, und verlangt nur, man sollte sie beyde an ihren Ort setzen. Die seinige wird zuerst in die Höhe gezogen. Indem sie sich immer mehr vom Boden erhebt, scheint eine Verwandlung mit ihr vorzugehen; das Volk staunt, und läßt verwirrte Töne hören; nun steht sie an ihrem Orte, und das Volk verstummt, und steht von ihrer Schönheit geblendet wie eingewurzelt da. Indeß wird die andre auch an ihren Ort gesetzt: aber auch die ist verwandelt: denn niemand erkennet sie mehr. Die Züge sind durch einander verworren; man sieht

wohl

wohl noch die schöne Harmonie der gröſſern Theile, aber der Ausdruck, die Seele, die erſt auf dem Geſichte zu ſchweben ſchien, die iſt verlohren. Der Künſtler ſieht ſeinen Irrthum ein, und verſchwindet, indeß der andre mit Triumph vom Volke umringt, und mit Ehre und Lob gekrönet wird, die ihn bis an das Ende ſeines Lebens begleiten.

Ich habe hier geſucht, ſo viel als mir die Kürze der Zeit und meine geringen Kenntniſſe erlaubten, die Vergleichung zwiſchen Haßen und Graun in ihren theatraliſchen Arbeiten anzuſtellen. Aber noch kennen Sie dieſe beyden Männer, und beſonders unſern Graun nicht halb. Sie haben geſehen, wie viel Umſtände hiebey wider ihn waren. Mangel an Gelegenheit, verſchiedene Muſiken zu hören, wodurch man allein die Wirkung ſtudiren kann; Zwang von ſeinem Könige; daraus entſtehender Mangel an Eifer für das Theater; nicht genugſame Belohnung und Achtung ſeiner Verdienſte — alles dieſes und noch andere Privatumſtände mehr, mußten nothwendig verurſachen, daß Haſſe, dem nichts zuwider war, ihn in dieſem Fache übertraf. Nun wollen wir aber

das Theater verlaſſen, und die beyden Männer in der Kirche hören, wo nichts wider Graun iſt, ſondern vielmehr ſeine groſſe Gelehrſamkeit in der Muſik für ihn iſt. Hier ſehen Sie nun Graun erſt in ſeiner ganzen Gröſſe. Und wer ihn hier nicht mit tiefer Ehrerbietung bewundert, der iſt ein unwiſſender, fühlloſer, und partheylicher Mann. Ich habe aber Ihre Geduld für heute vielleicht ſchon gemißbrauchet; und verſpare alſo dieſen reichhaltigen Stoff zu einem andern Briefe. Ohnedem hoffe ich das Meiſterſtück von Grauns Geiſte in einigen Tagen hier zu hören. Dadurch mit einem Eifer für ihn beſeelt, wird er mir vielleicht ſelbſt die Worte eingeben, mit denen ich ſein Lob preiſen ſoll: ich, der ich ſonſt, zu weit von ihm entfernt, mich nicht unterſtehen würde, über ihn zu urtheilen, hätte mir nicht die Natur ein gutes Gefühl verliehen, und hätte mich nicht das Glück zu einem Manne geführt, der dieſes gute Gefühl berichtiget, und dadurch meine ganze Seele mit Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit für ihn erfüllet hat.

Zweyter Brief.

An Herrn Sch. Kr. in K.

Berlin.

Da komme ich nun eben von dem hiesigen Liebhaber-Concerte, und habe das Grauniſche Meiſterſtück, den **Tod Jeſu**, in vielen Stücken ſehr gut aufführen hören. Ehe ich die **verſprochene Vergleichung** zwiſchen Graunen und Haſſen wage, will ich Ihnen erſt ein paar Worte von dieſem Concert und von der heutigen Aufführung ſagen, weil mir dies letztere zu einigen praktiſchen Anwendungen Gelegenheit geben kann.

Es iſt dieſes ein wöchentliches Concert, welches Herr **Ernſt Benda**, ein Sohn des verdienſtvollen Herrn **Joſeph Benda**, und Herr **Bachmann**, ebenfalls ein Königlicher Capelliſt, zum Vergnügen und zugleich zur Uebung der Muſikliebhaber halten; und zu deſſen beſtändiger Verbeſſerung ſich Herr **Nikolai**, als ein feiner und geſchmackvoller Ken-

Kenner der Muſik, ſehr viele Mühe giebt. Freylich kann in einem ſolchen Concert, wo man den Liebhabern geſtattet mit zu ſpielen, und wo der gröſte Theil der Muſicirenden Liebhaber ſind, nicht die vollkommene Ordnung und Gleichheit herrſchen, die man nur von einer wohlgeübten Capelle verlangen kann; allein wenn ſie groſſe Muſiken aufführen, zu welchen ſie einige Proben zu halten pflegen, ſo kann ihnen kein aufrichtiger und unpartheyiſcher Mann ſeinen Beyfall verſagen; und man muß ſich wundern, daß es eine ſolche ungleiche Geſellſchaft zu dem Grade der Gleichheit und Ordnung bringen kann, den man alsdann wirklich da findet. Hievon war nun die Aufführung der Graunischen Paßion ein völliger Beweis. Man führte ſie bis auf die verfehlte Bewegung einiger Arien ſo gut auf, daß Graun, wäre er zugegen geweſen, vielleicht ſelbſt damit zufrieden geweſen ſeyn würde. Ich führe jenen Fehler nicht an, um doch nur etwas daran tadeln zu können; denn man kann es mir glauben, daß es das gröſte Vergnügen meines Lebens iſt, etwas Vollkommenes zu ſehen oder zu hören, und daß mich dieſes nie

zum Neide, sondern jederzeit zur Nacheiferung reizet; eben so glaube man mir es auch, daß ich sehr gerne die Fehler meiner Nebenmenschen bedecke, wenn ich nicht durch die Verzeigung derselben einigen Nutzen zu schaffen glauben darf. Dieses scheint mir hier aber der Fall zu seyn, indem es mich auf einige Bemerkungen in Ansehung des Fassens der richtigen Bewegung eines jeden Stückes führet; und die einem jeden, der eine Musikgesellschaft anführen soll, nothwendig zu wissen sind. Das Erste, welches dazu billig vorausgesetzt werden muß, ist ein richtiges Gefühl; wer dieses nicht bey sich spüret, der gebe sich nie mit dem Anführen ab. Es giebt freylich verschiedene Grade der Richtigkeit des Gefühls, und man würde zu strenge seyn, wenn man nur dem Manne mit dem jederzeit untrüglichen Gefühl eines Pißhändels oder Springers * jenes Amt anvertrauen wollte: denn nur wenige hat die Natur so reichlich damit beschenket. Es ist auch vielleicht möglich, ein Gefühl, das nur einen schwachen Grad der Richtigkeit besässe, durch grosse Mühe auszubilden und vollkommner zu

* Er war lange Zeit Anführer in Petersburg.

zu machen; allein die Sicherheit mit dem überzeugendesten Gefühl sagen zu können: so muß es seyn, diese möchte ihm doch wohl nicht zu geben seyn. Aber auch das allerrichtigste und feinste Gefühl ist allein nicht genug hiezu; es wird auch Ueberlegung und Erfahrung dazu erfordert; und hierinn hat der Anführer folgende Stücke zu bemerken: Zuerst muß er darauf sehen, von welchem Geschlechte das Stück ist, so er anführen soll; ob es Kirchenmusik, Theatermusik, Concertmusik oder Tanzmusik ist. Dann untersucht er, welchen Charakter das ganze Werk überhaupt hat; ob es eine Passion oder ein freudiger Gesang der Hirten bey der Krippe zu Bethlehem ist; ob es eine traurige oder lustige Handlung ist; bey der Concertmusik wird er besonders auf den Charakter des Componisten Achtung geben müssen; und so wird er bey den Originalwerken eines C. P. E. Bachs weit mehr Aufmerksamkeit nöthig haben, als bey den gemeinern Stücken eines andern. Bey dem Tanz beobachtet er, wie bey den übrigen Arten, ob er ernsthaft oder lustig ist, hat aber noch dabey den Tänzer zu bemerken, den er führen

soll, und nach dem er sich doch gleichwohl auch richten muß, wenn es die Art des Tanzes oder auch die Pantomime der handelnden oder tanzenden Personen verlanget. Das dritte Stück, so er dabey zu bemerken hat, ist, die Bedeutung jedes einzelnen Satzes zu untersuchen; hiezu ist ihm aber die einfache Stimme der ersten Violine nicht genug, sondern er muß die Partitur zu Hülfe nehmen, besonders wenn es ein Singestück ist. Hier wird er nun erst die Worte lesen, es aber dabey nicht bewenden lassen, sondern auch die Verbindung dieser Arie mit den übrigen in dem ganzen Stücke genau untersuchen, damit er den rechten Punkt treffe, in dem der Componist die Worte betrachtete, da er ihnen den Gesang gab. Nun sieht er, wie der Componist die Worte ausgedrücket hat, und hat er ein richtiges Gefühl, so wird die erste Bewegung, die er fasset, gewiß die rechte seyn: ehe er aber diese fest annimmt, hat er noch eins zu untersuchen, ob der Componist auch dem Sänger oder den Instrumenten Schwierigkeiten gegeben hat, die in der eigentlich gehörigen Bewegung des Stücks nicht heraus gebracht werden können; findet

er dieſes, ſo muß es ſich der Componiſt zur Strafe dafür, daß er nicht beſſer den Geſang und die Natur der Inſtrumente ſtudirt hat, gefallen laſſen, daß ſein Stück in einer andern Bewegung geſpielt werde, als er es beym Schreiben dachte, und daß dadurch der Endzweck des Stücks verfehlet wird. Dieſe letzte Vorſicht iſt aber nicht allein bey Singſachen, ſondern auch bey Inſtrumentalſachen höchſt nothwendig, und wenn der Anführer aus der Oberſtimme gleich alles andere erſehen könnte, ſo muß er doch dieſerwegen die übrige Stimmen genau unterſucht haben. Man ſieht hieraus auch, daß dem Anführer, (oder wie er bey Höfen genannt wird, Concertmeiſter,) die Kenntniſſe der Inſtrumente faſt eben ſo nothwendig als dem Componiſten (Capellmeiſter) iſt. Zugleich aber erkennt man auch aus dieſem Punkte, wie gefährlich es für den Ruhm eines Componiſten iſt, wenn Werke, die für ein gewiſſes Orcheſter oder eine Muſikgeſellſchaft geſchrieben ſind, wenn dieſe an andern Orten von weniger guten Leuten aufgeführt werden. Und gleichwohl iſt dieſes doch unvermeidlich und zur Ausbreitung ihres Ruhms

nothwendig. Sollte man daher nicht allen Componisten mit Rechte anrathen dürfen, sich so viel als möglich der Leichtigkeit, besonders in Ansehung der begleitenden Instrumente zu befleissen? Auch bey den allerbesten Orchestern wird die Ausführung dadurch gewinnen: denn wenn sie auch wirklich im Stande sind, die vorgeschriebenen Schwierigkeiten heraus zu bringen, so ist doch nicht allemal auf die völlige Sicherheit zu rechnen; gesetzt aber, man könnte sich auch hierin auf sie verlassen, so wirket das Aengstliche, die Mühe, die sie sich damit geben müssen, auf eine unangenehme Art auf den Zuhörer. Dieser fühlt — vorausgesetzt, daß er ein feiner Zuhörer ist — die ganze Angst der Spielenden, oft ohne es sich bewußt zu seyn; er wird es erst gewahr, wenn die Schwierigkeit überwunden ist, indem er alsdann erst eine gewisse Beruhigung empfindet. Ich gebe zu, daß dieses an einem Instrumentalisten, der sich vor uns hören läßt, und der besonders den Endzweck hat, **Verwunderung bey uns zu erregen**, daß es bey diesem ein Verdienst ist, und **in diesem Falle** mag es vielleicht mit einer jeden Oberstimme so

beſchaffen ſeyn; aber wenn es begleitende Stimmen ſind, die dadurch dem Gefühl, ſo uns die Hauptſtimme erregen ſoll, hinderlich werden, dann iſt keine Ausrede für den Compoſiſten; dann fällt alle Schuld auf ihn; und das allergelindeſte, was man von ihm ſagen kann, iſt dieſes: es fehlt dem Manne an Erfahrung.

Um aber wieder auf den Anführer zu kommen, ſo hat er auſſer jenen Ueberlegungen noch gewiſſe praktiſche Kleinigkeiten zu bemerken, die ihm höchſt nöthig ſind. Ich will einige davon angeben. Zuerſt muß er ſich auf ſein Inſtrument verlaſſen können; er muß ſicher ſeyn, daß es die übrigen an Stärke übertrift; allein dieſes iſt noch nicht genug, um 18 andere Violinen und ſo viele Stimmen mehr überſchreyen zu können, ſondern er muß auch einen Arm haben, der mehr gilt, als die übrigen; das heißt, er muß bey einem deutlichen und kräftigen Vortrage alle Vortheile ſeinem Inſtrumente und ſich ſelbſt ablernen, wodurch er ſeinen Ton, ſo viel als möglich, verſtärken und durchdringend machen kann. Um bey dem Anfange des Stücks den Uebrigen die Bewegungen recht

deutlich und vernehmlich zu machen, hätte Pißhändel die Angewohnheit, bey den ersten Tackten in währendem Spielen die Bewegung mit dem Halse und Kopfe der Violine anzugeben. Waren es 4 Viertel, die den Tackt ausmachten, so bewegte er die Violine einmal unterwärts, dann hinauf, dann zur Seite, und wieder hinauf; waren es 3 Viertel, so bewegte er sie einmal hinunter, dann zur Seite, dann hinauf. Wollte er das Orchester mitten im Stücke anhalten, so strich er nur die ersten Noten jedes Tackts an, um diesen desto mehr Kraft und Nachdruck geben zu können, und darinnen hielte er zurück u. s. w. Ein jeder achtsamer Anführer muß beständig aufmerksam seyn, solche Vortheile zu finden, wozu ihm sehr oft verschiedene Vorfälle Gelegenheit geben, wenn er nur acht darauf hat. Ich kehre von meiner ziemlich langen Ausschweifung zu meinem Briefe zurück. Man muß mir diese erlauben: denn bey der Bekanntmachung dieser Briefe habe ich dergleichen kleine Abhandlung zum Hauptendzwecke gehabt, und sehe deshalb den historischen Theil derselben nur als eine Gelegenheit

heit dazu an; vielleicht dienen sie dem Leser aber auch zur Unterhaltung.

* * *

Was der heutigen Aufführung eine besondere Zierde gab, war der Gesang der Madem. Benda aus Potsdam, einer Tochter des verehrungswürdigen Herrn Concertmeisters Benda. Schon oft habe ich diese Musik aufführen hören und selbst aufführen helfen, aber nie habe ich sie mit so vieler Ueberlegung, mit so vieler Empfindung und mit solchem Nachdruck singen hören; man hörte ihrem Gesange den Eifer für das Stück an, der sie auch von Potsdam zur Aufführung desselben herüber gerufen. Einen besonders schönen Zug muß ich Ihnen doch von ihr erzählen. Bey den Worten, die den Schluß des dritten Recitativs machen, wo von Petrus gesagt wird: er weinet bitterlich; welches Graun sehr schön ausgedrückt hat, indem er die zweyte Sylbe, ausser der schönen ausdrückenden Harmonie, um einen ganzen langen Tackt verlängert, und darinn einen Ton verschiedentlich wiederholt, bey diesen gebrauchte sie das sogenann-

te Tempo rubato, das heißt, daß sie der Note einen starken Accent beylegte, die ihn eigentlich nicht haben sollte, so, daß ein wahres banges Schluchsen daraus entstand. Versuchen Sie es einmal, der 2ten, 5ten, 7ten und 10ten Note dieses Tacts einen besondern Nachdruck zu geben, die übrigen aber dagegen sinken zu lassen, so werden Sie finden, von welcher besondern Wirkung es ist.

* * *

Ich bin immer wider den Gebrauch des Tempo rubato im Singen sehr aufgebracht gewesen, wenn es nämlich nicht mit vieler Behutsamkeit und Ueberlegung geschichet: denn sobald die Poesie darunter leidet; sobald die kurze Sylbe dadurch lang und ungewandt gemacht wird; oder wenn ein Gesang, der in einem sanften Flusse dahin fliesset, wenn dieser dadurch verzerrt und gleichsam kindischer Weise aufgehalten wird; wer mag sich denn nicht darüber ärgern? Aber wie viele giebt es nicht, die dennoch Vergnügen daran finden; denen nichts gefällt, was nur einigermassen gewöhnlich und deutlich ist; denen alles neu oder vielmehr halb unverständ-

ſtändlich ſeyn ſoll; ſie müſſen ſelbſt nicht recht wiſſen können, was ſie gehört haben, dann hat der Sänger ihre Bewunderung, dann heißt es: das war beſonders! und dieſem folgt gleich: das war ſchön! Für dieſe mag nun freylich jene Verwechſelung des Accents zu allen Zeiten recht angebracht ſeyn. Dem feinen, gefühlvollen und verſtändigen Zuhörer kann es aber nicht eher gefallen, als bis es ſo glücklich gebraucht wird, wie es dort Madem. Benda that; und man ſollte daraus faſt feſtſetzen können, daß es der Sänger nicht anders als auf einer langgedehnten Sylbe thun dürfe. Der Inſtrumentaliſt hat nun ſchon mehr Freyheit oder vielmehr nimmt ſich mehr Freyheit: Ohnedem da jetzo ſeine Abſicht mehr iſt, Bewunderung zu erregen als zu rühren, und er dem Sänger das Herz und die Leidenſchaft allein überläßt, er hingegen nur das Ohr befriedigt. Wie ſehr iſt dieſes, aber nicht zu bedauern? Wir haben faſt für alle Inſtrumente die vollkommenſten Muſter vor uns, die uns lehren, auch dem Inſtrumente Seele und Ausdruck zu geben, und die Begierde zur Neuheit, zu allem, was beſonders

iſt,

ist, führt die mehresten weit davon ab, und macht einige sogar zu Marktschreyern ihrer Art, die Fähigkeit genug besässen, Meister in der Kunst zu seyn. Mit dem Sänger verhält sich das nun noch, dem Himmel sey Dank, ganz anders, und man kann sich allenfalls versprechen, daß dieser nicht so leicht auf Abwege gerathen könne. Seine Kunst ist gar zu nahe mit der Natur verwandt, und hat er ein feines und richtiges Gefühl, so spricht dessen Stimme gar zu laut, als daß er sie übertäuben, und den dabey deutlich bezeichneten Ausdruck verfehlen könnte. Zu wünschen wäre es uns armen Deutschen, daß das patriotische Bestreben des verdienstvollen Herrn Hillers fruchten möchte, und daß die Ausführung seines Plans zu einer wohleingerichteten Singeschule zu Stande käme. Man kann sich des Mitleidens und Unwillens nicht erwehren, wenn man bey einer Reise durch Deutschland fast an jedem Orte, an jedem kleinen Orte, die schönsten Stimmen, und alle ohne die geringste Anweisung findet. Noch höher aber steigt dieser Unwille, wenn man ein junges Genie, mit allen Fähigkeiten zum Singen von der Natur beschen-

ſchenket, wenn man dieſes unter den Händen eines unwiſſenden und barbariſchen Lehrmeiſters verderben und oft ganz unterdrücken ſieht. Wenn man einen S. mit der Violine in der Hand ſiehet, wie er ſeiner kleinen liebenswürdigen Tochter, deren natürliche Stimme ſanfte Freude ins Herz der Zuhörer goß, wie er dieſer, um an ihr künftig etwas beſonders zu haben, die höchſten Töne der Violine, die ſo wenig und noch weniger für die Singeſtimme gehören, als ſie dem guten Geſchmacke nach für die Violine gehören ſollten, wie er ihr dieſe vorſtreicht, ſie ſie nachſingen, oder vielmehr nachquicken muß, und ſo lange, bis ſie ſich überſchreyt, und ihrer Stimme auf Lebenszeit einen groſſen Schaden dadurch thut. Nun iſt das liebe Kind, aus der ein weiſer Lehrmeiſter eine groſſe Sängerinn gemacht hätte, verdorben. Es fehlet ihr nichts, um ihrer Empfindung und ihrem Verſtande nach die vollkommenſte Sängerinn unſrer Zeit zu ſeyn, als die Stimme, mit der ſie die Natur ſo gütig beſchenkte, dieſe hat die Unwiſſenheit und Thorheit getödtet. Wohl uns alſo, wenn die rühmlichen Bemühungen des Herrn Hillers unterſtützet wer-

werden, und dadurch ihren Endzweck erreichen; aber auch wohl ihm: denn er wird sich einen Namen unter uns stiften, den auch die spätesten Nachkommen nicht ohne Achtung und Dankbarkeit nennen werden. Er wird sich dadurch seinen Zeitgenossen, deren Enkeln und Urenkeln und — Gott selbst gefällig machen. Denn wie viel leidet nicht unser Gottesdienst durch den mißtönenden Gesang des Volkes? Wird nun aber der gute, reine Gesang erst allgemeiner, wozu es wohl nöthig ist, daß er auch, gleich dem Lesen und Schreiben ein Geschäfte der niedrigsten Schulen werden muß; so können wir alsdann auch mit reineren Stimmen die Lobgesänge Gottes anstimmen. Und dringen gleich unsre Töne nicht bis zu dem Throne des Allmächtigen, so wird der Herr, der in die Herzen der Menschen sieht, doch gewiß alsdann manches Herz, weniger zerstreut, tiefer in ihn versenket finden. Denn der entsetzliche Mißlaut, der itzt in unsern öffentlichen Gesängen herrschet, und der einem feinen Ohre trotz aller seiner Bemühungen und Geduld unausstehlich ist, dieser stört gewiß die Andacht vieler unter uns.

Ich

Ich muß hier eine kleine Anmerkung herſetzen, die mich nach und nach zu dem Hauptendzweck dieſes Briefes führen wird. Ich vermuthe, daß Herr Hiller in ſeiner Singeſchule ohne Zweifel den Kirchengeſang vom theatraliſchen Geſange unterſcheiden und ſie in verſchiedene Claſſen bringen wird. Denn wie ſehr iſt jener nicht von dieſem unterſchieden; und wie ſehr ſündigen nicht ſelbſt die Italiäner oft dawider? Alle die Verzierungen, die auf dem Theater ſchön ſind, ſchicken ſich nicht in die Kirche; ſie ſtören die Andacht, indem ſie uns vergnügen, und bey uns oft Erinnerungen zuwege bringen, die für den heiligen Ort unanſtändig zu denken ſind. Wer dieſes auch bey den mehreſten unſerer Herren Organiſten nicht täglich empfindet, dem fehlt es gewiß an wahrer Andacht, oder an feinem Gehöre. Ich kann mich nicht enthalten, einen völlig hieher paſſenden Vorfall zu erzählen, der mir in **Herrnhut**, dem Sitze der wahren, herzlichen Andacht, begegnete. Ein alter ehrwürdiger Mann aus dieſer **Gemeine** führte mich auch in ihr Bethaus, um da ihrem Gottesdienſte mit beyzuwohnen. Die edelſte Simplicität des Gebäu-

bändes, die vollkommenste Stille der Zuhörer, auf deren Gesichtern sich die Allgegenwart Gottes, die zärtlichste Liebe zu ihm und dabey eine gewisse Ruhe mahlte, die unser Körper nur hat, wenn die Seele in der äussersten Arbeit ist; zu diesen noch die einfachste Musik und ein reiner ungekünstelter Gesang flößten mir eine gewisse andächtige und selige Empfindung ein, die ich in unsern gewöhnlichen Kirchen noch nie empfunden hatte. Und dennoch kam meine Andacht der ihrigen nicht gleich, indem ich etwas nicht bemerkte, welches ich von meinem Führer bey dem Ausgange erfuhr; vielleicht war auch mein Ohr daran schuld, welches an die vollkommenste Simplicität nicht so gewöhnt war, wie das ihrige; kurz, da wir das Bethaus, (welches sie sehr gut Gemeinsaal nennen) verliessen, so begegnete uns der Organist, der ebenfalls ein Bruder der Gemeine war. Mein Führer hielt ihn an, und redete in folgenden Worten zu ihm: Lieber Bruder, du hast heute in währendem Liede einen gewissen bunten Lauf von Tönen gemacht, der mich sehr in meiner Andacht störte; denn ich erinnerte mich dabey eines Harlekins, den

ich

ich vor vielen Jahren in Venedig auf dem Theater gesehen, und zu dessen einem Sprunge dieselbe Musik gieng. Dieses zerstreute nothwendig auf einige Augenblicke meine Gedanken, und führte mich von dem ab, der meine ganze Seele erfüllte. Thue dieses künftig nicht mehr, sondern hilf vielmehr unsre Andacht befördern, und freue dich, Mittel dazu in den Händen zu haben. Und ihr, meine Herren Organisten, die ihr uns so gern die Geschwindigkeit eurer Hände und Füsse und euren Witz zeiget, schämet euch, diese Mittel nicht allein bisher vernachläßigt, sondern sogar die entgegengesetzten mit allen euren Kräften gesucht zu haben; und ändert eure Spielart. Bereitet euch mit eben der Andacht zu eurem Vorspiel, mit der sich der Prediger zu seiner Predigt bereitet, und dann spielet die Choräle so lauter und rein und ohne eitle Verzierungen, so wie dieser das ihm vorgeschriebene Evangelium lieset. Ihr habt zu eurem Vortheile, um bey dem Zuhörer Ehrfurcht und Devotion zu erregen, noch die Kenntnisse der Harmonie, die der Mann in Herrnhut nicht hatte, daher er denn auch nur vermittelst des Gesanges eine sanf-

te und angenehme Empfindung seinen Zuhörern einzuflössen vermochte. Ihr aber, die ihr durch die Macht der Harmonie unsre Seele bis zu dem Throne Gottes erheben, und sie wieder demüthig bis in den Staub erniedrigen könnet; bedienet euch der Gewalt, die wir euch über unsre Herzen zugestehen müssen; bereitet unsre Herzen erst zu den Worten des Lehrers, und grabet sie hernach noch tiefer in unser Herz ein.

So findet auch der Sänger seinen Theil hiebey. Wenn dieser in der Kirche durch die Geschwindigkeit seiner Kehle Bewunderung bey uns erregen will, so werden wir dadurch nothwendig von Gott abgezogen, dessen Gegenwart doch, besonders an diesem geheiligten Orte, unsre ganze Seele erfüllen sollte. Trift dieses nun aber nicht auch den Componisten? O gewiß eben so gut als die beyden vorhergegangenen. Dieses führet mich nun zu dem eigentlichen Endzwecke dieses Briefes, von dem mich verschiedene Dinge, die mir auf dem Wege begegnet, so lange abgeführet haben. Ich habe es mir aber einmal so vorgesetzt, meinen Gedanken diesen freyen Lauf zu lassen, und meinem Geiste keine andre Fes-

seln

seln anzulegen, als die, von deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit mich Moral und Religion überzeugen.

* * *

Der Kirchencomponist ist also sehr von dem Theatercomponisten *) verschieden. Erfindung und Reichthum an angenehmen, gefälligen und reizenden Gedanken, die ein grosses Verdienst an dem Theatercomponisten ausmachen, können an dem Kirchencomponisten zum Fehler werden. Eben so kann eine grosse Lebhaftigkeit eine gar zu feurige Einbildungskraft, und endlich eine übertrieben verwegne Kühnheit der Gedanken oft Dinge hervorbringen, die auf dem Theater allen Beyfall verdienten, in der Kirche aber, weil sie an dem unrechten Orte stehen, durchaus fehlerhaft sind. Zu diesen Fehlern gehören auch noch die schnelle Verwechselung des Zeitmasses

*) Ich meyne hier auch nur den Componisten für das ernsthafte Theater. Wie sehr der, der für das comische schreibt, von dem Kirchencomponisten verschieden ist, sieht ein jeder von selbst ein, und bedarf keines Vergleichs.

masses und die kurzen Rhythmen in demsel-
ben. Dahingegen ist eine grosse Kenntniß
der Harmonie, deren gar zu häufiger Ge-
brauch auf dem Theater fehlerhaft ist, eins
der größten Verdienste des Kirchencomponi-
sten; so wie auch der einfachste, ungekünstel-
te Gesang, der, ohne unsern Witz zu beschäf-
tigen, oder unser Ohr angenehm zu kützeln,
oder Verwunderung bey uns zu erregen, ge-
rade zum Herzen dringt, und da die Empfin-
dung erregt, die der Dichter dem Componi-
sten zum Ausdruck vorgelegt hat. Der Kir-
chencomponist wird auch zuweilen Gelegen-
heit haben, sich seiner hitzigen Einbildungs-
kraft und Kühnheit der Gedanken zu bedie-
nen, aber dann brauche er ja die alleräusserste
Vorsicht, um nicht einen Augenblick den hei-
ligen Ort, für den er schreibt, aus den Au-
gen zu lassen; hiezu wird nun aber ein
sehr richtiges Gefühl und geläuterter, gu-
ter Geschmack erfordert. Man kann also
folgende Eigenschaften bestimmen, die zu ei-
nem vollkommenen Kirchencomponisten noth-
wendig sind; Genie und den Eifer für seine
Kunst wie nothwendig vorausgesetzt, 1)
eine gründliche Kenntniß der Harmonie, und

der

der Setzkunst überhaupt; 2) einen guten natürlichen und rührenden Gesang; 3) ein äusserst richtiges Gefühl; 4) einen guten und geläuterten Geschmack. Konnte es nun wohl fehlen, daß Graun, der alle diese Eigenschaften in vollkommenem Grade besaß, auch ein vollkommener Kirchencomponist seyn mußte? Und das ist er. Er übertrift alle, die vor ihm geschrieben haben, die immer nur einige jener Eigenschaften besessen. Ich kann hievon nach meinem Gefühle selbst den grossen Händel nicht ausnehmen, der an Gelehrsamkeit und Scharfsinn in der Musik vielleicht nicht übertroffen werden kann, dem es aber an natürlichem und rührendem Gesange nicht selten fehlet, so vollkommen auch einige andere Stücke von ihm hierinnen sind, und der oft mit seinem Witze auch in der Kirche spielet, welches nun aber das richtige Gefühl und der gute Geschmack ohnmöglich billigen können. In Graun aber mag der scharfsichtigste Neid Nächte lang suchen, daß ihm die nächtliche Lampe das schiele Auge röthet; er findet gewiß keine Nahrung für seine verläumdrische Zunge, denn mit kleinen Flecken, die nur noch da sind, um die Menschlichkeit

lichkeit darinnen zu bezeichnen, mit diesen darf er sich vor der vernünftigen Welt, die selbst siehet und urtheilt, nicht zeigen, ohne verdammt und verachtet zu werden. Man sehe zuerst Graums Recitative an, und bemerke, welcher passender und rührender Ausdruck darinnen ist; dann gehe man zu den Arien, und merke erst auf die Wahl des Thema; welche Klugheit darinnen ist, wie sie alle den Charakter des Kirchenmäßigen an sich tragen; nun sehe man auf die schöne Führung desselben, wie der ganze Plan vorher überdacht war, und nichts zufälliger Weise hinein kommt, sondern alles aus dem Thema entspringet. Und der Ausdruck der Worte, und die darinnen liegende Empfindung! Wie er hier das ganze Geschäfte des vollkommenen Componisten verrichtet, wie er den Gedanken der Poesie von allen Seiten zeigt; wie jede Wiederholung dazu dient, um ihn uns tiefer einzuprägen, wie diese niemals zum Ueberdrusse gereichet; und wie endlich der ganze Gesang und fast jede einzelne Stelle und Figur vortreflich gewählt und dem Orte angemessen ist. Dann sehe man seine Duetten; und man wird gewiß

die

die beste fleißigste Arbeit mit dem schönsten und rührendsten Gesange verbunden finden; welche schön angelegte Umkehrungen und Imitationen, ohne doch dem Gesange im geringsten zu schaden. Wenn man denn endlich seine Chöre und Tuttis betrachtet, und da nicht nur die reinste Harmonie, den bewundernswürdigsten Fleiß und die gründlichste Arbeit findet, sondern auch siehet, wie bey alle dem Annehmlichkeit und Deutlichkeit darinnen herrschet, wie nie eine Stimme die andere verdunkelt, und wie singbar jede Stimme ist; muß man dann nicht mit der vollkommensten Ehrfurcht und Liebe für diesen unsterblichen Mann und seine unsterblichen Werke erfüllet werden? Ich habe noch zu jenen grossen Verdiensten hinzuzusetzen, daß er jederzeit in allen einzelnen Stücken so vollkommen charakteristisch und kirchenmäßig ist, daß es gar nicht möglich wäre, eine Arie oder ein Stück aus seinen Kirchensachen aufs Theater zu bringen.

Nun durchsuche man Haßens Kirchenstükke. Man wird sehr viel Ausdruck, grosse Züge des Genies, schönen Gesang, zuweilen auch Fleiß darinnen finden; aber das Cha-

rakteriſtiſche, das wahre Kirchenmäßige, die groſſe Kenntniß der Harmonie — Stücke, die man bey Graunen überall findet — dieſe wird man oft vermiſſen. Man wird viele Arien bemerken, die ſehr füglich aufs Theater gebracht werden können; Chöre, die zwar oft bey geringer Arbeit groſſen Effekt thun, aber ſelten einen Effekt, der ſich recht für die Kirche ſchickte. Sie flöſſen nicht die Ehrfurcht, die Andacht ein, mit der die Grauniſchen unſre ganze Seele erfüllen. Wer fühlt ſich nicht in dem Innerſten ſeines Herzens gerührt, tief bis in den Staub gebeugt bey dem Chor: **Hier liegen wir gerührte Sünder:** *)

* * *

Es ſey dieſe Vergleichung, die ich zwiſchen Graunen und Haßen mit einigen Worten anzuſtellen gewagt, nur mehr ein Fingerzeig für den denkenden Leſer zur eigenen Unterſuchung, als

*) Ich muß hier nothwendig bemerken, daß man bey der Ausführung dieſes Chors dem Ausdruck ſehr groſſen Schaden thut, wenn man in der Begleitung die Noten mit dem Punkte ſo ſpielet, als wenn eine Pauſe hinten ſtehet; und die mehreſte Zeit geſchieht dieſes.

als ein entscheidendes Urtheil, indem man, wie ich wohl weiß, bey solchen grossen Männern nie behutsam genug gehen kann. Indessen glaube ich doch nach meinem Gefühl sagen zu können, daß Hasse, als ein Mann von grosser Erfahrung, von vieler Weltkenntniß und von einem feurigen und kühnen Geiste, gröſſer in der Theatercomposition ist, als Graun. Die grosse Wirkung, die Haßens Opern auf jedermann thun, und daher der allgemeine Beyfall, beweiset den Schluß, den ich aus meinen Untersuchungen ziehe; Graun hingegen, als ein Mann von grosser Einsicht und Wissenschaft in der Harmonie, von sanftem Gefühle und von dem solidesten Geschmacke, scheint mir gröſſer in der Kirchencomposition, als Hasse; und auch dieses bestätigt die Erfahrung. Ich habe an verschiedenen Orten Händelischer, Hasischer und Graunischer Kirchenmusik beygewohnt, und durchgängig gefunden, daß die letztern die allgemeinste und gröſte Wirkung gethan hatten. Mir ist in solchen Fällen die Stimme des ganzen Volks sehr wichtig; und sie hat mich nicht selten von einer angenommenen Meynung, die mir durch das Urtheil partheylicher

licher Männer beygebracht worden, die aber Kenntniſſe genug hatten, um ſich Anſehen zu erwerben, zurückgeführt, indem ſie mich zu einer zweyten genauern Unterſuchung verleitet hat. Der Leſer nehme indeſſen die Werke dieſer groſſen Männer vor ſich, und unterſuche ſelbſt, nun er einmal auf die Spur geführet iſt. - Um ihm aber auch zu zeigen, daß man auch für die Werke der größten Meiſter keinen blinden Eifer hegen, ſondern alles an ihnen zu bemerken ſuchen muß; ſo will ich hier auch die Anmerkungen herſetzen, die ich bey der Aufführung der Grauniſchen Paßion über verſchiedene Dinge gemacht, welche der groſſe Mann ſcheint überſehen zu haben. Dieſes kann auch den größten Künſtler nicht beleidigen, wenn man nur die Achtung dabey nicht aus den Augen läßt, die man ihm ſchuldig iſt. Freylich wenn unvorſichtige, eingebildete und nicht ſelten neidiſche Critiker die kleinen Nachläßigkeiten groſſer Männer, mit welchen ſie der Menſchheit ihren Tribut bezahlen, in eben demſelben Tone verſchreyen, mit dem ſie nur allein den Unwiſſenden und Unerfahrnen, der ſich dennoch der Welt aufdringt, züchtigen ſollten; dann müſſen ſolche Männer

unwil-

unwillig werden; und dann geht auch der ganze Nutzen der Critik verlohren; der Stümper tröstet sich mit dem ähnlichen Schicksal des wahrhaftig gelehrten Mannes, und keine Critik ist alsdann im Stande, ihn zu bessern. Um aber nur den jungen Componisten zu zeigen, wie aufmerksam man auch bey wirklich grossen Kenntnissen noch immer seyn müsse, und welches schwere Amt es sey, ein Singecomponist zu seyn; besonders aber, wie nothwendig es dazu sey, die Poesie ganz zu kennen — Dieses bewegt mich allein, auch die kleinen Nachläßigkeiten dieses Meisterstückes zu bemerken; die aber gegen die grossen Schönheiten darinnen kaum so viel bedeuten, als ein kleines Stäubchen im spiegelhellen Quell.

Ueberhaupt sollte doch jederzeit die Länge und Kürze der Sylben eben so wohl durch die Höhe und Tiefe der Töne als durch den auf- und niederschlagenden Tackt ausgedrückt werden. Dieses finde ich aber hier so, wie in den Recitativen aller anderer Meister, sehr oft vernachläßiget. In dem ersten Recitativ scheint mir das Zwischenspiel der Instrumente, das auf die Worte: — so verlas-

sen

ſen trauren? folget, mehr tröſtend als trauernd zu ſeyn: denn der Ton *Es dur* ſcheint mir in langſamer Bewegung den Charakter des Troſtes zu haben, ſo wie er in geſchwinden Sätzen viel Pracht hat. Daß ein jeder Ton, beſonders in den Inſtrumenten, ſeinen eigenen Charakter hat, iſt doch wohl unſtreitig wahr? Wenigſtens kann ich jene Bemerkung, als meine wahrhafte Empfindung angeben. Mir hatte der vorhergehende Choral und das Tutti und der Anfang dieſes Recitativs eine völlig traurige Empfindung eingeflößt, und bey dieſem Zwiſchenſpiel empfand ich Tröſtung. In der erſten Arie iſt gleich in der erſten Zeile der Accent auf der Sylbe des, da er doch auf dem folgenden Worte Todes liegen ſollte. In dem 2ten Recitativ iſt die Frage: auch du biſt nicht mehr wach? nicht ausgedrückt; man könnte es auch als eine Klage anſehen, allein der Dichter und der Componiſt ſelbſt hat es in der Poeſie als Frage bezeichnet. In der darauf folgenden Arie liegt der Accent wieder auf der erſten Sylbe der Arie Ein, da er doch auf Gebet ſeyn ſollte: man kann den Componiſten dadurch entſchuldigen, daß

daß der Dichter die Sylbe lang gebraucht hat. Im 3ten Recit. iſt gleich in der erſten Zeile wieder der Accent auf bey, da er doch auf Schein ſtehen ſollte. In eben dieſem Recitativ finde ich auch eine Vernachläßigung der Charaktere. Jeſus ſinget die Worte: — ſucht ihr mich, ſo laſſet meine Freunde gehen, — mit eben den Tönen, mit denen hernach Petrus ſinget: — ich kenne dieſen Menſchen nicht. Die Furcht des Petri iſt in der Abkürzung und Wiederholung der Worte ſehr ſchön ausgedrücket. In der dritten Arie im zweyten Theile iſt die erſte Sylbe der dritten Zeile auf dem herunterſchlagenden Tackt, da ſie doch im Auftackt ſtehen ſollte. Ich ſehe ſehr wohl ein, daß Graun durch die Melodie dazu verleitet worden iſt; allein die Deklamation würde doch dabey mehr gewinnen, als der Geſang dadurch verlöre, wenn man die 3 Sylben: — hebet die — in den 4ten Tackt ſetzte, und auf — Reu — alſo zwey Noten kämen. Wer fühlt dahingegen nicht, wie vortreflich der Ausdruck dieſer Arie überhaupt, und beſonders der Worte: — dem Frevler an das Herz — iſt. In der 4ten

Arie

Arie hat sich Graun zweymal, einmal durch das Thema, und das andere mal durch das Wort — strahlen, verleiten lassen, von der sonst so nothwendigen Regel abzugehen, daß man in einer Arie zum erstenmale die Worte gerade aussingen müsse, damit der Zuhörer den Inhalt der Arie gleich fassen kann. In der 2ten Abtheilung des erstern Theils ist der Accent wieder auf ein, da er doch auf — Berg Gottes — seyn sollte. Ich muß hiebey noch anmerken, daß die Bewegung dieser Arie bey der Ausführung jederzeit zu geschwinde genommen wird, wodurch sie ihren wahren Charakter verliert. In dem zweyten Theile dieser Arie sehe ich auch einen falschen Accent bey dem Worte: zersplittern, er sollte auf der 2ten Sylbe liegen, und ist auf der ersten. Bey dem folgenden meisterhaften Tutti muß man sich wundern, daß Graun ein so gemeines Thema dazu gewählt hat; auch paßt es nicht zu den Worten; die Sylbe ein ist hoch, und die darauf folgende tief, da doch der Accent auf Vorbild liegen sollte. In dem darauf folgenden Recitativ ist in der 3ten Zeile die Sylbe von kurz, und sollte lang seyn; denn es heißt: von dir, nicht:

nicht: von dir. Wie ſchwer es mir wird, in ſolchem vortreflichen Werke etwas anders als Schönheiten aufzuſuchen! Suche weiter wer da will; ich kann es nicht. Ich will nicht hoffen, daß ſich jemand wird einfallen laſſen, als wenn ich der Meynung wäre, Graun hätte dieſes aus Unwiſſenheit begangen; das ſey ferne von mir, daß ich ſo niedrig denken ſollte. Nein auch der größte Mann überſieht in ſeinen eignen Werken oft etwas, das er in anderer ihren gewiß bemerken würde. Wohl dem, der ſeine Werke nicht allein mit ſeinen eigenen Augen, ſondern auch mit den Augen eines Freundes ſiehet und jederzeit ſehen kann. O ſelige Freundſchaft! du biſt uns alſo nicht nur zu der Glückſeligkeit unſers Lebens nothwendig, auch die Werke unſers Geiſtes hängen von dir ab! So ſey denn dieſes mein einziger und ewiger Wunſch, ſtets einen Freund an meiner Seite zu haben, deſſen Stimme mich leite und zugleich Freude und Zufriedenheit in meine Seele gieſſe.

Dritter

Dritter Brief.

An den Herrn L° v. Sch°°° in M.

Berlin.

Sie verlangen von mir zu wiſſen, was meine Meynung von **Burneys** muſikaliſchen Reiſen iſt? Gerne hielte ich damit zurück: Denn Sie wiſſen es, ſo eifrig ich auch bey Erblickung eines Meiſterſtückes oder auch nur guten oder ſchönen Werkes mit meinem Beyfalle ausbreche, und gern der erſte bin, der es ſo ſchön findet, als man es billig finden muß, eben ſo gern verſchweige ich mein Urtheil über mißgelungene und ſchlechte Werke, und nie werde ichs aus freyen Stücken ſagen. Sobald man mich aber darum befragt: dann ſage ichs auch mit der vollkommenſten Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit; dann hält mich weder Furcht noch Liſt davon ab. Und wenn Herr Burney nicht nur **Doktor der Muſik**, ſondern ſogar ein Mann wäre, der die fürchterliche Scheere der Anti-Tiſſottiſchen Doktoren in Hän-

Händen führte, und mir damit den ziemlich ſtark geſponnenen Lebensfaden zu zerſchneiden drohete; ſo ſagte ichs frey heraus; und wenn er mich künftig bey dem vorwitzigen Urtheil, das er ſich über unſre ganze Nation zu fällen unterſteht, als die Einzige Ausnahme angeben wollte; ich ſagte es doch unverholen — daß **Herr Burney ein ſchlechter muſikaliſcher Beobachter iſt.** Und will er es bewieſen haben, ſo leſe er dieſen Brief.

Ich will mich hier nicht auf einzelne Fehler und Irrthümer, mit denen ſein ganzes Buch angefüllt iſt, einlaſſen, weil ich weiß, daß man in Berlin für die **allgemeine deutſche Bibliothek** eine ausführliche Beurtheilung veranſtaltet, die alle, oder doch die mehreſten einzelnen Fälle berühren wird. Allein was den Charakter und die Perſon des Mannes anbetrift, ſeine beſondere Art zu verfahren, die man durchaus wiſſen muß, um einſehen zu können, wie ein Mann, der doch wirklich Verſtand beſitzt, ſolcher häufigen Widerſprüche fähig ſeyn konnte, dieſes läßt ſich in einem freundſchaftlichen Briefe beſſer und freyer ſagen, als in einer allgem.

Bibl. deren Verfaſſer ſich ohnedies, ſo rühmlicher Weiſe, der gröſten Vorſicht und Behutſamkeit bedienen, um auch allen Anſchein der Partheylichkeit und übereilten Hitze zu vermeiden.

Wenn man mich fragen wollte, wie ein Mann beſchaffen ſeyn müſſe, der eine ſolche muſikaliſche Reiſe unternehmen, und zu ſeinem und anderer Vortheil unternehmen ſollte; ſo würde ich ſagen: **Es muß ein Mann ſeyn, der von Natur ein feines, richtiges Gefühl und Scharfſinn beſitzt; ein Mann, der gründliche Kenntniſſe der Kunſt, und ſelbſt Erfahrung im Setzen hat; ein Mann, der durch das Leſen und Studiren der Werke der beſten Meiſter und auch verſchiedener Werke einen geſetzten und beſtimmten Geſchmack bekommen, der aber weiter noch keine Parthey ergriffen, und für nichts ausſchlieſſend eingenommen iſt, ſondern deshalb reiſet, um zu hören — denn dieſes iſt in der Muſik himmelweit vom Anſchauen verſchieden — um zu hören, was er hernach für das Beſte zu halten habe;**

weiter ein Mann, der ſeinen Endzweck während der Reiſe beſtändig vor Augen hat, und dieſem alles andere aufopfert; und endlich ein Mann, der auch die Gabe hat, das, was er erfahren, anderen auf eine überlegte, beſtimmte, deutliche und angenehme Art mitzutheilen. Nun wollen wir, ohne daß ich mit meinem Endurtheil vorgreife, den Herrn Burney Stück vor Stück dagegen halten.

Das erſte war ein feines und richtiges Gefühl. Von Natur ſcheint Hr. B. dieſes einigermaſſen zu beſitzen, allein was Fleiß und Studium hinzu thun muß, um es zu berichtigen und zuverläßig zu machen, das fehlet ihm.

Scharfſinn? — Ich weiß, es wird Ihnen anfänglich ſehr auffallen, wenn ich dieſen dem Herrn B. gänzlich abſpreche, da doch ſo manches ſcharfſinniges Urtheil in ſeinem Buche ſtehet. Werden Sie ſich aber wohl noch darüber verwundern, wenn ich Ihnen ſage, daß Hr. B. die mehreſte Zeit nicht ſelbſt geurtheilt, daß gute und ſchlechte Urtheile aus dem Munde anderer in die Feder des

Herrn B. geflossen sind? Und das können Sie glauben. Jeden, auf den er stieß, hielt er fest, und befragte ihn um seine Meynung. Dieser mochte nun ein Partheygänger oder Unwissender oder Vorwitziger seyn, so schrieb Herr B. auf, was er ihm sagte; in wenigen Stunden kam ein anderer, der von einer entgegengesetzten Parthey war. Auch der wurde befragt; und was der sagte, wurde auch aufgeschrieben. Hätte er den ersten um dieselbe Sache befraget, so hätte er just das Gegentheil davon erfahren; ja oft befragte er beyde um einerley Sache, und beyder Antworten wurden aufgeschrieben, und was einmal aufgeschrieben war, mußte auch durchaus gedruckt werden. Daher kommen denn die augenscheinlichen Widersprüche seines Buches. Ich könnte Ihnen hier bey seiner Reise durch Deutschland, die ich ihm immer auf dem Fusse nachgethan habe, zu jedem Urtheile den Mann, dem es gehöret, hinzu schreiben, wenn ich die Namen der Männer alle hier nennen wollte. Herr Burney besaß dabey den grossen Fehler eines Beobachters, daß er die Menschen, die ihm vorkamen, nicht mit den ersten Blicken durchsahe,

ſahe, und ſich dann erſt den Mann wählete, der zum Führer und Rathgeber geſchickt war; nein, er gab ſich mit allen ab, mit guten und ſchlechten, und allen trauete er ſo viel, oder vielmehr, er hatte ſich ſo wenig lieb, daß er zu aller Meynungen ſeinen Namen hergab. Das machte aber, er war zu wenig Engländer. Franzoſen und Italiäner hatten ihn verdorben. Wie viel Zeit Herr Burney mit den ſchlechten Leuten verlohren, und wie viele Irrthümer er dadurch ſeiner Nation und leyder auch der unſrigen beygebracht hat, ſiehet man faſt aus jedem Blatte. Ich verſtehe unter jenen ſchlechten Leuten nicht allein diejenigen, die unwiſſend in ihrer Kunſt ſind, ſondern auch die von ſchlechtem moraliſchen Charakter, wenn ſie gleich in ihrer Kunſt die geſchickteſten Männer ſind. Denn meine Meynung hierüber iſt, man müſſe die ſchlechten unerfahrnen Künſtler oder Gelehrten gar nicht bemerken; dies iſt Strafe genug für ſie; die guten Componiſten oder Schriftſteller hingegen müſſe man aus ihren Werken aufs genaueſte kennen zu lernen ſuchen, oder, iſt es ein groſſer Virtuoſe, ihn ſo oft als möglich hören: den perſönlichen Um-

gang aber ſuche ich nicht eher, als bis ich weiß, daß es ein Mann von gutem Charakter, und beſonders ohne Neid und Partheylichkeit gegen andere geſchickte Männer iſt. Denn meine Abſicht einer jeden ſolchen Bekanntſchaft iſt, auſſer dem Genuſſe der Annehmlichkeit eines freundſchaftlichen Umganges, von jenem verſtändigen Manne Dinge zu erfahren und zu lernen, die mir entweder ganz oder doch zum Theil unbekannt ſind. Urtheilet er aber mit Partheylichkeit, ſo erhalte ich Irrthümer für wahre Kenntniſſe. Und wie oft hat dieſes nicht Herrn Burney zu falſchen Nachrichten verholfen. Der Scharfſinn eines beobachtenden Reiſenden iſt ihm alſo nicht allein zur Beurtheilung der Werke der Kunſt, ſondern auch eben ſowohl zur Wahl ſeiner Bekanntſchaften *) unentbehrlich, die ihm zur Anleitung und Führung an einem fremden Orte doch höchſt nöthig ſind; zumal wenn man ſich an jedem Orte nur ſo kurze Zeit aufhält, wie Herr Burney mehrentheils gethan. Denn alsdann kann man die Leute weder prüfen noch aus ihren eigenen

*) Man könnte dieſes letztere vielmehr Scharfſichtigkeit nennen.

eigenen Handlungen kennen lernen, ſondern wenn man ihnen nicht in die Seele leſen kann, ſo muß man es ſich gefallen laſſen, auf allen Seiten betrogen zu werden. Traurig aber iſt es, daß die Augen des Herrn B. nicht allein ihn hintergangen haben, ſondern daß nun auch durch ihn faſt ein ganzes Publikum hintergangen werden ſoll. Denn ſo wenig wie er im Stande war, in den Augen die Seele des Mannes zu finden, der vor ihm ſtand, eben ſo wenig kann der größte Theil der Leſer in ſeinem Buche den wahren Abdruck ſeiner Seele erkennen, der aber, wenn man ihn im Ganzen zu überſehen vermag, ſo getreu copirt iſt, daß man den ganzen Mann daran erkennet. Um jenen aber einen Fingerzeig zu geben, und ſie auf die rechte Spur zur weitern Unterſuchung zu führen, mache ich dieſen Brief bekannt, an dem mich weder Furcht noch Abſicht das geringſte verändern macht.

Die dritte nothwendige Eigenſchaft eines muſikaliſchen Beobachters iſt **eine gründliche Kenntniß der Kunſt.** Auch dieſe fehlet dem Herrn Burney. Er hat ſich praktiſch, theils durch das Leſen und Spielen,

theils aber auch durch Hören verschiedener Musiken einige Kenntnisse in der Musik erworben, aber die theoretischen Kenntnisse derselben besitzt er nicht. Man sieht es auch sowohl an allen den Urtheilen, die er selbst fället, als auch bey seinem persönlichen Umgange an seinen Gesprächen. Er berührt jederzeit nur die Oberfläche der Sache, wie Liebhaber zu thun pflegen: in gründliche Untersuchungen, die die Harmonie betreffen, läßt er sich niemals ein, und sagt er ja etwas darüber, so geschieht es so unbestimmt und bedingt, daß er sich immer noch eine Ausflucht vorbehält.

Eigene Erfahrung im Setzen fehlt ihm auch. Seine Stücke, von denen er einige in Wien, in Berlin, und andern Orten zurück gelassen, sind, wo nicht schälerhaft, doch höchst mittelmäßig. Man sollte ihm darnach fast alles Genie absprechen: denn es herrscht eine Trägheit und ein so gedehntes Wesen darinnen, daß man es ihnen gar nicht ansieht, es habe sie der Mann geschrieben, der zum Richter ganzer Nationen ersehen ist, oder sich selbst vielmehr dazu aufgeworfen hat.

Zu dem fleiſsigen Leſen und mühſamen Studiren der Werke der beſten Meiſter und auch vieler verſchiedener Werke, hiezu hatte Herr B. nicht Geduld genug; wie war es alſo möglich, daß er einen beſtimmten und feſtgeſetzten Geſchmack haben ſollte, da dieſes ohne gründliche Kenntniß der Harmonie faſt unmöglich iſt: denn man wird von dem Scheine, vom Aeuſſerlichen zu oft hintergangen, wenn man das, was man ſieht und hört, nicht nach Gründen zu beurtheilen im Stande iſt.

Daß Herr B. eigenſinnig eine Parthey ergriffen hätte, das kann man ihm nicht zur Laſt legen. Seine Meynungen und Urtheile hängen immer von ſeiner Laune ab, welches dann ſehr oft verurſacht, daß er das lobt, was zu tadeln iſt, das tadelt, was zu loben iſt, und oft Eine Sache zu verſchiedenen Zeiten lobt und tadelt. Allein was Berlin anbelangt, ſo hat er vorher eine widrige Meynung davon gehabt, die er — zu ſeiner Schande — ſich dort gar nicht einmal weder zu widerlegen noch zu beſtätigen bemüht hat; ja er hat ſogar Vorſchläge, die man ihm zu dem erſtern that, vernachläßigt

und sich ihrer unwürdig gemacht. Ich muß mich hierüber nothwendig mehr ausbreiten.

Herr Burney hat in Berlin, (welches man in seinem eigenen Tagebuche, unter allen entscheidenden Urtheilen, die er über die dortigen Componisten und über das Orchester gefället, finden kann) nichts gehöret, als ein Schüler-Concert bey dem Königl. Cammermusikus, Herrn **Kohn**. Dieser geschickte Mann hat das Concert blos zu dem Endzwecke angelegt, um seine Schüler, unter denen die mehresten sehr schwach sind, im Ripienspielen zu üben. Zu dieser Absicht thut ihm Herr **Riedt**, der sonst nicht mehr spielet, sondern sich blos mit der Theorie und den Wissenschaften beschäftiget, den Gefallen, zuweilen ein Concert zu blasen. Der eigentliche Endzweck dieses Concerts mag vollkommen erreichet werden, aber um desto weniger ist es geschickt, einem Fremden den richtigen Begrif von der Berlinischen Musik beyzubringen. Wie unbesonnen wäre es nicht, wenn man jemanden, um ihn mit der Verfassung einer Armee bekannt zu machen, auf den Platz hin führete, wo die neuesten Rekruten geübt würden? Ja, sagt er, Herr B. „Ich habe

„aber

„aber in Potsdam die Königliche Cammer„musik gehört.„ Auch daraus kann er weder die Berliniſche Muſik noch das dortige Orcheſter beurtheilen. Er hört da nichts als 3 Flöten-Concerte von Quanz, von denen es ſich gerade treffen kann, daß ſie etliche zwanzig Jahre alt ſind: und dann hört er 6 Virtuoſen aus der Capelle, die dieſe 3 Concerte nachgebend accompagniren, und denen er ſehr unrecht thun würde, wenn er ihre Verdienſte darnach beurtheilen wollte. Aus jenen Concerten kann er alſo ſelbſt Quanzen nicht einmal ganz beurtheilen, und das Orcheſter lernt er dadurch eben ſo wenig kennen, als er einen groſſen Seefahrer kennt, wenn er ihn mit einem kleinen Fahrzeuge auf einem ſchmalen Fluſſe gegen den Wind hat laviren ſehen; weiß er es itzt, wie dieſer im Aufruhre der Elemente, oder bey einer groſſen Seeſchlacht dem Sturm und den Fluthen trotzt und ſie bezwinget?

Noch mehr, man bietet ihm in Berlin ein Concert an, auf dem ihm die geſchickteſten Männer lauter Berliniſche Sachen Berliniſch vorgetragen hören laſſen wollten; der Abend wird feſtgeſetzt; Herr B. wird erwartet;

wartet; allein ein Soupé hält ihn davon ab. Nun reist er weg, ohne etwas gehört zu haben, wornach er mit Recht urtheilen könnte. Und dennoch beurtheilt er die Berlinische Musik ganz dreist; schreibt alles auf, was ihm unwissende oder partheyliche Männer sagen: — denn mit denen Männern, von denen er das Gute und Wahre hat, was noch in seinen Beschreibungen mit unterläuft, und die ihn allein hätten recht von allem unterrichten können, mit diesen hat er zu wenige Zusammenkünfte gehabt — Zu jenen Nachrichten setzt er nun noch seine eigene Bemerkungen von der Dicke der Körper und der Breite der Zähne hinzu, und nun kommt das Endurtheil, welches sich ein jeder ehrliebender Mann nachzusagen schämen muß.

Bey der Beurtheilung der Berlinischen Composition, die er gesehen haben will, zeigt Herr B. nicht nur, wie sehr Sehen vom Hören in der Musik verschieden ist, sondern auch — wenn er je noch etwas gesehen hat — wie sehr flüchtiges Sehen vom aufmerksamen Hören verschieden ist.

Ich komme endlich zu dem Punkte, daß ein fleißiger musikalischer Beobachter jeder-

jederzeit ſeinen Endzweck vor Augen haben, und dieſem alles andre aufopfern muß. Hier ſchreyt nun alles wider Herrn B. Gaſtereyen, Hofdamen, Gaſtereyen, Nachtwächter, Gaſtereyen, Schulknaben, Gaſtereyen, Garküchen, Thurmſpitzen, Stadt- und Dorfmuſikanten — Denn wovon findet man nicht Beſchreibungen in ſeinem Tagebuche? Und wovon mehr als von Mahlzeiten und Schmauſereyen? Ich bin völlig davon überzeugt, daß, um ſicher durchs Leben zu kommen, für jeden Tag 2 Mahlzeiten gehören; ob aber in ein muſikaliſches Tagebuch eine fürs ganze Jahr gehöre, das iſt eine andere Frage, die, deucht mich, aber eben ſo leicht zu beantworten iſt. Ja ſelbſt die häufigen Ausmeſſungen der Orgeln, was ſollen die da; wo man nur die Geſchichte und Charaktere der groſſen und verdienten Männer und ihrer Werke zu finden wünſchet?

Es thut mir ſehr leid, daß mein Urtheil bis ſo weit nothwendig ſehr zum Nachtheil des Herrn Burneys hat ausfallen müſſen; dafür kann ich ihm aber in Betracht des letzten Punktes, der die Schreibart betrift, meinen vollkommenen Beyfall geben. Jeder,

der

der es in der Originalsprache lieſet, wird finden, daß es ſchön, zierlich und feurig geſchrieben iſt; und ſo wie man dem Buche die Leichtigkeit der Schreibart anſieht, ſo weiß ich es noch beſonders, daß es ihm ſehr leicht wurde, die Nachrichten, die ihm andere oft in ſchlechten Worten mittheilten, aufs beſte in ſeine Mutterſprache zu übertragen. Ein Stück des letzten Punkts, welches mehr die Art zu denken als zu ſchreiben betrift, führt mich auf eine Stelle, die ich ohnmöglich übergehen kann. Patriotiſmus erhitzt mich, ſo oft ich darauf komme, und macht, daß ich das Buch von mir werfe. Dieſes iſt das unüberlegte Urtheil, das Herr Burney zu Anfange des dritten Bandes bey dem Artikel von Prag nachſpricht, und bey dem Schluſſe des Buchs wiederholt. Dort ſagt er: „Wenn es angebohrnes Genie gebe, ſo ſey „Deutſchland gewiß nicht der Sitz deſſelben; „ob man gleich zugeben müſſe, daß geduldi„ger Fleiß und Application daſelbſt zu Hau„ſe gehören.„ Aber wie iſt es in der Welt möglich, daß man ſo ſehr wider ſein eigenes Gefühl ſprechen kann, und ſich dadurch des entſetzlichſten Widerſpruchs theilhaftig macht!

„Ich

„Ich will Sie gar nicht widerlegen, mein „Herr! sondern verweise Sie nur auf Ihr „eignes Buch. Nehmen Sie es in die „Hand; und wenn Sie eben auf den Na„men eines Haße, Bachs, Glucks treffen, „müssen Sie da nicht, gleich dem schwachen „Gotteslängner, zurück beben, der bey Durch„blätterung der heiligen Schrift vor dem „Namen dessen erbleicht, mit dem er frevelte? „Mußten Sie nicht selbst das Genie unsers „Käysers und Händels, unserer Bache „und Graune, unsers Haßens und Glucks, „unserer Benda und Quanzen, unsers Ho„milius und Hillers bewundern? *) Ja, „mein Herr, sind Sie nicht bey Ihrer Reise „durch Deutschland überaus verschwenderisch „mit der Ausspendung des Genies umge„gangen, da sie sogar mir, durch Veranlas„sung einiger Stücke, die ich itzt selbst von „ganzem Herzen verachte, den Vorzug eines „Genies

*) Welche Reihe von grossen Männern, denen noch verschiedene zur Seite zu stehen verdienen, die sich durch die Abwesenheit ihres Namens nicht ausgeschlossen zu seyn glauben dürfen: denn wer kann sie alle nennen, die würdigen Nachfolger jener Meister.

„Genies zugestanden haben? das war sich „also gar zu sehr blos gegeben! Nein, nein, „mein Herr, wann Sie uns noch einmal in „die Hände fallen sollten, so wollen wir Sie „wenigstens einige Jahre bey uns fest hal„ten, um Ihnen zu zeigen, wie wir geduld„digen Fleiß und Application dazu anwen„den, junge feurige Genien zu bilden, und sie „zugleich zu richtig denkenden Köpfen zu ma„chen, die sich nicht mit jedem Worte wider„sprechen.„

Verzeihen Sie mir, bester Freund, diese Ausschweifung. Ich war so in der Hitze, daß ich etliche Augenblicke — noch einmal um Vergebung — nicht an Sie gedacht habe. Aber nein, gewissermassen dachte ich doch an Sie, indem ich die Ehre unsrer Nation verfechten wollte: denn auch Sie sind ein Deutscher, auch Sie hat die Natur mit Genie begabet, ohne sich daran zu stossen, daß Sie ein Deutscher sind.

Ich kann diesen Brief nicht besser beschliessen, als wenn ich Ihnen ein kleines Sinngedicht herschreibe, welches mir ein berühmter deutscher Dichter *) in mein Tagebuch auf **Burneys Reisen** schrieb.

Uns

*) Herr Gleim.

Uns reich zu machen, viel der Pfunde zu verzehren,
Um derentwillen wir nicht eben Britten wären,
Kommt er geflogen, wie ein Pfeil;
Reist rüstig unter uns, hört alles, was zu hören
Auf allen Strassen ist, hört Meister, lispelt Lehren,
Denkt, schreibet, tadelt, lobt, und alles in der Eil.

Vierter Brief.

An den Herrn Kr*** B***

Berlin.

Ganz begeistert von Händelischen Harmonien ergreife ich die Feder, um Dir, mein Geliebter, alles zu sagen, was ich an diesem glücklichen Abend empfanden habe. Wäre er mir noch dabey an Deiner Seite verflossen, hätten wir uns durch seelenvolle Blicke und durch heisses Händedrücken unsre Empfindungen wechselsweise mittheilen und sie dadurch erhöhen können; dann bliebe mir nichts mehr zu wünschen übrig; dann wäre keine Glückseligkeit, die ich hiemit vertauschen möchte. Aber wie soll ich Dir das alles sagen, was ich an diesem glücklichen Abend empfunden habe? Du kennst meine Empfindung; du weißt es auch, daß der höchsten, lebhaftesten Empfindung Worte fehlen. — Und dennoch muß ich es Dir sagen; muß vor Dir mein ganzes Herz ausschütten, das Erleichterung bedarf:

bedarf: denn es iſt ſo mit hohem, ſeligen Vergnügen ganz angefüllt, daß es kaum alles mehr faſſen kann; meine Freude fängt an, aus Schmerzhafte zu gränzen. Nie, nie habe ich das empfunden! Aber ich hörte auch noch nie die Zaubertöne jenes Herzensbezwingers; hörte es nie, wie ſeine gewaltigen Harmonien die Seelen der Zuhörer mit Furcht vor nahem Donner erfüllen; wie ſie ihnen vor Schrecken die Gebeine zittern und das Blut erſtarren machen; und wie wieder reine, himmliſche Harmonien die Seelen beruhigen, und ſüſſer lieblicher Geſang Ruhe und Wonne in die Herzen gieſſet, und die Augen mit Thränen der ſüſſeſten, edelſten Freude erfüllen. Ganz von dieſem ſeligen Gefühle durchſtrömet, dringt nun das Klaggeſchrey eines geängſtigten Volkes deſto tiefer in die Seele, erfüllet ſie mit qualenvollen Schmerzen, und läßt ihr einen Stachel zurück, den auch hernach der jauchzende himmelhohe Triumphgeſang des erlöſten Volkes nicht ganz verdrängen kann. So bemächtigt ſich dieſer gewaltige Mann der Seelen ſeiner Zuhörer, und weiß ſie mit jeder Empfindung zu erfüllen. Gleich jenes hohen Sängers

allgewaltigem Geſange, mit dem er uns verkündiget, wie die Himmel das göttliche Werk unſrer Erlöſung feyerten, gleich dem durchſtrömt er unſre Seele mit Schaudern und übermenſchlichen Gefühle. Aber auch gleich dem Liede jenes lieblichen, herzrührenden Sängers, der uns heiſſe Thränen über den Tod Abels und über die erſte glückliche Unſchuld des menſchlichen Geſchlechts, ſehnſuchtsvolle Thränen vergieſſen läßt, gleich dieſem gießt er auch Wehmuth und Sehnſucht ins Herz, und auch unſchuldiges, ſüſſes Vergnügen gießt er gleich dieſem ins Herz. Stimmt er aber hohen Triumphgeſang an; dann tönt ſein lautſchallendes Lied in vollen Chören gleich der hohen erhabenen Siegestrommete des Sängers Friedrichs und ſeiner Siege und der Siege ſeiner groſſen Feldherren. Wie mir das Herze klopft! wie mir jene neuen Geſänge die Seele mit unnennbaren nie empfundenen Gefühlen durchſtrömt haben! Zwar kannte ich ſchon die Gröſſe und Tiefe ſeines Geiſtes, allein blos vom Auge belehrt wußte es der Verſtand, ohne daß das Herz viel Antheil daran hatte. Denn ich ſahe ſeine groſſen Werke, gleich wie jener ge-

fühl-

fühlvolle Forſcher der groſſen, mannigfaltigen Natur einen majeſtätiſchen Strom bey hellem Mondenſcheine in der Entfernung ſiehet; ſein klares Auge belehret ihn von dem weiten Umfange des Stromes, hohe hervorragende Felſen geben ihm die Tiefe deſſelben zu erkennen, und beydes erreget ſtille Bewunderung in ihm. Nun aber nähert er ſich ihm; er hört ſein fürchterliches Rauſchen; denn breite Klippen hemmen hier ſeinen Lauf, machen ihn aufſchwellen und vor Zorn brauſen. Jener hört es, und ſtaunt darob; ſein Gang wird furchtſamer; ſchreckliche Bilder ſtellen ſich der Phantaſey dar; das Herz pocht ihm; er will entfliehn, aber er kann nicht; ſeine ganze Seele iſt mit Schrecken erfüllt; er ſteht wie eingewurzelt da; das gewaltige, tauſendtönigte Rauſchen des Stromes betäubt ihn ganz. — Endlich erwacht er von der Betäubung, und flieht, unwiſſend wohin, längſt dem grünen, ſchattigten Ufer des Stroms. Nun dünkt er ſich weit davon entfernt: denn er hört nicht mehr das fürchterliche Rauſchen. Er blickt um ſich, und findet ſich noch nahe an dem Fluſſe, der nun auf flachen Kieſeln ſanft und

ruhig dahin fließt, die nahen Ufer leise bespielt und seine Blumen tränket. Entzückt durch die schnelle Verwandelung, und durch die stille, einsame, rührende Scene, wandelt er tief in sich versenkt längst dem lieblichen Ufer. Allmählich aber schwillt ihm das Herz; kalter Schauer durchbebt ihm die Glieder; er erwacht von seinem tiefen Nachdenken, in dem er weit über die Erde erhoben seligere Gefilde durchstreichete, und findet sich wieder an dem erstern Orte des Schreckens. Nun aber wird seine weiche, tiefgerührte Seele von den ungestümen Chore der brausenden Fluthen plötzlich übermannt; er wirft sich nieder, ganz ausser sich selbst gesetzt, und umarmt im Geiste mit heissem Ungestüm seinen entfernten Freund, der unter einem andern Himmelsstriche oft eben so einsam schattigte Gefilde durchstreicht, und nach den Umarmungen dieses Einsamen seufzet, denn er sein ganzes Glück seyn würde, wenn er den rauhen Pfad dieses Lebens an seiner Hand durchwandeln könnte, und dem er auch in der Entfernung sein größtes Glück ist.

So biſt Du, mein Geliebter, auch mir, weit von mir entfernt, mein gröſtes Glück: Und ſo fehlteſt Du auch mir heute bey dem Entzücken, das mir Händeliſche Harmonien einflöſten, um meine Schrecken, mein Vergnügen und meine Schmerzen mit Dir zu theilen. Zwar war unſer lieber S. bey mir, und vermehrte dadurch mein Vergnügen: denn ich ſchätze ihn hoch, ich liebe ihn auch herzlich; allein ich weiß nicht, in unſrer Freundſchaft iſt ſo etwas Unbeſchreibliches, eine ſo erſtaunliche Sympathie — vielleicht könnte ich jemanden mehr verehren, allein ihn mehr lieben, als ich Dich liebe, das iſt unmöglich! —

Ich fühle mich jedesmal, daß ich an Dich ſchreibe, von ganz beſonderen Gefühlen durchdrungen; allein heute haben mich jene Händeliſche Harmonien ganz auſſer mich geſetzt; das Blut kocht mir in allen Adern, und ich bin nicht im Stande, etwas mit ruhiger Ueberlegung zu denken. Ich ſetze die Feder fort, und laſſe die Auseinanderſetzung einzelner Schönheiten des groſſen Stücks, ſo ich heute gehöret, bis auf eine andere Stunde,

da ich weniger erhizt mehr zum Nachdenken aufgelegt seyn werde.

Jezt sehe ich es erst, daß ich Dir in so vielen Blättern noch nicht einmal gesagt habe, daß der Judas Makkabäus das Stück war, so ich heute hörete. Man führte es nach der sehr schönen Uebersetzung des Herrn Professor Eschenburgs deutsch auf.

Ich kann es nicht unterlassen, hier von den Uebersetzungen oder vielmehr Unterlegungen des Textes dieses geschickten Mannes überhaupt ein paar Worte zu sagen. Wenn man weiß, wie schwer es ist, eine gute Prose so nach der Musik zu übersetzen, daß sich mit den übersetzten Versen dieselben Umkehrungen wieder machen lassen, die der Componist mit dem Original gemacht hat; so daß wenn dieser von einem achtsylbigten Verse 2 oder 3 Sylben einzeln wiederholt hat, es der übersetzte Vers auch leidet, daß dieselbe Sylben einzeln wiederholt werden können, und dabey doch einen völligen Sinn enthalten; wer weiter einsiehet, wie schwer es ist, daß diese Worte nicht allein als Sylben richtig passen müssen, sondern auch völlig dieselbe Bedeutung, dieselbe Empfindung aufs genaueste ent-

enthalten müſſen, und das zwar Sylbe vor Sylbe in dem allergenaueſten Verhältniß gegen einander — wer alles dieſes einſieht, der wird bemerken, daß der Dichter, der dieſe mühſame Arbeit übernehmen, und ſie ſo glücklich wie Herr Eſchenburg ausführen ſoll, daß dieſer nicht nur beyde Sprachen genau kennen, ſondern auch nothwendig eine gründliche Kenntniß von der Muſik haben muß. Und dieſe beſitzt Herr Eſchenburg; er iſt ein feiner und auch gründlicher Kenner der Muſik, der ſeinen muſikaliſchen Geſchmack durch die Leſung und durch das Anhören der Werke unſrer beſten Meiſter gebildet und beſtimmt gemacht hat. Allein bey aller dieſer muſikaliſchen Wiſſenſchaft, und ſelbſt bey der genaueſten Kenntniß beyder Sprachen könnten es noch immer ſchlechte Verſe ſeyn, die ſich der Worte und der Empfindung nach auf die Originalmuſik ſo gut paſſen: denn bey dieſer ängſtlichen Wortklauberey — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — noch Leichtigkeit und Feuer und Harmonie in ſeine Verſe bringen, ſo daß das Gedicht auch als ſchöne Poeſie für ſich allein beſtehen kann, das iſt eine neue ſchwer zu überwindende

Schwierigkeit. Und wer bewundert nicht an allen dergleichen Ueberſetzungen des Herrn **Pr. Eſchenburgs** jene ſchöne Poeſie, deren Charakter Leichtigkeit, Feuer und Harmonie iſt? Auch ich bewunderte es ſchon längſt an ihm; allein, meine Bewunderung iſt noch um vieles geſtiegen, ſeitdem ich weiß, daß dieſes nicht eine Jahr lange, mühſam erzwungene Leichtigkeit und Harmonie iſt; ſondern ſie ihm natürlich leicht aus der Feder flieſſet. Wer ſollte nun nicht bey allem dieſen, wenn er noch, wie ich, die perſönlichen Verdienſte dieſes jungen Mannes kennete, die vollkommenſte Achtung für ihn haben?

* * *

Jetzt alſo zur Aufführung des **Judas Makkabäus**. Es war in eben dem **Liebhaber-Concerte**, wo ich die Grauniſche Paßion gehöret hatte, und ich habe mich heute über die Ordnung der Inſtrumente noch mehr verwundert, aber mich deſto mehr über die Sänger und zuweilen verfehlten Bewegungen geärgert.

Das

Das erſte Chor, das alle Seelen mit tiefer Traurigkeit erfüllte, war:

Klagt, Söhne Juda's, klagt um Zions Leid,
Und ſtimmt ihn an, den Ton der Traurigkeit!
Verwaiſt geht ſie, in Gram verſenkt, einher!
Ihr Retter, Freund und Vater iſt nicht mehr.

Das erſte Wort **klagt** hielten alle Singeſtimmen im C mol Accord einen ganzen langen Tackt in der äuſſerſten Tiefe der Stimmen; und dieſes that eine ſolche vortrefliche Wirkung, daß man gleich bey dem erſten Worte völlig in die Empfindung verſetzt wurde, in der das ganze Chor ununterbrochen fortgieng. Die Klage ward nach und nach zur lauten himmeldurchdringenden Klage, die aber, von Thränengüſſen unterbrochen, wieder hinunter fällt, und nur halbgebrochene Worte und tiefe, leiſe Töne hören läßt. Und in dieſer tiefen Trauer **geht ſie verwaiſt, in Gram verſenkt, einher!** Nun aber bricht mit Gewalt die ungeſtüme Klage des ganzen Volkes hervor: denn **Ihr Retter, Freund und Vater iſt nicht mehr.** Ihre gewaltige Klage währt fort, bis ſie ſich ganz erſchöpft haben, und nun wie-

wiederholen ſie mit athemloſer faſt röchelnder Stimme die letzten Sylben: **iſt nicht mehr**, einigemale. Sie wollen noch einmal die ſchon wundgeklagte Bruſt zur lauten Klage anſtrengen; aber gleich dem glimmenden ſchon abgebrannten Dochte, der, bevor er erliſcht, noch in eine kleine helle Flamme ausbricht, die aber gleich verſchwindet, und nur noch den leichten Dampf zurück läßt, der ſich allmählich in der Luft verliert; gleich dieſem fällt ihr Geſang augenblicklich wieder in die tiefe athemloſe Klage: **iſt nicht mehr!** und ſo endigt ſich das Chor.

Wer ſieht in der ganzen Anlage und Ausführung des Chors nicht die reifeſte Ueberlegung? oder ſage ich lieber, das lebhafteſte, richtigſte Gefühl? Wer mir dieſes mit der mühſamen künſtlichen harmoniſchen Arbeit dieſes meiſterhaften Chores widerlegen will, dem ſage ich, daß Händel auf jene Harmonien nicht wie er ſtudiren durfte, ſondern daß ihm die ſchwereſte, künſtlichſte Arbeit natürlich war, ſo wie dem Newton der Umgang mit Sonnenwelten etwas gewöhnliches war. Denn Händel kannte die Harmonie nicht blos aus Berechnungen,

wie

wie die mehresten unsrer jetzigen Harmoniker, sein hohes, erhabenes Gefühl hatte auch Theil daran. Und da sehe man nun die Ursache, warum die Harmonien jener nur den Verstand beschäftigen, Händelische Harmonien aber auch ins Herz dringen.

Nach einem kurzen Recitativ, welches sehr ausdrückend ist, folgt eine schöne Arie, und dieser ein Chor, welches äusserst rührend ist.

Wir weihn dem Edlen Klag' und Schmerz;
Ihm seufzt die Brust, ihm weint das Herz.

Ein jeder empfindlicher Zuhörer muß dabey aus voller Brust mit seufzen, und noch jetzt hemmen Thränen meine Worte.

Um nicht gar zu weitläuftig zu werden, will ich nur das Allerhervorstechendeste bemerken.

Nichts Angenehmeres und Süsseres läßt sich denken, als der Gesang von folgender Arie ist, die erst einfach, hernach aber zweystimmig gesungen wird.

Komm, süsse Freyheit, Himmlische!
Der Freuden Schaar rings um dich her!

Wir warten dein, wir flehn um dich,
Dann fehlt kein Glück, kein Wunsch uns mehr.

* * *

O Freyheit, du! du Freyheit nur allein
Verschönerst selbst der Sonne mildes Licht,
Durchwebst mit Lust den Anblick der Natur;
Und sanfter strömt das Leben dann hinweg.

Beyde.

Komm, süsse Freyheit ꝛc.

Diese schönen Verse sind mit solchem lieblichen Gesange begleitet, daß ihn nur ein Mann hat machen können, der das Glück der Freyheit in seinem ganzen Umfang empfunden, und mit dem wärmsten Gefühle empfunden hat. Diese reizende Schilderung der süssen Freyheit mußte nun nothwendig bey dem umstehenden Volke eine brennende Begierde nach Freyheit erwecken; und diese bricht in den gewaltigsten Tönen, in Harmonien, deren Wirkung alle Beschreibung übertrift, mit folgendem Chore aus:

Du Held, du Held! o mach uns frey
Von unster Feinde Tyranney.

Man denke sich zu diesen Zeilen den allerstärkesten Ausdruck, den Gesang und Harmonie nur

nur hervorzubringen im Stande ſind, und wenn man den Händeliſchen Ausdruck dadurch gleich nicht erreichen wird, ſo ſtelle man ſich nur alsdann die Wirkung vor, die dieſes Chor auf das Herz des Zuhörers macht, welches, durch die Zärtlichkeit des vorigen Geſanges ganz erweicht, nun auf einmal mit ſolcher Gewalt überfallen wird. Ich kann keine Worte finden, nur etwas davon zu ſagen.

Ueberaus rührend und durchdringend iſt auch das Schlußchor des erſten Theils:

Hör' uns, o Herr, der Gnade Gott!
Und gieb uns Freyheit, oder edlen Tod!

Wie ſoll ich aber nun den ganz originellen und eigenthümlichen Ausdruck des erſten Chores vom zweyten Theile beſchreiben?

Fall ward ſein Loos! ſo fällt dein Feind, o Gott!
Und mit ihm ſank ſein Troz, ſein frecher Spott!

Es geht mir jezt mit meiner Empfindung, in Anſehung der Sprache, eben ſo, wie es den Hofleuten bey einer philoſophiſchen Unterredung

redung gehet. Sie sprechen die Modesprache des Hofes mit vieler Fertigkeit und Zierlichkeit, allein sie können nur von den Dingen sprechen, von denen täglich bey Hofe gesprochen wird; bringt man sie auf eine Materie, über die sie noch nie gedacht oder vielmehr gesprochen haben, so fehlen ihnen die Worte, sich auszudrücken: denn sie erlernten die Sprache nur praktisch. Und wenn ich auch gleich etwas gründlicher meine Sprache erlernt hätte, und etwas mehr davon wüßte, so muß ich doch gestehen, daß ich das, was ich jetzt über den Ausdruck der ersten Worte des Chores fühle, nicht im Stande bin, auszudrücken; es ist eine Empfindung, die gewiß noch von keiner menschlichen Zunge ausgesprochen worden ist. So sonderbar ist der Ausdruck dieser Wörter. Ich muß hier auch ein paar Worte von dem Verse sagen. Es wird manchem, den Vers für sich allein betrachtet, etwas sonderbar klingen: Fall ward sein Loos, *) wer aber die Composition des Chores kennt, der wird die Uebersetzung dieser Worte bewundern müssen, die dem Herrn Pr. Eschenburg troß seiner

* Fall'n is the fol.

ner Leichtigkeit im Arbeiten gewiß nicht wenig Mühe gemacht haben werden. Denn der Gedanke des Originals, deſſen Ausdruck aus vier Sylben beſtehet, mußte ebenfalls wieder in 4 Sylben ausgedrückt werden, und zwar ſo, daß die erſte Sylbe davon allein wiederholt werden konnte; denn Händel hat das Wort Fall erſt etliche male ganz leiſe mit tiefen Tönen wiederholt: Fall, Fall, Fall war ſein Loos ꝛc. Und nun verſuche einer den Gedanken, bey alle dem Zwange, anders zu überſetzen.

Schrecklich fällt der Feind Gottes.

Voller ſchöner ausdrucksvoller Stellen iſt folgende Arie, die zuletzt zum Chore wird:

Du ſinkſt, ach armes Iſrael!
Tief hinab,
Vom Sitz der Freuden
In des Jammers Grab!

Von ganz vortreflicher Wirkung iſt es, daß bey dieſer Arie die Singſtimme mit einem Violoncell alleine geht, und blos von den Bäſſen begleitet wird.

Nun aber kommt eine Baßarie, die Furcht und Schrecken über alle Zuhörer verbreitet.

Durch Wunderthaten
Errettet unser Gott;
Mit mächtigem Donner
Beschützt er sein Volk.

Nach einem kurzen Recitativ fordert Judas Makkabäus das Volk zu einer neuen Schlacht auf, mit Tönen, die alle Seelen, die sie hören, bereit und ungeduldig, ihm zu folgen, machen.

Blast die Trommet', erhebt ein Feldgeschrey!
Die Tapfern ruft, die Tapfern nur herbey!
In euch entbrenn' ein neuer Heldenmuth!
Denn unser Eifer ist gerecht und gut.

Drauf rufte das ganze Volk mit wildem Ungestüm in diesen vortreflichen Versen:

Uns weckt, uns weckt der schrecklich süsse Schall;
Wir folgen dir zum Siege! — War's zum Fall:
Wie schön, o Freyheit, ist für dich der Fall!

Nichts

Nichts kommt diesen Versen an Hoheit und Erhabenheit gleich, als der Händelische Ausdruck, der ihrer ganz würdig ist. **Wärs zum Fall.** Diese Worte sind durch einen dreymal langsam wiederholten dissonirenden Accord in der äussersten Tiefe der Singestimmen vortreflich ausgedrückt; und die Wirkung dieses Ausdrucks wird durch eine vorhergehende allgemeine Pause ungemein verstärket. Aus der letzten Zeile schreyt die heissteste Begierde des Volkes, für die Freyheit zu fallen. Das ist Ausdruck! Kein Wunder, wenn die Engländer, eben so heißgierig für ihre Freyheit zu sterben, einen Abgott aus Händeln gemacht hätten!

Die erhabenste Zuversicht, die auch dem Furchtsamsten Muth einflössen mußte, herrscht in folgender Arie:

Mit frommer Brust, so fromm als tapfer,
Sind wir zum Kampf und Flehn bereit,
Und fürchten nicht den Trotz der Feinde,
Denn Gott Jehovah lenkt den Streit.

In dem Schlußchor des zweyten Theils herrscht ein sehr erhabener Stolz, so wie es

auch in Anſehung der Harmonie ganz vortreflich iſt.

Noch niemals beugten wir das Knie
Dem ſtummen Holz und tauben Stein;
Wir opfern Gott', und Gott' allein!

Aus tiefer Bruſt dringt mit heiſſem Flehen der tief rührendeſte Geſang des bedrängten Volks in folgender Arie:

Jehovah! ſieh von deinem ew'gen Thron
Erbarmend auf dein Volk herab!
Der ſchon ſo manche Wohlthat gab,
Gieb uns der langen Knechtſchaft Lohn!
Dann ſchallt dir deines Volkes Dank,
Dann quillt die Luſt
Aus jeder Bruſt
Im jauchzenden Triumphgeſang.

Bey dieſem letzten Theile hört man, wie die ganze Seele des Componiſten in Bewegung iſt: denn jeder Zuhörer fühlt ſich in der Seele bewegt.

Reizend und überaus lieblich iſt das Chor der Jünglinge und Mädchen, das aus lauter Diſcantſtimmen und einem Tenore beſteht, und von Flöten und Hörnern wechſelsweiſe begleis

begleitet wird. Ich kann der Verſuchung, wenigſtens die Verſe davon her zu ſchreiben, unmöglich widerſtehen; ohnedem da ich weiß, daß die Poeſie noch nicht allgemein bekannt iſt.

Chor der Jünglinge.

Seht! er kömmt mit Preis gekrönt,
Feyrt, Poſaunen, den Empfang!
Rings um den Erretter tönt
Der Befreyten Siegsgeſang!

Chor der Mädchen.

Seht! er kömmt, mit Sieg umringt;
Flöten, tönt, belebt den Tanz!
Myrthenzweig und Roſen, ſchlingt
In des Jünglings Lorbeerkranz!

Nun ſingen beyde Chöre das erſte Chor zuſammen, und dann folgt ein allgemeines erhabenes Chor.

Singt unſerm Gott! und macht ſein Lob bekannt,
Und preiſt die Wunder ſeiner ſtarken Hand!

Höchſt feyerlich und meiſterhaft gearbeitet iſt das Schlußtutti.

Hallelujah! Amen!
In unſre Chöre miſchet euch, ihr Reih'n
Der Cherubim und Seraphim, ho-moniſch ein!
Hallelujah! Amen!

Ohnerachtet der vielen, groſſen und unbeſchreiblichen Schönheiten, die dieſes meiſterhafte Werk beſitzt, ſo kann man es doch nicht das Meiſterſtück Händels nennen; denn der Meßias übertrift es noch. Auch iſt der Judas Makkabäus nicht frey von den gewöhnlichen Händeliſchen Fehlern. Es ſind einige Arien darinnen, die einen ſehr matten, ſchleppenden Geſang haben, und andere, die voll von ſpielendem Witze ſeyn, welches ein guter, muſikaliſcher Recenſent, — bey Gelegenheit eines Liedes, das ich in meiner Kindheit machte, und welches durch einen beſondern Zufall in eine gedruckte Sammlung von meinen Stücken gerathen iſt — Pinſeleyen nennt, um ſie von den feinen Mahlereyen, die einem Componiſten erlaubt ſind, zu unterſcheiden. Man ſehe über dieſe beyden Punkte die letzte Arie des erſten Theils: Kein blutdürſtender Trieb ꝛc. weiter die erſte Arie des 2ten Theils: Gewetzt zum

Ver-

Verderben ꝛc. die folgende Arie: Er nahm den Raub den Königen ꝛc. zum Theil auch die darauf folgende Arie, und noch einige einzelne Stellen in andern Arien. So ſehr man aber auch durch ſolche widrige Stellen geſtört und aufgebracht wird, ſo verlöſcht dieſes doch wieder durch die weit zahlreichern Schönheiten dieſes Werks, und man vergißt jenes ſehr gerne.

Bey jedem Vergnügen, ſo ich abweſend von Dir genieſſe, wünſche ich Dich, mein Geliebter, an meiner Seite zu ſehen; ſo wie ich mich bey jedem Unglücke nach Deinem Troſte ſehne; aber noch nie, — ſelbſt bey den glühenden Thränen, die mir betrogene Liebe auspreßte, nicht — habe ich Dich ſo ſehnlich bey mir gewünſcht, als heute, bey dieſer himmliſchen Muſik. Urtheile daraus von der Vortreflichkeit des Händeliſchen Werks und von meiner heiſſen Freundſchaft und Liebe zu Dir.

Fünfter Brief.

An Herrn H* in R*

Berlin.

Ich bin zu einem sehr glücklichen Zeitpunkte hieher gekommen: denn fast täglich höre ich neue und schöne Musiken. Heute ward in der neuen katholischen Kirche, die ein Muster der edelsten und erhabensten Simplicität ist, ein schönes Kirchenstück vom Herrn Fasch, *) durch die Hofsänger und Capellisten aufgeführt. Ich bemerkte hiebey von neuem, daß die runden sehr hohen Cuppeln der Musik gar nicht zuträglich sind, die Töne verwirren sich so durch einander, daß sie bey stark gespielten Stellen zu einem blossen Geschwirre werden; und dieses geschahe heute um desto mehr, da man die Musik ganz unten vor dem Altare machte. Das

*) Herr Fasch ist Königlicher Cammermusikus, und accompagnirt dem Könige in der Cammer wechselsweise mit Herrn Schram: beyde verdienstvolle und redliche Männer.

Das aufgeführte Stück war der erkannte Joſeph (il Giuſeppe riconnoſciuto) von Metaſtaſio. Wie ich weiß, hat dieſes Haße nicht in Muſik geſetzt, und ich hörte es überhaupt heute zum erſtenmale. Herr Haſch hatte ſehr vielen Fleiß daran gewandt, und war dem Kirchenſtile durchaus getreu geblieben; auch fehlte es den mehreſten Arien nicht an gutem Geſange, und einige darunter waren meiſterhaft. Vielleicht wären ſie es alle geworden, wenn Herr Haſch in der Poeſie der Arien mehrern Anlaß zum Ausdrucke gefunden hätte; ſo aber waren nur wenige empfindungsvolle Arien, und überhaupt ſcheint mir dieſes Stück unter allen Stücken von Metaſtaſio am wenigſten gute muſikaliſche Poeſie zu haben. Der Inhalt einer ganzen Arie iſt oft nur ein einziger Gedanke, der keine lebhafte Empfindung zum Grunde hat; der zweyte Theil ſagt in einigen Arien daſſelbe mit andern Worten, was der erſte Theil ſchon enthielt; und ſelten iſt das da Capo ſo beſchaffen, daß es recht paſſend oder gar nothwendig wäre u. ſ. w. In den Recitativen findet der Componiſt mehrern Anlaß, den Herr Haſch auch nicht ſelten mit ſehr

gutem Erfolg genutzet hat. In Ansehung der Harmonie sahe man diesem Stücke die fleißigste, mühsamste Feilung an; und oft war sie stark und gedrungen. Ueberraschende Ausweichungen, die völlig an ihrem rechten Orte standen, thaten eine sehr gute Wirkung, und gaben einigen Stellen das Ansehen der Neuheit, ohne daß sie dem Costume hinderlich waren: denn jenes ist wohl die einzige erlaubte Art, in der Kirche neu zu seyn.

Die *Ouverture* war feyerlich, und zugleich durch Zwischenspiele von Flöten sehr angenehm. In den Chören, und besonders in dem am Ende des ersten Theils, war bey dem passendesten Ausdruck, und bestangelegtem Plane, sehr fleißige Arbeit in Ansehung der Harmonie, die aber nicht nur voll, sondern auch so eingerichtet war, daß sie einen guten Effekt thun mußte.

Man muß dieses schöne Stück des Herrn Jasch um desto mehr bewundern, wenn man weiß, daß es das erste von der Art ist, welches er gemacht hat, und überhaupt das erstemal, daß er italiänische Poesie behandelt hat. Man hörte es aber, daß er die Werke

der

der beſten Meiſter ſtudirt hat, und ſich aus ihren Erfahrungen Erfahrungsſätze abgezogen, ohne welche ein ſehr gut gearbeitetes Stück auf dem Papier immer noch eine ſehr mittelmäßige Wirkung bey der Aufführung thun kann. Es wäre unbeſonnen von mir, wenn ich hier einige bemerkte Nachläßigkeiten in Anſehung der Declamation herzählen wollte, die Herr Faſch nach der erſten Aufführung gewiß von ſelbſt verbeſſert haben wird. Sollte ſie aber Herr Faſch aus Neugierde zu wiſſen begehren, ſo wird dieſes füglicher ein Stof zu einem freundſchaftlichen Briefe ſeyn, den das Pult verſchließt, oder das Feuer verzehrt, als zu dieſem Briefe, der nunmehr öffentlich bekannt werden ſoll. Und da Herr Faſch es ohnedem noch nicht öffentlich bekannt gemacht hat, ſo finde ich mich auch nicht berechtigt, es ausführlicher und ſtrenger zu beurtheilen.

* * *

Von der Aufführung des heutigen Stücks habe ich Ihnen nichts mehr zu ſagen, was ich Ihnen nicht ſchon bey Gelegenheit der Oper erzählt hätte, auſſer daß Madame Ma-

ra heute nicht ſang, dahingegen aber eine gewiſſe Madem. Koch von Potsdam hier war, um dieſes Stück verſchönern zu helfen. Und ſie verſchönerte es auch wirklich, ſowohl durch ihre ſchöne, volle und durchdringende Stimme, als durch ihren ſehr guten Vortrag. Es iſt eine Tochter des Herrn Koch, der Directeur von der Königlichen Opera buffa iſt. Er hat nicht nur für das italiäniſche comiſche Theater glücklich geſchrieben, ſondern auch dem deutſchen Theater die Compoſition zu einer aus dem Franzöſiſchen ſehr gut überſetzten Operette*) geliefert, an der ich nichts auszuſetzen finde, als daß ſie zu gut — ich meyne zu groß — für dieſes kleine unbedeutende Stück iſt. Von der Tochter dieſes geſchickten Mannes erfuhr ich in Potsdam, daß ſie den nächſten Sommer auf dem großen Theater neben der Madame Mara ſingen würde, und ich glaube gewiß, daß ſie allgemeinen Beyfall finden wird. Madame Mara wird künftig eine gefährliche Rivalin an ihr haben. Sie iſt noch ſehr jung, und wird es gewiß bey der beſten Anlei-

*) Der Holzhauer, oder die drey Wünſche.

Anleitung ihres Vaters, der ein ſehr guter Singemeiſter iſt, zur Vollkommenheit in ihrer Kunſt bringen.

Nach der Muſik war ich mit unſern Freunden S. und B. bey dem Herrn von W. äuſſerſt vergnügt. Wir ſtritten uns heftig über das Syſteme de la Nature, und ſpielten comiſche Opern darzwiſchen. Leben Sie wohl, mein Beſter. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An Herrn R* in K*

Wenn Sie ja auf den Gedanken verfallen sollten, daß ich Ihnen wohl eher hätte schreiben können: und warum ich Ihnen just heute schreibe, da es doch so lange unterblieben ist, so muß ich Ihnen zur Antwort sagen, daß ich noch keinen für Sie so wichtigen musikalischen Anlaß zum Schreiben gehabt habe, als heute. Daß ich Sie von Herzen liebe und hochschätze, das durfte ich Ihnen nicht von neuem sagen, davon sind Sie überzeugt; und dieses kam meiner Bequemlichkeit sehr zu statten; jenem aber auszuweichen, das war ohnmöglich. Meine Gewohnheit ist, wenn ich etwas schönes und vollkommenes sehe oder höre, mich gleich nach einem umzusehen, mit dem ich mein Vergnügen theilen kann: denn allein gefühlte Freuden sind mir nur halbe Freuden. Nun mochte ich mich aber heute umsehen, so viel ich wollte, so standen Sie mir

unter

unter vielen hundert Menſchen, die ich vor mir ſahe, immer vor Augen, ohgleich Sie ſo weit von mir entfernt ſind. Ich muß alſo mit Ihnen, wertheſter Freund, mein Vergnügen theilen. Sie fragen noch, worinnen dieſes beſtehe? Kann es wohl was anders ſeyn, als etwas von unſerm Bach,*) den wir beyde ſo ſehr verehren, und der Ihnen alles iſt? Ich habe dieſen groſſen Mann heute von einer neuen Seite kennen gelernet, und bin mit neuer Hochachtung für ihn erfüllt worden. Man führte nemlich in der Petri Kirche eine Paßion von ihm auf, deren Charakter Originalität, paſſender ſtarker und neuer Ausdruck, anhaltende Stärke und heftiges Feuer war. Man erkennt Bachs Original-Geiſt an allen ſeinen Werken, auch an den kleinſten Stücken; alle tragen den Stempel der Originalität; und alle ſind unter hundert andern Stücken kenntlich, wiewohl in jedem Erfindung und Neuheit iſt. Nirgend aber hat ſich ſein unerſchöpflicher Geiſt ſo ſehr ausgebreitet, als hier. In jedem Recitativ, in jeder Arie, in jedem Chor iſt Erfindung und Neuheit, ſo-

*) C. P. E. Bach, Capellmeiſter in Hamburg.

ſowohl in der Harmonie als im Geſange. Und nichts unedles in allem. Es iſt alles — bis auf eine geſchwinde Arie, deren ſpielender Witz ſich wohl nicht recht zur Kirche ſchicken möchte — iſt alles edel, groß, und im erhabenſten Kirchenſtile; und alles ihm eigen.

* * *

„Aber der natürliche, flieſſende Geſang „Grauns iſt doch nicht darinn!„ ſo ſprechen die, die in der Kunſt unerfahren ſind, die man aber mit zwey Worten zurecht weiſen kann. „Ihr müßt im Bach den Original-compoſiten bewundern, der nur allein „ſo ſchreiben kann, wie er ſchreibt, der nicht „ſo ſinget, daß ihr bey dem Anhören ſeiner „Stücke glauben könntet, ſo hätte ich die „Verſe auch geſungen; an Graun aber müßt „ihr bewundern, daß er ſo geſungen hat. Dieſes machte Graun zu dem allgemein gefälligen Componiſten, und machte ihn nothwendig zum Lieblingsſänger ſeiner Nation machen, wie er es denn auch durch den Tod „Jeſu geworden iſt. Bach hingegen hat „ſich durch ſein Originalgenie zu dem Ruhme

„me eines groſſen, ſeltnen Mannes empor „geſchwungen, und iſt das Muſter einer ganz „zen Schule, und der beſten Schule, die alle „Nationen jemals von der Art gehabt haben. „Verſteht ihr mich? Klopſtock ſchreibt kei„ne ſolche Verſe wie Gellert, und Geller„ten würde es ſehr übel angeſtanden haben, „wenn er Klopſtockiſche Verſe hätte machen „wollen. Ihr Genie iſt eben ſo verſchieden, „wie Bachs und Grauns. Gellert muß„te nach dem ſeinigen nothwendig der Lieb„lingsdichter der Nation werden, Klopſtock „nach dem ſeinigen ein Muſter der Epopee; „und beyde ſind es geworden. Bach will „eben ſo wenig Allen gefallen, als es Klop„ſtock will; ihr alſo, die ihr nicht Geſchmack „an dieſen Männern findet, ſingt und ſpielt „ihr euren Graun, leſt ihr euren Gellert; „jene Männer haben für andre Leute gedacht „und geſchrieben: euch iſt die Sprache un„bekannt, in der ihre Beredtſamkeit tönet, „wie wollt ihr ſie denn verſtehn?„

Jene Meynung würde aber unter den Liebhabern (dilettanti) weit weniger allgemein ſeyn, wenn man ſie ihrem natürlich guten Gefühle überlieſſe; aber ſie werden theils von

unwissenden theils auch neidischen und bes-
haften Leuten irre geführt. Jene verstehen
Bachs Werke nicht, und können sie also ohn-
möglich so vortragen, daß sie dem Zuhörer
verständlich werden sollten. Wie kann ich
Verse recht declamiren, bevor ich nicht den
darinnen enthaltenen Verstand einsehe; und
wie kann der Zuhörer, dem ich jene Verse
mit falscher, verkehrter Declamation verlese,
wie kann der die Verse verstehn? Eben so
verhält es sich mit dem Vortrage musikali-
scher Stücke. Dahero sieht auch jeder ver-
ständige Mann das vom Blatte Spielen
für eine verächtliche Windbeuteley an. Man
glaube nicht, daß ich auf dieses den Unwissenden
scheine des Verdienst schmähle, wie viele Phi-
losophen auf Reichthum und äusserliches An-
sehen schmähten, nicht aus wahrer Ueberzeu-
gung, sondern weil sie es nicht besitzen. Bey
mir ist in jenem Stücke dieser Fall nicht;
und weil ich es für keine Ehre halte, so kann
ich es von mir selbst sagen, daß ich in zwey
Instrumenten die Fertigkeit besitze, auch
schwere Sachen zum erstenmale mit Sicher-
heit spielen zu können. Allein wie oft, auch
ohne eine Note zu verfehlen, der wahre
Sinn,

Sinn, der wahre Ausdruck des Gedankens dabey verfehlet wird, das habe ich so gut bey mir selbst, als bey allen andern Extemporisten zur Genüge ersehen. Bey allen Instrumenten geschiehet dieses aber — natürlicher Weise schon wegen der Vielstimmigkeit, ohne auch auf die Schwierigkeit des Vortrages zu sehen — bey dem Claviere am allerösterſten, und von allen Clavierſachen am allerhäufigſten bey den Bachiſchen, weil dieſe mehr Originalität beſitzen, als alle andere, und es alſo um deſto nothwendiger wird, daß man ſich mit ihnen, bevor man ſie ſpielet, aufs allergenaueſte bekannt mache. Eben ſo wie mit Klopſtockiſchen Verſen. Wie wenige giebt es aber nicht, die dieſe recht leſen, und die Bachiſchen Sachen recht vertragen können? Ohne Ihnen ein Compliment zu machen, mein beſter N. *) ſo muß ich Ihnen

*) Ich glaube es dieſem ungemein geſchickten Virtuoſen ſchuldig zu ſeyn, hier ſeinen Namen öffentlich zu nennen. Es iſt Herr Richter, Organiſt bey der Hauptkirche in Königsberg. Zugleich muß ich ihn als meinen Lehrmeiſter nennen, dem ich mein Clavierſpielen, und die genaue Bekanntſchaft mit

bey dieſer Gelegenheit aufrichtig geſtehen, daß Sie mich in der Art, Bachiſche Sachen zu ſpielen, jederzeit am allermeiſten befriedigt haben. Und von allen Clavieriſten, die ich bey meiner dreyjährigen Reiſe kennen gelernet habe, kann ich Ihnen nur einige wenige zur Seite ſetzen. Unter dieſen iſt beſonders Herr **Bertuch** und Herr **Faſch** in **Berlin**, der Herr Capellmeiſter **Wolf** in **Weimar**, Herr **Fr. Benda** in **Potsdam**, der älteſte Sohn des Herrn Concertmeiſters **Benda**, Herr **Tranſchel** in **Dresden**, der bey ſeiner groſſen Geſchicklichkeit im Clavierſpielen, auch ein ſehr feiner und gründlicher Kunſtrichter der Muſik iſt; Herr **Duſcheck** in **Prag**, der auſſerdem, daß er die Bachiſchen Sachen ſehr gut ausführet, auch noch eine beſondere, zierliche und brillante Spielart für ſich hat; Herr **Fleiſcher** in **Braunſchweig**, der hier vollkommen ſeinen Platz verdienet. Er ſpielt mit ſehr vieler Nettigkeit,

mit den Bachiſchen Werken zuerſt zu verdanken habe. Folgt hieraus nun nicht, daß ich ihm auch gröſtentheils die Bildung meines muſikaliſchen Geſchmacks verdanken muß?

keit, Unterscheidung, Pünktlichkeit und Fertigkeit sowohl die Bachischen Sachen, als auch seine eigene Compositionen, die voller Feuer und Erfindung sind; und endlich Herr Pobielski in Königsberg und Herr Klügling in Danzig. Das waren nun aber sehr wenige unter einigen hunderten; und selten findet man einen auch unter den allerschlechtesten, der nicht Bachische Stücke spielt; dazu kommt nun noch, daß diese armen Stümper oft am allerfreygebigsten mit ihren Künsten sind, und es leider seyn müssen, dahingegen jene von sehr wenigen gehört werden. Wie kann es also anders seyn, als daß die Bachischen Sachen wenigen gefallen müssen? Denn auch unter denen, die seine Sachen gut spielen hören, sind nun noch sehr viele von so schlechtem Geschmacke, daß ihnen ein englischer oder polnischer Tanz besser gefällt, als die beste Sonate; und wie viele sind nun nicht noch unter den Uebrigen, die lieber ein kleines anakreontisches Gedicht lesen, als eine erhabene Ramlerische Ode? Und doch wollte ich behaupten, daß alles dieses nicht so viel Schuld daran ist, als die Bosheit und der Neid vieler Musiker selbst, die die Ver-

dienſte dieſes groſſen Mannes wirklich im Stande ſind einzuſehen, die aber, weil ſie ſich unfähig, ihn zu erreichen, fühlen, ſeinen Ruf zu ſchmälern, ſich bemühen; um wenigſtens in den Augen der Unwiſſenden, die ſich von ihnen bereden laſſen, nicht ſo weit von ihm zurück zu ſtehen. Ich weiß, daß dem Herrn Bach an allem dieſen ſehr wenig gelegen ſeyn wird. Und ich rede auch hier nicht, um ihn zu vertheidigen, ſo weitläuftig davon, ſondern um denen, die dieſes Werkchen leſen werden, nur einigermaſſen die Augen zu öfnen, und ſie darauf zu führen, daß ſie dem Manne, der künftig vor ihnen ſteht, und in entſcheidendem Tone ſpricht, nur etwas ſteifer ins Geſicht ſehen; und wenn er ihnen denn etwas von Mangel an natürlichem, gefälligen Geſange vorſagt, daß ſie ihn denn um den Originalgeiſt und um die groſſe Kenntniß der Harmonie dieſes groſſen Mannes befrägen, wer ihn darinnen wohl überträfe; wie viele ihm darinnen wohl gleich kämen? und ſich überhaupt mehr von den groſſen Verdienſten dieſes Mannes unterrichten lieſſen, als von demjenigen, was ihm jener neidiſchen Sprache nach fehlet. Wenn

man

man jene erſt recht kennen und einſehen wird, ſo wird man auch davon überzeugt werden, daß ihm nichts fehlet, als was ſeinem Genie gerade zu widerſpricht, oder wohl gar unter ihm iſt.

Auch heute unterlieſſen jene böſen Leute nicht, den Samen des Tadels unter das Volk auszuſtreuen. Dieſer haſchte einige kleine Nachläſſigkeiten in Anſehung der Declamation auf, und gierig nun mit dieſem groſſen Manne aus Bosheit ſo um, wie ein einfältiger Schulknabe aus Unwiſſenheit mit ſeinem **Virgil** verfährt, wenn er in ſeinem Buche ein Comma oder Punktum am unrechten Orte findet; und ſo wie ſich im Hauſe wohl immer Leute finden, wären es auch nur die Mägde, die ſeinem kindiſchen Geſchwätze zuhören, und ſeine frühe Gelehrſamkeit bewundern, ſo finden ſich für jene auch immer Leute genug, die ſie ihres unverſchämten Geplauders wegen für vielwiſſende Männer halten. Es fehlete nur, daß der Papa dazu käme, und dem Knaben eine Ohrfeige für ſeinen Vorwitz gäbe, da ſollte man die Geſichter der Mägde ſehen! Wahrhaftig ein Gemählde,

werth von Hogart gemahlt zu werden! unterdessen daß Oeser an dem Denkmale des grossen Mannes arbeitete, und darinnen sein eigenes Andenken verewigte, so wie er es durch die kaum geborne Grazien bey Gellerts Grabe gethan. Eine Erfindung, die an Feinheit nicht übertroffen werden kann. Da stört mich schon wieder ein bösartiger Critiker in meinem Vergnügen. „Hören „sie einmal, was das vor Schwierigkeiten „im Gesange und in den Instrumenten sind.„ Aber zum T* lassen sie mich in Ruhe! Freylich hat Herr Bach seine Musik für gute Sänger geschrieben, die rein intoniren, und nicht blos Terzengänge singen können, so wie die Schüler da; für die sind es nun wohl übermäßige Schwierigkeiten, aber deshalb gilt das nicht allgemein; und dann die Instrumente — Sehen sie denn das nicht ein, daß ein Originalgedanke oft auch einen solchen Ausdruck erfordert, der uns ungewöhnlich ist? Und was ist das Schwere wohl anders als etwas Ungewöhnliches, was uns nicht täglich vorkömmt? Freylich wären zuweilen einige Noten zu vermeiden, die wider

die

die Hand ſind; allein wie wollen ſie denn verlangen, daß Herr Bach alle Inſtrumente ſo völlig aus dem Grunde kennen ſoll, wie er ſein Clavier kennt? Und hiezu gehört nicht allein theoretiſche Kenntniß, es gehört auch eigene Uebung und Erfahrung der Inſtrumente dazu. Sie verlangen alſo nur noch, daß Herr Bach die Lehrjahre bey dem Kunſtpfeifer hätte ausſtehen müſſen, um alle Inſtrumente zu lernen; dann wollen ſie ihn für vollkommen halten? — O da ihm nichts mehr fehlet, als dieſes, ſo mag er immer willig damit der Menſchlichkeit ſeinen Zoll bezahlen.

* * *

Der Ausdruck in dieſer meiſterhaften Paſſion war die mehreſte Zeit ſo paſſend und ſtark, und dabey neu, daß dieſes als ein beſonderer und untrüglicher Beweis für das Originalgenie des Herrn Bachs gelten kann; wie er nemlich ſeine neuen und fremden Gedanken nicht mühſam ſucht und weit herholt, ſondern wie ſie von ſelbſt aus ſeiner Seele entſpringen. Denn wenn der Singecompo-

niſt zu den Worten, die er vor ſich hat, mit Gewalt einen neuen Ausdruck erzwingen will, und einem fremden Gedanken dazu nachgrübelt, ſo gehet gewiß die mehreſte Zeit das Paſſende des Ausdrucks verlohren, und man ſiehet dem Gedanken, beſonders wenn die Worte dazu geſungen werden, das Aengſtliche und Geſuchte an. Dieſes war aber hier bey Herrn Bach gar nicht der Fall; ſondern ich bemerkte vielmehr, daß die Urſache der überaus ſeltenen Stärke, die in manchem Ausdruck war, und die viele Leute mehr in Bewunderung ſetzte, als daß ſie es recht fühlten, daß dieſe blos darinnen liege, daß Herr Bach vieles weit ſtärker und lebhafter bey der Arbeit empfunden habe, als die mehreſten Menſchen im Stande ſind, nach zu empfinden. Hiezu gehört gewiſſermaſſen, daß man ſich in dieſelbe Begeiſterung zu verſetzen ſuchen muß, in der der Componiſt ſich bey der Arbeit befand; wozu aber nothwendig iſt, daß man ſich vorher auch als Zuhörer zu einem ſolchen Stücke zubereite; ſich von der Wichtigkeit der Sache, die nun abgehandelt werden ſoll, überzeuge, gleich dem Componiſten,

ſten, ehe er zu arbeiten anfängt, und daß man ſich auch gleich ihm vor aller Zerſtreuung während dem Stücke hüte. Denn wenn man nur einen Satz nicht mit derſelben Aufmerkſamkeit angehört hat, als die übrigen, ſo kann man ſchon nicht mehr das Werk als ein ganzes beurtheilen. Ich aber, als Zuhörer, ganz in mich und in dem Stücke verſenket, habe es auch, als ganzes betrachtet, ſchön und vortreflich gefunden. Nach den Empfindungen und Meynungen der mehreſten müßte ich nun, es aus dem Geſichtspunkte betrachtet, das davon ſagen, was ſo viele von Young geſagt haben: Der Einzige Fehler an ihm wäre nemlich dieſer, daß er ohne alle Abwechſelung gar zu anhaltend und einförmig in der Stärke ſeiner Gedanken wäre; der Leſer würde dadurch ermüdet; er wäre nicht im Stande, mehr auf einmal zu leſen, als höchſtens Young im Stande war, in einer Nacht zu ſchreiben und zu denken. Das letzte iſt falſch: denn Young hat gewiß hundertmal mehr über jeden Gegenſtand gedacht, als da im Buche ſtehet, und als ſich die mehreſten Leſer dabey denken. Freylich

lich werden diese aber auch wohl wieder so gerecht seyn, und ihm ein eben so grosses Uebermaaß an Stärke der Seele und Scharfsinn zugestehen; Sie werden es auch gestehen, daß wir Deutsche nur einen Ebert kennen, der ihm hat nachdenken, oder sich vielmehr ganz in ihn hat hinein denken können.

Das heftige Feuer, so durch das Werk flammt, kann ich Ihnen gar nicht mit Worten beschreiben; Ich wurde zuweilen bis zur Wuth erhitzt; und der Ausdruck des Schmerzes und der Klage war eben so heftig und stark.

Von der Vortreflichkeit in Ansehung der Harmonie darf ich Ihnen nichts sagen; Sie kennen diesen grossen Meister schon zu gut, als daß Sie der Zergliederung einzelner Schönheiten dieses Werkes bedürfen, um ihn für einen vollkommenen Meister der Harmonie zu halten; allein so viel muß ich Ihnen davon sagen: einen Reichthum an neuen, grossen und erhabenen Zügen, und Modulationen würden Sie darinn finden, der vielleicht in keinem andern musikalischen Werke anzutreffen wäre.

Hätten

Hätten Sie doch dieſes groſſe Meiſterſtück ſelbſt hören können! Vielleicht habe ich bald das Glück, ſelbſt bey dem Meiſter deſſelben zu ſeyn; und ihn auch in ſeiner praktiſchen Kunſt ganz kennen zu lernen. Dann nehmen Sie es mir nicht übel, wenn Sie den erſten Platz in meinem Regiſter von Clavierſpielern verlieren: aber der Platz in meinem Herzen, der ſoll Ihnen ewig bleiben.

Sieben-

Siebenter Brief.

An Herrn Kr. B. in M.

Berlin.

O schreckliche Paralyſie,
Vermögend, ſelbſt den Geiſt zu lähmen,
Gewohnt, mit Jahren zuzunehmen,
Und, wo ſie eindringt, nicht zu zähmen?
O traurige Orthodoxie,
Die das begeiſterte Genie,
Das einzig von dem Himmel ſtammet,
Und wieder auf zum Himmel ſtammet,
In Einer Secte ſuchen lehrt,
Und, was zu dieſer nicht gehört,
Als unerleuchtet, unbekehrt,
Zur Hölle der Critik verdammet!

Was hier Herr Prof. Ebert in ſehr ſchönen Verſen ſagt, das denke ich mir immer in gemeiner Proſe, wenn ich hier boshafte, geſchmackloſe und eigenſinnige Schulmänner über das ſchöne Stabat mater von Pergoleſi ſprechen höre. Sie

Sie verachten und schimpfen alle Welt, daß sie so blind sind, und glauben, sie nur sehen es ein, daß dieses Stück kein grosses Meisterstück in der Harmonie ist, daß weder Bachische Fugen noch Händelische Chöre darinnen sind; daß aber vortreflicher Gesang, passender Ausdruck, und Züge eines Genies, die ein jeder Mann, in dem nur noch ein Funke von Gefühl glimmt, nothwendig fühlen muß; daß hievon das ganze Stück angefüllt, das sehen sie nicht, das hören sie nicht, das fühlen sie nicht. O über die Mißgeschöpfe! Wären sie so von der Natur vernachläßiget, ich würde sie stillschweigend bedauren; aber nein, sie verschliessen mit Vorsatz ihre Ohren, und machen sie mit lauter mißtönenden, schwarzen und gallsüchtigen Harmonien so vertraut, daß sie so hart werden, daß kein weicher, wohlklingender Akkord mehr hindurchdringen kann, um sie mit ihrem eigenen Herzen Lügen zu strafen. Aber dränge er auch gleich bis zum Herzen hin, auch da würde er keinen Eingang mehr finden: denn schwarzer giftiger Neid und schiele Mißgunst zerfressen es, und machen es fühllos für jene himmlischen Gesänge; es

müssen

müſſen eben ſolche ſchwarze gallſüchtige Akkorde ſeyn, die es erſchüttern ſollen, und ſich den Eingang eröfnen. O über das Otterzezüchte! Sie würden ſich ſelbſt die Augen ausreiſſen, um nur für alles Zudringen irgend einer Schönheit geſichert zu ſeyn; wenn ihnen jene nicht oft den erwünſchten Dienſt erweiſen könnten, die Fehler andrer aufzuſuchen, und ihnen oft auch das als fehlerhaft vorzuſtellen, was dem Ohre Schönheit iſt. Und wie leicht wird dabey nicht der Verſtand durch falſche Schlüſſe hintergangen. Darum haben ſie auch der edlen himmliſchen Harmonie Ohr und Herz verſaget, und ſie zum Gegenſtande des Auges und Verſtandes gemacht. Sie kennen die Harmonie nur aus Berechnung, aber nie fühlten ſie ſie. Sie gehen zu einer Muſik von Pergoleſi, um dabey die verſchiedene Verhältniß zu berechnen. Wie abgeſchmackt! Gleich jenem, der zu Leſſings Sara geht, um die Auftritte zu zählen: „Seht, nun „könnt ihr lachen! O lacht doch auch jenem „hagern, ſchielenden, boshaftigen, halb zer„freſſenen Geſpenſte ins Angeſicht; ſpottet „ihn, höhnt ihn: denn nur dieſe Pfeile „ſind

„ſind ſcharf genug, ihm ins verhärtete Herz
„zu dringen. Verachtet ihn, gebt ihm nicht
„einmal den Namen eines Theoretikers,
„wenn er nicht der Harmonie huldigt, die
„die Herzen bezwingt. Dieſe kennt er gar
„nicht, er kennt nur die Verhältniſſe, die
„ihm ſein verrücktes Gehirn eingegeben; ſein
„Blut iſt verſengt, ſein Magen verdorben,
„ſein Gehirn zerfreſſen. Entreißt ihm die
„ſchwarze Büchſe, mit dem giftigen Pulver
„angefüllt, ſo ihm die Nerven zerfrißt, und
„ihm den Kopf mit unreinen Säften be-
„ſchwert, deren er ſich zu entledigen glaubt,
„indem er ſie hinaufzieht; entreißt ihm je-
„nes gefährliche Inſtrument, woraus er un-
„aufhörlich heiſſe Dämpfe einzieht, die ihm
„den Kopf mit dicken Nebel umhüllen, und
„alle die Gefäſſe, die ihn rundum umge-
„ben, und alle mit giftigen Getränken an-
„gefüllt ſind, die ihm das Blut in beſtän-
„digem Schäumen und Kochen erhalten.
„Werft ihn in eiskaltes Waſſer, und hal-
„tet ihn ſo lange darinnen, bis ihn ſeine
„Wuth verläßt, bis er zu ſich ſelbſt kömmt,
„und euch auch wieder für Menſchen er-
„kennt: Denn jetzt ſeyd ihr elende, verächt-

„liche Geschöpfe in seinen Augen. Fürch-
„tet den Mann! Denn wie kann der einen
„guten Gedanken für andre hegen, dessen
„eigenes Blut in beständigem Aufruhre wi-
„der sich selbst ist! Wie kann der Eintracht
„und Friede mit seinen Nebenmenschen hal-
„ten, der sein Herz der himmlischen Harmo-
„nie verschließt. Fürchtet ihn alle! Ihr
„aber, junge Künstler, fliehet ihn beson-
„ders wie eine giftige Schlange, die schon
„durch ihren Hauch, durch ihren Blick von
„weiten her vergiftet! Nahet euch ihm
„nicht: denn er verrückt euch alle eure Sin-
„nen; er lehrt euch, alles aus einem schwar-
„zen abscheulichen Lichte zu bemerken; er
„wird eure Ruhe, eure Zufriedenheit stö-
„ren; er wird die Verehrung grosser Män-
„ner, die ihr jetzt tief in eurer Seele tra-
„get, und die euch zur rühmlichen Nacheife-
„rung anfeuert, die wird er in Spott zu
„verkehren wissen, und diese in Neid; er
„wird euch mit eurem Vater entzweyen, des-
„sen Lehren und Rath euch zur Beständig-
„keit in der Tugend nothwendig waren; er
„wird euch von ihm entfernen; in schimpfli-
„che Bande wird er euch verwickeln, durch
„welche

„welche ihr auf ewig eurer Ehre und der „Liebe eurer Freunde beraubt seyn werdet. „Und wenn ihr euch ihm nun ganz aufge„opfert habt, und einmal müde werdet, sei„ner teuflischen Bosheit allaugenblicklicher „Zeuge zu seyn, und ihr euch einmal von „ihm entfernet, und in der Entfernung das „süsse Band der Freundschaft mit jenem red„lichen, menschenfreundlichen Manne schlies„sen wollet; der rundum von bösartigen „Geschöpfen umgeben, die nicht allein sein „glückliches Genie, und seinen angenehmen, „gefälligen Witz verächtlich zu machen su„chen, sondern seinen schwachen Körper sos„gar zum Gelächter aufstellen, und ihm sei„ne sanfte, liebenswürdige Tugend zu Bos„heit zu verdrehen wissen — der rundum „von diesen bösartigen Geschöpfen umgeben, „doch stets bey heiterer Seele bleibt, und „sie menschenfreundlich bedauert; wollet ihr „dessen Freund seyn, dann habt ihr jene „giftige Otter ganz wider euch. Nun „bringt er alle die wider euch auf, die ihr „euch durch ihn zu Feinden gemacht, und „entflammt sie mit giftigem Hauche zur heiß„gierigen Rache. Nun sucht er die leicht-

„sinnigen Fehler eurer Jugend auf, und
„weiß sie in Bosheit zu verkehren; er stif-
„tet falsche Klagen wider euch an, verwickelt
„euch in gerichtliche Streitigkeiten, ist mit
„seinem falschen Schwure wider euch zu al-
„ler Stunde bereit, und wenn euch nicht
„das glaubwürdige Zeugniß jenes rechtschaf-
„nen Mannes errettet, so seyd ihr verlo-
„ren; denn das ist hierinn eure einzige, ei-
„ne letzte Stütze. — Aber auch die weiß
„er euch zu entreissen. Und nun seyd ihr
„von aller Welt verlassen. — Nun steht
„er beshaft lächelnd da, und wartet auf sei-
„nen höllischen Triumph; hofft, daß ihr
„ihn kennen werdet, euch von neuem vor ihn
„bücken, und euch ihm ganz wieder zu über-
„lassen. Aber dann seht ihn mit der tiefsten
„Verachtung an; laßt es ihn merken, daß
„ihr ihn aller Rache unwürdig achtet; und
„ehe ihr euch von neuen in seine begierige
„Klauen werfet, so eilet lieber andere Hün-
„melsstriche zu erreichen; und nährt euch
„lieber von den schlechtesten Früchten des
„Feldes, ehe ihr Nektar und Ambrosia aus
„seinen Händen nähmet, die er den Göt-
„tern entwandt hätte.„

Wie

Wie erhitzt ich geworden bin. Ich fürchte aber nicht den Vorgen mit Dingen angefüllt zu haben, die ganz uninteressant sind. Ich weiß, Du erkennst den Mann, von dem dieses ganze Gemählde aufs allergetreueste copirt ist; Du kennst auch die Personen, an denen er jede von den genannten Bosheiten verübt, und die Personen interessiren Dich; das weiß ich auch. Nun aber wieder zum Pergolesi. Was soll ich Dir aber davon sagen? Der Eifer, mit dem mich der Tadel jener Besthaften erfüllte, mag beweisen, wie viel mir an dem schönen Stücke gelegen ist.

Einzelne Schönheiten daran zu zergliedern, habe ich wohl nicht nöthig. Du kennst es ja, und wer kennte es nicht? Wer wüßte wohl nicht, daß sehr viel Wärme, sehr passender und rührender Ausdruck, der edelste Gesang und Feuer, der Charakter dieses kleinen Kirchenstückes ist? Ewig Schade, daß uns dieses Genie noch fast als Jüngling entrissen wurde; *) jeder Freund des

*) Im 27ten Jahre starb Pergolesi, und man sagt, er wäre von einem alten neidischen Componisten erstochen worden.

Gesanges muß seinen frühen Tod beweinen. Und ist es wahr, daß du alter, neidischer, boshafter Mann ihm den Dolch ins Herz gestossen hast, o so müsse deine Seele ewige Angst dafür empfinden. Jeder Ton des Klagens, mit dem er uns zu Thränen bewegen, müsse dir eine Pein seyn, müsse deine Seele foltern und sie in steter Unruhe erhalten. Uns den jungen, gefühlvollen Mann zu rauben! den die Natur mit so glücklichem Genie begabet, den sie sich zu ihrer Ehre und der Ehre des Landes ausersehen, in welches sie ihn versetzte! Uns den jungen, hoffnungsvollen Mann zu rauben! dazu kann nur der böse, abscheuliche Neid verführen, der der Feind aller Tugenden, aller Verdienste ist! Gleich dem Manne, der von ihm besessen; sein eigner Sohn wird ihm ein Stachel in den Augen seyn, wenn er ihn an Verdiensten übertrift.

Ich muß Dir noch sagen, daß das Stabat mater vor etlichen Tagen in dem hiesigen Liebhaber-Concerte recht gut aufgeführet wurde, und die vielen neidischen Stimmen, die ich darüber hörte, verursachten diesen Brief. Auch hörte ich in diesem

Concert

Concert kürzlich eine Paßion vom Herrn Capellmeister **Wolf** aus Weimar. Ich fand sehr vielen angenehmen, fließenden und ausdrückenden Gesang darinnen; auch fehlte es einigen Arien nicht an Feuer. Er schien es sich vorgesetzt zu haben, von dem strengen Kirchenstile darinn abzugehen, und man kann ihn also nicht eher darüber tadeln, als bis man seine Gründe angehört hat. An verschiedenen Nachlässigkeiten in der Declamation sahe man, daß das Stück sehr flüchtig gearbeitet seyn mußte. Woher findet man doch aber bey den mehresten Singecomponisten Fehler der Declamation? Verstehen sie die Sprache, oder die Poesie nicht genugsam? —

Man glaubt, und zwar mit vieler Wahrscheinlichkeit, aus **Pergolesi** seinen Arbeiten abnehmen zu können, daß er kein fruchtbares Genie gewesen, und daß, wenn er auch länger gelebt hätte, wir doch nicht sehr viel grosse Werke von ihm erhalten hätten: denn das Salve Regina sieht fast eben so aus, wie das Stabat mater, und seine beyden Opern haben auch sehr viel ähnliches mit einander, obgleich die eine ernsthaft und die

andre comisch ist. Allein ohnerachtet alles Anscheins, so ist jenes Urtheil doch zu übereilt. Wenn ich seine Arbeiten mit Sorgfalt durchsehe und sie vergleiche, so sehe ich ganz deutlich, daß er alles in der größten Eile componirt hat. Nun wird es aber ein jeder Componist an sich selbst gefunden haben, daß, wenn er sich ganz seinem Gefühle überläßt, und zu jedem Verse die Melodie hinschreibt, die ihm zuerst einfällt, wenn sie nur passend ist, — und das wird sie gewiß seyn, so bald er ein richtiges Gefühl hat — unter diesen ersten Gedanken sehr vieles Bekanntes mit unterläuft, was er entweder von andern gehört, oder selbst schon zu einem ähnlichen Ausdrucke geschrieben hat. Hiezu muß nun erst die Ueberlegung und die Pfeile der Critik kommen; diese aber scheint dem Pergolesi zu fehlen; er scheint in seinen Stücken nie etwas verbessert zu haben; man erkennt an allen die erste Hand. Es kann noch ein Umstand angenommen werden, der bey einem Componisten von grosser Wichtigkeit ist, besonders in solchen Arbeiten, auf die er nur kurze Zeit wendet. Ich meyne, daß Pergolesi

goleſi vielleicht kein glückliches Gedächtniß hatte, welches ihn bey dem Aufſchreiben eines Gedankens vor der Aehnlichkeit deſſelben warnte; er ſahe es alſo nicht eher ſelbſt, als bey der Aufführung. Da war es aber ſchon zu weit gekommen; da erforderte es ſchon zu viele Mühe, um es zu ändern, als daß es die flüchtige Jugend des Componiſten überwinden konnte. Man würde alſo eher von Pergoleſi ſagen können, es fehlete ihm an ſtrenger Critik und an gutem Gedächtniſſe. Und dieſe haben doch wohl mit dem Genie nichts zu thun, welches ſich in der groſſen Leichtigkeit, die man ſeinen Stücken anſieht, und in dem jedeszeit paſſenden und ſtarken Ausdruck genugſam zu erkennen gegeben. Glücklich iſt der Componiſte, dem ſein gutes Gedächtniß bey der erſten Erſcheinung eines Gedankens zuruft: **Der Gedanke iſt nicht dein; der war ſchon lange dein.** Dreymal glücklich aber iſt er, wenn ihm ſein Reichthum gleich einen andern Gedanken darbietet, der eben ſo gut hinpaßt — denn gemeinhin paßt der erſte am beſten — ohne daß er erſt durch Nachdenken ſeine Empfindungen unterbre-

terbrechen darf: Denn muß dieſes geſchehen, ſo wird es gewiß auch der Zuhörer merken, wenn er an die Stelle kömmt; er wird ihr das Geſuchte und Gezwungene bey dem erſten Anblicke anſehen.

Eben kommen mir Violin-Trios von Pergoleſi zu Geſichte, die ich noch nie geſehen habe. Sie ſind in London geſtochen, und zwar unter folgendem Titel: *Twelve Sonatas for Two Violins and a Bass or an Orcheſtra. Compoſ'd by Gio. Batt^a. Pergoleſe*, Autor of the Stabat Mater. Es iſt ihnen noch folgende Nachricht beygefügt: *The Manuſcripts of theſe Sonatas were procured by a Curious Gentleman of Fortune, during his Travels through Italy.* Sie ſind gut gearbeitet, und haben einen angenehmen Geſang. Allein das Feuer des Pergoleſi vermiſſe ich darinnen.

Achter Brief.

An den Herrn v. K. in P.

Berlin.

Was die Urſache davon iſt, daß ich Ihnen noch nichts von dem hieſigen deutſchen Theater geſagt habe? — Patriotisme: Denn gerne ſagte ich Ihnen: „Unſer Theater iſt jetzt vollkommen; König Friedrich hat ſein Vorurtheil wider die Deutſchen abgelegt; er ſieht ein, daß er aus ſeinen Kindern ein Volk machen kann, welches alle ſeine Nachbarn übertreffen, und ſogar dem brittiſchen Volke gleich kommen muß, und daß es ihm hiezu ſchon ſeit langer Zeit an nichts mehr gefehlet, als an ſeinen Aufmunterungen. — Wie verderbt die Menſchen ſind! Königliche Aufmunterungen ſpornen ſie ſtärker an, als der Trieb nach Ehre —!„ Gerne ſagte ich Ihnen: „Endlich iſt unſre deutſche Sprache zur Hofſprache geworden; — wer

ſieht

ſieht es nicht ein, wie nothwendig dieſes war, um unſer Theater zur Vollkommenheit zu bringen! — ſie hat jetzt allgemein die Feinheit, die ſonſt nur in Leßingiſchen Stücken anzutreffen war; niemand wundert ſich auch mehr über den hohen und erhabenen Ausdruck eines Trauerſpiels, der ſonſt allein im Stande war, bey ſehr vielen die Täuſchung zu verhindern. Unſer Theater iſt auch nicht mehr ein öffentliches Theater, und der Direktor darf jetzt nicht mehr bey der Wahl der Stücke an den zwey Groſchen-Platz denken. Es wird vom Hofe erhalten, und zwar nicht ſo kläglich, wie es ſonſt vom Publico erhalten wurde. Der König hat zu den erſten Einrichtungen, das heißt zum Bau des Theaters, zu Anſchaffung der Garderobe — hieben muß ich bemerken, daß es lauter europäiſche Kleider waren, und daß die griechiſchen, römiſchen und auch die türkiſchen u. a. d. ganz und gar dabey ausgeſchloſſen worden ſind — zu jenen und zu der Berufung der beſten Schauſpieler und dramatiſchen Dichter hat der König eine anſehnliche Summe hergegeben, und dieſe wird nun jährlich zur Erhaltung

des

des Theaters ausgezahlt. Unſere Schauſpieler *) werden ſehr gut bezahlt, und ſind dadurch — o über unſre Sitten — ganz andre Leute geworden; der erſte Schauſpieler bekömmt jährlich 3000 Rthlr. die erſte Schauſpielerin eben ſo; der zweyte, der jenem faſt gleich kömmt, nur daß er den groſſen Fehler hat, ſich einzubilden, er wäre vollkommen, worüber er einige Scenen oft vernachläßigt; dieſer hat 2500 Rthlr. der Direktor wird ihn aber wohl von jenem Fehler heilen, denn er hat ihm geſtern nur noch bey Vernachläßigung einer Scene geſagt, er würde es ihm durch Verminderung ſeines Gehalts merklich machen, daß er zurück gänge, anſtatt er ſtreben ſollte, höher zur Vollkommenheit hinan zu klimmen. Sollte er noch einmal aus bloſſer Nachläßigkeit etwas verſehen, ſo wird er gewiß

*) Wenn man alle Tage Schauſpiele, und ſie gerne alle Tage gut haben will, ſo gehören wenigſtens dreymal mehr Schauſpieler dazu, als gewöhnlich, damit jede Rolle zwey bis dreymal beſetzt werden kann, und kein Akteur zwey ſich entgegen geſetzte Perſonen vorzuſtellen gezwungen iſt.

gewiß auf den Gehalt von 2000 Rthlr. herunter gesetzt, dieses ist eigentlich der Gehalt des dritten, der auch ein sehr guter Schauspieler ist; der vierte hat 1000 Rthlr. u. s. w. Eben so werden die Schauspiele bezahlt. Ein Meisterstück, es sey ein Trauerspiel oder Lustspiel, wird mit 2000 Rthlr. bezahlt, ein anders, was weniger vortreflich ist, aber doch seine Verdienste, besonders in Ansehung des moralischen Endzwecks hat, gilt 1000 Rthlr. das mittelmäßige aber — gar nichts. Ausser dem haben die dramatischen Dichter keinen festen Gehalt bey uns. Für junge angehende Dichter aber, die Genie verrathen, und Anlage zum Theater zeigen, sind jährlich 5000 Rthlr. festgesetzt, und es wird eigentlich jedem solchen jungen Manne, 500 Rthlr. jährlich zu seiner Erhaltung gegeben. *) Der

*) Wenn sich mehr als 10 solche Jünglinge finden, so giebt der König mit tausend Freuden den Gehalt der übrigen noch her. Ueberhaupt macht diese ganze Einrichtung, so viel dazu auch gehört, keine Ausgaben mehr, als gewöhnlich; denn er hat das italiänische und französische Theater abgeschaft,

Der Direktor hat dabey die Aufsicht über ihn; und seine Arbeiten sind anfänglich kleine Vorspiele oder Reden für die Schauspieler bey festlichen Vorfällen, die aber eben nicht in Versen seyn dürfen; besonders wenn die Gelegenheit dazu nicht groß und erhaben ist. Ueberhaupt ist man darüber einig geworden, nur die heroischen Stücke zu versificiren, um den Helden eine Sprache zu geben, durch die sie sich von den übrigen Menschen so unterscheiden, wie sie es durch ihre Handlungen thun. Diese Stücke werden aber sehr selten aufgeführt, denn man glaubt, daß das bürgerliche Trauerspiel

und

schaft, und sie in ihr Vaterland geschickt, mit der Ermahnung, sie sollten lieber streben, ihrem Vaterlande zu gefallen, so wie sein Volk auch dafür sorgen wollte. Und wann ihrer zu viel fürs Vaterland wären, so würde es demselben gewiß an Feldarbeitern fehlen. Sollten sie also nicht alle das Glück haben können, in Rom für den Pabst zu singen, so könnten sie doch ihren Landsleuten dadurch gefälliger und nützlicher werden, daß sie die Gegend um Rom herum ein wenig fruchtbarer an Bäumen, Gras und Kräutern und Vieh und Menschen machten.

und auch Luſtſpiel weit mehr Einfluß in die Sitten der Zuſchauer überhaupt hat; und man denkt hier weit mehr auf die Beſſerung und auf das Vergnügen des ganzen Volks, als dem Fürſten ein Compliment zu machen. Alles dieſes erforderte aber einen Mann zum Regieren dieſes ſchön angelegten Werks, der nicht nur ein feiner gründlicher Kunſtrichter war, ſondern auch wirklich ſelbſt Erfahrung des Theaters hatte. Auf einem Manne aber hätte die Laſt zu ſchwer gelegen, deshalb theilte man das Amt, und übergab es **Ramlern** und **Leſſing**. Dieſer mußte aber vorher feſt verſprechen, auch um die beſtimmten Preiſe für das Theater zu arbeiten. Nur er, der die glückliche Leichtigkeit eines feurigen Genies beſitzt, konnte dieſes verſprechen; ein anderer hätte ſich über ſein Amt allein erſchreckt. Unter denen Dichtern, die auſſer dieſen zuerſt hinberufen wurden, war **Weiße**, der das heroiſche Trauerſpiel verlaſſen, und jetzt **bürgerliche** ſchreibt, in denen ſich ſein ganzes vortrefliches Herz mahlt, ſo wie ſie die ſicherſten Zeugniſſe ſeines feinen, warmen Gefühls und glücklichen Genies ſind.

Nach

Nach ihm Gerstenberg und Engel, der sich schon vorher durch seinen dankbaren Sohn jedermann zum Freunde gemacht hatte; jeder, der ihn zum erstenmale sahe, redete ihn mit völligem Vertrauen und warmer Freundschaft an, denn niemand zweifelte daran, daß der Verfasser eines solchen feinen und edlen Stückes nicht auch selbst der Mann vom besten Herzen, vom wärmsten Gefühl seyn mußte; und niemand fand sich darinn betrogen. Er mußte aber versprechen, und versprach es gerne, da es ohnedem schon sein eigener Vorsatz war, keine Farce mehr zu schreiben, die weit unter seinem Genie und edlen Charakter steht. Wie gerne hätte nicht jeder lieber den Pendant zum dankbaren Sohne statt der Apotheke gehabt! Denn Sie müssen wissen, daß die Operetten selbst sehr bey uns aus der Mode gekommen sind, nur selten wird nur noch eine von Hiller oder Wolf zum Nachspiele gegeben. Unsre Schauspieler schämen sich der niedrigen Handlung, so wie die Zuschauer, und beyde verachten das Unnatürliche und Kindische. Jene sind gar nicht mehr die verächtlichen Leute, die die mehresten sonst

unter ihnen waren. Sobald sie anfiengen, in reichen Kleidern einher zu gehen, so wurden sie in grosse Gesellschaften gezogen; der höchste Adel gieng mit ihnen um; und nun klopft oft ein Minister dem Schauspieler vertraut auf die Achseln, oder umarmet ihn wohl gar; eine Ehre, die sonst nur — den Castraten zu Theil wurde! Dadurch aber, daß die Schauspieler mit so vieler Achtung beständig unter der grossen und artigen Welt aufgenommen wurden, sind sie zuletzt Leute geworden, die auch von dieser Seite Achtung und Zuneigung verdienen. Man sieht auch den grossen Unterschied in der Aktien; sonst sahe der Mann, der den König oder Minister machte, oft wie ein Gewürzkrämer aus; jetzt hat er die vollkommenste Täuschung in seiner Gewalt u. s. w.„

Ich habe Ihnen da so vieles gesagt, was ich Ihnen nur wünschte sagen zu können; daß Sie vielleicht schon müde im Lesen werden, ehe Sie noch daran kommen, was ich Ihnen eigentlich sagen wollte. Aber so geht es, wenn man ins Feuer geräth, und

wenn

wenn man auf Lieblings-Ideen gebracht wird.

Von der Vorstellung der Trauerspiele und Lustspiele — die mehrentheils elende Uebersetzungen aus dem Französischen sind — sage ich Ihnen nichts weiter, als daß, nachdem ich ein Trauerspiel und ein Lustspiel hatte vorstellen sehen, ich mich nicht wieder überwinden konnte, hinein zu gehen; von der Vorstellung der Operetten aber nur so viel, daß ich jederzeit den Componisten herzlich bedauert habe, daß er sich die Mühe gegeben, für solche Sänger etwas mehr, als Gassenlieder zu schreiben; so oft eine Arie von Zillern kam, die voll edler Empfindung und Ausdruck war, so stellte ich ihn mir vor, wie er mir diese Arie voll warmen Gefühls an seinem Claviere sang, und mußte dann den Gesang jener großmäulichten, jener krenschenden Sängerinn und die Nachtwächterstimme des Liebhabers dabey hören! Nie hat man einen stärkern Contrast beysammen gehabt. Und mit solchen Tönen bewirthet man ein Publikum, das überall den Ruf des feinsten Geschmacks hat, und darüber kann sich ein Publikum

freuen, daß eine Schmähling einen Conciolini gehört hat, und noch beständig hört! Doch kein Wort mehr davon! Und wovon denn? Von den Operetten an und vor sich selbst.

Eben so allgemein und häufig wie die Operetten auf unsern Theatern vorgestellt werden und wie sie gefallen, eben so wird behauptet, und oft von diesen selbst behauptet, daß sie den Geschmack des Volks verderben; und mich dünkt mit Grunde. Denn man gebe einem Menschen eine Zeitlang nichts als Milch und süsse Früchte zu essen, so wird er hernach an den stärkern und nahrhaften Speisen keinen Geschmack mehr finden, und er wird sie auch nicht im Stande seyn zu verdauen. Er wird freylich sagen: „was schadet mir dieses; ich befinde „mich wohl und leicht,„ zum Spatzierengehen, das glaube ich; er versuche aber einmal schwere Arbeiten des Körpers zu unternehmen, und er wird sehen, wie viel er dabey ausrichten kann. Eben so, dünkt es mir, verhält es sich mit dem Gefühle des Menschen. Wenn es einmal durch jene weichliche und kindische Nahrung geschwächt ist,

iſt, ſo wird man dabey wohl am allervergnügteſten ſeyn können; aber man frage doch einen ſolchen, ob er auch ſtark genug ſeyn wird, das Unglück, womit ihm jede Stunde droht, zu ertragen, feſten Entſchluß darinnen zu faſſen; und ob er Kräfte genug haben wird, dieſen auszuführen. Daß das ernſthafte Drama aber hiezu ein herrliches Mittel iſt, das wird doch wohl niemand leugnen wollen? Jener ſchwache Mann muß es ſelbſt fühlen, obgleich er keinen Geſchmack daran mehr findet. Gleich dem Laſterhaften, der auch die Tugend ſchön findet, nur ausüben mag und kann er ſie nicht. Ihr aber, die ihr das Theater für keine Schule der Tugend und Sitten haltet, ſondern nur einen Platz des Vergnügens daraus machen wollet, können euch Leſſings und Weißens und Krügers Luſtſpiele nicht auch äuſſerſt vergnügen, indem ſie euch belehren? Oder wollt ihr durchaus nicht gebeſſert ſeyn? Iſt euch weichlichen Milchmännern auch noch jener Witz zu ſtark?

Von der moraliſchen Seite und von Seiten des Geſchmacks überhaupt, ſcheint alſo

alles wider die Operetten zu schreyn. Von der andern Seite aber könnten sie das Verdienst haben, das Ohr des Publikums zu bilden, und den Gesang allgemeiner zu machen; nur muß man nicht über den artigen Ausdruck das Denken vergessen. Dazu gehöret nun aber doch wenigstens, daß unsre Schauspieler rein und richtig sängen, wenn gleich die Schönheit daran fehlte. So lange dieses aber nicht ist, so ist alles wider die häufige Aufführung der Operetten. Weil sie aber doch einmal da sind, so lassen Sie uns ein paar Worte davon sprechen.

Man hat zu dem Hauptgegenstande der Operetten die ländlichen Scenen gewählt. So sehr ich aber auch das Landleben ar[illegible] selbst und die wahre einfältige Natur [illegible] alles liebe, so können mich doch [illegible] stellungen, die wir in unsern Stü[illegible] von haben, ohnmöglich befriedigen oder vergnügen. Anstatt die Nützlichkeit und den Fleiß des Landmannes, mit dem er uns ernährt, anstatt seine Glückseligkeit, die ihm die reine Luft, *) die ungekünstelte Nahrung

*) Von welcher Wichtigkeit diese für den menschl-

rung und die Zufriedenheit mit den süssen Geschenken der allgütigen Natur gewährt, anstatt uns seine häusliche Glückseligkeit, die er in einer gesunden zahlreichen Familie findet, anstatt uns alles dieses zu zeigen, welches uns nach und nach wieder zur seligen Einfalt der Sitten zurück bringen könnte; stellt man uns die liebenswürdige Unschuld und Einfalt des Landmannes zum Gelächter dar. Man sollte an ihm die gesunde Vernunft preisen, die ihn auch in den Leidenschaften selbst nicht verläßt, und man dichtet ihm eine abgeschmackte, narrenhafte Liebe an, die nur das Hirngespinnst eines kindischen Mannes seyn konnte, der sich mit Honigseim und Trauben nährte. Man könnte in dem Beyspiele des Landmannes zeigen, wie Mäßigkeit und Arbeit die Quellen der Tugend selbst sind, und wie

menschlichen Körper ist, wird ein jeder bey einem Aufenthalte auf dem Lande spüren. Wer aber dadurch noch nicht davon überzeugt wird, der gehe nach der Schweiz, und athme hier mehr durch die glückliche Luft ein, und dann sage er uns die Veränderung seines Körpers.

viele tausend Laster, die in den Städten wohnen, dem Landmanne völlig unbekannt sind; aber nein, man stellt lieber einen Spitzbuben vom Schösser auf, der gewiß nicht auf dem Lande anzutreffen seyn würde, wenn er nicht aus der Stadt vertrieben worden wäre. Zwar sind des Herrn Weiße seine Operetten voll von den schönsten Zügen der edlen natürlichen Einfalt, aber der Hauptendzweck ist doch noch immer Lachen zu erregen, und jene kindische, läppische Liebe, die ein vernünftiger Bauer für Wahnsinn halten würde. Weil nun aber einmal jene Tändeleyen und Spasse der Gegenstand der Operetten sind, so muß die Musik hierinn auch angemessen seyn. Es wird ein fliessender, angenehmer und faßlicher Gesang dazu erforderlich seyn, der weder durch künstliche Harmonie noch durch überhäufte Verzierungen des Gesanges entstellt werden muß. Hierinn ist nun Herr Hiller vollkommen Meister. Er war der Erste unter uns, der so lieblich sang, und wird hierinnen auch immer ein vollkommenes Muster bleiben. Was jenes anbelangt, so meyne ich besonders das Fach der Operetten. Denn

wenn

wenn wir hier der Oden und Lieder gedenken wollten; so müßten wir den Herrn Cammerrath Gräfe in Braunschweig mit gebührendem Lobe als den ersten nennen, der uns damit öffentlich bekannt gemacht hat. Ein jeder weiß, daß dieser fleissige Mann eine grosse Menge von Singesachen hat drucken lassen, und daß er an der Erfindung des schönen Breitkopfischen Notendruckes selbst grossen Antheil hat; aber ich kann einem jeden noch sagen, daß dieses der allerkleinste Theil von seinen Arbeiten ist, und daß wenige Componisten, die selbst Musiker sind, so viel geschrieben haben, wie der Herr Cammerrath Gräfe als Liebhaber gethan hat, und noch thut. Unter andern muß ich hier der Crameriſchen Psalmen gedenken, die er größtentheils mit Instrumenten in Musik gesetzt hat, und in welchen er die Declamation genauer beobachtet, als es oft die größten Meister thun.

Um nun wieder auf Herr Hillern zu kommen, so ist jenes Verdienst eines faßlichen, angenehmen und ausdrückenden Gesanges, und oft wahren comischen Aus-

drucks, nicht sein einziges Verdienst, sondern er hat in den Operetten auch Gelegenheit gefunden, Feuer, Stärke und Erhabenheit der Gedanken und auch Kenntnisse der Harmonie zu zeigen. Denn die Dichter liessen es dabey nicht bewenden, blos ländliche Scenen zu schildern, wie z. B. Sedaine in dem allerliebsten Stücke: Rose und Collas gethan, welches Philidor so schön in Musik gesetzt hat, und welches in der deutschen Uebersetzung, die einen sehr guten Dialog hat, Hänschen und Grezchen heißt; dabey liessen es die Dichter nicht bewenden, sie mischten auch Personen aus der Stadt und vom Hofe in die Handlung, um sie dadurch lebhafter, unterhaltender und mannigfaltiger zu machen; es war dieses gewissermassen eine Verbesserung für die Operette, weil der Dichter dadurch Gelegenheit bekam, gleich dem Lustspiele viele Wahrheiten, Satyren und Lehren den Hof- und Stadtleuten darinnen zu sagen, welches auch Herr Weisse, besonders in der Jagd, mit vieler Feinheit gethan. Ueberhaupt kommt die Jagd dem Endzwecke, den die Operetten, — wenn sie einmal da seyn

sollen

sollen — meiner Meynung nach alle haben müßten, am allernächsten. Und Herr Hiller ist auch in der Composition derselben überaus glücklich gewesen. Die Charaktere sind alle darinnen so richtig getroffen, und so treu ausgeführet, daß man es hierinn schon für ein Meisterstück in seiner Art halten muß. Aus Röschen singt immer das muthwillige flüchtige Madchen, so wie Hanchens Gesang der zärtlichste, schmelzendeste Gesang ist, und derselbe Componist, der den übrigen Personen die lustigsten Arien geben konnte, die voller Witz und wahrer comischer Züge sind, derselbe konnte den König auch königlich singen lassen. Denn in der Arie: welche königliche Lust! herrscht wirklich eine erhabene, stille Grösse: aber anders muß sie freylich vorgetragen werden, als man sie auf den Theatern zu hören bekömmt. Auch muß man an Herrn Hillern die Fruchtbarkeit bewundern, da er doch bereits schon 12 Operetten geschrieben, ohne die vielen andern Sachen für den Gesang und für Instrumente; und bey dieser Fruchtbarkeit wieder die gute Oeconomie seiner Gedanken. Er häufet nicht viele verschiedene

schiedene Gedanken in eine Arie zusammen, wodurch nothwendig die Wiederholungen entstehen müssen, mit welchen sich die mehresten Componisten bald selbst abschreiben; sondern er führet sein Thema so natürlich fort, und zieht alles da heraus, was es nur in sich enthält. Herr Hiller hat aber auch für alles dieses die Belohnung, der Lieblingscomponist seiner Nation zu seyn; so wie er auch seinen Freunden ausser seiner Kunst ein verehrungswerther Freund ist.

Den ersten Platz neben Herrn Hillern verdient hierinn gewiß der Herr Capellmeister **Wolf in Weimar.** Seine Operetten sind voll Feuer und passendem Ausdrucke. Nur die genaue Wahl seiner Gedanken, die seine Critik über das stets Angemessene, scheint mir nicht in so vollkommenem Grade darinnen zu herrschen, als bey Herrn Hiller. Dieser scheint mir mehr den Charakter der Personen zu überdenken, woher es denn kömmt, daß er nie einen Zug im Charakterisiren verfehlt. Selbst das Comische scheint dem Herrn W. nicht so natürlich zu seyn; es ist nicht selten gezwungen, und gewaltsam herbey gefährt; als

alsdann hat auch noch Herr Hiller das Verdienst, ihm vorgearbeitet zu haben, welches man denn auch in allen Operetten von Herrn W. erkennet.

Freylich bearbeitet Herr Hiller auch eine bessere Poesie als Herr W. der oft Dinge componiren muß, die wohl noch nie die Ehre gehabt haben, abgesungen zu werden. Ueberhaupt muß ich nach meinem Gefühle gestehen, daß mir Herr Wolf, so sehr ich auch seine Operetten schätze, in seinen Claviersachen weit besser gefällt. Seine Clavierconcerte sind so fleißig gearbeitet, und haben dabey so vieles Feuer und auch Annehmlichkeit, ja selbst etwas eigenes, daß sie unter die allerbesten Sachen gehören, die jetzt überhaupt für das Instrument geschrieben werden. Einige von ihnen wären eines Bachs würdig. Eben so schön sind auch seine Symphonien, und andere Instrumentalsachen. Ich muß Ihnen hier auch noch sagen, daß Herr Wolf erst kurze Zeit für den Gesang schreibt, und daß wir also noch sehr viel auch hierinnen von ihm zu hoffen haben.

Herr

Herr Hiller hat auch die Ehre an Herrn Neefe einen guten Schüler gezogen zu haben; und ich weiß gewiß, daß es dieser an Fleiß nicht fehlen lassen wird, sich den Ruhm seines Meisters zu erwerben.

Ich wünsche es diesen geschickten Männern und allen andern, die sich mit unserer deutschen Theatercomposition abgeben, von ganzem Herzen, daß der Gesang unserer Schauspieler nur ein wenig gebessert werden möge, damit ihre Arbeiten nicht weiter so entsetzlich gemißhandelt würden. So viel weiß ich, daß, wenn ich wirklich die Gabe hätte, Hillerische Operetten hervor zu bringen, ich gewiß künftig keine Stunde darüber verlieren wollte.

Aber ich wünsche auch von ganzem Herzen, daß unsre Dichter bey solchen Versen, die gesungen werden sollen, mehr daran denken mögen, daß es musikalische Poesie seyn soll; und daß sie sich vorerst um die Bemerkungen, die andere Männer, und besonders die Italiäner aus den Werken der besten Meister gezogen, und die sie nicht umsonst so strenge zu befolgen suchen, daß sie sich erst um diese ein wenig bekümmerten,

ten, *) und auch wohl selbst etwas Musik erlernten, bevor sie Verse für den Gesang machten.

Ich kann mir hier nicht erwehren, es sehr zu bedauren, daß Herr Professor Zachariä die Musik nicht weiter fortgesetzt; er, der uns schon solche gute musikalische Proben seines Geistes gezeigt hat, und von dem wir uns nach diesen, bey denen er auch oft selbst der Dichter war, das seltene Glück zu versprechen hatten, in ihm einen Dichter und Componisten zugleich zu erhalten. Nur die Franzosen haben ein Stück von der Art, wovon der Verfasser beydes, Dichter und Componist, zugleich ist, auf ihrem Theater. Dieses ist ein kleines Drama, le Devin du Village von Rousseau. So weit der Herr Pr. Zachariä diesen aber als Dichter übertrift, so sehr würde er ihn auch gewiß als Componist übertroffen haben, wenn er die

*) Hiezu können sie sich des Herrn Krause seiner Abhandlung von der musikalischen Poesie besonders bedienen, die, wenn sie gleich nicht vollständig und auch nicht vollkommen korrekt ist, doch sehr viele wahre und feine Bemerkungen enthält.

die Composition nicht vorsetzlicher Weise vernachläßigt hätte. Da dieses aber nun einmal geschehen, so wäre doch noch sehr zu wünschen, daß uns der Herr Pr. Zachariä nur fleißig musikalische Poesien liefern möchte, und wenigstens auf diese Art von den vielen musikalischen Kenntnissen, die er besitzt, Gebrauch machen möchte.

Neunter Brief.

An den Herrn C. V. in M.

Potsdam.

Endlich habe ich das längstgewünschte Glück gehabt, den Herrn Concertmeister Benda, den wir beyde so sehr verehren, persönlich kennen zu lernen. Die verwünschte Gicht, und noch andre üble Zufälle raubten mir aber das Glück, auch die Gewalt seines Bogens zu erfahren. Hierinn wurde er mir aber durch seinen jüngern Sohn bekannt, der das wichtige Zeugniß seines Vaters, und die allgemeine Stimme aller anderer hat, daß er aufs rühmlichste in die Fußstapfen seines Vaters getreten: Welch ein Ruhm! — Er spielte mir verschiedene Sonaten, von der Composition des Herrn Concertmeisters, und auch von seinen eigenen angenehmen Arbeiten, vor; und erhielt im Adagio meine ganze Bewunderung. Es ist wahr, die ächte Bendai-

sche-Spielart hat ganz etwas eigenes. Ihr Hauptcharakter ist: Adel, Annehmlichkeit, und äusserst rührend. Jenes eigene bestehet nun aber in der Führung des Bogens, welcher nicht nur recht lang und langsam auf und nieder geht, wie es die mehresten thun, die da glauben, im Bendaischen Geschmack ihr Adagio zu spielen. Der besondere Nachdruck, mit dem zuweilen eine Note herausgehoben wird; das stets vor Augen habende Verhältniß der Stärke und Schwäche nach der Höhe und Tiefe der Noten, in Vergleichung des Schattens und Lichts in der Mahlerey; die mäßigen, und mit edler Wahl gewählten Verzierungen, die nie die Kehle des Sängers übersteigen; ich meyne, daß man in einem Adagio keine Verzierungen mehr, und auch keine andere anbringen darf, als es dem guten Sänger in der Arie erlaubt ist; und endlich einige äusserst bedeutende Nachläßigkeiten in dem Zeitmasse der Noten, die dem Gesange das Gezwungene benehmen, und den Gedanken mehr dem Spieler eigen machen, daß er gleichsam scheint der eigene Ausdruck von der Empfindung des Solospielers selbst zu

seyn;

seyn; alles dieses bestimmt gewissermassen den Charakter des Bendaischen Adagios. Wenn man nun da eins dagegen hört, wo in jedem Tackt tausend Noten zu stehen kommen, wo kein Achtel Achtel bleibt, sondern so viel mal als möglich verdoppelt wird, wo also kein einziger edler Zug des Bogens gehört wird, und wo das Ohr des Zuhörers wohl hinlänglich ausgefüllt wird, das Herz aber völlig leer bleibt, dahingegen bey jenem der Zuhörer in die zärtlichste Empfindung versetzt, und oft zu Thränen gerührt wird — welch ein himmelweiter Unterschied! — Und wenn mich gleich jener in dem vorhergegangenen Allegro durch die größten Schwierigkeiten in Verwunderung gesetzt hat, und ich höre nun ein Adagio, und in diesem ganz und gar den wahren Endzweck verfehlen, muß ich da nicht jenem Meister, jenem Herzensbezwinger ganz allein meine Liebe schenken? Bey dem andern bleibt es also bey der Bewunderung. Dieses gilt nun allgemein von allen den neumodischen Violinisten, die sich allein um Schwierigkeiten bemühen, und sich die Erregung der Bewunderung zum einzigen End-

zweck ihrer Kunst machen. Die Herren bemerken nicht, daß sie sich selbst erniedrigen und verunedeln, indem sie sich bemühen, geschickte Seiltänzer zu werden, da sie Meister des edlen, erhabenen Tanzes werden können. Hat sich aber einmal ein Virtuose jenes Fach gewählet, so thut man ihm hernach unrecht, wenn man an ihm den Mangel eines guten Adagios tadelt: denn dieses ist jenem so entgegengesetzt, daß man die Unmöglichkeit von der Vereinigung beyder physikalisch aus dem Baue des Arms und der Hand beweisen könnte, und will man es durch Beyspiele bewiesen haben, so nehme man den geschicktesten größten Springer oder Seiltänzer, und unterrichte ihn im edlen Tanze, und sehe, ob es möglich seyn wird, einen edlen Schritt bey ihm hervor zu bringen; das Spitzeckigte, Kurzverzogene und Unruhige wird man ihm, auch nach langer Bemühung, an seinen Schritten ansehen. Ich habe solche Tänzer gekannt, die sich als Figuranten nur auf Sprünge geübet, um damit, wenn es irgend eine Gelegenheit gab, zuweilen hervorzustechen; wenn sie sich hernach dem edlen Tanze widmen

men wollten, so blieb ihnen jenes, auch unter der Anweisung und unter dem Beyspiel eines Noverre, lange noch kleben. Eben so wie es sich hier mit dem Fusse verhält, so auch mit dem Arme und der Hand. Allein, — um die Vergleichung fortzusezzen — wenn jener Tänzer auch gleich nicht die edle, hohe Bedeutung in seine Schritte zu bringen im Stande ist, so wird er doch wenigstens nicht comische Sprünge bey der Vorstellung einer ernsthaften oder traurigen Handlung machen, sondern nur bey langsamen Schritten bleiben. Eben so mit den Instrumentalisten. Wenn sie gleich nicht des seelenvollen Bogens eines Benda fähig sind, so sollten sie doch wenigstens nur nicht eine Menge solcher comischer Läufe drinne machen, sondern den Gesang des Stücks nur simpel und deutlich vortragen. Aber ich verstehe die Herren; sie fürchten sich, ihre Blösse zu zeigen, und um die todten Töne, die einen jeden Zuhörer gähnen machen würden, um diese zu verbergen, verblenden sie den Unwissenden wenigstens mit einer Menge Noten, die dieser für schwer hält.

Ich habe durch diese Vergleichung die starken Allegro-Spieler gar nicht zu verachten gesucht: denn ich müßte mich selbst dadurch verachten, indem ich mich selt einigen Jahren auch auf Schwierigkeiten geübt habe, ohne aber jemals den wahren Endzweck der Musik, ich meyne die Rührung, nur einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Sobald ich von einem Bogenstriche, wenn er mir auch noch so sehr gefiele, einsahe, daß er mir den kräftigen Zug im Adagio verderben möchte, so ließ ich ihn nach. Hiezu gehöret nun besonders das Hüpfen des Bogens, wo ich auf einen Bogenstrich viele Noten kurz abstosse, und in welchem Herr la Motte bis zur äusserſten Bewunderung Meister ist, womit er noch die Geschicklichkeit verbindet, Doppelgriffe, auf eben die Art gestossen, sehr rein heraus zu bringen. Dieser Strich hingegen, so angenehm er auch dem Ohre klinget, verdirbt den Arm zum Adagio völlig, und ist dem nachdrucksvollen Bogen, der zum guten Adagio-Spieler erfordert wird, vollkommen entgegen gesetzt; daher man denn auch sehr was

ungereimtes begehren würde, wenn man von Herrn la Motte ein rührendes Adagio forderte, und dabey doch immer das Ohr mit jenen hüpfenden Noten zu kitzeln wünschte. Indessen habe ich mich mitten in der Bewunderung, die ich diesem geschickten Manne schuldig war, nicht enthalten können, zu bedauren, daß das unveränderliche und erhabene Vergnügen, so ein Benda durch sein Adagio gewährt, diesem — kurzdaurenden, witzigen Vergnügen aufgeopfert werden mußte. Ich bewundere auch mit Erstaunen die unbeschreibliche Geschwindigkeit und unfehlbare Sicherheit eines Lollis, die Fertigkeit, Leichtigkeit, Reinigkeit und Annehmlichkeit eines Ditters, Pesch, Fränzels u. a. m.; allein einen Cramer, der beydes so viel als möglich vereinigt, diesen bewundre ich nicht allein, sondern mein Herz fällt ihm auch bey, ich liebe ihn zugleich, indem ich ihn bewundere. Noch mehr aber zieht mich ein Benda zu sich hin, der gar nicht daran denkt, Bewunderung bey mir zu erregen, sondern blos nach meinem Herzen zielt, und dieses so vollkom-

men trift, daß ich mit der Empfindung, die er erregen wollte, ganz angefüllt bin.

Herr **Carl Benda** verdient also auſſer dem Beyfall für seine groſſe Geſchicklichkeit noch unſern ganzen Dank, daß er uns sowohl in seinem Spielen als auch im Seßen die edle Manier seines verehrungswürdigen Vaters aufbehält. Es bleibt uns dabey nichts mehr zu wünſchen übrig, als daß ſich Herr **Benda** bemühe, in seinen Arbeiten sowohl, als auch in seiner Spielart, etwas eigenes hinein zu bringen; und dieſes zwar nicht, um nicht blos Nachahmer zu seyn — denn es iſt Ehre genug, ſich ein glücklicher Nachahmer eines ſo groſſen Meiſters zu wiſſen — ſondern vielmehr um den ſo ſehr eingeriſſenen Geſchmack zur Neuheit einigermaſſen zu befriedigen. Er würde hierdurch das Vergnügen erhalten, die ſchöne Spielart ſeines groſſen Vaters wieder allgemeiner zu machen, die nun, zur Schande des deutſchen Publikums, bey einer groſſen Anzahl durch Witzlinge verdrängt worden iſt. Zu jenen Veränderungen aber wollen wir ihm nur allein die geſchwinden Sätze

herge-

hergeben, das Adagio muß unverändert bleiben, denn das ist tief in der Natur unserer Empfindungen und Leidenschaften gegründet, und so lange die unverändert bleiben, muß das wahre Adagio, das uns rühren und in Bewegung setzen soll — das Bendaische seyn.

Auch verdient der älteste Sohn des Herrn Concertmeisters **Benda**, Herr **Friedrich Benda**, als Violiniste nicht geringen Beyfall; dieser weicht aber schon mehr von der Spielart seines Vaters ab, und nähert sich der neumodischen. Mehr aber noch verdient er als Clavierspieler und Componist Bewunderung. Jenes spielt er mit vieler Fertigkeit und Annehmlichkeit, und seine Compositionen verrathen Gründlichkeit, Fleiß und Erfindung. Ich wünschte, daß er seine Trios für 2 Violinen und Violoncell, und Clavecinconcerte öffentlich bekannt machte. Bey dieser Gelegenheit kann ich dem Publiko die angenehme Nachricht ertheilen, daß Herr **Carl Benda** entschlossen ist, 6 Violin-Sonaten von seiner Arbeit bekannt zu ma-

chen, die voller Gesang und Annehmlichkeit sind.

Es sey mir auch erlaubt, hier der Demoiselle **Benda**, der ich in meinem 2ten Briefe schon als Sängerinn erwähnet habe, auch als einer sehr geschickten Clavierspielerinn zu gedenken. Sie spielt mit einer Fertigkeit und Sicherheit, die bey dem Frauenzimmer sehr selten angetroffen wird, und dabey mit vieler Nettigkeit und vielem Ausdruck. Auch besitze ich einige Sonaten und Lieder von ihrer eigenen Compositien, die voll Erfindung und warmen Ausdrucke sind.

Nun soll ich Ihnen doch auch wohl sagen, wie mir der **grosse Friedrich** als Virtuose auf seiner Flöte gefallen hat? Und das kann ich Ihnen ganz unverhehlt mit zwey Worten sagen: **im Adagio vollkommen gut, und im Allegro gar nicht.** Das **Adagio** spielt er mit sehr vieler Empfindung und starkem Ausdrucke. Das Tragen des Tones, die Feinheit in dem Gebrauche der Stärke und Schwäche,

Ma-

Manieren, die dem Adagio vollkommen angemessen sind, alles alles ist Bendaisch an seinem Adagio; seine Cadenzen sind schön und jederzeit dem Stücke angemessen. Er verdient sich hierinnen auch recht oft das Bravo und Bravißimo des Herrn Concertmeisters Benda. Das Allegro aber spielt er ohne Feuer, die geschwinden Noten trägt er matt und schleppend vor, und die langsamen ohne den gehörigen Nachdruck, der das Allegro auch hierinnen von dem Adagio unterscheiden muß. Ich hatte mir zwar vorgenommen, in meinen Briefen nichts zu tadeln, was eine Person allein beträfe, und nur das Lobenswürdige zum Inhalte meiner Briefe zu machen; theils um nichts überflüßiges in meinen Briefen zu haben, theils aber auch um allen Argwohn des Neides von mir abzulehnen, von dem ich, dem Himmel sey Dank, vollkommen frey bin. Allein, an einem Könige die Fehler in einer Kunst zu tadeln, dieses kann nun wohl so leicht keiner für Neid erklären; wohl aber kann man daraus ersehen, daß auch nicht Furchtsamkeit

die

die Urſache iſt, weshalb ich mich des Tadels enthalte.

Ich ſchreibe Ihnen noch einmal von hier aus, um Ihnen auch etwas von dieſem ſchönen Orte zu ſagen. Auch ſind noch einige Virtuoſen hier, die Ihrer Achtung würdig ſind. Bleiben Sie mein Freund, ſo wie ich ewig der Ihrige ſeyn werde.

Zehnter Brief.

An den Herrn C. V.

Potsdam.

So schön auch Potsdam in Ansehung der Bauart *) und selbst in seinen Gegen-

*) Potsdam ist sehr reich an schönen Gebäuden; man findet fast auf allen Strassen Gebäude, die nach den Zeichnungen der schönsten Italiänischen Gebäude aufgeführet worden. Allein nur das Aeussere ist schön daran. Im Innern ist weder Schönheit noch Bequemlichkeit; und man erstaunt nicht wenig, wenn man in einen Pallast eingehet, und drinnen eine kleine finstre Treppe findet, die Thüren oft ohne Schlösser, und die Zimmer höchst unförmlich, und in diesen die geringsten Handwerker und Soldaten. Und wenn es nun auch zu der Bewohnung der neuen Gebäude, die immer noch gebaut werden, denn auch an jenen Leuten fehlen wird, dann kann man es so machen, wie es der Vorgänger dieses Königes mit den neuen Häusern in Berlin machte, ehe sie bewohnt waren.

Gegenden ist, *) so wünschte ich, der todten Ungeselligkeit **) wegen, die da herrschet,

wären. Er ließ des Abends Lichter drinnen anzünden, damit es ein Fremder oder auch wohl er selbst für bewohnt halten möchte.

*) Die Gegend um Potsdam herum ist schön und von vieler Mannigfaltigkeit; die Stadt selbst liegt auf einer Insel, die völlig mit Wasser umgeben ist, welches denn auch mitten durch die Stadt fliesset. Auf beyden Seiten sind hohe Berge, die theils mit Holz bewachsen, theils aber auch frey sind, und von denen man nicht nur die Stadt selbst aus einem sehr schönen Augenpunkte, sondern auch weite Gegenden betrachten kann. Die angenehmsten Flächen von Wiesen und Feldern und Hölzern wechseln mit den Bergen ab, und machen den Einwohnern die schönsten Spaziergänge.

**) Man muß sich verwundern, daß, da doch zwey Höfe sich hier aufhalten, nemlich der König, und der Cronprinz, dennoch die Lebensart so ungesellig und todt ist. Vielleicht sind aber eben jene daran schuld. Von den Hofleuten scheut sich einer für den andern, und haßt einer den andern, und die Stadtleute selbst haben oft Ursache, sich für

schet, doch nicht da zu leben, wäre es nicht auch der Wohnsitz des Herrn Concertmeisters **Benda**. Nun aber wünsche ich es, ohne an die Schönheit der Gebäude und Gegenden zu denken. Hätte ich mir nicht fest vorgesetzt, alle Nachrichten, die nur mich interessiren, aus diesen Briefen auszuschliessen, so könnte ich hier bey Gelegenheit der überaus freundschaftlichen und ehrenvollen Aufnahme, die ich in dem Hause des Herrn Concertmeisters **Benda** genossen, einige Seiten anfüllen. Wie sehr uninteressant und verdrießlich dieses aber für den Leser ist, habe ich hinlänglich aus **Burneys** Tagebuche ersehen, wo man sich auch mit ihm aller der Mahlzeiten mit Vergnügen zurück erinnern soll, die er nur allein verzehrt hat. Hieraus wollte ich allein schon beweisen, daß Herr **Burney** kein Engländer wäre.

Sans Souci *) und das neue Schloß

für jene zu scheuen, und ihren Umgang zu fliehen.

*) Dieses ist ein kleines, geschmackvolles Sommergebäude, welches auf einer Anhöhe liegt, und einen Garten hat, von dem sich

Schloß *) sind die Sommer-Aufenthalte des Königes. Dort hörte ich die Cammer-

sich nicht sowohl sagen läßt, daß viel Kunst darinnen ist, als daß die schönste Natur darinnen herrscht. Die Kunst hat der Natur den Dienst geleistet, die ungezwungene Ordnung und Schönheit hier auch in kleine Theile zu bringen, die sonst die Natur nur im Grossen beobachtet; nachdem sie aber so die klügste und feinste Wahl getroffen, alles aufs beste angeordnet hatte, versteckte sie sich bescheiden unter dem Kleide der Natur, und hält sich jetzt verborgen.

*) Das neue Schloß ist ein Muster in der reichen und verschwenderischen Bauart. Es ist inwendig und auswendig alles königlich. Mich dünkt aber, es ist äusserlich gar zu sehr überhäuft mit Verzierungen, die man mit nichts anders entschuldigen kann, als wenn man es wie ein königliches Gartenhaus ansieht. Die Aussicht aus diesem schönen Gebäude ist vortreflich und höchst mannigfaltig. Diese grosse Mannigfaltigkeit, die die Natur von selbst schon in die Gegend gelegt, hat der König noch durch Kunst sehr glücklich vermehrt. Er hat auf einem etwas entfernten Berge, der mit jungen Birken bewachsen ist, Rudera von Gebäuden im römischen,

Cammermuſik, und in dieſer nicht nur den König, ſondern auch einen ſehr angenehmen und gefälligen Sänger, Sign. Colli; ein junger Caſtrate, den der König ſeiner reinen ſanften Stimme wegen, und auch wegen ſeiner hübſchen Geſtalt ſehr wohl leiden kann, und täglich bey der Cammermuſik hört. Auch muß ich hier eines groſſen Virtuoſen auf dem Violoncell gedenken. Es iſt Monſ. Düport, der ſich bisher in Paris aufgehalten, der aber jetzt bey dem Könige zur Oper und Cammermuſik, und bey dem Prinzen von Preuſſen als Lehrmeiſter Sr. Königl. Hoheit engagirt iſt. Seine Geſchwindigkeit der Finger, Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit des Bogens, und in beyden die vollkommenſte Sicherheit, iſt unbeſchreiblich. Sein Ton iſt durch das Inſtrument rein, angenehm, und völlig gleich; er mag in der äuſſerſten oder in der alleräuſſerſten Höhe ſpielen. Wenn man andere Violoncelliſten

ſchen, antiquen Geſchmack hin bauen laſſen, die ganz vortreflich gegen die lachende Natur abſtechen, und ſie erheben.

celliſten mit der linken Hand dem Stege nahe kommen ſieht, ſo wird einem ſchon bange, denn nun geht das Quieken los; und man kann ſich des Ausrufs nie erwehren: **Warum denn Violinſachen auf der Baßgeige! das ſchickt ſich nicht fürs Inſtrument!** Herr **Düport** aber greift auch in der äuſſerſten Höhe nicht nur vollkommen rein, ſondern behält auch hier den Violoncellen-Ton bey. Man kann das Urtheil, welches zeither ſchon faſt allgemein behauptet worden, wie gewiß annehmen, daß **Monſ. Düport** im **Allegro** nicht übertroffen worden; daß dieſes aber wohl im **Adagio** möglich iſt, weiß ein jeder, der Herrn **Mara** gehört hat.

Der König blies wie gewöhnlich Quanziſche Concerte. Wie mir ſein Spielen gefallen hat, habe ich Ihnen im vorigen Briefe ſchon geſagt; ich nehme hier nur noch Gelegenheit, von den Arbeiten des Herrn **Quanz** zu ſprechen, über die Herr **Burney** ſo in den Tag hinein geredet hat, ohne etwas mehr davon zu kennen, als die 3 Con-

Concerte, die er den Tag in der Cammermusik gehört hat. Und wie wenig er davon recht ordentlich bemerkt haben kann, das kann sich wohl aus seiner Unruhe erklären. Denn wie ich mir nicht anders vorstellen kann, so muß der Mann, der schon in Entzücken geräth, wenn ihm die Gräfin **Thun** ein Compliment macht, oder der Graf **Sacken** zu Tische behält, der muß jetzt, da er sich im Vorzimmer des Königs von Preussen weiß, und ihn blasen hört, ganz ausser sich gewesen seyn. Ach über den **Engländer!**

Quanz hat 300 Concerte geschrieben, und alle für einen König geschrieben. Kann es nun wohl fehlen, daß sich auf den ersten Anblick viele ähnlich zu seyn scheinen? Man untersuche sie aber nur genau, so wird man überall Verschiedenheit finden, und man wird erstaunen müssen, über die Erfindung und über das unerschöpfliche Genie dieses Mannes. Und in Ansehung des Fleisses, der Schönheit, der Harmonie und der Anlage und Ausführung jedes Satzes, wer übertrift ihn hierinnen wohl?

Seine Partituren sind alle vollkommen korrekt, und nicht nur diese Richtigkeit ist es, so man an seinen Harmonien bewundern muß, sondern die Verschiedenheit, die Mannigfaltigkeit, die selbst darinnen herrscht. Und wenn man nun die Anlage jedes einzelnen Satzes betrachtet, erst das Thema recht übersieht, hernach bemerkt, wie vortreflich dieses geführt wird, und wie alles übrige in diesem Thema schon enthalten ist; dann sieht man, mit wie vieler Ueberlegung und Sorgfalt Quanz jeden Satz überdacht hat, und nicht so, wie die mehresten neuen Componisten, hingeschrieben, was ihm auf einmal eingefallen ist. Was die bekannten Figuren anbelangt, so war es gar nicht anders möglich, als daß in vielen Aehnlichkeit seyn mußte: denn er mußte sich ja beständig nach der Fertigkeit und selbst nach dem Willen des Königes richten, und war also gezwungen, ihm seine Lieblings-Figuren oft anzubringen. In Ansehung der Begleitung hat er sich eine neue Manier gemacht, daß er nemlich die Stimmen nicht immer in voller Harmonie begleis

begleiten läßt, ſondern oft nur den Baß allein, oder auch die Violinen allein im Vniſono gehen läßt; er vertheilt alsdann die Harmonie in die einzelnen durchgehenden Noten, und macht, daß dadurch die Concertſtimme mehr hervorſticht, welches bey der Flöte beſonders glücklich angebracht iſt. Auch hat er ſich in ſeiner Begleitung des Scherzare der Italiäner oft mit ſehr gutem Erfolge bedient. Mit einem Worte, **Quanz** iſt, als Inſtrumental-Compoſiſt betrachtet, vor ſehr vielen andern zu bewundern, und auch als Schriftſteller und genauer Kenner ſeines Inſtruments und verſchiedener anderer Inſtrumente muß man ihn bewundern. Er verdiente der Lehrmeiſter und Liebling Königs **Friedrichs** zu ſeyn; und der Mann, der ihn nicht gehörig hochzuachten weiß, verdient ihn nicht zu kennen.

Ich habe hier in Potsdam auch noch einen ſehr geſchickten **Virtuoſen auf dem Fagotte** kennen gelernt, der auch zugleich ein erfindungsvoller, angenehmer Componiſt

ist, und — welche Seltenheit! — bey der allergalantesten Schreibart auch den Satz versteht. Es ist Herr **Eichner**. Sein Ton ist voll und angenehm, und ohnerachtet er im Stande ist, grosse Schwierigkeiten auf seinem Instrumente zu machen, so bleibt er doch hauptsächlich bey dem singbaren und gefälligen, welches dem Instrumente eigentlich angemessen ist. Und wie selten findet man nicht diese Klugheit und Ueberlegung bey den jetzigen Virtuosen. Keiner ist mit seinem Instrumente zufrieden: Der Violoncellist will durchaus aus seinem Instrumente eine Violine machen, der Violinist das seinige zur Querpfeife, zum Fagotte, zum kleinen Kinderpfeifchen. Der Fagottist, Flötenspieler, Hoboist, die wollen alle die Schwierigkeiten der Saiteninstrumente machen, und vergessen, daß sie Instrumente in Händen haben, mit denen sie die Singestimme nachahmen sollten, und ihr gleich kommen könnten, wornach der Violinist und Violoncellist oft vergeblich strebet. Die Beobachtung der Natur des Instruments habe ich aber an Herrn **Eichner** ganz besonders bewun-

bewundert, und ich habe bey seinem Spielen oft geglaubt, eine schöne Tenerstimme zu hören; er unterläßt es auch nicht, zuweilen einige Schwierigkeiten mit unter zu mischen, um zu zeigen, daß es ihm nicht an Fertigkeit fehle, sondern daß er sie nur aus Geschmack und richtigem Gefühle dem Gesange nachsetzet. Wie viel er nun dadurch gewinnt, daß seine Concerte, die er bläst, auch schön gearbeitet sind, wird ein jeder leicht einsehen; denn wer hat sich nicht schon längst über die abscheulichen Compositionen beklagt, die auch oft die geschicktesten Virtuosen spielen, seitdem die Sucht eingerissen ist, daß jeder Virtuose seine eigene Sachen spielt, und daß es sich ein jeder für eine Schande anrechnet, die Stükke anderer Componisten zu spielen. Aus dieser Ursache fürchte ich mich auch für alle grosse Concerte, und bleibe gerne so weit, als möglich davon, wenn ich nicht versichert bin, vernünftige Virtuosen da zu finden, die mit ihrer Geschicklichkeit auch **Kenntnisse** und **Geschmack** verbinden; oder wenn ich nicht gehe, um einen neuen

Vir-

Virtuosen zu hören. Hat er seine Kunst aber blos in den Fingern, so höre ich auch ihn nur einmal gerne: denn durch Schwierigkeiten erregt man nur Verwunderung, und diese verlangt Neuheit.

Wenn ich Ihnen in meinen Briefen zu weitläuftig gewesen bin: so muß ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich nicht Zeit genug hatte, um kürzer zu seyn.

Briefe

eines

aufmerksamen Reisenden

die Musik

betreffend.

An

seine Freunde geschrieben

von

Johann Friederich Reichardt.

Zweyter Theil.

Frankfurt und Breslau,

1776.

51 R

Vorbericht.

Man hat irgendwo *) in der Beurtheilung des ersten Theils dieser Briefe gesagt: Sie sollten eine Nachlese seyn von Burney's

*) An eben diesem Orte hat man auch meine Worte über einige Verse des liebenswürdigsten Dichters und Mannes, des Herrn Weiße, in der Beurtheilung der kleinen Schrift: Ueber die comische Oper, höchst ungerechter Weise verdreht, und mir dadurch den ganzen Wisch verhaßt gemacht. Ich sage von dem Liede aus der Jagd:

„Beym

musikalischen Reisen. **) Wo hab' ich sie dafür ausgegeben? Es sind freundschaftliche Briefe über die Musik. Wer wird sich einfallen lassen, in diesen alle die historischen Nachrichten zu finden, — Kleinigkeiten sowohl als wichtige Dinge — die in dem Tagebuch eines Mannes, der blos der Musik und des Drucks wegen reiset, und

„Beym schönsten Sonnenschein —„ die Poesie wäre nicht musikalisch, und der Recensent verdreht das, und sagt: Es wäre wäßrigte Prose. Wer nur die allergeringste Kenntniß von der musikalischen Poesie hat, der weiß, daß ein Vers vom besten Gedanken und höchsten Wohllaut doch noch für unsre Musik ein unmusikalischer Vers seyn kann.

**) Ueberdem bin ich an den mehresten Orten Deutschlands ehe gewesen, als Burney.

und gleich im Anfange allen Eifer, das Mangelhafte zu ersetzen, verspricht, freylich nothwendig stehen sollten. Ich bemühe mich aber, bey allen andern Merkwürdigkeiten jedes Landes und jedes Orts auch die **Merkwürdigkeiten der Musik** kennen zu lernen, und diese theile ich meinen Freunden, und jetzt auch dem Publiko, mit. Gleich im ersten Theile habe ichs ausdrücklich gesagt, daß ich den historischen Theil dieser Briefe hauptsächlich nur als eine Gelegenheit betrachte, über musikalische Gegenstände meine eigene Meynung zu sagen.

Ich habe dieses ebenfalls in diesem Theile gethan, habe verschiedenes davon hinge-

schrieben, was ich über die darinnen vorkommenden Künstler und ihrer Werke gedacht, jedoch weit mehr noch dem musikalischen, sage musikalischen Leser zum eigenen Nachdenken und zur Untersuchung übrig gelassen. Wer hiezu aber nicht fähig ist, der beurtheile mich nicht.

Der Verfasser.

Erster

Erſter Brief.

An den Herrn Kr. B. in M.

Hamburg.

Wie froh man ſeinen Weg beſchleuniget, wenn am Ziele deſſelben einlängſt gewünſchtes Glück den Eilenden erwartet!

Du weißt es, mein Beſter, wie lange ſchon und wie ſehr ich es wünſchte, wie ich für Begierde brannte, den groſſen Bach ganz kennen zu lernen. Ich habe nun das Glück gehabt, und eile, Dir ſo viel davon mitzutheilen, als mir die Schwäche meiner Feder vergönnet. Erwarte aber keine Ordnung in dieſem Briefe, ſondern laſſe Dir vielmehr den überſtrömenden Fluß meines äuſſerſt erfüllten Herzens gefallen.

Herr Capellmeister Bach *) beehret mich mit der allerfreundschaftlichsten Aufnahme, und läßt es nicht dabey bewenden, daß er mir, so oft ich zu ihm komme, — wie oft dieses geschieht, kannst Du aus meiner bekannten Zudringlichkeit zu grossen Männern schliessen — mit unermüdeter Gefälligkeit alle Arten von Sachen seiner Arbeit und von verschiedenen Zeiten seines Alters selbst vorspielet — wodurch er mir denn auf die allerglücklichste Weise Gelegenheit giebt, ihn ganz zu studieren. —

Auch ausser dieser Glückseligkeit, die schon weit über mein Bitten und Begehren geht, hilft er mir hier meinen Aufenthalt so angenehm, als möglich, machen, und dieses durch die beste Aufnahme in seinem Hause, und

*) Wer von den Lebensumständen und von den öffentlich bekannt gewordenen Stücken dieses grossen Meisters genau unterrichtet seyn will, der findet von beyden eine umständliche Nachricht in dem 3ten Bande von Burney's musikal. Reisen, S. 199. die H. Bach selbst dem H. Uebersetzer gegeben.

und durch die angenehmsten Spaßierwege nach den schönsten Gegenden dieser Stadt. *)

Siehe, Freund, so sehr ich mich auch sonst in meinen Briefen für dergleichen Erzählungen hüte, so konnte ich diesesmal doch ohnmöglich dem Triebe zu jener Prahlerey widerstehen.

Glaube nicht, daß ich es aus Uebereilung gethan: ich habe es vorher überlegt;

*) Ganz besonders schön und mannigfaltig sind die Gegenden um diese grosse Handelsstadt. Die Elbe und die Alster, die Hagedorn mit so warmen Gefühle besungen, und denen sein Freund Ebert noch oft mit Entzücken zujauchzet, diese machen hier durch ihre weiten und segelreichen Fluthen, und durch die reizendesten Ufer die allerschönsten Aussichten. Eine grosse Schönheit der Alster, die sie vielleicht vor allen andern Flüssen voraus hat, ist diese, daß sie in der Stadt ein Baßin bildet, welches von beyden Seiten mit Alleen besetzt ist, die zu einem sehr angenehmen Spatzierwege dienen. Auch ist dieser Wasserbehälter mit kleinen anmuthigen Fahrzeugen besetzt, die einen in sehr kurzer Zeit nach den anmuthigsten Gegenden führen, die man hier nie weit zu suchen hat.

und da ich es für eine wahre Ehre für mich halte, die Freundschaft des größten Mannes unter uns zu besitzen, so versichere ich mir nicht nur Deiner Antheilnehmung, sondern ich hoffe sogar von Seiten meiner Kunst dadurch in Deinen Augen gewonnen zu haben. Was sagst Du dazu?

Ich habe diesen grossen Mann in seiner Kunst schon von sehr verschiedenen Seiten kennen gelernet, und lerne ihn täglich genauer kennen. Oft sind es Erscheinungen, die mir an ihm ganz unerwartet kommen.

So oft ich zu H. B. komme, spielt er mir drey, vier und auch mehr Sonaten von verschiedenen Zeiten seines Alters vor. In jeder erkennt man seinen Geist — der größte Beweis, daß seine Originalität nicht Affectation ist — aber auch zugleich seine grosse Mannigfaltigkeit und seinen unerschöpflichen Reichthum. Jede Sonate hat etwas besonders, wodurch sie sich von allen andern deutlich unterscheidet. Ohnmöglich wäre es mir, zu sagen, „die beyden Sonaten gehören zusammen, das ist ein Paar;„ eben so wenig könnte ich sagen, daß eine die vortreflichste wäre; es müßte sich denn mein Stolz mit

ein-

einmengen, den Herr Bach durch eine Clavier-Sonate, die ich von ihm in seiner Handschrift für mich allein erhielt, mehr geschmeichelt, mehr erhoben hat, als alle Geschenke der Grossen, und aller Sonnenschein des Glücks es zu thun vermag.

Es ist dieses wirklich eines der alleroriginellesten Stücke, die ich jemals gehört habe: und jeder, jeder, dem ich sie vorspiele, bricht, wie verabredet, in die Worte aus: So etwas hörte ich nie!

Doch, mein Bester, ich will Dich nicht gar zu begierig darnach machen: denn schicken kann ich sie Dir eben so wenig, als ich sie Dir jetzt vorspielen kann. *) Niemals wird

*) Es verdrießt mich jederzeit, wenn ich sehe, daß Leute, neidisch gegen andere, Werke der Kunst mit der größten Sorgfalt für sich allein, für ihren einzelnen Gebrauch zu behalten suchen, und dadurch das Vergnügen der übrigen, und die Verbreitung des Ruhms jenes Künstlers, der sie verfertigte, verhindern. Schrieb der Mann das Stück für den Menschen allein, dem es durch einen Zufall in die Hände fiel? Was hat dieser für ein Recht, die Bekanntwerdung der Werke der Kunst zu verhüten? Was für ein

wird die Sonate aus meinen Händen kommen, ich müßte denn meine Brieftasche verlieren,

ein Recht, den andern Liebhabern der Kunst das Vergnügen zu entziehen, wozu sie doch ein gleiches Recht haben, als er? —

Mit meiner Sonate ist das aber ein ganz anderer Fall. Der Verfasser gab sie mir als ein Geschenk, dessen ich mich allein zu berühmen haben sollte; er bedarf auch nicht, daß sein Ruhm durch diese Sonate mehr verbreitet werde: — wäre es die erste schöne Frucht eines Genies, ich würde es dennoch in alle Welt versenden, um es bekannt zu machen — den Liebhabern entziehe ich auch nichts dadurch, weil an sie gar nicht dabey gedacht wurde, weil sie ohnedies niemals dazu gelangt wären.

Meine Entschuldigung ist etwas weitläuftig geworden: mein Eifer war schuld daran. Es ist mir von gar zu grosser Wichtigkeit, den Verdacht des Neides und der Mißgunst von mir abzulehnen, von dem ich doch wahrhaftig ganz frey bin. Zum Beweise diene die Antwort, die ich gestern noch einem Manne gab, der mich um ein fast noch ganz unbekanntes Stück bat: ich wollte es ihm geben, allein, indem er darnach grif, versicherte er mich, es sollte es gewiß niemand aus seinen Händen bekommen; denn sollen Sie's auch nicht aus den meinigen haben, sagte ich ihm, und behielt mein Stück.

lieren, die ich aber jetzt, seitdem jene drinnen liegt, weit sorgfältiger hüte als sonst.

Gestern lernte ich den grossen Mann wieder von einer ganz neuen Seite kennen. Er spielte mir eine Kirchenmusik von seiner Arbeit vor, und ließ es sich gefallen, daß ich sie sang. Die Poesie dazu war von dem verstorbenen D. Schiebler, *) und hieß: **Die Israeliten in der Wüste.**

Es

*) Wir haben an diesem braven Mann gewiß einen vortreflichen musikalischen Dichter verloren, und wenn er es auch noch nicht ganz war, so konnten wir es uns doch sicher von ihm versprechen, wenn ihn uns der alles hinraffende Tod nicht sodald entrissen hätte.

Es ist nicht genuggesagt, daß er bisher unter den Deutschen gewiß einer der besten musikalischen Dichter war; — ich meyne hier den Dichter, dessen Poesie zu unsrer Musik bequem ist, nicht den, dessen Verse Musik oder Harmonie und Wohlklang haben, welches himmelweit von einander unterschieden ist — er hat auch einige Stücke gemacht, die eines Metastasio würdig sind: besonders gilt dieses von einzelnen Arien und Stellen. Er ist auch diesem grossen Dichter nicht unbekannt, sondern hat sich durch einige italiänische Poesien, die viel Kennt-

Es ist dieses ein solches Meisterstück des Herrn Capellm. Bachs, welches alle Einwürfe, die bisher seinen boshaften oder unwissenden Neidern noch übrig blieben, völlig zu Boden schlägt: denn es herrscht ein solcher fliessender, angenehmer und natürlicher Gesang darinnen, wie ihn **Kayser** und **Graun** nur jemals gehabt haben.

Ich erstaunte selbst darüber, wie sich dieser grosse Mann so sehr von seiner gewöhnlichen Höhe — die ihm so natürlich ist, wie dem Adler der Flug nahe bey der Sonne — hatte herablassen, und einen leichten uns armen Erdensöhnen so faßlichen Gesang singen können.

Und wie passend, wie ganz erschöpft jeder Ausdruck war, wie stark, wie gewaltig das Geschrey des verzweifelnden Volks, wie originell der Ausdruck seines Spottes und Hohnes gegen Gott und ihren Führer, wie majestätisch die Sprache Mosis gegen das Volk, und wie flehentlich, wie tief in den Staub gebeugt demüthig, sein Gebet zu Gott, wie hinreissend frölich die Freude des erretteten Volkes,

Kenntniß der Sprache verrathen, seine Freundschaft und Achtung erworben.

Volkes, wie lieblich und angenehm überhaupt die ganze letzte Scene gegen die erstern grauenvollen erbärmlichen Scenen absticht, das kann ich Dir gar nicht ausdrücken, dazu giebt es gar keine andere Zeichen, als Bachs eigene Töne. Ich freue mich sehr, daß er dieses Meisterstück öffentlich bekannt machen wird.

Ich habe Dir noch nichts von den vortreflichen **Phantasien** dieses Meisters gesagt. Seine ganze Seele ist dabey in Arbeit, welches die völlige Ruhe, und fast sollte man sagen, Leblosigkeit seines Körpers sattsam anzeiget. Denn die Stellung und Geberde, die er annimmt, indem er anfängt, behält er bey stundenlangen Phantasien unbeweglich bey.

Hier zeigt er erst recht deutlich die grosse Kenntniß der Harmonie, und den unermeßlichen Reichthum an seltnen und ungewöhnlichen Wendungen, die ihn zum größten Originalgenie bestimmen.

Auch zeigte er mir einmal seine grosse Mannigfaltigkeit an Gedanken in Veränderungen über das allerliebste, naive letzte

Stück

Stück *) aus der dritten Sonate seiner 6 Sonaten mit veränderten Reprisen. Ich glaube, daß es mehr als dreyßig Veränderungen waren, die er mir darüber vorspielte.

Vor einigen Tagen ließ er mir auch eine vortrefliche Composition auf **Gerstenbergs Grazien** hören, die er eben denselben Tag in Musik gesetzt hatte. Bey der besten und stärksten Harmonie war doch der Gesang den allerliebsten, reizenden Versen völlig angemessen. Welche Seltenheit!

Von der Spielart dieses Meisters darf ich Dich eben nicht unterrichten, Du kennst sie hinlänglich aus seinem vortreflichen Werke: **Die wahre Art, das Clavier zu spielen.** Aber wie viel er auf seinem eigenen Claviere vermag, das wird Dich nicht in geringe Verwunderung setzen.

H. B. spielt Dir nicht nur ein recht langsames, sangbares Adagio mit dem allerrührendesten Ausdrucke, zur Beschämung vieler Instrumentalisten, die auf ihrem Instrumente mit weit weniger Mühe der Singstimme nahe kommen könnten; er hält Dir auch in diesem

*) Es ist überschrieben Allegro moderato ma Innocentemente.

diesem langsamen Satze eine sechsachtellange Note mit allen verschiedenen Graden der Stärke und Schwäche aus, und das sowohl im Baß als Discant.

Dieses ist aber auch wohl nur allein auf seinem sehr schönen Silbermannischen Claviere möglich, für welches er sich auch besonders einige Sonaten geschrieben, in welchen das lange Aushalten eines Tones nur vorkömmt.

Eben so ist es mit der ausserordentlichen Stärke beschaffen, die H. B. zuweilen einer Stelle giebt: es ist das höchste fortissime: ein anderes Clavier würde in Stücken darüber gehen; und eben so mit dem allerfeinsten pianissime, welches ein anderes Clavier gar nicht anspricht.

Ewig schade, daß wir so wenige solcher vortreflichen Instrumente haben, und daß unsre jetzt lebenden Orgelbauer und Instrumentenmacher *) die Kunst jenes geschickten Mannes

*) Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, des Herrn Friederice in Gebra und des Herrn Straube in Berlin zu gedenken, die sich beyde grosse Mühe geben,

Mannes nicht zu erreichen im Stande sind. Alle neuerfundene Claviere mit 6 und 12 verschiedenen Zügen sind Flickwerke und Kinderspiele gegen ein Silbermannisches Clavier.

Wie vielen Dank sind wir diesem treflichen Manne nicht schuldig. Würden wir — ich meyne uns wenige, die das Glück gehabt haben, Bachen selbst zu hören — würden wir wohl ohne ihn, ohne sein Instrument die ganze Gewalt jenes grossen Meisters, und die grosse Schönheit und Vortreflichkeit des Claviers überhaupt haben kennen — lernen können?

Ruhe

ihre Claviere immer vollkommener zu machen. Besonders gewinnet der letzte durch die Hülfe des Herrn Kirnbergers, der ihn mit seinen theoretischen Kenntnissen des Instrumentenbaues unterstützt, und es also nicht auf blosse Versuche ankommen läßt, wie die mehresten andern Orgelbauer thun. Wie sehr wäre es nicht zu wünschen, daß dieser scharfsinnige Mann auf Mittel fiele, das Clavier stärker zu machen, um es auch zu vollstimmigen Musiken zu gebrauchen, oder wenigstens dem Solospieler dadurch die Begleitung zu verschaffen, wider die er nichts mehr einzuwenden haben würde.

Ruhe dafür ſanft, du guter Mann, und zur Belohnung deiner Kunſt ſey dir vergönnt, die göttlichen Harmonien unſers Bachs auch über uns erhoben noch zu vernehmen!

Ehe ich dieſen Brief ſchlieſſe, will ich doch einen kleinen Vergleich verſuchen, zwiſchen der Bachiſchen Art, das Clavier zu ſpielen, und der andern, die man gemeiniglich die italiäniſche Spielart zu nennen pflegt.

Sehr viele begehen den Fehler, daß ſie die Spielart der Italiäner, denen auch noch zur Zeit der gröſte Theil der Deutſchen folget, immer der Bachiſchen entgegen ſetzen, und dieſe nicht anders zu erheben wiſſen, als wenn ſie jene verachten. Sie thun unrecht: Beſſer wär's, ſie öfneten den blinden Nachahmern unter uns die Augen, und zeigten ihnen die wahren Verhältniſſe. Wer denn nicht blind geboren iſt, der wird gewiß die unendlichen Vorzüge der Bachiſchen Spielart ſehr leicht erkennen, ohne auf jene zu ſchelten.

Die Italiäner haben nie das Clavier bey ſich im Gebrauch gehabt, ſondern bedienen ſich allein des Flügels: ihre Spielart muß alſo nur in Beziehung auf den Flügel betrachtet

trachtet werden, und da, dünkt mich, kann sie nicht anders seyn. Ja, aber Bachs Concerte für den Flügel sind doch — — — Nur Geduld, Freund! wir wollen uns nicht vergreifen.

Bachs Spielart konnte ohne Clavier gar nicht erfunden werden, und er hat sie auch nur fürs Clavier erfunden: derjenige aber, der diese einmal inne hat, der spielt auch ganz anders den Flügel, als jener, der nie ein Clavier berühret; und für den können hernach auch Flügelsachen geschrieben werden, die unter den Händen des blossen Flügelspielers matt, oft unverständlich und unzusammenhängend werden.

Für diese also, die nicht auf dem Claviere gelernt haben, Töne zu verbinden, es sey durch Fingersetzung oder Verzierungen, für die müssen nur geschwinde Noten, gebrochene Akkorde — mit einem Worte, die Stücke, die sich für diese schicken sollen, können nur den Endzweck haben, durch Fertigkeit Verwunderung zu erregen. Und das ist, dünkt mich, der Charakter aller der Stücke, *) die

*) Was die Harmonie dieser Stücke anbelangt, so gehört das mit in den grossen Artikel

die nicht im Bachiſchen Style nach Bachiſcher Spielart geſchrieben ſind.

Seele, Ausdruck, Rührung, das hat Bach erſt dem Claviere gegeben, und der Flügel konnte davon nicht anders den kleinſten Grad erhalten, als durch die Hand deſſen, der das Clavier zu beſeelen wußte.

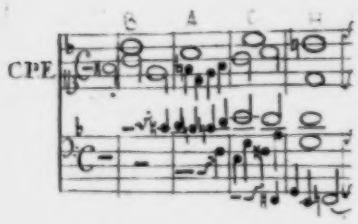
Es iſt nur fehlerhaft, daß der gröſßte Theil der Componiſten unter uns noch immer jener Spielart gemäß ſchreiben, da ſie die beſſere Art Bachens kennen.

Ja, ſagen ſie, **Bachens Spielart iſt doch hauptſächlich nur unter den Deutſchen bekannt, und leider noch nicht einmal unter dieſen allgemein beliebt, und wir wollen's doch gerne, daß unſre Arbeiten auch weiter bekannt werden und gefallen.** Nun ſo ſchreibet immer einige von der Art, und unterſcheidet ſie nur durch irgend einen Namen, nennt ſie z. B. Stücke fürs Frauenzimmer (per le Donne, per le Dame) unſre Schönen machen ja in allen Stücken gerne

tikel des noch gröſſern Buchs, betitelt: Modemuſik des achtzehnten Jahrhunderts.

ausländiſche Moden mit, wird ihnen alſo auch dieſes nicht mißfallen. — — —

Ich kann dieſen Brief nicht beſſer beſchlieſſen, als wenn ich Dir hier ein kleines muſikaliſches Räthſel über den muſikaliſchen Namen Bach herſchreibe. Herr Bach beſchenkte mich geſtern mit einem Exemplar ſeiner erhabenen, geiſtvollen Pſalmen, unten hatte er mir die ſchmeichelhafteſte Verſicherung ſeiner Freundſchaft hingeſchrieben, und dieſe auf folgende muſikaliſche und kunſtvolle Art unterzeichnet:



Hamburg, den 12ten Julius, 1774.

Zwey-

Zweyter Brief.

An Herrn A. L**l in G.

Hamburg.

Herzensfreund!

Ruhiger als in B** wärſt Du geſtern aus dem hieſigen Ackermanniſchen Theater gegangen, wenn Du auch hier mir zur Seite geweſen. Weder eine meiſterhafte St** noch eine ſchöne H** hätte Dich in Entzücken geſetzt. Es war wirklich alles ſo mittelmäßig, daß weder etwas recht gut noch recht ſchlecht genannt werden kann: ich müßte denn den Geſang der älteſten Madem. A** loben, die wirklich die beſte Sängerinn iſt, die ich noch auf deutſchen Theatern gehört habe.

Man führte Liſuart und Dariolette auf. Ueber das Stück und die Muſik deſſelben habe ich ſo manches nachgedacht, und das will ich Dir doch mittheilen.

Es scheint mir der beste und schicklichste Steff zu seyn, der in unsern Operetten noch behandelt worden. Von unsern ehrlichen Landleuten und Landedelleuten und Stadtleuten und Hofleuten und dergleichen sind wir's gar zu sehr gewohnt, daß sie ihre Meynung redend und nicht singend sagen, als daß es uns nicht höchst widersinnig und abgeschmackt vorkommen sollte, wenn wir die guten Leute da trillern hören, wo wir an ihrer Stelle reden würden.

Alles, was wir den guten Leuten vernünftiger Weise verstatten könnten, und was wir denn noch so in unsrer eigenen Empfindung gegründet finden möchten, ist, daß sie dann, wenn der Affect so hoch gestiegen, daß die Sprache zum Ausdrucke derselben nicht mehr hinlänglich ist, daß sie dann ihre Zuflucht zum Gesange nähmen. Wie paßt denn aber unser Gesang zu — — — je nun — — —

Dieses zu einem solchen Grade Steigen des Affects — es sey der Affect der Freude oder Traurigkeit — dieses findet man aber in unsern Operetten höchstens an drey, vier ver-

verſchiedenen Stellen, und dennoch wird eine ge hundertmal darinnen geſungen.

Man könnte zu jener Einſchränkung noch den Ton der Erzählung hinzufügen, um eine Erzählung ſtärker und lebhafter vorzutragen. Jede Erzählung würde indeſſen doch nicht geſungen werden müſſen.

Es iſt noch ein Ausweg da, wenn nemlich alles in der Operette geſungen wird, wie in dem Italiäniſchen: alsdann kann man ſich wenigſtens vorſtellen, daß die Leute des Dorfs oder der Stadt ganz beſondere, vielleicht bezauberte Leute wären, deren natürliche Sprache das ſey. So wie man im Preußiſchen Litthauen ein Dorf hat, von dem die allgemeine Sage behauptet, daß alle Einwohner des Dorfs hexen können. Freylich gehört zu beyden ein etwas ſehr ſtarker Glaube.

So aber ſprechen die Leute von Wind und Wetter, und gleich darauf ſingen ſie wieder von Wind und Wetter. Mich wunderts, daß, ſeitdem unſere Operetten bey uns im Schwange ſind, es noch nicht aufgekommen iſt, ſich beym Eintritte in eine Geſellſchaft

singend einen guten Abend zu bieten, und sich singend zu fragen, was für Wetter sey? —

Mit den Herren Rittern und ihren Stallmeistern, den lieben Feen und ihren dienstbaren Geistern verhält sich das Ding ganz anders.

Keiner von uns hat wohl jemals mit Rittern von der runden Tafel ganz genauen Umgang gepflogen, keiner als Stallmeister bey einem solchen Ritter in Diensten gestanden; der Herr Ritter muß es also am besten wissen, wie oft es sich geziemet, daß er singe; und da dieser sonst in allen Stücken mit seinem Stallmeister so ziemlich gut zufrieden zu seyn scheint, so sind wir denn auch geneigt, zu glauben, der Stallmeister werde auch in Ansehung des Singens seinen Respect nicht aus den Augen lassen. Daß er da einmal mit einer Romanze so etwas zur Unzeit hinein plumpt, das war denn dafür auch eine Romanze, die der Teufel selbst würde gesungen haben, wenn er sie uns hätte erzählen sollen.

Mit den Feen u. d. gl. nicht anders: Denn wenn auch eine gute Frau unsrer Zeit mit einem freundlichen Sylphen eine Zeitlang

lang Umgang hat, so kommt's zuletzt doch heraus, daß es der Liebhaber — oder wenn's ein ehrliches Ende nehmen soll — der Ehemann ist.

Das Singen würde auf die Art die unterscheidende Sprache aller derer für uns sonderbaren und wunderbaren Geschöpfe seyn. Da wär's nun aber freylich wieder besser, wenn alles gesungen würde. **Wer soll's Stück aber dann vorstellen? — St! St! —**

Von dieser Seite aber betrachtet bleibt dem Stücke noch ein wichtiger Einwurf. Wenn der Gesang hier die unterscheidende Sprache des Ritters, seines Stallmeisters, der Fee und ihrer dienstbaren Geister seyn soll, warum singt denn auch die Königinn und die Prinzeßinnen? **„O! laßt die immer singen, die sind dem Volke eben so sonderbare und wunderbare Geschöpfe, wie Ritter und Hexen.** Ey, zum T** Herr! das mag wohl für die Gallerie *) gelten, aber von uns bessern Leuten werden

*) Gallerie, als die Benennung des niedrigsten Platzes im Schauspielhause.

werden Sie doch wohl nicht glauben, daß wir die hohen Herren und Frauen für etwas mehr als Menschen ansehen sollten? und daß wir uns von der Seite der Menschheit betrachtet für etwas weniger halten sollten, als sie sind? —

Die blos menschlichen Geschöpfe müßten denn also in solcher Gesellschaft nicht mitsingen. Ueberhaupt möchte ich gerne den Operettendichtern — wenigstens für den seligen Beschluß dieses Jahrhunderts — den Rath geben, nur wenige Personen in ihren Stücken singen zu lassen: denn selten trift man doch noch zur Zeit mehr als zwey leidliche Sänger auf unsern Theatern. Und denn ist es auch wirklich natürlicher und schicklicher, daß die Hauptpersonen nur singen; denn die Nebenpersonen sind ja selten und vielleicht niemals in dem hohen Affect, daß sie nicht an der Sprache genug hätten, sich auszudrükken! Doch, das war ja auch erst ein Vorschlag.

Nun zur Composition dieser Oper.

Im Ganzen ist in dieser Oper von allen andern Hillerischen das wenigste Eigene, die Arien des Stallmeisters jedoch ausgenommen.

men. Vielleicht war das Schuld daran, weil die übrigen Hauptcharaktere dieſer Oper nicht ſo ganz in Hillers eigenen Charakter ſtimmten, als die Hauptperſonen ſeiner übrigen Operetten; vielleicht auch, daß Hiller noch zu voll von ſeinem Haſſe war, den er am fleißigſten ſtudirte.

Die Arien des Ritters und der Königinn nähern ſich der groſſen Oper, und zwar mit Rechte. Gleich die erſte Arie der Königinn bietet ſich mir unwiderſtehlich zur Zergliederung dar; und es kann faſt nichts vorkommen, was die genaueſte Auseinanderſezzung mehr verdiente.

Zuerſt muß ich doch aber eine beſonders hervorſtechende Nachläßigkeit in der Deklamation des erſten Chores bemerken. Und dieſes zwar zur Ehre des Herrn Hillers, in deſſen ſpätern Arbeiten man eine ähnliche Nachläſſigkeit vergeblich aufſuchen würde, und zur Warnung ſeiner jungen Nachfolger, in deren Arbeiten man ſie ohne Zahl antrift.

Es betrift hier die Verſtellung und Verzerrung der Worte:

Vater von Entzücken,
Sey gegrüßt, o May!

Wo H. H. die ersteren Worte siebenmal wiederholet, ehe das Hauptwort, von dem eigentlich die Rede ist, o May! gehöret wird, und wodurch der Vers also undeutlich und fast unverständlich wird.

Noch deutlicher und gröſſer ist dieser Fehler in dem einzelnen Gesange der zweyten Dame, in den Worten:

Von des Winters Trauer,
Von der Tyranney
Seiner Herrschaft frey.

Die Länge dieses Perioden kann schon am Verse als musikalischer Vers getadelt werden, da besonders der Anfang nicht eher verständlich ist, als bis man das letzte Wort gehört. Es war also des Componisten Pflicht, so viel als möglich zum Ende zu eilen. Hier aber wird die erste Zeile wiederholt, die zweyte und dritte Zeile bis ans letzte Wort wiederholt, und denn hört man erst, was: versteht man's aber denn auch noch?

Nun an die Meister-Arie:

Gieb grausames Geschick
Die Tochter mir zurück,
Die Freude meines Lebens!

Nicht

Nicht heftige, aufwallende Klage hört man hier: der ganze Charakter des Stücks ist der tiefe Schmerz einer zärtlichen, äuſſerſt betrübten Mutter, der in der Seele lange ſchon genährte Gram. Es iſt dieſer Grad des Schmerzes gleich im Thema ganz vortreflich durch die Anſtrengung ausgedrückt, mit der der Geſang im Anfange in die Höhe ſteigt, und ſogleich wieder hinunter in die Tiefe fällt.

Auch wird der Geſang des Themates durch die Zuſammenziehung der beyden erſten Viertel des dritten Takts auf der Sylbe: Tochter, ſehr dringend.

Und nun, wie viel Feinheit und Bedeutung in dem Ausdrucke der Worte:

Die Freude meines Lebens!

Ich fühle darinn den Blick, den die Mutter in die vergangene Freude thut, aber noch mehr den jammervollen Blick in ihren gegenwärtigen Zuſtand, der Freude ihres Lebens beraubt.

Es giebt Leute, die hier den gröſten Beruf in den Verſen gefunden hätten, die Freude recht lebhaft, wohl gar mit italiäniſchen

Tolle-

Colleraturen auszudrücken, und sich wunder was auf den schönen Contrast eingebildet, den hier die Erinnerung der verlornen Freude mit dem übrigen Traurigen der Arie gemacht hätte. Die Schuld solcher Leute liegt blos daran, daß sie sich niemals recht lebhaft in die Situation, in die Empfindung der Personen, die sie singen lassen, versetzen, sie halten sich nur immer an den Worten: Sie vergessen, daß dieselbe Person, die das übrige Traurige der Arie singen soll, auch den lustigen Contrast zu singen bekommen wird.

Die Wiederholung der ersten beyden Zeilen wird nun hauptsächlich dadurch sehr ausdrucksvoll und dringend, daß der Gesang am Ende jeder Zeile in die Höhe steigt — es ist also nicht Anstrengung der singenden Person nöthig, als im ersten Ausdrucke dieser Worte, wo der Gesang an der Stelle herabfiel — daß die Stimmen mit nachdrucksvollen Noten den Gesang fortsetzen; und endlich, daß die zweyte Zeile mit demselben Gesange der ersten gesungen wird.

Die öftere Erinnerung an die verflossene Freude des Lebens mußte freylich den Gedanken etwas lebhafter machen, und er wird

es am Schluſſe des erſten Theils auch in der Muſik.

Aber eben dieſe oft wiederholte Erinnerung mußte auch den Schmerz über den Verluſt jener Freude erhöhen, und auch das iſt im zweyten Theile ausgedrückt.

Wie lange fleht zu dir,
Wie lange ſeufzt nach ihr
Mein traurig Herz vergebens.

Mit ſehr vielem Nachdrucke wiederholt hier H. H. die Worte: Wie lange, dreymal; da der Geſang bey jeder Wiederholung höher ſteigt, ſo hören wir bey jeder Wiederholung mehr, und der Ausdruck wird immer ſtärker.

Aber noch mehr, es liegt auch eine ganz beſonders feine Illuſion in der Wiederholung, und beſonders in dem Anwachſen der Stimmen. Wir thun gleichſam den Blick der Mutter in die Länge der traurig verfloſſenen Zeit mit zurück, und fühlen es mit, wie lange ihr traurig Herz ſchon vergebens fleht, vergebens ſeufzt.

Der Ausdruck wird endlich immer, bey jeder Wiederholung der Worte ſtärker, bis

er zuletzt durch die Imitation der Stimmen so stark wird, daß ich gar nicht wüßte, wie er noch mehr erhöht werden könnte, es ist also Zeit zum Schluß, wenn der Ausdruck nicht wieder ermatten soll, und der Componist schließt, oder vielmehr die Königin schließt ganz matt und entkräftet durch die lange, starke Klage.

Es ist aber sehr natürlich, daß die Erwägung ihres traurigen Schicksals, die Bitte, die Forderung aus grausame Schicksal folgt, und daß sie dringender und stärker als erst geschieht; und sie folgt hier, und folgt dringender und stärker als erst.

Der Componist ergreift wieder das Thema, und macht den Gesang dadurch hauptsächlich noch ausdrucksvoller, daß er den treflichen Gesang des fünften und sechsten Tackts um einen Ton höher wiederholt, dadurch wieder in den Hauptton des Stücks kommt, zum Schlusse eilt, und nun den Ausdruck der Worte durch eine Imitation der Stimmen bey dem dringendsten Gesange so hoch treibt, als er im ganzen Stücke noch nicht war, und als er hier nur kommen konnte.

Das

Das schnell auf einander folgende forte und piano beym Anfange der ersten Arie des Dervins erregt hier meine Aufmerksamkeit, und ich finde, daß so wenig jenes auch sonst zu vertheidigen ist, es hier zum comischen Ausdruck sehr viel beyträgt. Es verhält sich damit fast so, wie mit einem besondern Gange des Stallmeisters, wenn er z. B. die Gewohnheit hätte, auf den rechten Fuß stärker zu treten, als auf den linken, oder mit dem rechten Absatz anzuschlagen — Bey jedem andern würden wir dieses tadeln, beym Stallmeister des Ritters von der runden Tafel aber würde's uns gefallen, wir würden darüber lachen, und es vielleicht mit zu seinem Amte rechnen.

Ueberhaupt ist diese Arie sehr comisch, und vollkommen seinem Charakter angemessen.

Das Duetto der Madasine und des Dervin führt mich auf die Betrachtung, daß wir in der Form unserer Duetten viel zu einförmig sind, und daß wir darinnen die Charakteristik der Personen die mehreste Zeit verfehlen.

Ich lasse's sehr gerne gelten, daß es für zwey Personen, z. B. für zwey Liebende von

gleichem Charakter, von gleicher Leidenschaft angetrieben, schicklich ist, denselben Gesang einander nach zu singen, und denn zum Schlusse fein einstimmig in Terzen und Sechsten gemeinschaftlich die Luft zu durchschneiden.

Allein wenn der König und der Bauer, die Hofdame und des Ritters Stallmeister zusammen singen, und während des Duetts einer des andern Charakter annimmt, und beyde ein Lied singen, denn kommt mir das eben so lächerlich vor, als wenn die ganze Welt auf Sancho Panßa's Grauschimmel reiten wollte. —

Daß in der ersten Arie des zweyten Akts Dervins Charakter verfehlt ist, und sie viel zu stark und an einigen Stellen zu erhaben für ihn ist, kann man am deutlichsten erkennen, wenn man die folgende gleich darauf spielt, die völlig in seinem Charakter ist. Kurze Rythmen, kleine lustige Zwischenspiele, Schluß, alles ist da seinem Charakter angemessen. Dieses letzte gilt auch von allen übrigen Gesängen des Dervins.

Von der ersten Arie des Ritters kann ich nicht unterlassen, zu sagen, daß sie in meinen

Augen

Augen eben so voll göttlich hoher Reitze ist, als es das Bild der schönen Prinzeßin nur immer in den Augen des Ritters seyn mag.

Ueberhaupt sind alle Arien des Ritters eines edlen Feuers voll, so wie die Arien der Alten oder Prinzeßin voll des edelsten und lieblichsten Gesanges sind, sie sind ganz im Geiste Grauns.

Wenn ich noch einige kleine Nachläßigkeiten bemerken sollte, so würde's die Versetzung oder Verzerrung des Textes betreffen. Zum Beyspiel die erste Arie des dritten Akts:

Das ganze weibliche Geschlechte —
O zürne nicht! verletzt mein Ausspruch dich,
Wünscht sich das erste unsrer Rechte,
Wünscht sehnsuchtsvoll die Oberherrschaft sich.

Der Vers ist an sich durch das ziemlich lange Einschiebsel:

O zürne nicht, verletzt mein Ausspruch dich —

schon nicht recht musikalisch, und der Componist sollte nun suchen, dieses durch Beschleunigung des Gesanges oder durch Herabstimmung der eingeschalteten Worte zu verbessern.

Man findet hier aber die erste Zeile zweymal wiederholt, darzwischen noch ein Zwischenspiel von vier Tacten, dann sogar die ersten Worte der zweyten Zeile:

O zürne nicht,

zweymal mit erhöhetem Gesange gesungen, und nach Vollendung der zweyten Zeile wieder ein Zwischenspiel von vier Tacten, und nun hören wir erst, was er sagen will.

Der Componist hat das zwar dadurch einigermassen zu verbessern gesucht, daß er nach dem Einschiebsel die erste Zeile wiederum wiederholt, und uns dadurch die beyden letzten noch verständlich werden. Allein wir hatten doch schon vorher drey und zwanzig Tacte hören müssen, deren Bedeutung wir gar nicht verstanden.

So ist auch in der Arie des Ritters:

Kleine Seelen (o der Schande!)
Lieben in dem Gegenstande
Ihrer Seufzer sich allein.

die letzte Zeile zu sehr von der zweyten getrennt, da doch der Verstand der zweyten Zeile in die letzte übergeht. Warum wiederholte

derholte hier der Componist statt der dreymaligen Wiederholung der letzten Zeile nicht lieber beyde Zeilen einmal? der Gesang konnte ja deshalb derselbe bleiben.

So kalt liessen mich die Schauspieler, mein Lieber, daß ich im Stande war, dergleichen Bemerkungen zu machen, die bey einer guten Aufführung gewiß von den vielen musikalischen Schönheiten des Stücks würen verdrungen worden. Lebe wohl! —

Dritter Brief.

An Herrn Sch** Kr** in K**.

Hamburg.

Werther Freund!

Weil ich Ihnen denn von den allhier lebenden Künſtlern nichts Merkwürdiges mehr zu ſagen weiß, was Sie nicht ſchon in den Briefen an B. und L. finden — denn auſſer Bachen iſt hier kein einziger Muſiker, der verdiente, bemerkt zu werden, ja die Ripieniſten ſind hier ſogar größtentheils ſchlecht, und die Sänger alle elend — *) ſo wollen wir ein paar Worte von verſtorbenen Männern ſchwatzen, die ehedem die Zierde Hamburgs waren.

An

*) An Liebhabern der Muſik (dilettanti) die nicht nur Geſchicklichkeit in der Ausübung, ſondern auch gründliche Kenntniß und Einſicht beſitzen, iſt Hamburg ſehr reich. Ich halte es aber nicht für ſchicklich, ſie hier zu nennen.

An Genie ſcheint mir Kayſer *) der vorzüglichſte zu ſeyn. Er ward hier gleich zu Anfange dieſes Jahrhunderts Operncomponiſt, und blieb es, eine kleine Zwiſchenzeit ausgenommen, bis ans Ende ſeines Lebens. Ich finde in ſeinen Arbeiten oft einen ſolchen natürlichen, flieſſenden, lieblichen und rührenden Geſang, der ſo ſchmelzend, ſo herzdurchdringend iſt, daß er einen gleich zu Thränen rührt.

Dieſes Sanfte und Rührende ſcheint auch der Hauptzug ſeines muſikaliſchen Charakters zu ſeyn. In ſtarken, erhabenen Ausdrücken findet man zwar hie und da Züge des Genies, die mehreſte Zeit aber ſchweift er aus, und fällt oft ins Lächerliche.

Die elende Poeſie, die er bearbeitete, die voller Bilder iſt, verleitete ihn oft — da ſein Geſchmack und ſein Gefühl nicht von Critik geleitet zu ſeyn ſcheint — zu unſchicklichen muſikaliſchen Mahlereyen, die eigentlich Pinſeleyen heiſſen, und die zu ſeiner Zeit ſehr im Schwange giengen.

Ich erſtaune, wenn ich ſeine Opern anſehe, für die groſſen Schwierigkeiten, die er

*) Er wurde geboren 1673. und ſtarb 1739.

für die Sänger geschrieben. Was müssen zu der Zeit nicht für Sänger in Hamburg gewesen seyn? Oder was müssen die Hamburger damals für Ohren gehabt haben? Es ist indessen doch kaum zu vermuthen, daß Kayser sollte für seine Sänger mehr geschrieben haben, als sie gut ausführen konnten.

Telemann, *) gewiß auch ein Mann von vielem Genie und von sehr gründlicher Kenntniß und Gelehrsamkeit in der Harmonie, war Kaysers Nachfolger als Operncomponist. Seine erstern Arbeiten sind von den letztern sehr verschieden, in diesen ist er ganz gefällig und leider oft jedem gefällig. Der überaus geschickte und einsichtsvolle Uebersetzer des Tagebuchs von Burney's musikalischen Reisen sagt im 3ten Bande, wo B. unter dem Titel Hamburg von Telemann spricht: Ein Vertheidiger der französischen Musik könnte über seine Veränderung im Styl,

*) Er ward geboren 1681. und starb 1767. Mattheson sagt in seinem vollkommenen Capellmeister S. 155. er sey ein Hauptsetzer, und empfiehlt ihn und den jungen Buonencini vor allen zum Muster.

Styl, da er ſich im Jahr 1738. lange in Paris aufgehalten, viel vortheilhaftes für die Franzoſen ſagen. Es iſt wahr, in ſo weit ſeine ſpätern Arbeiten angenehm und gefällig ſind. Wenn er aber von den Franzoſen lernte, ſich zu ſehr nach dem Geſchmacke der Nation oder der Leute, unter denen man lebt, zu bequemen, ſo weiß ich auch viel nachtheiliges über die Reiſe zu ſagen.

Er bequemte ſich wirklich oft nach Leuten vom übelſten Geſchmacke, daher man auch unter ſeinen vortreflichen Werken ſo viel mittelmäßige Arbeiten findet, und in dieſen die ungeheuren und läppiſchen Schildereyen.

Matheſon war, ohne aus der Muſik ſein Hauptgeſchäfte zu machen, ein Mann von tiefer Einſicht in dieſer Kunſt, und von ausgebreiteter Wiſſenſchaft. Seine Schriften haben ſehr viel zur Geſchichte der Muſik beygetragen, und ſein vollkommner Capellmeiſter iſt auch als Lehrbuch ein gründliches und nützliches Werk. Zwar findet man hier die Früchte ſammt ihren Hülſen, und würden dieſe abgenommen, und jede Frucht von der andern abgeſondert, und an ihren Ort geſtellt — denn ſie liegen hier durch einander,

her, wie sie von den Bäumen gefallen; so könnte es ein vortreffliches Werk seyn.

Selbst sein unermüdeter Fleiß, durch den die große Menge seiner Schriften entstand, ist schon ein Verdienst an ihm. Und was hat er nicht alles zusammengetragen und gesammelt. Als Componist kann ich nicht so recht von ihm urtheilen, denn ich kenne zu wenig Sachen von ihm, und wie leicht könnte mir nicht ein böses Schicksal just das allerunbedeutendste in die Hände geführet haben?

Auch war er ein grosser Clavierspieler, und er sagt selbst, daß er in seiner Jugend mit Hendeln gewetteifert, und daß dieser ihm selbst den Vorzug auf dem Clavier zugestanden, sich selbst aber den Vorzug in der Orgel vorbehalten. Denn zu der Zeit, da Mattheson noch bey seinem Vater war, hielte sich hier auch der grosse Hendel*) auf, und wurde

*) Er ward geboren 1684. und starb in London 1759. In Hamburg hielt er sich von seinem zwanzigsten bis obngefehr ins sechs und zwanzigste Jahr auf. Erst als Violinist im Orchester, dann als Claviersspieler und Opernscomponist.

de hier zuerst als Operncomponist bekannt. Er führte während seines Aufenthalts allhier die drey Opern: Almira, Nero und Florindo auf, und fand vielen Beyfall. Man findet in diesen Opern schon eine vortrefliche Harmonie, aber auch im Gesange noch sehr viel steifes und unbiegsames, welches nur durch Erfahrung und Uebung im Setzen erlangt wird.

Zu der Zeit, da diese Opern aufgeführt wurden, hielte sich in Hamburg der Prinz von Toscanien, Johann Gaston de Medicis, auf. Dieser suchte Hendeln zu bereden, mit ihm nach Italien zu gehen. Allein H. bestand auf seinen edlen Vorsatz, so lange als möglich unabhängig zu bleiben, und die Composition und die Musik überhaupt nach seinem eigenen Gefallen, nicht aber nach dem Geschmacke oder Eigensinn eines andern zu studieren und auszuüben.

Junge Künstler, laßt euch das ein Beyspiel edlen Eifers für die Kunst seyn, und folgt ihm. Ihr hättet statt jener comischen Stücke, die ihr jetzt spielet, vielleicht Geschmack an Bachischen Fugen gefunden, statt jenes Rondeau's hättet ihr vielleicht ein Bachisches

daiſches Adagio gemacht, wäret ihr eurem eigenen Triebe gefolget, und hättet nicht euer Genie dem Golde, Silber oder Kupfer fühlloſer und ſchmackloſer Fürſten feil geboten.

Im Jahr 1709. verließ Hendel dieſe Stadt, und gieng nach Italien. Die erſte Oper, die er in Venedig aufführte, war Agrippina.

Ehe ich dieſen Brief beſchlieſſe, muß ich Ihnen doch noch von einer ſehr guten muſikaliſchen Niederlage ſagen, die ich hier bey Herrn Weſtphal und Comp. gefunden. Dieſer Mann bemüht ſich aus Eifer für die Muſik, die beſten alten und neuen Sachen zu haben — von den neuen findet man faſt alles bey ihm — und giebt ſie um billige Preiſe. Er theilt Verzeichniſſe ſeiner Niederlage hier aus; und auch Auswärtige können ſie von ihm haben. Ich lege Ihnen eins hiebey, und Sie werden finden, daß es ſehr reichhaltig iſt.

Leben Sie wohl, und erwarten Sie bald einen Brief aus Braunſchweig von mir.

Vierter Brief.

An Herrn Sch** Kr** in K**.

Braunschweig.

Wertheſter Freund!

Ich finde aus dem ehemaligen glänzenden Zeitpunkte, den hier die Muſik hatte, noch einige merkwürdige Männer, von denen ich Ihnen hier etwas ſagen will. Sie ſind: Herr **Capellmeiſter Schwanenberger**, als Componiſt und Clavierſpieler, Herr **Peſch**, als Violiniſt, und Herr **Matern**, als Violoncelliſte.

Herr **Capellmeiſter Schwanberger**, der ſeinen achtjährigen Aufenthalt in Italien ſehr wohl genutzt, hat ungemein viel Angenehmes und Einnehmendes in ſeinen Opern. Er ſpielte mir ſeine letzte Arbeit vor: **Romeo und Julie**, welchem Sujet ein italiäniſcher Dichter in Berlin die Form der italiäniſchen Oper gegeben.

Ich

Ich muß sagen, daß mich verschiedene Arien sehr rührten, und daß ich auch verschiedene neue Wendungen bemerkte, die von dem gemeinen Trapp italiänischer Arien abgehen. — — — *)

Herr Pr. Ebert sagt in seinem Gedichte an Herrn Schmidt von jenem verdienstvollen Manne sehr schön, nachdem er von Hendel, Pergolesi, Graun, Hasse, mit vielem kühnen und schönen Feuer geredet:

Und wie soll' ich auch dich nicht hier
Nach jenen grossen Namen nennen,
Schwanberger! — wie? die Kunst, die mir
So oft das Herz entzückt, verkennen?
Zwar bist du jetzt noch Braunschweigs Zier.
Jedoch, wer könnte darum dir
Den Ruhm, der dir gebührt, mißgönnen?

Wer

*) Ich kann mich hier öffentlich nicht weiter über dieses schöne Werk auslassen; denn was hülfe dem Leser die Bemerkung einzelner Züge und Stellen, wenn er sie doch nicht nachsehen kann: und eigentlich hat man auch kein Recht, öffentlich über ein Werk zu urtheilen, was der Autor noch nicht öffentlich bekannt gemacht hat.

Wer iſt ſo ungerecht? — O nein!
Um unſer Lob ſich zu erwerben,
Braucht ein Genie nicht erſt zu ſterben,
Nicht weit von uns entfernt zu ſeyn.
Kann man Verdienſt nicht eher finden,
Als bey der Todtenfackel Schein?
Muß Fama ihre Stimm' ihm leihn,
Und erſt aus ihren tauſend Schlünden
Uns, wo es ſey, entgegen ſchreyn?

Ich habe mich durch die Schönheit und Wahrheit dieſer Verſe hinreiſſen laſſen, die ganze Stelle herzuſchreiben: wirds mir auch keiner übel nehmen?

H. C. Sch. hat wirklich das Glück und die Belohnung weniger Componiſten, ſehr bald bekannt und beliebt geworden zu ſeyn. Nur daß man ihn nicht überall, als einen ganz vollkommnen Clavierſpieler, kennt, das hat mich überaus gewundert.

Er ſpielt das Clavier mit einer ſolchen Leichtigkeit, Fertigkeit, Feinheit und Delicateſſe, daß er darinn kaum ſeines gleichen hat.

Seine Clavier-Sonaten, beſonders die zuletzt bekannt gewordnen, ſind von einer Annehmlichkeit und Lieblichkeit, die dabey doch edel iſt, daß ſie darinnen gar nicht übertroffen

fen werden können. Wer sie besitzt, *) der spiele die zweyte aus dem B, und sage, ob ihm je etwas mehr gefallen hat. Freylich möchte ich lieber sagen, wer sie hören will, der gehe zu dem braven Manne selbst hin, und dann wird er hören!

Herr Pesch ist ein sehr geschickter Violiniste. Er besitzt viel Fertigkeit und Sicherheit in der linken Hand, und viel Leichtigkeit und Geschwindigkeit in der rechten. Kurze schnelle Bogenstriche im Allegro sind daher seine Hauptstärke. Er ist auch Componist für sein Instrument, und man findet in seinen Arbeiten sehr angenehme Gedanken, und viel gute Violinfiguren für Hand und Bogen.

Herr Matern ist ein bejahrter Mann, dem jetzt die Lust zum Solospielen vergeht, er zieht aber an seinem Sohne einen geschickten Violoncellisten. Ehedem soll H. M. viel Annehmlichkeit und auch Fertigkeit auf seinem Instrumente besessen haben.

Auch

*) Wer sie nicht besitzt, der kann sie in Hamburg bey Herrn Westphal und Comp. bekommen, und ich rathe ihm, es nicht zu versäumen.

Auch habe ich hier den um die Muſik ſo verdienten Herrn Fleiſcher kennen gelernt. Als Clavierſpieler habe ich ſchon in dem erſten Theile dieſer Briefe von ihm geredet, ich will jetzt nur noch ein paar Worte als Singecomponiſt von ihm ſagen, und wähle dazu ſeine zuletzt bekannt gewordene Operette: das Orakel.

Ich finde in dieſem Werke guten, richtigen Satz, gefälligen Geſang und Ausdruck. Nur finde ich oft zu wenig Wahl der Gedanken; es ſind eine Menge der bekannteſten Gedanken drinnen, und die ſo oft wiederholt. Ueberhaupt iſt zu viel einerley in der Operette, die Arien ſehen ſich alle gar zu gleich.

Die Symphonie ſcheint mir gar nicht in den Charakter des Stücks zu paſſen. Ich denke, H. Fl. hat die Symphonie in Jugendjahren gemacht, hat ſie lieb behalten, wie alte Leute oft die erſte Frucht ihrer Lenden, ſey ſie auch unächt, im Alter noch lieb haben, und hat ſie hier angebracht: denn zum Stück ſcheint ſie gar nicht zu gehören.

Der Anfang der erſten Arie ſcheint in die Tacktart hineingezwungen zu ſeyn: denn

man weiß es erst beym dritten, vierten Tacte, in welchem Zeitmaasse das Stück gehet. Die Verzerrung von sieben Noten auf der ersten Sylbe des Worts wissen hätte H. Fl. wohl dem Sänger überlassen, und froh seyn können, wenn dieser sie nicht machte.

Uebrigens hat diese Arie sehr angenehmen Gesang und gute Harmonie.

Mit den Gedanken der Begleitung der zweyten Arie hat es wohl dieselbe Bewandniß, wie mit einigen Graunschen und Helmichschen in der Symphonie; noch dazu sind sie unbequem für die Violine, und wider die Hand.

Der Gesang oder vielmehr die Deklamation der Arie ist sehr gut, und den Worten angemessen. Am Ende des zweyten Theils hat H. Fl. dreymal vergessen, die Frage:

Sollt' unbezwinglich seyn?

auszudrücken. Auch scheint mir das darauf folgende lange Zwischenritournell unschicklich zu seyn.

Die folgende Arie:

Werd' ohne Kummer zur Maschine.

gefällt

gefällt mir vorzüglich. Nur wünschte ich die häufigen Transpositionen um einen Ton in die Höhe hinaus. Am Ende des zweyten Theils ist ein Fehler des Ausdrucks:

Der blöder ist, als Holz und Stein.

Wenn H. Fl. an diesem Verse etwas besonders ausdrücken wollte, so hatte er das Wort: blöder, auszudrücken, nicht das Holz und Stein, worauf er scheint sein Augenmerk gerichtet zu haben. Ich würde keines von beyden ausdrücken, sondern den Schluß nur dem Uebrigen der Arie gemäß machen.

Die darauf folgende Arie der Lucinde:

Was muß doch aus den Vögeln singen?

ist ganz besonders schön. Hier ist die Transposition um einen Ton in die Höhe gleich am Anfange vortreflich angebracht. Es drückt das sehnliche Verlangen des Mädchens, zu wissen, was? sehr dringend aus.

Die folgende Arie der Lucinde ist auch von sehr schönem angenehmen Gesange. So wie auch die dritte, die sie singt, den Worten sehr angemessen ist. Nur am Schlusse des ersten

sten Theils ist sie der Stimme der Lucinde nicht angemessen, sie ist zu tief, und der Schluß überhaupt wird zu matt dadurch. H. Fl. hat dieses wohl dadurch zu verbessern gesucht, daß er die Violinen in der Octave spielen läßt, aber dadurch wird die Schwäche der Singestimme nur desto merklicher. Der Componist hätte sich nicht daran binden sollen, den Schluß der zweyten Abtheilung des ersten Theils der ersten gleich zu machen, Abänderungen sind ohnedem sehr angenehm bey den Wiederholungen. Jedoch ich habe ja keine ausführliche Zergliederung der ganzen Oper schreiben wollen. Ich breche also ab, und sage Ihnen nur, daß der zweyte Theil vorzügliche Schönheiten hat.

Nächstens einen Brief voll Nachrichten von den hiesigen Gelehrten, die Braunschweig so merkwürdig machen, und deren freundschaftlichen Umgang ich das Glück habe zu genieſſen. Leben Sie wohl.

Fünfter

Fünfter Brief.

An Herrn L. v. Sch. in M.

Magdeburg.

Wenn Dich, mein Liebſter, von hieraus ein muſikaliſcher Brief beym erſten Anblick befremdet, ſo haſt Du in dem Augenblick vergeſſen, wer in Berlin einen Concertabend der Urheber unſres Vergnügens war. Ich meyne den Componiſten des Tod Abels, Herrn Rolle, der hier Muſikdirektor iſt, und, um deſſen perſönliche Bekanntſchaft zu machen, ich mich hier einige Tage aufgehalten.

Wir hatten heute eine muſikaliſche Unterredung zuſammen in dem Hauſe des Herrn Rolle, die den ganzen Vormittag von 8 bis 1 Uhr währete. Er hatte die Gefälligkeit für mich — wie er denn überhaupt ein ſehr guter, gefälliger Mann zu ſeyn ſcheint — und zeigte mir verſchiedene ſeiner Kirchenſtücke, in denen ich bey einer ſehr guten, rei-

nen Harmonie besonders bemerkte, daß er das Effektthuende und Gefällige vorzüglich seinen Arbeiten zu geben sucht.

* * *

Ich darf mich über diese Stücke nicht ausführlicher auslassen, weil sie nicht öffentlich bekannt sind. Ich habe aber grosse Anwandlung, vom Tode Abels, dessen Schönheiten wir damals bey der Aufführung doch nur flüchtig bemerken konnten, hier etwas ausführlich zu seyn.

Es herrscht im ganzen Stücke überhaupt der edle, ernste Ton, der der Kirche angemessen ist. Gute, oft auch starke Harmonie, Simplicität und Würde im Gesange, und Klugheit in der Begleitung sind die Haupteigenschaften dieses Stücks.

Ich lasse mich nunmehr in die ausführliche Zergliederung desselben ein, werde mit Aufrichtigkeit hervorstechende Schönheiten bemerken, und auch mit Freymüthigkeit kleine Flecken darinnen bemerken, die freylich nur hie und da wie kleine Sommerflecken in einem schönen Gesichte stehen, die von dem Liebhaber vor der Ehe niemals gesehen werden, die aber der Ehemann, nachdem er so

ganz

ganz mit ſeinem Weibchen bekannt iſt, wie ich mich mit jedem Werke der Kunſt bekannt zu machen ſuche — doch wohl bemerkt, oder die der Zergliederer der Schönheit — der in Akademien durch lebendige Modelle der Schönheit eben nicht kalt aber doch vertrauter damit geworden — auch in Rechnung bringt.

Der **Lobgeſang der Kinder Adams in ihrer Laube** hat eine ſolche innige, ſtille Frölichkeit, den guten erſten Menſchen, die noch nicht ſich heftiger Leidenſchaft überlaſſen, ſo angemeſſen, und doch iſt ein Jubel drinnen, der ſehr durchdringend, ſehr rührend iſt. Es zeigt von ſehr guter Ueberlegung des Componiſten, daß er alle künſtliche Harmonien hier vermieden, die dem Charakter und der Situation der Perſonen im allgemeinen Lobgeſange ſehr widerſprochen hätten.

Die Recitative ſind ſehr richtig deklamirt und voller Ausdruck. Doch werde ich nicht unterlaſſen, hie und da kleine Nachläßigkeiten anzumerken, z. E. im erſten Recitativ, auf der 7ten Seite, die Worte:

Und goldne Frucht fiel ohne Müh in ihren Schoß.

Hier dächte ich, müsse der Accent auf Frucht liegen, nicht auf dem Beyworte. Wenigstens sollte Frucht eben so hoch gesungen werden, als goldne, wenn der Componist glaube, der Neid liesse hier dem Kain den Werth von dem Antheile der Kinder seines Bruders mit Sorgfalt erheben.

Nachdem Kain nun das eingebildete Paradies der Kinder Abels geschildert, und zum Gegensatze das dornigte Feld seiner Kinder, so er im Traume sahe, auch besingen will, so bereitet H. R. dieses durch ein störrisches, wildes Zwischenspiel vor. Hier, scheint's mir, hat sich der Componist mehr an den Worten, als an der Empfindung gehalten.

Die Empfindung ist bey Kain gewiß von der Erinnerung des traurigen Traumgesichts an dieselbe, und mußte durch die neidvolle Betrachtung des Vorzugs der Kinder Abels weit eher noch steigen und aufgetrieben werden, als durch den Anblick der Armuth seiner Kinder, die er vielleicht gelassen ertragen, wenn er nur Abels Kinder eben so arm gesehen.

Wenigstens mußte die Empfindung von den Worten an:

Ach!

Ach! immer heller wird mein dunkles Traumgesicht

allmählich steigen, und das bis ans Ende, wo er die Kinder Abels sogar als Sieger und Herren über seine Kinder sieht — da müßte sie am höchsten, so hoch als möglich, getrieben werden.

Wenn ich vorher sagte, daß sich H. R. scheint mehr an den Worten gehalten zu haben, als an der Empfindung, so wollte ich damit nicht sagen, daß er blos Worte ausgedrückt, daß er z. E. durch das Zwischenspiel das dornigte Feld hat ausdrücken wollen — es giebt auch solche Leute,*) aber zu

*) Ich habe einen Organisten gekannt, der jeden Sonntag das Evangelium in seinem Vorspiele auszudrücken sich bemühte; den Abend vor dem Sonntage, da das Evangelium vom steinigten Acker handelte, war er in einer grossen aufgereimten Gesellschaft. Bey Tische ließ es sich ein junger Mensch einfallen, ihn zu fragen: Wie er morgen das Evangelium ausdrücken würde? Er gerieth sogleich in Eifer, machte vor sich auf dem Tische Platz, warf sich seinen Teller auf den Schooß, von beyden Seiten flogen volle Gläser, und indem er anfieng, auf dem Tische mit allen zehn Fingern

zu den gehört H. R. nicht — Nein, ich wollte nur damit sagen, daß ihn die Worte verleitet, die erstere schöne Beschreibung sanfter und gemäßigter, die andere entgegenstehende wilder auszudrücken, welches so beym ersten Anblicke wohl ganz natürlich zu seyn scheint, allein hier dem natürlichen Gange der Leidenschaft widerspricht.

Drauf folgt in einer Arie die finstere Betrachtung:

Ich elend! elend meine Kinder!

die der Componist sehr gut ausgedrückt hat, um daraus die Wuth entstehen zu lassen, mit der er anhebt:

Gewitter Gottes, trest mich Sünder!

Hier fängt der Componist in einer geschwinden Bewegung an, und hat eine Begleitung ge-

gern lauter ungleiche höckrichte Bewegungen zu machen, und unter dem Tische mit den Füssen dagegen zu arbeiten — der ganze Tisch schwankte, die Weiber schrien — so sagte er ganz ausser Athem gesetzt zu dem jungen Menschen: wie T** denn anders als so?

gewählt, die ausdrückend und nicht zu wild, sondern anständig für den Gegenstand überhaupt ist. Mehr aber drückt er noch durch die kurze abgebrochene Deklamation aus. Auch ist die Wiederholung der beyden Worte:

Gewitter Gottes, trest mich, trest mich Sünder!

von sehr guter Wirkung.

Nur ist mir die musikalische Schilderung des Abgrunds hier sehr anstößig: denn sie widerspricht ganz der Wuth, in der Kain ist, und überhaupt widersprechen dergleichen Schildereyen dem guten Geschmacke.

Die Arie ist übrigens sehr schön deklamirt. Gegen das Ende bemerke ich noch eine Kleinigkeit, daß der Grundbaß die Singstimme übersteigt; wäre es nicht besser gewesen, wenn der Baß mit der Singstimme im Vnisono gegangen wäre?

Das folgende Recitativ ist meisterhaft deklamirt. Am Ende sind aber die Worte:

Der hab' ich Haß geschworen!

als eine Frage ausgedrückt, und dieses bringt zugleich die üble Wirkung hervor, daß das

Haupt-

Hauptwort Haß weniger Accent hat, als das darauf folgende Wort.

Die Arie Adams S. 16. die nun folgt, ist an Stärke, an Ausdruck, auch gewissermassen an Eigenheit das vorzüglichste einzelne Stück dieses Werks. Sie ist unverbesserlich schön. Ich will gerne daran hervorstechende Schönheiten zeigen, weiß aber nicht, wie ichs anfangen soll; jede Note ist voller Nachdruck, der so deutlich und so bestimmt drinnen liegt, daß es jeder beym Spielen und Singen fühlen muß. Wozu also noch Beleuchtungen?

Darf ich einer Kleinigkeit erwähnen, die nicht ins Ganze paßt? Es ist das Ritournell des Andantes vor dem Grave, welches einen sanften und ruhigen Gesang hat, der zu dem Uebrigen gar nicht paßt. Das allerschicklichste Ritournell wäre hier wohl gewesen, wenn der Componist mit den nachschlagenden Noten der Begleitung beym Gesange fortgefahren hätte, wie zum Theil ganz am Ende der Arien geschehen.

In dem folgenden Recitativ S. 21. soll das Zwischenspiel wohl mehr den Jammer Adams ausdrücken, der den Kain zu bewe-

gen

gen scheint, als die eigene Empfindung Kains, und ist in dem Betracht sehr ausdrucksvoll, nur wäre es besser, wenn es schon vorher gienge, ehe er zu der Betrachtung bewegt wird:

Wie seufzet er? wie kläglich ringt er über
seinem Haupt die Hände?

Strenge betrachtet aber leidet bey dem schönen Ausdruck des ganzen Recitativs die Charakteristik.

In der Poesie — die sonst in allem Betracht ihre wahren Verdienste hat — finde ich hier eine besondere Unbestimmtheit. Singt Kain die Worte:

Ach Kain! wende von diesem Ungestüm —

bis zu Ende des Recitativs, singt er die sich selbst zu, oder singt er sie in der Seele des Dichters an sich? Ist das erste, so möchte der Poet wohl nicht die wahre Sprache des Selbstgesprächs getroffen haben; ist es das letzte, wie sonderbar da der Dichter mit ins Drama kömmt? —

Der Gesang der folgenden Arie Kains S. 23. ist von sehr edler Simplicität, die

unge-

ungemein rührend ist, und für den Kain zu schön, zu lieblich und unschuldig. Die letzten Worte:

Ich sehe das, was ich gethan,
Mit Schauer und Entsetzen an,

freylich ausgenommen. Das Uebrige aber ist auch so einnehmend, ganz in dem Tone, in dem Abel seinen Vater bitten würde, die Thränen über seinen Bruder zu mäßigen.

Wie schön und edel ist nicht die Simplicität des Gesanges des achten und zehnten Tackts, wo die Singstimme nur einen Ton wiederholt, und die Instrumente die Melodie sanft fortführen.

Weiter hin ist der durch drey Tackte verweilende Septimen-Akkord auf den wiederholten Worten:

Mein Vater, ach verzeihe!

sehr ausdrückend. Ueberhaupt hat der Componist mit dieser Zeile durchs ganze Stück eine sehr glückliche Umkehrung bey der Wiederholung gemacht. Er sagt:

Mein Vater, ach verzeihe!
Verzeihe, mein Vater!

Die

die daraus entſtehende ſchnelle auf einander folgende Wiederholung des Worts: verzeihe, iſt von beſonderer Wirkung.

So iſt auch gleich beym Anfange der zweyten Abtheilung das Steigen der Töne auf den Worten:

Ach Vater! fluche nicht dem Sohne

von ſehr guter Würkung, die dadurch noch verſtärkt werden, daß der Componiſt bey der gleich darauf folgenden Wiederholung der Worte den Geſang um einen Ton höher ſteigen läßt, und ihn auch durch eine kleine Ausdehnung noch flehentlicher macht.

Und nun iſt hier der Grund, warum man's nicht tadeln kann, daß das Ritornell der Arie von dem übrigen Geſange wohl nicht an Charakter aber doch an Melodie gänzlich verſchieden iſt. Der Componiſt hat es hier im zweyten Theile mit in den Geſang verflochten, indem es theils die Begleitung zu den Worten iſt:

Vergebung zu erflehn,

theils aber auch mit dem übrigen Geſange der Arie ſo ſchön vermiſcht und vereinigt

wird, daß mans, so wie es hier ist, fast fürs Thema der ganzen Arie annehmen kann. Und so ist es auch wieder ganz zum Eingange zur Cadence gebraucht.

Nach der Cadence hat der Componist sehr wohl die Worte:

Verzeihe, mein Vater!

noch einmal wiederholt; nur scheint mir der Gesang auf diesen Worten zu matt zu seyn, wenn ich ihn nicht als ein Ersterben des Gesanges ansehen soll, — welches bey Kain so viel bedeutet, daß er in die Empfindung versinkt, die Augen niederschlägt, und schweigt — dafür aber widerspricht der Schluß der Instrumente, der wieder lebhaft in die Höhe steigt, und denn für einen solchen lebhaften Schluß zu kurz abgebrochen ist. Länger kann das Nachspiel aber auch nicht seyn, weil Adam die drauf folgenden Worte ohnmöglich lange zurückhalten kann. —

Folglich wäre es hier das natürlichste, daß die Instrumente in dem matten flehenden Tone nur um eben so viel Noten oder Zeit fortführen, aber nach der Tiefe herunter, damit der Gesang sich so allmählich verlöre.

Die

Die Arie Abels S. 27. hat viel Annehmlichkeit, und bringt mit der Perſon Abels einen neuen Charakter ins Stück. Nur ſind einige Gedanken drinnen gar zu gemein und platt, wie z. B. der 6te und 7te Tackt des erſten Ritornells; das Zwiſchenſpiel, nachdem die Worte zum erſtenmale ganz geſungen worden ſind; die vier letzten Tackte des Geſanges beym Schluß des erſten Theils; der 8. 9. 10. und 11. Tackt des mittelſten Ritornells, und eben ſo der Schluß der ganzen Arie.

Dann iſt auch die häufige Wiederholung der Worte des erſten Theils:

Die ein leichter Traum am Morgen
Auf dem Lager uns gemacht

zu unbedeutend; und die am Ende des zweyten Theils auf den Worten:

Nur drücken kann ich dich an dieſe Bruſt,

ſo gar etwas nonſenſicaliſch.

Das Duett der Thirza und Mehala iſt von angenehmen und gefälligen Geſange; nur ſey mir erlaubt, einige Kleinigkeiten darinnen zu bemerken. Die lange Ausdehnung

des unbedeutenden Worts: **wohnt**, ist unverzeihlich. Sagt man, das Wort sollte hier nicht ausgedrückt werden, sondern die Empfindung überhaupt, und der Componist wählte nur dieses Wort, weil es seines Vokals o wegen dazu noch das brauchbarste von den übrigen Worten dieser Zeile war, die alle ein u haben; so sage ich: die Empfindung ist dadurch auch nicht ausgedrückt. Das angenehme Gefühl der Ruhe, welches der Componist selbst kurz vorher sogar in langen haltenden Noten hat ausdrücken wollen, dieses drückt sich nicht durch Colleraturen aus, sie mögen auch so simpel seyn, wie sie wollen.

„Ja, sagt mir jener wieder, wie sollt' es „denn der Componist anders machen, es war „ja die letzte Zeile, und denn war hier der „Componist am Schluß des ersten Theils, „und da müssen doch in Duetten beyde Stimmen zusammen in Terzen oder Sechsen etwas colleriren.„ Warum das? „Es „ist so gebräuchlich.„

Weiter. Am Ende des zweyten Theils stehn dieselben langen Noten, und der ganze selbe Gesang, der dort die Ruhe ausdrücken sollte, auf den Worten:

Und dieser Tag ein Fest uns seyn.

Wie reimt sich das? Und auf welche Worte paßt nun die Musik, auf die im ersten Theile oder auf diese des zweyten Theils?

„Ey, sagt jener wieder, du siehst das „nicht von der rechten Seite an, der Schluß „des zweyten Theils muß doch nothwendig „eben so seyn, wie der des ersten.„ Warum das? „Es ist so gebräuchlich.„

Man sieht also, daß der ganze Fehler darinnen liegt, daß sich der Componist zu sehr an die gewöhnlichste Form des Duetts gehalten, und daß diese nicht allemal die beste sey.

Die Arie der Mehala S. 37. ist auch durchgängig so gemein, daß, wenn man Gedanken von grosser Aehnlichkeit mit andern Componisten, sogleich für das Eigenthum des andern halten wollte, so müßte man sagen, es gehörte von der ganzen Arie nicht ein Gedanke dem Componisten. Herr Hiller hat aber auch wahres Eigenthum drinnen. Man sehe die Melodie der Worte aus seiner Liebe auf dem Lande:

Welche Freude! welches Glück!

wie sie hier von Note zu Note in den vier Tacten auf den Worten steht:

Feld und Flur im Blumenkleide,

und wie sie in der Arie rund zwölfmal wiederholt wird. Das ist doch etwas zu arg.

Auch sind einige Stellen zu baßmäßig für die Altstimme. Z. B. von der Singstimme angerechnet, der 30. bis zum 31sten Tackt. Im zweyten Theile von der Singstimme an gerechnet der 30. 31. 32. und 34. 35. 36. Tackt.

Die folgende Arie Abels S. 47. hat viel Zärtliches in ihrem Gesange zugleich mit einer Würde verbunden, die brüderliche Liebe zu patriarchalischen Zeiten von der unsrigen unterscheidet.

Das Zwischenspiel, welches gleich auf die ersten Worte folgt:

Ach liebe mich, so wie ich dich,

scheint mir an der Stelle zu lang zu seyn, es schwächt den Ausdruck, anstatt es ihn verstärken soll. Ich dächte, es wäre besser, wenn der Componist den Gesang der Worte nicht wiederholt hätte, sondern gleich den dritten

dritten Tackt des Zwischenspiels ergriffen. Alsdann stimmt das Zwischenspiel auch mehr mit den folgenden überein, die alle zum Ausdruck mit beytragen helfen, und sehr angenehm sind. Mit vielem Nachdrucke sind folgende Worte deklamirt:

So werden Engel mit uns gehn,
Mit uns bey dem Altare stehn;
So wird selbst Gott uns da begegnen,
Und uns allda sein Antlitz segnen.

Der Nachdruck in der Deklamation der ersten Zeilen scheint mir hauptsächlich in dem beständigen Wiederkehren der einen Note und in der Verlängerung dieser Note zu liegen; so wie die dritte Zeile durch Harmonie ihre Würde erhält; nur ist in der letzten Zeile das Spiel der Instrumente auf dem Worte: segnen, wohl zu scherzend im Vergleich der Würde des Gegenstandes und selbst der Würde des Uebrigen der Arie. Wäre es auch wirklich an sich nicht schon zu spielend — denn man weiß, wie viel man durch den Vortrag ersetzen kann — so müßte das schon da anstößig seyn, daß der Gedanke so sehr oft fast in allen unsern Operet-

ten gebraucht ist, die einem gleich dabey einfallen.

Was ich vom ersten Theile gesagt habe, gilt auch vom zweyten. Nur muß ich noch den schönen Zug beym Schlusse bemerken; nachdem die Singstimme völlig geschlossen hat, und die Stimmen mit dem Thema eintreten, so wird Abel durch den Gesang an die Worte erinnert, die er erst damit gesungen, und ergreift er beym dritten Tackte noch einmal die Worte:

Ach liebe mich, so wie ich dich.

Wir bekommen nun die sieben ersten lieblichen Tackte der Arie noch einmal zu hören, mit denen auch die ganze Arie ohne weiteres Nachspiel der Instrumente sehr schicklich schließt.

Das Chor der Kinder Adams S. 46. ist durch die Simplicität im Gesange und in der Harmonie von guter Wirkung, wozu die Imitationen der Solostimmen nicht wenig beytragen, die, wenn gleich nicht künstlich, doch sehr angenehm sind, und dieses vielleicht nur daher sind, weil sie jenes nicht sind.

Nun kommt ein Wechſelgeſang der Mehala und Thirza, der von ſehr angenehmen Geſange iſt, der dennoch gefällt, wenn er gleich ſehr bekannt iſt. Nur daß Abels Frömmigkeit, Weisheit und Schönheit, alles in einem Tone, mit einem Geſange beſungen iſt, das gefällt mir nicht. Man wird Abänderungen der Harmonie und der Tonart, als ein Mittel, das zu verbeſſern, angeben — wie es H. Hiller z. B. in ſeinem Erndtegeſang im Erndtekranz ſehr gut gethan — allein die findet man hier auch nicht glücklich angewandt. Die Frömmigkeit und Weisheit und denkender Ernſt Abels ſind hier ſehr munter in f und b dur beſungen, dahingegen die Schönheit in g mol erhoben oder erniedrigt wird.

Auch iſt mir in der letzten Zeile:

Schimmert der Engel hervor,

der italiäniſche Mißbrauch, die ganz letzte Sylbe in die Höhe zu ziehen und halten zu laſſen, ſehr anſtößig. Und der Schluß wird dadurch, daß dieſes Dehnen zwey Rythmen von 5 Tacten macht, ſehr matt und ſchleppend.

Das nun folgende Chor S. 59. schickt sich ganz und gar nicht für die Kirche, oder überhaupt für einen geistlichen Gegenstand. Es ist — worunter ich hauptsächlich die Begleitung meyne — ganz im gewöhnlichen theatralischen Styl. *) Will der Componist sehen, wie vollkommen sie dem Theater anpaßt, so sehe er in der schönen französischen Oper von Monsigny: le Deserteur, die erste Arie des Deserteurs, die vollkommen, hie und da sogar von Note zu Note, dieselbe Begleitung, auch an einigen Stellen Aehnlichkeit im Gesange hat, und sich da an ihrem Orte vortreflich ausnimmt.

Ich lasse mich deshalb gar nicht in einzelne unschickliche Schilderungen, die darinnen vorkommen, ein, weil ich weiß, der Componist sowohl, als jeder, der sie spielt, wird sie, sobald er sie aus dem angegebenen Gesichtspunkte betrachtet, sogleich von selbst einsehen. Freylich könnte man zur Vertheidigung dieser musikalischen Schilderey sagen, sie wären das einzige Mittel, solchen ernsthaften Stücken Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit zu

*) Und nicht einmal im ernsthaften theatralischen Styl.

zu geben. Aber über diesen Nebenumstand, der bloß das Ohr betrift, das Herz und die Würde des Hauptgegenstandes zu vergessen? Wer hat die Magdalena von **Corregio** gesehen? wer hat die himmlischreizende Gestalt gesehen, wie sie in ernster Majestät in dunkler Einsamkeit da liegt, und göttliche Worte überdenkt? Hat der nicht auch gesehen, wie der Künstler die Landschaft umher vernachläßigt, und wie er dadurch seine Figur, seinen Hauptgegenstand erhoben? Freund, nun kommt zu mir, ich will euch **Dietrichs** Copie davon zeigen, mit herrlich reizend ausgemahlter Landschaft; lebt aber die Gestalt? leset ihr in ihren Augen, daß sie göttliche Worte überdenkt? reißt sie euch hin, euch vor ihr nieder zu werfen, und stundenlang mit unverwandten Augen sie anzuschauen, wie ich jene anschaute, wie ich mich für jene hinwarf, da ich sie zum erstenmale erblickte? —

Was soll ich nun aber zum Lobe der Arie S. 66. sagen? Soll ichs sagen, daß ich oft dabey weine, daß ich sie schon einige hundertmal gesungen habe, und daß der Eindruck immer stärker ist, je öfter ich sie singe?

O,

O, es iſt eine herrliche Arie! Der innige tiefe Trauerton, ſo ganz durchweg durch die ganze Arie, ſo ganz, daß man auch nicht eine hervorſtechende Schönheit angeben kann, alles ſo ſchön, ſo rührend, daß man nichts thun kann, als ſie ſingen und weinen. —

Das folgende Recitativ mit Accompagnement iſt voll ſchönen Ausdrucks und guter Harmonie. Ueber das Thema der Arie S. 72. lieſſe ſich über den Ausdruck des Winſeln ſo manches aus der Theorie der widrigen Empfindungen ſagen — das übrige Accompagnement iſt angemeſſen und ausdrückend. Was ſo das Rieſeln des Bachs und das Entfliehen Kains anbelangt, da mag denn ein jeder ſelbſt unterſuchen, in wie weit ihm die Mahlereyen gefallen, der gute Geſchmack — ey über das ewige Einerley!

Von dem folgenden Recitative gilt daſſelbe, was ich von dem vorhergehenden ſagte. Die Arie S. 82. iſt ſehr rührend und voller Ausdruck. Du wirſt auch darinnen einige Abkürzungen und Wiederholungen der Worte finden, die merkwürdig und bedeutend ſind.

Das Gebet Adams und der Eva S. 85. hat zwar Ernſt und Andacht, ſcheint mir aber

zu

zu ruhig für ihren Schmerz zu seyn. Eben so auch das letzte Chor der Kinder Abels.

* * *

Ich muß Dir aufrichtig gestehen, mein Lieber, daß dieses Werk bey mir durch die Zergliederung sehr vieles noch gewonnen, und so lieb es mir erst auch war, so schätze ichs jetzt doch noch mehr. Es ist nur ewig schade, daß bey uns in Deutschland die Liebe für die Musik nicht allgemein genug, und der Eifer für dieselbe nicht groß genug ist, um solche schätzbare Werke ganz in ihrer ausführlichen Partitur drucken zu lassen: die Clavierauszüge sind doch nur an vielen Orten magere Skelets in Ansehung der Harmonie, und was das übelste dabey ist, sie geben nicht die Manier *) in der Begleitung des Componisten zu erkennen.

Zwar ist dieser Auszug des H. R. vorzüglich gut, vor viele andere Clavierauszüge, von denen einige mit grossem Geschrey und vollen Backen vorher angekündigt werden, und hernach höchst elend sind. Auch hat H.

*) Herrn Rolle's Manier scheint mir ganz die Graunsche zu seyn.

H. R. sehr gut gethan, daß er die Chöre wenigstens ganz hingesetzt hat.

H. R. hat auch viel Clavierſachen geſchrieben, von denen ich ſonſt geurtheilt, daß ſie zu einfach und zu leer fürs Clavier oder vielmehr fürs Clavecin wären, (da es vollſtimmige Sachen waren.) Ich fand viel Grauniſchen, angenehmen Geſang darinnen, der aber fürs Clavier ſich nicht ſchickte.

H. R. zeigte mir aber bey ſich ein Clavecin-Concert von ſeiner Arbeit, welches mir ſehr wohl gefiel; es war mehr in der Bachiſchen Manier, und hatte dennoch etwas Eigenes. Zum Unglück war die Zeit meines Aufenthalts zu kurz, um etwas copiren zu laſſen, und H. R. war deshalb der erſte Componiſt, von dem ich Abſchied nahm, ohne etwas von ſeinen Arbeiten — was der Componiſt ſelbſt beſonders lieb hat, und noch nicht bekannt iſt — mit zu nehmen.

Lebe wohl, mein Lieber, und danke mir für den langen Brief, oder willſt Du nie wieder einen von der Art haben, ſo danke mir nicht dafür.

Sechster Brief.

An Herrn Kr. B. in M.

Leipzig.

Herzensfreund!

Da bin ich nun in dem so berühmten oder vielmehr verschrieenen Leipzig, das bey uns jederzeit für so sehr musikalisch ausgeschrien wurde. Ich finde das aber bey weitem nicht.

Wenn ich Ihnen Herrn Hiller, von dem wir schon so oft gesprochen, wieder nenne, Madem. Schröter, als eine sehr gute, empfindungsvolle Sängerinn nenne, Herrn Löhlein, als Componist und Clavierspieler, und Herrn Tromlitz, als Componist und Flötraversisten nenne, so bin ich mit den Virtuosen fertig.

Zwar giebt es bey dem sogenannten grossen Concerte — von dem ich Ihnen hernach auch ein Wort sagen werde — noch einige geschickte Instrumentalisten, das sind aber

gröſtentheils Studenten oder Künſtler, deren Aufenthalt allhier ungewiß iſt: ſonſt würde ich noch die beyden Herrn **Berger**, einen als einen guten Violiniſten, und den andern als einen guten Violoncelliſten, und Herrn **Zerrel** als einen braven Violiniſten nennen. Auch kann ich nur ſo des Herrn Neeſe, des bekannten und geſchickten Operetten- und Clavierecomponiſten, als eines ungewiſſen Bewohners Leipzigs erwähnen.

Ich will indeſſen doch wieder mit Ihnen von Herrn Hiller ſprechen, und das zwar von einer Seite, von der ich Ihnen noch nichts von ihm geſagt: von Seiten des Schriftſtellers. Als Componiſt, was hab' ich Ihnen da nicht ſchon alles von ihm vorgeplaudert, ehe meine Briefe **Leipzig** überſchrieben waren.

Zu dieſem Vorhaben wähle ich ſein neueſtes Werk: **Anweiſung zum muſikaliſch-richtigen Geſange**, und will freymüthig meine Meinung darüber ſagen, und was mir ſo bey Durchleſung deſſelben aufgefallen.

Mir ſcheint dieſes Werk, als ein praktiſcher Unterricht recht gut zu ſeyn: ich finde

Fleiß

Fleiß und Erfahrung drinn: Nur hat's immer noch einen Theil der Fehler der mehresten unsrer Lehrbücher: es ist, selbst als praktischer Unterricht betrachtet, nicht Ordnung und Kürze genug darinnen.

Ich verstehe unter jener eben so wenig die völlig systematische Folge der Dinge auf einander, als bey dieser das Gedrungene des Styls: Nur Vermischung der Materien, die schlechterdings auf einander folgen sollten, und Weitschweifigkeit, die wünschte ich vermieden.

Dann giebt es hier auch einzelne kleine Unrichtigkeiten und Dinge, die unbestimmt, die nur halb gesagt sind. Ich will nicht länger mit allgemeinen Ausdrücken davon reden, sondern ins Detail gehen. *)

Noch

*) Ich werde hier alles so ungeheuchelt stehen lassen, wie ich es meinem Freunde geschrieben. Ich bin versichert, daß Herr Hiller bey wiederholtem Durchlesen seines Buchs das alles selbst anmerken und verbessern wird, und uns bey einer neuen Auflage desselben — die der Gemeinnützigkeit des Buches nach wohl bald erscheinen muß — ein vollkommnes Werk liefern wird.

Noch eins muß ich doch erst bemerken, welches das ganze Buch betrift. H. H. hat an einigen Orten den Grund und die Ursache seiner Lehren nicht ganz und gründlich genug angegeben, an einigen Orten auch wohl gar nicht, und ohne dieses wird der Schüler die Lehre nie recht fassen, wird nie recht die Anwendung davon zu machen wissen.

Dieses führt mich sogleich auf einen Punkt seiner Vorrede. Er sagt von den neuern Anweisungen zum Singen: **Die neuern tragen die Anfangsgründe der Musik zwar auf eine bequemere Art vor, ergänzen auch zum Theil die Mängel, die jene (die ältern) haben: aber ein anderes ist, Erklärungen von einer Sache geben, ein anderes, die praktische Anwendung sogleich damit verbinden.** Gut: aber vor der praktischen Anwendung muß schlechterdings die genauste Erklärung vorher gehen, sonst, ich sag es noch einmal, wird nie der Schüler die Anwendung recht fassen, und künftig für sich selbst nie sicher seyn, daß er sie recht mache.

Weiter sagt H. H. **Im letzteren Falle wird der Lehrer öfters sehr langsam gehen,**

gehen, und einen jeden einzelnen Umstand oft wiederholen, oft üben müssen; im ersteren aber treibt ihn die Hitze zum Erklären fort, bis das Capitel zu Ende gebracht, und alle Materien, so wie es der Zusammenhang erfordert, erschöpft sind. Im Buche mag das eine ganz gute Methode seyn; aber zum praktischen Unterrichte möchte man doch wohl eine andere Oeconomie wünschen.

Hier vermischt H. H. entweder den persönlichen Lehrer, der nun erst über sein Buch lehren soll, mit dem Autor des Lehrbuchs, oder sucht sich wegen der Weitschweifigkeit seines Buchs zu decken. Geht das erstere auf den persönlichen Lehrer, so ist das schön recht; der muß freylich langsam mit dem Schüler gehen, muß die Gründe und Ursachen, die der vor ihm liegende Autor gründlich und kurz angegeben, nunmehr ausführlicher erklären; muß zu den Beyspielen, die der Autor nur einzeln und kurz angegeben, mehrere hinzufügen, und dieselben erweitern; fehlerhafte und richtige Beyspiele

ſpiele zur genauern Unterſcheidung dem Schüler vorlegen; u. ſ. w.

Bey einem mündlichen Unterricht iſt das alles erträglich, Converſation und zugleich praktiſche Ausübung benehmen ihm das Langweilige und Verdrüßliche; aber bey einem Autor iſt das unausſtehlich: er müßte denn ein Lehrbuch für Kinder ſchreiben wollen. Alsdann muß ſein Unterricht aber ganz ſinnlich, ganz praktiſch ſeyn: und da wird der dem Kinde angemeſſene Ton und die häufigen Gleichniſſe, zur Erläuterung dienlich, die Ausführlichkeit erträglich machen.

Weil H. H. die Oeconomie nicht angiebt, die er zum praktiſchen Unterrichte wünſchet, ſo will ich ſagen, welche ich meyne: **Die genaueſte Verbindung der gründlichen Erklärungen mit der daraus folgenden Anwendung.**

Zum kleinſten Beweiſe meiner Bemerkung wegen des Mangels an Ordnung in dieſem Buche will ich hier nur des 9. §. der Einleitung erwähnen, wo ſchon von einer gewöhnlich falſchen Art die Scale hinauf zu ſingen geredet wird, ehe der V. noch geſagt, was Scale iſt: wo ſchon von falſchen Verzierungen

gen

gen geredet und Beyspiele davon angeführt werden, ehe dem Schüler noch die Noten gelehret worden.

Der 13. §. der Einleitung ist theils unbestimmt, theils unrichtig. Die Erklärung von der Gleichheit der Stimme gleich zu Anfange scheint mir richtig zu seyn. Weiter aber sagt H. H. Wollte man indeß eine Ungleichheit der Stimme für nothwendig halten, so wäre es diese, daß die Töne, je höher sie steigen, immer feiner und dünner, die tiefern aber voller und dicker werden müssen, als die Töne in der mittlern Gegend der Stimme sind. Und dieses muß heissen: Die Töne müssen, je höher sie steigen, immer heller und klarer, so wie sie fallen, aber weicher und gemäßigter werden.

Auch ist das, was H. H. Ungleichheit der Stimme nennt, von der er vermuthet, daß man sie für nothwendig halten könnte, und die man mit Recht für nothwendig hält, nicht Ungleichheit der Stimme, sondern Gradation der Stärke und

Schwäche, die in dem natürlichen Charakter der Töne liegt.

Die Urſache nun — warum jenes nicht Ungleichheit der Stimme, ſondern die erwähnte Gradation der Töne iſt; warum ſie nothwendig iſt, warum die Töne in der Höhe nicht feiner und dünner, ſondern heller und klarer, die in der Tiefe nicht voller und dicker, ſondern weicher und gemäßigter werden müſſen. Die Urſache liegt einzig in der erſten Regel, genommen aus der Natur des guten Geſanges und des guten Vortrages, nemlich:

Die Stärke und Schwäche der Töne muß in demſelben Grade ab- und zunehmen, in welchem die Töne ſteigen und fallen.

Ich erinnere mich dieſe erſte Regel des guten Vortrages, aus der ſich hernach ſo viele andere ziehen laſſen, noch nirgends angeführt gefunden zu haben, obzwar ſie jeder guter Sänger und Virtuoſe allaugenblicklich beobachtet. Die Empfindung lehrt ſie uns ſelbſt,*) ſie lehrt uns auch in beſondern Fäl-

len

*) Man muß aber nothwendig ſelbſt Sänger oder Virtuoſe, oder der alleraufmerkſamſte Beobachter beyder ſeyn.

len die Ausnahmen, und weiß alsdann dadurch die Wirkung zu verstärken.

Weiter sagt H. H. in demselben §. Ein Lehrer des Gesanges hat daher beständig darauf zu sehen, daß seine Singschüler den Ton der Stimme immer mehr mäßigen, je höher er steigt, und lieber die hohen Töne unberührt lassen, die sie nicht mit Leichtigkeit und ohne Zwang erreichen können. (das versteht sich wohl von selbsten) Dagegen lasse er sie, wenn die Töne sich nach der Tiefe wenden, den Mund immer voller nehmen, damit diese etwas dikker werden.

Dieses nun aus der vorhergegangenen Lehre folgende Also wird nach abgeänderter Lehre und festgestellter Regel des guten Vortrags auch anders lauten müssen, und nemlich so: Der Ton des Sängers muß, je höher er steigt, heller und klarer werden, er mäßige indessen ihn in so weit, daß er sich nicht überschreye; nach der Tiefe zu muß der Ton weicher und gemäßigter werden, ohne ihn aber in sich zu schlucken.

Das Vollnehmen des Mundes in der Tiefe ist von zwey Seiten fehlerhaft; einmal: der Ton, oder vielmehr die Stimme verliert dadurch ihren natürlichen Charakter. Discantstimme wird zum Tener, wenn sie in die Tiefe kommt; Tener zum Baß, und der Baß zum Brummbären. Dann auch können dabey die Worte nicht deutlich ausgesprochen werden. Ueber diesen Punkt eifert H. H. kurz darauf wider seine eigene Lehre, und ich sage deshalb kein Wort mehr davon.

Der Grund dieses Irrthums liegt wohl allein darin, daß man einen besondern Fall, eine Ausnahme für die Regel selbst genommen. Die Italiäner haben in ihren grossen Arien, besonders wenn sie einen heftigen ungestümen Affekt ausdrücken, die Gewohnheit am Schlusse der Arie, um den recht stark und nachdrücklich zu machen, sich langer Noten zu bedienen, die mit einem mal von der Höhe bis in die äusserste Tiefe fallen, die der Sänger oder Sängerinn, für die er die Arie schreibt, nur erreichen kann.

Nun will ich eben nicht behaupten, daß die Empfindung, die ausgedrückt werden soll,

die

die Sängerinn lehrt den Mund voll zu nehmen, es thuts aber die ſtärkſte und herrſchendeſte Empfindung der Menſchen, wenigſtens ſingender Menſchen: die Eitelkeit.

Es iſt ein Verdienſt, einen weiten Umfang in der Stimme zu haben; man kann ſich alſo einbilden, daß Madame den Mund ſo voll nimmt, daß der unverſtändige Zuhörer glauben ſollte, ſie wäre ſchon lange im Baß. Es verſtärkt indeſſen ſelbſt den Ausdruck, wenigſtens den Effekt der Arie gewiß, und die Ausnahme iſt als Ausnahme gut; als Regel fehlerhaft.

Der Paragraph iſt noch nicht zu Ende; wir wollen ihm aber nicht weiter Schritt vor Schritt folgen, ſondern nur noch die beyden Worte: Der Baßſänger, der ſo ſchlecht iſt, als ihn H. H. hier beſchreibt, verdient wohl nicht, daß man bey Feſtſetzung einer Regel, die allgemein gelten ſoll, auf ſeine Fehler Rückſicht hat; man rathe ihm, lieber gar nicht zu ſingen, und ſich bey einem Maſchiniſten der comiſchen Opern als Maſchine zu melden: denn wenn er mit ſeiner Stimme Donnerwetter und das Knarren des Wagenrades ausdrücken kann, ſo werden

sie ihn da herrlich brauchen können. Uebrigens gilt die festgesetzte Gradation der Töne eben so wohl für den Baßisten, als für die übrigen drey Singestimmen.

Die angerathene Trennung der Doppelvocale Wa-ise, Ka-yser zu sagen scheint mir übertrieben, und die Worte fast unverständlich zu machen; und geschieht es nicht auch mit der grössesten Schnelligkeit, so kann es einem feinen Ohr auch sogar die Prosodie verrücken.

Auch haben die Doppelvocale nichts Unangenehmes und Hinderliches für den Gesang, da wir sie im Singen natürlicher Weise schon so aussprechen, daß der erste Vocal stärker gehört wird, als der letzte.

Die Italiäner sind nur in unserer Sprache in Verlegenheit wegen des Buchstabens ch: *) in ihrer Sprache ist das ein grosser Vortheil für den Gesang, daß sie das ch wie ck aussprechen. **) Und wenn der Deutsche das ch gleich ohne merkliche Schwierigkeit ausspricht, so ist es doch im Singen dem

*) S. §. 32. in der Einleitung.

**) In Florenz sprechen die Einwohner fast eben so aus, wie wir.

dem reinen Ton nicht wenig hinderlich, weil immer ein etwas pfeifender Ton dazu erfordert wird, um es vom g zu unterscheiden: oder der Sänger muß dem Gesange die Aufopferung machen, alles ch wie g auszusprechen, wornnter aber wieder die Deutlichkeit und Richtigkeit der Aussprache leidet.

Muß doch auch den armen Kantor im 34. §. *) retten. Das á zwischen den Worten habe ich schon bey vielen Vorsängern bemerkt: ich habe aber auch bemerkt, daß das á ein bloßer Athemzug ist, den ein solcher Mann nothwendig zwischen den Worten thun mußte, weil er sich in drey, vier Worten der starken Anstrengung der Stimme wegen so sehr erschöpfte, daß er keine Lust mehr hatte.

Die übrigen Beyspiele von Verzerrung und Verstimmelung der Worte sind zu sehr aus den niedrigsten Ständen genommen, und auch von dieser erinnere ich mich nie, es so weit getrieben gehört zu haben.

Das

*) H. H. erzählt hier von einem Kantor, der die Worte: Sollen wir mit dem Schwerdte darein schlagen? so gesungen habe: á Sollen wir mit dem á Schwerdte darein á schlagen?

Das unangenehme Grimaßiren vieler Sänger, von welchem H. H. im 40. §. redet, kann man andern noch durch einen wichtigern Grund, *) als das üble Aussehen, verhaßt machen. Man darf ihnen nur sagen, daß es wirklich groſſen Einfluß auf den Ton der Stimme hat. Denn ein zurückgeworfener Kopf verrengt den Hals, eine beſtändige Bewegung mit dem Kopfe und den Händen macht den Ton unſtät und wankend.

Im 41. §. spricht H. H. von den Instrumenten, die am besten zur Begleitung der Stimme bey Erlernung des Gesanges sind. Er giebt das Positiv, den Flügel und das Clavier an. Ich halte aber dafür, daß das Forte-piano das beste Instrument dazu sey, und das hauptsächlich wegen der Gradation der Stärke, die man dadurch dem Sänger immer aufs genaueste angeben kann.

Nur beyleibe keine Violine, auch selbst in den Händen des besten Meisters nicht: denn auch bey diesem sind die Töne theils nicht alle vollkommen so rein, als bey einem wohl tem-

*) Für die Schönen will ich diesen folgenden Grund um alles in der Welt nicht für wichtiger angeben, als den ersten.

temperirten Clavierinſtrumente; und denn was ſoll aus den zwiſchen Viertel- und Achteltönen werden, die der Inſtrumentaliſt auf dem Wege von einem halben Tone zum andern oft mit ſo gutem Effekt berührt; ſoll die die Sängerinn, die noch in der Lehre iſt, ihm nachſingen? da wird ſie nie richtig und rein ſingen lernen. Auch könnte ſie ſich Manieren angewöhnen, die der Gang des Bogens dem guten Violiniſten nothwendig macht — dieſe ſieht nur der gute Violiniſt ſelbſt ein — die aber der Singſtimme übel anſtehen ſollten. —

Das war einmal ein langes — Geſchwätze über eine Einleitung. Werden Sie Geduld haben, das ganze Buch mit mir ſo durchzugehen? Sagen Sie's mir ſelbſt. Ich ſage Ihnen nichts mehr, als daß ich Sie von Herzen liebe.

Siebenter Brief.

An Herrn J. A. J** in K.

Leipzig.

Freund!

Ein paar flüchtig hingeworfene Nachrichten und Gedanken vom Theater und Concert sey der Inhalt dieses Briefes. Ich sahe gestern von der Döblinischen Gesellschaft, die diese Messe hier spielt, die Liebe auf dem Lande aufführen. Von den Sängern will ich kein Wort sagen, es sind nicht Sänger, sondern Schauspieler, das weißt Du, und betrachtet man sie wieder als Schauspieler, so muß man von der größten Anzahl sagen: es sind nicht Schauspieler, sondern arme unglückliche Leute, die ihr Brodt nicht anders zu verdienen wissen — man muß Mitleiden mit ihnen haben — oder häufiger noch, es sind lüderliche Leute, die in ihrem Metier, zu dem sie geschickter wären, nicht Lust haben zu arbeiten — man

muß

muß ſie auspfeifen. Wenn Du willſt, ſo pfeife Du, ich dächte, ich hätte wohl ſchon genug gepfiffen — *) Daher kenn unter uns Deutſchen die wenigen vortreflichen und guten Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Warum wir aber auf unſern deutſchen Theatern noch gar keine vortrefliche und ſehr wenig gute Sänger haben, das weißt Du ſo gut, wie jeder anderer.

Ungerecht wäre es, wenn ich mich über die ſchlechte Muſik in dem hieſigen Theater aufhalten ſollte: denn es ſind nicht Muſiker, ſondern gröſtentheils arme Studirende, die ein Nebenzewerbe daraus machen, um ſich dadurch zu erhalten.

Ein Werk vom Schauſpielhauſe. Es wurde von dem Herrn von Jeſch, Oberſter bey dem Ch. S. Ingenieur-Corps, im Jahr 1766. erbaut, iſt aber bis auf dieſe Stunde auf der einen Seite noch nicht ganz ausgebauet. Es iſt ziemlich groß, übrigens wie gewöhnlich eingerichtet.

Be-

*) Seitdem ich die Seilerische Gesellschaft kenne, pfeife ich auch aus andern Gründen, die nicht zur Ehre des deutschen Theaters gereichen, nicht mehr, wenn von Sängerinnen auf deutschen Theatern die Rede ist.

Bewunderungswürdig sind darinnen der Vorhang und die Decke, (plafons) beyde von dem berühmten Herrn Pr. Oeser meisterhaft gemahlt. Den Vorhang ziert ein allegorisches Gemählde: die Geschichte der dramatischen Dichtkunst. *) In der Decke schwingt

*) Ich kann mich ohnmöglich enthalten, die ausführliche Beschreibung dieses Meisterstücks in der Composition herzusetzen, obgleich man mir vorwerfen kann, daß es unrecht ist, weil es kein musikalischer Gegenstand ist. Ist es doch Werk der Kunst, und dies doch nur eine Note, die jeder überschlagen kann.

„Zween Säulengänge nach Dorischer „Ordnung umgeben den runden Vorhof des „Tempels der Wahrheit, welchen man entfernt in der Mitte gewahr wird. Er ist „von allen Seiten offen, und zeigt die völlig entblößte Bildsäule der gerechtigen Göttin, die den Herzunahenden die offnen Arme zeigt. Bey dem Eingange des Vorhofs in der Mitte des Gemähldes stehen „der beyden größten dramatischen Dichter, „des Sophokles und Aristophanes in Bronze gegossenen Bildsäulen. Dem ersteren, „der zur Linken steht, leget die tragische „Muse einen Lorbeerkranz auf den Piedestal ihm zu Füssen nieder. Hinter ihm „stehet Sokrates und sein vorzüglicher „Freund

schwingt sich die Fama über dem Churfürstlichen Wappen, und Apollo und Minerva geben

„Freund Euripides. Man erkennt hier den „Beyfall des Weisen und die Vereinigung „der Weltweisheit mit der dramatischen „Dichtkunst. Umgeben von den griechischen „Dichtern, unter denen man den Seneca „und einige ihrer französischen und deutschen Nachfolger gewahr wird, sitzt die „Geschichte mit offenem Buche. Aeschylus „zeigt sich zu ihr, und hält ihr die Maske „und den Cothurn vor, mit denen er ihre „Wahrheiten bekleiden will. Ihm zur „Seite mahlt ein Knabe an den Theatersflügeln eine Anspielung auf die Verzierung, „die er der Bühne gab. Auf der andern „Seite umwindet die comische Muse die „Bildsäule des Aristophanes mit einem „Blumenkranze, wobey ihr ein kleiner Liebesgott und die Tanzkunst hülfreiche Hand „leisten. Neben diesen betrachtet Plautus „mit unverwandtem Gesicht und aufmerksamer Miene die Werke seiner Vorgänger, „die da zerstreut herum liegen. Bey ihm „steht Terenz, mit der einen Hand den „Amor zärtlich haltend, und mit der andern „ihm die Fackel sanft aus den Händen win„dend. Vor ihnen sitzt Menander an die „Bildsäule des Aristophanes gelehnt. Er „schreibt, und ein neben ihm stehender Ge-

geben ihm von ihrem Wolkenthrone einen Wink, der ihm zu gebieten scheint, des Fürsten Schutz für die Künste bekannt zu machen.

Im Sommer wird hier das grosse Concert gehalten, und die Musik nimmt sich recht gut aus.

Doch wieder zur **Liebe aufm Lande.** Es ist mir nicht möglich, ein musikalisches Stück zu hören, ohne meine Bemerkungen darüber

„nius schiebt vor dem vor ihm liegenden „Buche die Charakteristische Maske. Im „Vorhofe sieht man den Shakespear gera„de nach dem Tempel der Wahrheit gehen, „ohne daß er auf die alten Originale merkt. „In dem Vorgrunde sitzen die Musik und „die Mahlerey von ihren Genien umgeben. „Aristophanes scheint über die tragischen „Dichter zu spotten, Sophokles aber zeigt „gegen ihn gewandt mit der einen Hand „auf die Wahrheit, und mit der andern „auf die Grazien, welche mit in einander „geschlungenen Armen in den Wolken über „dem Tempel schweben. Eine Menge Ge„nien stürzen aus den Wolken herab, und „bringen Lorbeerkränze, die ohnfehlbar den „neuern Dichtern zukommen sollen, da die „alten schon damit bekränzt sind.„

darüber zu machen, und dieſe kann ich wieder nicht für mich allein behalten; ich muß ſie Dir und meinen übrigen Freunden mittheilen. Hier iſt alſo alles, was ich bey der Aufführung dieſer Operette bemerkte.

Sie ſcheint mir das mehreſte Eigene von allen Hilleriſchen Operetten zu haben, und ſie iſt durchgängig ſo ſchön, daß auch kein einziges Stück darinnen iſt, welches ich mit irgend einer andern Compoſition, ſie ſey auch von wem ſie wolle, vertauſchen möchte.

Die Symphonie geht ſchon ganz in dem ländlichen, lieblichen und lebhaften Tone, der im ganzen übrigen Stücke herrſcht. Wie ſich gleich in den erſten Geſängen der Charakter des Grafen von dem Schöſſer ſeinem unterſcheidet.

Ueberhaupt ſind alle Arien des Schöſſers lebhaft und comiſch, und einige voll ungeſtümen Feuers. Hänschen ſeine alle zärtlich und feurig, wie ſeine Liebe zu Lieschen: Lieschen ihre lieblich, zärtlich, ſchmeichelnd, rührend, wie ihre ganze Geſtalt, und ihr weiches Herz — beydes wohl zu verſtehen, wie ſie

Herr Weiße in seinen lebenathmenden Bildern mahlt — Gretchens Gesänge haben hingegen den muthwilligsten, leichtsinnigsten und drolligsten Charakter.

Der erzählende Ton ist wohl noch nie besser getroffen worden, als in dem Stücke:

Es trug einst Gretchen ihre Eyer —

Ganz unvergleichlich ausdrückend und rührend ist das erste Duett zwischen Lieschen und Hänschen: die beyden mögen immer in einem Tone, mit einem Gesange singen: denn da singt nur ein Herz. Dies Duett übertrift weit, alle die unzähligen Nachahmungen, die man fast in allen deutschen Operetten davon findet.

Der spielenden Begleitung, die die Italiäner Scherzare nennen, hat sich H. H. in einigen Gesängen dieser Oper sehr gut bedient, vorzüglich schön aber finde ichs bey den reizenden Versen:

Der Strauß, den ich hier binde,
Gleicht, süßes Mädchen, dir.

An dieſen Roſen ſinke
Ich deiner Jugend Zier.
So reizend und ſo ſchön
Sie hier am Buſen prangen,
So müſſen ſie vergehn
Bey'n Roſen deiner Wangen.

beſonders aber bey den letzten Zeilen dieſes Geſanges.

Die Arie, die Häuschen in der Stadt gelernt hat, und der Lieschen vorſingt, iſt eine ſehr gute Satyre auf den Bombaſt und den leeren Klingklang vieler italiäniſchen Arien von der Art; und noch mehr iſt es eine feine Satyre auf unſre italiäniſirte deutſche Componiſten. Denn man ſieht hier doch wohl deutlich genug, wie ſchön ſich ſolche Muſik zu unſrer Sprache ſchickt.

Und wem der gleich drauf folgende allerliebſte Geſang Lieschens nicht um tauſendmal mehr gefällt, der iſt ſeines Vaterlands nicht werth, nicht ſeines Vaterlandes Lieblingsſänger werth.

Die Arie des Schöffers:

Wenn uns der Sturm u. ſ. w.

iſt ein Beyſpiel des ungeſtümeſten Feuers. Von beſonderer Stärke und Nachdruck iſt ſchon das Ritornell dieſer Arie. Der Geſang des Schöffers wird dadurch, daß er völlig baßmäßig iſt, die Worte blos mit Nachdruck deklamirt ſind, und die Stimmen ungeſtüm daher brauſen, von ganz beſonderer Stärke.

Bey aller Ernſthaftigkeit dieſes Stücks finde ich doch einen ſehr comiſchen Zug drinnen, der es dem Charakter des Schöffers völlig angemeſſen macht. Von allen den gräulichen Folgen der ſtrafbaren Liebe rührt ihn keine ſo ſehr, als die Zerſtörung des Weins. Nachdem er die ganze Zeile:

Der Hagel den Wein in Gebürgen zerſtört

ſchon wiederholt hat, ſo ſagt er noch:

Den Wein, den Wein zerſtört.

Daß dieſes nicht blos von ohngefehr geſchehen, ſondern vielleicht wohl die Wirkung eines kritiſchen Raffinements ſeyn mag, ſcheint ſich ziemlich deutlich im zweyten Theile zu zeigen, wo H. H. die Worte: den

Wein

Wein zerſtört; nicht allein eben ſo wiederholt, ſondern noch bey der letzten Wiederholung des Worts: Wein, abbricht, und eine Panſe hinſetzt; drauf gleich die klägliche Betrachtung, für Durſt zu ſterben, in den allerkläglichſten Tönen folgen läßt. Der Schluß wird durch das Eilen der Deklamation ſehr feurig und nachdrucksvoll.

Die Duetten und Terzetten dieſer Operette zwiſchen Lieschen, dem Schöſſer und Häuschen haben wahre Charakteriſtik.

Als einen ganz hervorſtechenden Meiſterzug der Deklamation bemerkte ich in der Arie:

Au weh! Au weh!

die nachdrucksvolle Abkürzung und Wiederholung der Worte:

Und ich will dich den Schöſſer foppen lehren.

Die drey letzten Worte dieſer Zeile ſind ihm gleich wichtig: Schöſſer, der Wichtigkeit ſeiner Perſon: foppen, der frevelhaften Beleidigung: lehren, der Drohung wegen; ſie erforderten alſo alle drey gleichen

Nachdruck in der Deklamation, der ihnen in der schnellen Folge der Worte auf einander nicht zu geben war. Der Componist versetzt also den Vers, und sagt:

Und ich will dich den Schösser,
Will dich den Schösser foppen,
Den Schösser foppen lehren.

und legt auf jedes der drey Worte gleichen Nachdruck.

Ueberhaupt leuchtet aus dieser Operette Hillers Genauigkeit und Feinheit im Charakterisiren der Personen ganz besonders stark hervor, so wie sie auch der stärkste Beweis für seinen natürlichen und ausdrückenden Gesang ist, nicht weniger dünkt mich für seine comische Laune.

Nun noch ein Wort von dem berühmten grossen Concerte. Dieses ist ein wahrer Beweis davon, wie wenig man in den Werken der Kunst dem Urtheile derjenigen Leute trauen muß, die selbst keine theoretische Kenntniß der Kunst, oder auch oft nicht einmal ein feines Gefühl und glückliche Organa besitzen: überhaupt, wie wenig man dem allgemei-

gemeinen Rufe trauen muß. Ein feiner und scharfsinniger französischer Schriftsteller bemerkt daher sehr richtig, wie alle in der Ferne so sehr gewünschte Vergnügungen in der Nähe unendlich verlieren.

Es werden in diesem Concerte Symphonien gespielt, Arien gesungen — die beste Zierde des Concerts, die Madem. Schröter ihm giebt — und auf verschiedenen Instrumenten Concerte gespielt. Wenn diese aber nun auch noch so gut gewählt und ausgeführt werden, so ist die Begleitung doch immer schlecht.

Die Symphonien, die oft wiederholt werden, hört man zuweilen gut ausführen. Man sieht also daraus, daß die andern Sachen auch würden besser ausgeführt werden können, wenn häufigere Proben gehalten würden, wogegen dann aber die eingebildete Vollkommenheit der Herren ein starkes Hinderniß ist.

Die wenigen geschickten Männer, die ich in meinem letztern Briefe an B. genannt, können das Ganze nicht vollkommen ma-

chen; da dieſes nur durch die Gleichheit aller einzelnen Theile geſchehen kann. Auſſer ſeinem Solo oder Concert iſt der Virtuoſe ſo gar verpflichtet der Gleichheit wegen ſeine beſondere Geſchicklichkeit zu verbergen, und er gilt alsdann nichts mehr, als der Unterſte gelten ſollte, dem man gemeinhin nur Ein Licht aufs Pult ſteckt; ich meyne den Bratſchiſten, von dem man faſt allgemein glaubt, daß er gut genug ſpiele, wenn man ihn nur eben ſo wenig hört, als er in ſeinem Winkel geſehen wird.

Uebrigens iſt dieſes Concert wie alle andere öffentliche Concerte beſchaffen, auſſer daß der Eingang etwas myſtiſches hat, indem man durch eine gemeine Herberge einen Gang heraufgeführt wird, nach dem man ſich ehe ein heimliches Halsgericht vermuthen ſollte, als einen hellen Saal *) voll galanter

*) So wird das Concertzimmer genannt, welches die Gröſſe einer mittelmäſſigen Wohnſtube hat, die auf der einen Seite mit einem hölzernen Gerüſte für die Spielenden, und auf der andern mit einer hohen hölzernen Galerie für Zuſchauer und Zuhörer in Stie-

ter Gesellschaft, die vielleicht ein wenig mehr gepudert ist, ein wenig steifer sitzt, und ein wenig unverschämter über die Musik raisonnirt, als in andern grossen Concerten geschieht; übrigens aber die schöne Gabe des Plauderns und Geräusches mit allen übrigen Concertgesellschaften gemein hat.

Zwar steht dafür ein Kaufmann, der die Besorgung des Concerts auf sich hat, zur Wache, und klopft, wenn jemand gar zu laut spricht, mit einem grossen Ladenschlüssel ans Clavecin, welches er zugleich verstimmt, indem er jenen das Stillschweigen anbefiehlt, die es dennoch nicht halten.

Dieses heldenmüthige Betragen schränkt er aber nur auf die Mannsleute ein, für die Frauenzimmer hat er die in Paris erlernte

Stiefeln und ungepuderten Köpfen verbaut ist. Man urtheile jetzt selbst, was die Musik da für Wirkung thun kann. Uebrigens ist dieser Saal mit dem Bilde des Churfürsten geziert, der diesem Concert wöchentlich so gut als persönlich beywohnt. Sein Bild ist sehr gut getroffen.

lernte Höflichkeit, ſich zu ihnen zu geſellen, und den Diſcours zu vermehren.

Das iſt das groſſe Concert, bey dem unſer Hiller Direktor iſt. Ich wünſchte dieſem braven, verdienſtvollen Manne ein vortheilhafteres Glück an einem Orte, wo man ſeine Verdienſte beſſer erkennete und belohnte.

Achter Brief.

An Herrn Kr. B. in M.

Dresden.

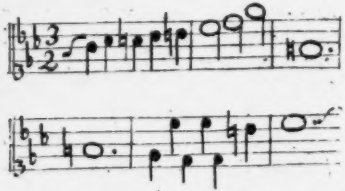
Herzensfreund!

Hätte mich mein gutes Geſchick vor zwanzig Jahren hergeführt — ich ſetze die Natur freylich dadurch in groſſe Unkoſten, denn ſie hätte mich eben ſo viel früher müſſen aus ihrem Schooſſe hervor gehen laſſen — was hätte ich Dir da nicht für Nachrichten von hieraus mittheilen können! Zu der Zeit, da Haße hier lebte, da die Oper eine der beſten war, die jemals beſtanden. Indeſſen ſind auch jetzt noch merkwürdige Männer hier, die Dich ſehr intereßiren werden. Unter dieſen iſt Herr Homilius wohl der vornehmſte, der hier Kantor bey der Kreuzkirche iſt, jetzt wohl ausgemacht der beſte Kirchencomponiſt iſt, und zugleich der gröſte Organiſt, den ich jemals

gehört

gehört und vielleicht in meinem Leben hören werde.

Er spielt jetzt nicht mehr gewöhnlich die Orgel, sondern erzeigte mir unter sehr vielen andern Gefälligkeiten auch diese, daß er mir fast einen ganzen Vormittag auf der schönen Silbermannischen Orgel in der Frauenkirche vorspielte. Nach einer freyen Phantasie, in welcher er schon viel Kenntniß der Harmonie, und Reichthum an Gedanken, auch ausserordentlich viel Fertigkeit und Distinction in der Ausführung zeigte, führte er folgendes Fugenthema ganz meisterhaft aus:



Bey allen den oben genannten Vorzügen zeigte er hier noch eine Einbildungskraft, die zum Erstaunen lebhaft ist.

Alsdann führte er den Choral:

O Haupt voll Blut und Wunden,

ganz meiſterhaft aus, und zeigte dabey eine groſſe Kenntniß und feine Wahl der Stimmen im Regiſtriren. Zuletzt ſpielte er noch zwey Trios, ganz im Geiſte Graums.

So ſehr ich nun auch H. H. als Organiſt bewundere, ſo iſt er mir doch als Componiſt noch weit bewundernswürdiger. Seine Kirchenſtücke haben eine Hoheit und Würde, die ſie mir noch den Graunſchen vorziehen machen, auch haben ſie denſelben rührenden, edlen Geſang, und denſelben Fleiß und Kenntniß in der Harmonie, den man in Graunſchen Kirchenarbeiten findet, und im Ausdrucke der ſtarken und heftigen Leidenſchaften übertreffen ſie die Grauniſchen an Kühnheit und Feuer. Ich freue mich ſehr, daß jetzt ſeine Arbeiten anfangen öffentlich bekannt zu werden.

Unter den Virtuoſen iſt Herr Beſozzi *) der jüngere, der groſſe Oboiſte, nicht nur hier

*) Dieſer groſſe Meiſter hält ſich hier nur noch

hier der vollkommenſte, ſondern er iſt überhaupt auf ſeinem Inſtrumente einer der vollkommenſten Virtuoſen in Europa. Es iſt zum Erſtaunen, wie ſehr dieſer geſchickte Mann ſein Inſtrument in ſeiner Gewalt hat; er kann alles mitmachen, was er will. Andere Virtuoſen in der Oboe haben entweder nur Annehmlichkeit, oder ſie beſitzen viel Fertigkeit. Dieſer Virtuoſe aber beſitzt beydes im vollkommenſten Grade. Er bringt die größten Schwierigkeiten, die dem Virtuoſen eines Bogeninſtruments ſchwer werden, mit größter Leichtigkeit und Reinigkeit heraus. Burney ſagt, der Ton hätte ihm oft übergeſchlagen, da er ihn gehört habe; entweder aber muß das Rohr der Oboe, oder die Ohren des Herrn Burney den Tag ſchuld daran geweſen ſeyn. Ich habe ihn ſehr oft gehört, aber niemals einen übergeſchlagenen Ton wahrgenommen.

Eben

noch auf, weil ſein Vater, der hier ſchon ſehr viele Jahre in Dienſten geſtanden, hier noch lebt, und mit ihm gemeinſchaftlich in der Churfürſtl. Kapelle engagirt iſt.

Eben ſo wie er an Geſchwindigkeit und Fertigkeit in den größten Schwierigkeiten wohl nicht zu übertreffen iſt, ſo iſt er auch an Delicateſſe und Annehmlichkeit faſt unnachahmlich. Sein Ton, den er zu einer Stärke anwachſen laſſen kann, daß man erſtaunt da ſteht, und nicht weiß, was man hört, der iſt auch wieder ſo ſanft, ſo lieblich, ſo angenehm, daß er alsdann ein Muſter für Sänger iſt, da dieſe das Muſter für Inſtrumentaliſten ſeyn ſollte.

Eben ſo iſt er auch in ſeinem Vortrage und Ausdrucke ein Muſter für Sänger und Inſtrumentaliſten. Das Frappante und die beſondern Accente, die er zuweilen der Melodie giebt, möchten ſich wohl für den Sänger nicht ſchicken, ſo ſehr ſie auch den Inſtrumentaliſten zieren.

Wüßte man nicht, daß geſchickte Virtuoſen in Blasinſtrumenten Mittel hätten, die Luft zu menagiren, ſo würde man glauben, H. B. hätte eine ganz beſondere Lunge, die von allen andern menſchlichen Lungen gänzlich verſchieden wäre: denn er kann ei-

nen Ton in so unglaublicher Länge fortdaurend aushalten, ihn während der Zeit zu verschiedenen malen stuffenweise zur höchsten Stärke steigen und wieder zum fast gänzlichen Ersterben fallen lassen, und dabey den gleichesten und reinesten Triller schlagen, daß alle Zuhörer in ein ganz ungewöhnliches Erstaunen gesetzt werden.

Indessen muß er doch ganz besondere Mittel haben, deren Erfindung ihm allein eigen ist, weil man diese Wunder von keinem andern Virtuosen zu hören bekömmt.

Was an ihm eine Erscheinung von noch fast grösserer Seltenheit macht, ist: daß er auch ein sehr gründlicher Componist, und überhaupt ein feiner Theoretiker der Musik ist.

Nach diesem geschickten Manne ist Herr **Götzel** als Flötraversiste merkwürdig. Sein Hauptverdienst ist ein sehr angenehmer und reiner Ton. Es fehlt ihm zwar auch nicht an Fertigkeit und Vortrage, allein darinnen wird er doch von verschiedenen Virtuosen in Deutschland übertroffen.

Herr

Herr Hunt der ältere iſt ein ſehr geſchickter Violiniſte, er iſt noch ein Tartiniſcher Schüler. Herr Hunt der jüngere iſt auch kein ungeſchickter Violiniſte: er giebt ſich aber weniger mit Soloſpielen ab, als mit dem Anführen des Orcheſters; wiewohl ihn Herr Ulich der jüngere hierinnen übertrift, wenn er auch gleich nicht öffentlich anführt.

Auch habe ich hier noch einen Violoncelliſten kennen gelernet, der viel Fertigkeit auf ſeinem Inſtrumente beſitzt. Es iſt Herr Negelin. Herr Recuda, der ſonſt ſo bekannte Violiniſte giebt ſich ſeines Alters wegen nicht mehr viel mit dem Inſtrumente ab; er zieht aber an einem ſeiner Söhne einen geſchickten Virtuoſen.

Die einzige gute Muſik, die man hier zu hören bekömmt, iſt in der catholiſchen Kirche, oder vielmehr Hofkapelle genannt. Es iſt dieſes ein ſchönes Gebäude im italiäniſchen Geſchmacke. Aeuſſerlich iſt ſie häufig und faſt überflüßig mit Statüen geziert, von denen einige ſchön, die mehreſten

aber mittelmäßig sind. Inwendig ist sie edler und ausser den Altären ohne alle Verzierung.

Ein Hauptfehler dieses schönen Gebäudes ist, daß der Baumeister nicht an die Wirkung der Musik gedacht hat, da diese doch ein wesentlicher Theil des catholischen Gottesdienstes ist. Man findet keinen Standpunkt in der ganzen Kirche, wo man die Musik recht deutlich vernehmen könnte. Hieran ist hauptsächlich die übertriebene Höhe des Orgelchores und die doppelten Seitengänge, die das sogenannte Schiff einschliessen, schuld.

Die Musiken, die darinnen aufgeführet werden, sind entweder von Haßen, oder von 4 bestimmten Kirchencomponisten, die monathweise die gewöhnlichen Kirchenstücke in Musik setzen, und sie alsdann auch selbst dirigiren. Es sind Herr Naumann (jeziger Kapellmeister; er hält sich seit zwey Jahren in Italien auf, wo er auch viele Jahre lang die Composition studirt hat.) Dieser geschickte Mann hat sehr viel Annehm-

nehmlichkeit in seinem Gesange, und auch viel Glänzendes und Unterhaltendes in seinen Opern, in denen er mir mehr gefällt, als in seinen Kirchenstücken.

Der zweyte ist Herr Schürer, ein alter sehr gründlicher Kirchencomponist, der schon mit Haßen bey diesem Hofe lebte. Er hatte einen mächtigen Neider in seiner Kunst, der es jederzeit verhinderte, daß man ihn nicht nach Italien schickte, weil jener einsahe, daß er ihm an Genie gleich und an Fleiß und theoretischer Kenntniß weit überlegen war. Weil nun aber dieser brave Mann nicht in Italien gewesen ist, so haben's sich hier noch sehr wenige einfallen lassen, daß er wohl ein sehr geschickter Componist seyn mag.

Endlich Herr **Schuster** und Seidelmann, ein paar junge Leute, die italiänische comische Opern und Kirchenstücke mit Einer Feder schreiben.

Die Aufführung der Musiken ist ungleich. Die Sänger sind höchst elend. Die

Ausübung der Instrumente ist ziemlich gleich und rein, und man erkennt noch an den hiesigen Kapellisten die Zuchtmeisterhand des grossen Haße, besonders bey Aufführung seiner eignen Stücke, welches an grossen Festtägen geschieht.

In der vorigen Woche hörte ich sein berühmtes Te Deum laudamus etc. Ich habe selten etwas gehört, was mehr Wirkung that, als dieses schöne Stück; es ist nur die Ausführung eines vnisoni, der das Thema ausmacht, und den hernach die Stimmen zur Begleitung behalten bis fast ans Ende, wo man auf einmal glaubt, eine Fuge zu hören zu bekommen, es ist aber nur ein imitirender Satz, der hier von grosser Wirkung ist, und den Schluß sehr feurig macht.

Es ist in diesem Stück bey weitem nicht die Arbeit und die grosse fleißige Harmonie, die in der Graunschen Compositien desselben ist, noch weniger die unbeschreiblich fleißige Arbeit der Händelischen Compositien desselben, aber es thut ungleich mehr Wirkung, als diese beyde.

Auch

Auch hörte ich vor etlichen Tagen an dem Sterbetage des letzten Königes eine Haßische Musik, die er zu diesem Tage schrieb, und habe nie in einer Haßischen Composition so viel Arbeit und Fleiß gefunden, als in dieser: ich muß aber auch aufrichtig gestehen, daß sie weniger Effekt that, als alle andere Stücke, die ich nur von ihm kenne.

Den Winter über hat man hier Opera Bussa. Sign. Bustelli ist der Direktor dieser Gesellschaft, die sich beständig verändert, indem er sehr oft neue Leute aus Italien holt. Jetzt war *Signora Calori* prima Donna, und *Sign. Tibaldi*, der erste comische Akteur. Jene soll ehedem eine sehr gute Sängerinn gewesen seyn; sie sang auf grossen Theatern, in ernsthaften Opern: jetzt aber wird sie alt, und ist ihrer Stimme nicht recht mehr mächtig.

Tibaldi singt sehr schlecht, oder vielmehr er krächzt wie ein Rabe, ist aber ein so vollkommner comischer Akteur, daß man sich fast nichts comischer gedenken kann. Man

findet dieſes bey allen italiäniſchen comiſchen Operntheatern, daß die größten Akteurs elende Sänger ſind, und die Italiäner verlangen auch gar nicht mehr, daß ſie gut ſingen ſollen.

Das Orcheſter beſteht in dieſer Oper aus einem Theil der Kapelliſten, die Herr Hunt der jüngere anführt, und der ſich hier auch zuweilen mit einem Solo, oder mit einer Soloarie für die Violine hören läßt. Das Theater, wo dieſe Opera Buffa geſpielt wird, iſt klein, das Theater zur groſſen Oper aber iſt von ungeheurer Größe, man hält es für eines der gröſſeſten in Europa. Da ich keine Oper darauf vorſtellen, *) ſondern es nur wüſte geſehen habe, ſo iſt das alles, was ich davon ſagen kann.

Bey

*) Es werden jetzt in Dresden keine groſſe Opern mehr aufgeführt; die letzte Vorſtellung war bey dem Beylager des jetzt regierenden Churfürſten. Die Oper war von Naumann, hieß la Clemenza de Tito, und hat ſehr viel Angenehmes in der Muſik.

Bey Hofe iſt nur an Gallatägen Concert; deſto mehr aber wird bey Sr. Königl. Hoheit, dem Herzog Carl von Curland, muſicirt, der ſelbſt auch, als Virtueſe betrachtet, ſehr ſchön und mit groſſer Fertigkeit die Flöte bläſt. Er hört alle durchgehende Virtueſen, und alle bekennen ihn zu hören.

Ich habe noch nicht Herrn Binder, als einen geſchickten Organiſten und Flügelſpieler, genannt; auch iſt hier noch Herr Tranſchel merkwürdig. Er ſpielt das Clavier in der Bachiſchen Manier, mit ſehr vieler Delikateſſe und Feinheit, und iſt dabey einer der feinſten muſicaliſchen Kritiker, die ich kenne. Er beſitzt Theorie, praktiſche Kenntniß und Geſchmack: Eigenſchaften, die nur einen guten Kritiker machen. Er zieht hier ſehr gute Schüler, und hauptſächlich zu ſeiner Ehre muß ichs hier anführen, daß er eine gewiſſe Madem. Baſemann, die Tochter des Churfürſtlichen Küchenmeiſters, zu einer Vollkommenheit gebracht, die an Frauenzimmern ſehr ſelten iſt.

Sie spielt nicht nur die allerschwersten Sachen unsrer Zeit geübt, sondern sie spielt sie auch vom Blatte, und besitzt dabey Theorie und Geschicklichkeit im Accompagnement.

War das nicht ein interessanter Brief, mein Liebster? Lauter Nachrichten von geschickten Künstlern und Künstlerinnen! Soll ich ihn für Dich noch interessanter machen? Soll ich Dir sagen, wie sehr ich Dich liebe?

Neunter Brief.

An Herrn H** von D** in K.

Schluckenow
im Böhmiſchen Gebürge.

Wertheſter Freund!

Welch ein fruchtbares Land iſt Böhmen für den muſikaliſchen Beobachter! Kaum bin ich über die Gränze, und ſtoſſe ſchon auf Erſcheinungen, die mich in Verwunderung ſetzen. Ich erhole mich von meinem Erſtaunen, fange an zu unterſuchen, woher die Böhmen muſikaliſcher ſind, als alle ihre Nachbaren, und finde Verbindungen und Urſachen, auf die nie irgend einer fallen ſollte.

Burney hat die Urſache davon allein in den Singeſchulen gefunden, die man in Böhmen auf Dörfern und in Städten antrift:

triſt: allein in Mähren und Oeſterreich ſind auch Singeſchulen, und doch ſind die Einwohner da lange nicht ſo muſikaliſch. Die Haupturſachen ſind weiter zu ſuchen.

Ein bemerkenswürdiger Umſtand, deſſen ich vorher erwähnen muß, iſt, daß in den Landſchulen nicht das Singen allein, ſondern auch Inſtrumente gelehret werden. Beydes aber nur zur nothdürftigſten Aufführung der leichteſten Kirchenſtücke: und daher ſieht man auch faſt auf jedem Dorfe an jedem Feyertage ein Chor voll Bauern, die ihrem Herrgott und ihren Heiligen zu Ehren und dem übrigen Theil der Gemeine des Dorfs zur Erbauung geigen und flöten und poſaunen und trompeten, daß die Gewölbe und Gräber erſchallen. Kann aber dieſer Unterricht allein wohl die geſchickten Virtuoſen hervor bringen, die man aus Böhmen faſt in allen Kapellen Europens findet? Man muß weiter nachforſchen.

Dieſe geſchickte Leute kommen gröſtentheils aus dem Rieſengebürge, und hauptſächlich

ſächlich aus den drey Grafſchaften: Teſchen, Schluckenow und Hanſpach, die alle an der Sächſiſchen Gränze liegen.

Sehen Sie nur, mein Lieber, der gröſſte Theil der Einwohner des Rieſengebürges ſind Handelsleute, die mit Leinen und Glas ihren Handel durch ganz Europa treiben. Daher ſie denn vorzüglich den Flachsbau betreiben, (wozu der Boden auch am ſchicklichſten zu ſeyn ſcheint.) Die Glashütten werden durch die ungeheure Menge von Waldungen zu groſſer Anzahl befördert.

Dieſer Handel pflanzt ſich immer als ein Erbe vom Vater auf den Sohn fort. Nun aber ſchicket der Vater ſeinen Sohn ſelten ehe in Handlungsgeſchäften aus, als bis er ihm beym Rektor oder Kantor, der ihn ſchon in der Schule ſingen und ſpielen lehrte, noch einen beſondern Unterricht auf einem Inſtrumente hat geben laſſen, damit er ſich an jenem fremden Orte — oft weit entfernt von ſeinem

nem Vaterlande — wenns ihm mit seinem Handel nicht glücken sollte, oder dieser ihn auch nur sehr lange aufhalten sollte — seinen Unterhalt mit der Musik verdienen kann.

Unter den Rektoren auf dem Lande giebt es aber einige geschickte Männer, und vorzüglich in blasenden Instrumenten, und der junge Zögling geht oft schon als ein brauchbarer Instrumentalist von Hause weg.

Nun aber treibt ihn sein Handel in die größten Städte von Europa, und da hört er verschiedene Musiken, hört verschiedene Künstler, hört täglich die vortreflichsten Kirchenmusiken, oft aufs vollkommenste aufgeführt, schaft sich auch wohl selbst verschiedene Musikalien an, denn des Böhmen Begierde zur Musik ist brennend. Treiben ihn noch gar seine Umstände an, selbst sein Instrument fleissig zu üben, selbst Kirchenmusiken oder Concerte mit aufführen zu helfen, so muß

es

es ihm leicht werden, in ſeinem Inſtrumente ſchnell zuzunehmen.

Bringt er es gar zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit, wie es ſehr viele thun, ſo muß ſein Handel ſehr gut gehen, oder er verläßt das mühſame, unruhige Leben, und wählt ſich lieber das ruhige, müßige Leben eines Kapelliſten.

Oft kehrt er, lange ſeinem Handel abtrünnig, wieder zurück, es ſey nun, daß ſein Vater ſtirbt, und auf ihn der ganze Handel fällt, oder andere Umſtände; und daher kommt es, daß man ſelbſt in Böhmen auf dem Lande oft ſehr geſchickte Inſtrumentaliſten hört.

Ich könnte ſehr viele hier zum Beyſpiel anführen, ich will aber nur eines gewiſſen Herrn Holfeldts erwähnen, der allein ein Beyſpiel von allen jenen einzelnen Fällen iſt.

Sein Vater, der ein Handelsmann in der Grafſchaft Schluckenau iſt, ſchickte ihn

ihn vor ohngefehr vierzehn bis funfzehn Jahren in seinen Angelegenheiten nach Flandern. Er spielte, da er von Hause gieng, schon einen guten Contrebaß. Er war ein Jahr da, und seine Sachen wollten nicht recht gehen, auch hatte er nicht genugsamen Eifer zu Betreibung derselben.

Er fieng an Gebrauch von seinem Contrebaß zu machen, und spielte in Kirchen und Concerten; übte sich dadurch immer mehr, und wurde da bald der beste auf seinem Instrumente. Er verließ endlich seinen Handel ganz, und man überredete ihn, nach Paris zu gehen.

Er fand da wenige, die ihn übertrafen, er wurde gesucht, und in kurzer Zeit war er bey der grossen Oper, und bey allen grossen Musiken. Unaufhörliche Mühe gab er sich mit seinem Instrumente, und brachte es endlich so weit, auf der ungeheuren Maschine ein Concert zu spielen.

Zehn

Zehn Jahre hatte er ſich in Paris aufgehalten, da ihn ſein Vater zur Unterſtützung des Handels zurück wünſchte, und ihn auch überredete, zurück zu kehren: und eben jetzt kam er zurück. Stelle Dir meine Verwunderung vor, als ich ihn in der Dorfkirche ein Concert auf dem Contrebaß ſpielen hörte, welches ich noch bishero in allen groſſen Städten, die ich kenne, nicht gehört habe?

Die zweyte Urſache iſt dieſe. Faſt jeder Böhmiſche Cavalier läßt einige ſeiner Unterthanen bey guten Meiſtern unterrichten, um auf eine leichte Art ſeine eigene Kapelle zu haben. Einige treiben das weit. Ein gewiſſer Graf Th** hatte ehedem etliche dreyßig bis vierzig Leute, die alle geſchickte Inſtrumentaliſten, und unter ihnen einige vollkommene Virtuoſen waren.

Dieſe Leute aber werden nicht nach dem Maaſſe ihrer Geſchicklichkeit hervor gezogen, ſondern bleiben immer Livery-Bedienten,

dienten, und ſtehen oft hinter dem Stuhl eines durchreiſenden Virtuoſen, der nicht halb ſo viel kann, als der, der ihm den Teller reicht, deshalb aber ſeines Titels oder ſeines guten Aufzugs halber von der hieſigen Nobleſſe mit ganz beſonderer Höflichkeit und Diſtinction aufgenommen wird.

Das muß nun nothwendig in einem Menſchen, der ſich ſelbſt fühlt, Mißvergnügen und Unwillen erregen, und ſo geſchehen denn von dieſen leibeigenen Kapelliſten ſehr häufige Auswanderungen, ohnedem da ſie ſicher ſind, in jeder Kapelle aufgenommen zu werden.

Die dritte Urſache, die der erſten an Wichtigkeit faſt gleich kömmt, iſt die Akademie in Prag. Jeder gemeine Mann, der durch ſein Gewerbe in gute Umſtände verſetzt iſt, läßt einen ſeiner Söhne in Prag ſtudiren, giebt ihm aber dennoch nicht allemal alles, was er zu ſeinem Aufenthalte dort nöthig hat, ſondern der

Sohn

Sohn muß ſich einen Theil des nöthigen Geldes mit der Muſik verdienen.

So wie nun bey dem jungen Herrn nach der Zunahme der Kenntniß der Welt auch das Nöthige anfängt gröſſern Umfang zu nehmen, ſo muß er mehr ſpielen, um mehr zu verdienen. Er ſpielt bald mehr, als er ſtudirt, und endlich iſt er ganz Muſikus. Nun ſpielt er täglich in den Kirchen die beſten Compoſitionen, wohnt allen öffentlichen Concerten durchreiſender Virtuoſen bey, und hat Gelegenheit, ſich nach ihnen zu bilden; wohnt auch wohl der Italiäniſchen Opera Buffa bey, hört da auch verſchiedenes Gutes, und ſo bildet er ſich ſehr bald zu einem geſchickten Manne. Eine Weile bleibt er ſo in der Lage in Prag, bis er denn endlich zu viele neben ſich ſieht, die nach demſelben Ziele laufen, und dann wandert er aus, und ſucht ſein Glück weiter.

Mit den Söhnen armer Leute geht das noch häufiger. Der arme Vater, von demselben Religionseifer, als sein reicher Nachbar, schickt seinen Sohn auch auf die Akademie, mit der einzigen Anweisung auf seine Geige — Du wirst Dir das Uebrige selbst aus dem vorigen erklären. —

Sehen Sie, Freund, das sind also die wahren Ursachen, warum die Böhmen musikalischer sind, als alle ihre Nachbaren; und nun darf man sich nicht mehr wundern, daß dieses Land eine so grosse Menge Tonkünstler liefert.

Ich kann diesen Brief nicht beschliessen, ehne Sie erst mit einem musikalischen Wunder bekannt zu machen, so ich hier in dem Hause meines freundschaftlichen Wirths, des Herrn Oberamtmanns Schwabe, gefunden.

Die Tochter dieses braven Mannes, ein Mädchen von dreyzehn Jahren, ist eine

eine vollkommene Virtuoſin auf dem Clavier. Nicht nur die Sachen, die ſie geübt hat, ſpielt ſie mit vieler Fertigkeit und Nettigkeit: man kann ihr auch vorlegen, was man will, und ſie ſpielt es Dir ſo richtig, ſo diſtinkt vom Blatte weg, alles mit ſolcher ungezwungenen Leichtigkeit, daß Du darüber erſtaunen ſollteſt. Alles das hat ſie von dem hieſigen Rektor, der ihr die Anfangsgründe gezeiget, und weiter von ihrem Vater, der ſie nach Bachs wahrer Art, das Clavier zu ſpielen, unterrichtet. Da er ſelbſt ehedem ein guter Violinſpieler *) war, und es noch iſt, ſo viel es ſein Alter erlaubt, ſo konnte er ihr durch eine gute Begleitung die Erlernung angenehmer und ſicherer machen.

*) Er iſt noch ein Schüler des berühmten Zuchi, der zu Anfange dieſes Jahrhunderts in Milan lebte.

Leben Sie wohl, und belohnen Sie meine trockene hiſtoriſche Nachrichten mit reizenden Verſen, die Ihnen ſo leicht flieſſen, wenn Sie Tugend, edle Liebe oder erhabene Freundſchaft ſingen.

Ende des zweyten Theils.

Schreiben

über die

Berliniſche Muſik

an den

Herrn L. v. Sch. in M.

von

Johann Friedrich Reichardt.

Hamburg,
bey Carl Ernſt Bohn.
1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

den Herrn L. v. Sch. in M.

Eine Beylage zu dem erſten Theile der Briefe eines aufmerkſamen Reiſenden, welcher hauptſächlich die berliniſchen Tonkünſtler betrifft.

Schreiben
über
die Berliniſche Muſik.

Herzensfreund!

Sie wollen ſich nicht mit den einzelnen Beſchreibungen der berliniſchen Künſtler begnügen? Ich ſoll Ihnen auch meine Meynung von der berliniſchen Muſik überhaupt ſagen? So ſey denn hier, bevor ich die Gränzen Italiens betrete, mein muſikaliſches Glaubensbekenntniß, mit wahrer Ueberzeugung und mit ganzer Seele niedergeſchrieben.

Ich verehre die Werke der beſten berliniſchen Componiſten, als diejenigen, die den wahren, edlen Endzweck der Muſik

erfüllen; eben ſo die Spielart der beſten berliniſchen Virtuoſen.

Welches der wahre, edle Endzweck der Muſik ſey, iſt bekannt: der Mann, der mir das Herz rührt, Leidenſchaften erregt und beſänftigt, und der mich auch, bey dem Ohre gefälligen Gedanken, durch Beſchäfftigung des Verſtandes vergnügt, der erfüllt ihn ganz.

Um zu rühren wird nicht tauſendfache Mannigfaltigkeit des Geſanges erfordert: man treffe nur den wahren Ton jeder Leidenſchaft, ſo wird ſie auch erregt werden.

Deſto ſicherer aber, und durch überraſchende Neuheit deſto ſtärker zu rühren, hiezu gehöret gründliche Kenntniß der Harmonie: eben ſo auch zur Vergnügung durch Beſchäfftigung des Verſtandes.

Die Erfüllung dieſer Bemerkungen, die mir ſcheinen gerade zu aus der Natur unſrer Seele genommen zu ſeyn, und die jedes richtige und feine Gefühl ſchon längſt für wahr erkannt hat, iſt der Charakter der berliniſchen Muſik.

Wie richtig trifft Graun a) nicht den wahren Ton jeder Leidenſchaft; und wie angenehm beſchäf-

a) Der Capellmeiſter.

beschäfftigt er nicht den denkenden Zuhörer durch die Neuigkeit und den Fleiß seiner Harmonie?

Und welcher Mann unter jeglichem Volke kann wohl je unserm Bach — [b]) mit seelenerhebendem Stolze nennen ich ihn unser — wer kam ihm wohl je an Originalität, an Reichthum der edelsten und schönsten Gedanken, und an überraschender Neuheit im Gesange und in der Harmonie gleich? —

Seine Seele ist ein unerschöpfliches Meer von Gedanken; und so wie das große Weltmeer den ganzen Erdball umfasset, und tausend Ströme ihn durchdringen, so umfaßt und durchströmt Bach den ganzen Umfang und das Innerste der Kunst.

Wer kennt nicht die geistvollen und fleißigen Arbeiten eines Quanzen, die herzrührenden, seelevollen Werke eines Benda [c]), die feurigen, nervigten Stücke eines Grauns [d]), die fleißigen Arbeiten eines Kirnberger, Fasch, Agricola

b) Carl Philipp Emanuel Bach.

c) Franz Benda, der jetzige Concertmeister des Königs in Preussen.

d) Der Concertmeister.

und einiger andern mehr; wer nicht die angenehmen, gefälligen Stücke eines Benda [e])? — Sie kennen sie ja alle, diese würdigen Männer, weshalb denn noch weitläuftige Zergliederung? –

Aber die Spielart der berliniſchen Virtuoſen? fragen Sie mich, Freund? Hätten Sie nur einmal gehört, wie Bach ſein Clavier — ein Inſtrument, das von vielen, vielleicht mit einigem Rechte, lange ſchon für todt und unbeſeelt gehalten wurde — wie er das beſeelt, wie er den Ton jeder Empfindung, jeder Leidenſchaft, hinein legt, — mit einem großen Worte alles zu ſagen — wie er ſeine ganze große Seele darinnen abbildet —

Hätten Sie nur einmal gehört, wie Benda [f]), mit ſeinem gewaltigen Bogen das Herz ſeines Zuhörers, zu beſtürmen, zur äußerſten Weh-

e) Joſeph Benda, ein Bruder des Concertmeiſters.

f) Ich meyne hier beſonders den Herrn Concertmeiſter Franz Benda, man darf aber auch nur ſeinen Bruder Herrn Joſeph Benda, und ſeinen jüngſten Sohn Herrn Carl Benda, hören, um ſich von der Wahrheit dieſes Urtheils zu überführen.

Wehmuth zu ſtimmen weiß, und wie er dem wieder Troſt und ſüße Hoffnung in das Herz gießt, wie er uneingeſchränkt das Herz ſeiner Zuhörer regiert. —

Hätten Sie nur einmal die liebliche Flöte Quanzens g) gehört, wie er — treu dem Charakter ſeines Inſtruments — dem mildeſten Zuhörer Sanftmuth und Heiterkeit einflößen konnte h). O, mein Freund, mit tauſend Freuden, würden Sie auf allen den ſchönen Klingklang neuerer ausländiſcher und inländiſcher Virtuoſen Verzicht thun, würden fühlen, wie die ſeelenvolle, bedeutende Spielart jener großen Männer, über der neuern witzigen und ohrenkitzelnden Muſik eben ſo weit erhaben iſt,

g) Im praktiſchen Theil der Kunſt dieſes großen Mannes erſetzt uns Herr Lindner aufs rühmlichſte den Verluſt, den wir durch Quanzens Tod erlitten.

h) Ich mag die guten Schüler und würdigen Nachfolger dieſer großen Männer hier nicht alle nennen, ihre Namen ſind bekannt genug; der mittelmäßigen und ſchlechten Nachahmer, werde ich aber noch weit weniger erwähnen: denn ſie verdienen nicht gekannt zu werden.

als Ihre edle Seele, Ihr gefühlvolles Herz über Ihre Sinne und Ihren Witz — wiewohl beyde äuſſerſt fein — erhaben ſind.

Und denn, mein Freund! iſt es nicht auch billig, wenn wir ſelbſt unter unſern Vergnügungen nicht ganz vergeſſen, daß wir denkende Geſchöpfe ſind?

Und hierinnen hat nun die berliniſche Muſik einen faſt unermeßlichen Vorzug vor der Muſik aller andern Nationen, und aller muſikaliſchen Sekten aller Nationen.

Keine beut unſerm Verſtande ſo viel Unterhaltung, ſo viel Nahrung dar, als ſie: und ich glaube, daß dieſes ein Hauptzug ihres Charakters iſt.

Nun wird es mir ſehr leicht werden, die Frage zu beantworten, die Ihnen erſt ſchon auf den Lippen zu ſchweben ſchien: warum gefällt die berliniſche Muſik nicht allgemein? —

Nicht jedermann findet Geſchmack an Youngs Poeſien, es verſteht ihn auch nicht jeder, der ihn oder verſteht und recht zu leſen weiß, wie er ſoll, der wird gewiß äuſſerſt von ihm gerührt, erſchüttert, überzeugt, oder vielmehr überwältigt.

So

So auch mit den Werken der beſten berliniſchen Componiſten.

Die größte Zahl der Leſer wählt lieber die Gedichte eines Jacobi: täglich ſehe ich Beyſpiele davon. Meine ſchöne Schweſter hat mir Jacobi's Werke, — die ich in ihrer Art ganz allerliebſt, ganz vortrefflich finde, und die mir viele ſüße Stunden gemacht haben, wofür ich dem lieben, edlen Manne, gerne dankte — dieſe hat ſie mir in einem ſchönen mit Roſen und Jaſminen gezierten Bande, von ihrer kleinen, weißen Hand geſtickt, geſchenkt; nun kommen oft Leute zu mir, und faſt gilt dieſes von den mehreſten, die ziehen mir immer den Jacobi hervor, ſtehen, daß einer nach Kant, Mendelſohn, Rouſſeau, oder unter den Dichtern nach Ramler, Klopſtock, Utz oder Young greift.

Solche verzärtelte Leute ſind nun auch die muſikaliſchen Liebhaber größtentheils. Sie wollen nur immer angenehm gekitzelt, oder ſanft eingewiegt ſeyn; ſtarke Rührung, Erſchütterung und Beſchäfftigung des Verſtandes, das iſt ihre Sache nicht.

Es iſt wahr, daß viele von den berliniſchen Componiſten eine Trockene und Dürre in ihren

Arbei-

Arbeiten haben, die nothwendig den Zuhörer gähnen machen muß, und daher rede ich auch nur von den beſten berliniſchen Componiſten, von den großen Männern, die eigentlich den Charakter der berliniſchen Muſik beſtimmt haben: denn jene ahmten ihnen nach, ohne ihr Genie, ihren Geiſt zu haben, hielten ſich alſo bloß am äußern ihrer Werke; beobachteten immer aufs genaueſte, und bis zum Ekel, genau die Form der Stücke ihrer großen Muſter, und ſchrieben dieſe und ſich ſelbſt unaufhörlich ab.

Indeſſen, wenn man ſie nur aus ihrem rechten Geſichtspunkte betrachtet, ſo findet man doch wenigſtens jederzeit richtigen Satz und reine Harmonie. Aber die Werke des mittelmäßigen und ſchlechten Componiſten anderer Nationen oder auch anderer Schulen unter uns, das iſt ſchlechterdings Unſinn, da iſt weder Ordnung noch Verſtand darinnen.

Sie wollen ſchon wieder einen Einwurf machen; Sie ſagen, Sie hätten Proben davon, daß auch Leuten von gutem Geſchmack und richtigem Gefühle manches Bendaiſches oder Bachiſches Stück nicht gefallen hätte. Hörten die, das Stück vom berliniſchen Orcheſter ſpielen?

Hörten

Hörten Sie es von Bachen selbst, von einem seiner würdigen Schüler spielen? —

Das ist der wichtige Punkt, mein Freund! Berlinische Stücke müssen auch berlinisch vorgetragen werden. Klopstocks und Ramlers Poesie recht zu lesen, dazu gehört eine andere Deklamation als Gleims und Jacobi's Lieder zu lesen: Bachen seine Arbeiten recht vorzutragen, dazu gehört ein anderes Orchester, als Wagenseil und Collizzi zu spielen.

Ich habe mich deshalb auf meiner Reise niemals gewundert, wenn bey einer Musik Bachische oder Bendaische Sachen keinen Beyfall fanden, sie gefielen mir selbst nicht, wie sie da vorgetragen wurden. Ich nehme hievon keine einzige Capelle Deutschlands i) aus, ich habe die Leute auch nie anders widerlegt, als mit den Worten: Ich wünschte, ihr hörtet die Stücke in Berlin.

Hätten Sie ihnen aber da nicht gefallen, denn hätte ich noch weniger gesagt: vielleicht hätte ich mich stillschweigend umgewandt, vielleicht

i) Die Gothaische Capelle ist die einzige, die ich nicht genugsam kenne.

leicht hätte ich ihnen höchſtens die beyden Worte geſagt: ich bedaure euch.

Glauben Sie indeſſen nicht, daß ich die andern Componiſten und Virtueſen verachte, weil ſie nicht im berliniſchen Geſchmacke und Style componiren und ſpielen. Wenn ſie nur in ihrer Art gut oder vollkommen ſind.

Ich weiß es vielmehr ſehr wohl, wie viel die ſchönen Früchte des Witzes zum Vergnügen der Zuhörer beytragen, und achte den Mann, der reich daran iſt, ſo wie er es verdient. Daß aber die mehreſten neuen Componiſten, jene tauſendfache Mannigfaltigkeit der Gedanken zu dem Hauptzwecke und Inhalte ihrer Stücke machen, das kann ich ohnmöglich loben. Und daß der gröſte Theil unſerer Nation ſo ſehr vielen Geſchmack daran finden kann, das muß meine Landsleute in meinen Augen nothwendig zu der Aehnlichkeit mit unſern Nachbarn herabſetzen, ſo gerne ich ſie auch in allen Stücken über ſie erhoben ſehen möchte: — und könnten Sie dieſes nicht ſeyn? —

Denn ich glaube, der feinere Zuhörer, wird doch gewiß das edlere Vergnügen, das durch Rührung des Herzens, und durch angenehme

Beſchäff-

Beſchäfftigung des Verſtandes entſtehe, jenen, durch Witz gewirkt, unendlich weit vorziehen.

Aber auch dem ſolideſten Manne vergnügt wahrer Witz. Man ſuche alſo beydes zu vereinigen: Witz aber bleibe jederzeit dem Gefühle und dem Verſtande untergeordnet, denn ſonſt geht Einheit und Charakter und Ausdruck und Richtigkeit des Stücks verloren.

Und Stücke von dieſer Art müſſen den Mann von gutem Geſchmack und feinem richtigen Gefühle und Verſtande eben ſo leicht ſättigen, und bis zum Ekel, ſättigen, als die Geſellſchaft eines bloßen Witzlinges, der ſeinen Witz nicht nur braucht, um richtige und feine Gedanken auch auf eine neue, angenehme und unterhaltende Art zu ſagen, ſondern der, um zu witzeln, oft den Ort, die Perſonen und den Wohlſtand vergißt. Und iſt nun gar ſein Witz noch an ſich ſelbſt fade und pöbelhaft — k)

Die

k) Ich bin von dieſer Art Leute ſehr oft geplaget worden, ſo ſorgfältig ich auch immer ihre Geſellſchaft zu vermeiden geſucht habe: aber nie habe ich ein ſo vollkommenes Beyſpiel dieſer Art erlebt, als einmal im berliniſchen Liebhabercoucert; verſteht ſich alſo von muſikali-

Die Musik hat so gut ihre verschiedene Geschlechtsabtheilung, als die Poesie. So wie jene

sikalischer Art. In dieses Concert kömmt ein Mann, ein römischkaiserlicher Capelliste — wenn gleich der kaiserliche Hof keine Capelle hält, ein Virtuose auf dem Violoncell, der bey dem Namen *Duport* und *Mara* mitleidig die Achseln zuckt, wenn er auch gleich auf seinem Instrumente keinen Ton rein greifen kann; ein Mann, der nach seiner eigenen Aussage, alle seine Zuhörer in Begeisterung setzt — wenn man ihn gleich beym zweyten male stehen läßt ohne ihn zum Spielen hervorzurufen — Kurz, dieser Mann kömmt in das benannte Concert, wo man sonst die Stücke, die man aufführt, mit gutem Geschmacke zu wählen pflegt, und legt eine Symphonie von seiner Arbeit auf, die — nicht anders, als wenn es muthwilliger Weise geschehen wäre — aus lauter schaalen, spielenden, witzigen Einfällen zusammen gesetzt war, in denen auch schlechterdings kein Sinn, kein Verstand war, und das alles mit solchem entsetzlichen, betäubendem Geräusche vorgetragen, — mit Hörnern und Hoboen und Flöten, und wo ich mich nicht irre, auch gar Trompeten und Paucken, obgleich es im Grunde die mehreste Zeit nur ein elender zweystimmiger Satz war — daß man über den Unsinn erstaunen

jene Hymne, Heldengedicht, philosophisches Gedicht, Drama, Ode, und Lied, und Schäfergedicht hat, so auch die Musik.

Wer hat je von einem Dichter verlangt, daß er in allen Arten der Dichtkunst gleich groß seyn soll, oder daß ein Gedicht alle verschiedene Geschlechte der Dichtkunst in sich begreifen soll? Und wie kann man dieses dann vom Componisten verlangen?

Vernünftige Kenner thun es nicht, aber die mehresten Liebhaber begehen den Fehler. Sie unterscheiden niemals den Charakter des Stückes, so sie vor sich haben. Das Stück, so sie nun spielen wollen, soll schlechterdings in den Humor, in die Laune passen, in der sie sich just befinden.

Daher

mußte. Aber, mein junger Herr, der sie sich da Mühe geben, mich zu beschimpfen, gefiel die Symphonie nicht vielen von den Zuhörern? — O! schweigen sie, schweigen sie, ich will gerne fürs künftige auch bey ihnen meinem Grundsatze folgen, des Schlechten gar nicht zu erwähnen: erinnern Sie mich nur nicht mehr an die Schande meiner Landsleute,

Daher gefallen ihnen denn auch die neumodischen, buntschäckigten Sächelchen am besten, wo in einem Stücke bald ein cosackischer Tanz, bald ein englischer, bald ein polnischer, bald wieder ein Husarenmarsch, und dann wieder eine Tyrade aus einem Kirchencomponisten ausgeschrieben, um auch Bart und Mantel zu haben. –

Ich gebe es gerne zu, daß die berlinischen Componisten in der Art, dem anakreontischen Gedicht parallel, weniger geliefert haben, als die Italiener und Manheimer u. a. m. aber — um bey dem Gleichnisse zu bleiben — das Drama, die Hymne, das Heldengedicht, die hohe Ode — wie weit übertreffen sie da nicht alle andere!

Und nun betrachten Sie noch die theoretischen Schriften, die uns Berlin über die Musik geliefert hat. Kirnberger und Marpurg, wie viel haben die nicht durch ihre scharfsinnige, gründliche, und schöne Schriften für die Musik gethan? Es ist noch niemals, in keiner Sprache ein musikalisches Werk erschienen, daß dem Kirnbergerischen Werke, von der Kunst des reinen Satzes, gleich käme. Welche Ordnung und Unterscheidung herrschet nicht darinnen,

nen, und wie klar, wie einleuchtend alle die Wahrheiten geſagt ſind!

Eben ſo die muſikaliſchen Artikel in dem Lexicon der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften: wiewohl der Verfaſſer bey dieſen zuweilen den eigentlichen Geſichtspunkt zu verlieren ſcheint, daß ſie in ein Lexicon zu ſtehen kommen ſollen, wo meiner einfältigen Meynung nach nur ausgemachte, angenommene Wahrheiten, nicht Hypotheſen und weitläuftig ausgeführte Vorſchläge hingehören. Höchſtens benenne man, bey Beſtimmung der Grenzen, wie weit wir gekommen, mit einigen Worten, wie viel und was noch zu thun übrig iſt: und vielleicht iſt dieſes auch ſchon zu viel für ein Lexicon.

Eben ſo wie ſich die berliniſchen Tonkünſtler in der Inſtrumentalmuſik als Componiſten und Virtuoſen, über alle andere erheben, ſo auch in ihren Anweiſungen, zur Erlernung und zum rechten Gebrauch der Inſtrumente.

Bachs wahre Art das Clavier zu ſpielen, wird jederzeit ein unſchätzbares Werk für die Muſik bleiben. Noch nie hat einer die Natur eines Inſtruments ſo ganz gekannt, als er;

noch nie hat einer so viel in sein Instrument hineingelegt, um es vollkommen zu machen, als er.

Seine **Fingersetzung** ist der Natur so vollkommen gemäß, daß es schlechterdings keine bessere geben kann. Es ist die bequemste. Es muß also die beste seyn: denn es ist nicht nur der Vernunft gemäß die leichtesten und sichersten Mittel — bey den leichtesten findet auch die größte Sicherheit statt — zu Erlangung eines Endzweckes zu wählen; diese Bequemlichkeit befördert auch den **Gesang** und die **Deutlichkeit.**

Das erste Mittel, auf dem Clavier den Gesang zu befördern, ist ohnstreitig dieses, daß der vorhergegangene Ton so lange liegen bleibt, und dadurch der Schall desselben so lange erhalten wird, bis der darauf folgende Ton angeschlagen ist. Diese Vermischung des Schalls der beyden Töne thut denn einigermaßen das, was der Sänger und Bläser vermittelst der Luft, der Saitenınstrumentalist vermittelst des Bogens hervorbringt.

Diese Verbindung der Töne findet aber nur bey der allernatürlichsten Folge der Finger, statt.

ſtatt. Jede unnatürliche Fingerſetzung verurſacht kleine, leere Zwiſchenräume, indem ein Finger dem andern erſt Plaz machen muß, wodurch der Geſang unterbrochen wird.

Mit der **Deutlichkeit** in Schwierigkeiten verhält es ſich eben ſo: je weniger Kreuzſprünge ich machen darf, deſto ſicherer iſt mein Gang.

Dieſe vortreffliche Fingerſetzung des Herrn Bachs macht auch, daß wir nun mit weit weniger Schwierigkeit drey bis vierſtimmige Sachen auf dem Clavier ſpielen können, die ſonſt nur **Bache**, **Händele** und **Golberge** mit ihrer unbegreiflichen Gewalt zwingen konnten.

Seine **Manieren** oder **Verzierungen** ſind ebenfalls alle mit der gröſten Ueberlegung gewählt. Keine iſt überflüßig und bloß da um mehr Noten zu machen, ſie zielen alle auf die **Beförderung** und **Verſchönerung** des Geſanges ab.

Bey langen Noten iſt das bloße Halten der Takte nicht hinlänglich, um den Ton bis zur folgenden Note zu erhalten: es iſt alſo nöthig, ihn auf eine gute Art zu wiederholen; ihn geradezu zu wiederholen*, wäre zu plump, und

würde oft den Gesang nur mehr unterbrechen, es ist also besser, die nächst daran liegende Note drüber oder drunter, nachdem es der Lauf der Töne erfordert, erst anzuschlagen und dann dieselbe wieder hören zu lassen, oder auch, wo es nöthig ist, beyde, die Note drüber und drunter, mit der Hauptnote dazwischen, und nach, oder auch vor, dazwischen und nach. — Das heißt, den Gesang zugleich befördern und verschönern, welches gewiß von allen Bachischen Manieren gilt.

Wie gründlich und deutlich sind nicht die Abhandlungen vom Generalbaß, der Fantasie u. s. w.

Ueberhaupt ist die Schreibart dieses Werks, als Lehrbuch betrachtet, vorzüglich schön; außer dem Nutzen, den es dem Clavier schafft, wieviel kann es nicht auch dem Componisten nutzen!

Quanzens Anweisung zur Flöte ist gewiß auch ein Werk, das sich von den Schriften dieser Art anderer Nationen, rühmlich unterscheidet, und das auch auf mehr abzielet, als bloß auf die Flöte —

Ohne mich weiter in Untersuchungen und Beweise einzulassen, will ich nur noch eine Prophezeihung für die berlinische Musik hersetzen.

Unsterb-

Unsterblich wie die Seele deiner Schöpfer, wirst auch du seyn. Es werden die Werke deiner Nachbaren, die dich höhneten, deine Verläumder und Neider, die an deinem Ruhme nageten — alle werden vergehen, werden wieder kommen und wieder vergehen, nach der Wandelbarkeit des Geschmacks: denn diesen opferten sie nur. Du aber wirst fest stehen, und wenn gleich bisweilen ein wenig erschüttert, doch immer unwandelbar dieselbe bleiben, gleich den Empfindungen und Leidenschaften der Menschen: denn du sprachst ihre Sprache.

Amen sage ich hiezu, und Amen sagen auch Sie und jeder Freund der wahren, edlen Musik.

P. S. Ich lege diesem Briefe ein Gedicht unsers lieben Freundes Kr. bey, welches durch diesen Brief bey ihm veranlasset wurde. Itzt da dieser öffentlich bekannt werden soll, erlaubet er mir aus Mitleiden, es mit einzurücken, und ich bin froh, diesem unwichtigen Blatte dadurch einige Wichtigkeit geben zu können.

Ueber
die großen Meiſter
der
Berliniſchen Muſik.

Unſeelig, deſſen verhärtet Ohr nicht mehr
Die Stimme Gottes vernimmt im lauten Strom,
Im Weſt, im Rauſchen des Walds, im Bach
Nicht Gottes Stimme vernimmt: Unſeelig der,
Dem eure Sprache nicht mehr verſtändlich iſt,
Wann ihr, Beherrſcher und Schöpfer des Geſangs,
Wann ihr mit mächtigen Stimmen jede Bruſt,
Die ſich noch biegſam und menſchlich fühlt, empört!
Wem Neid, wem Galle, wem Scheelſucht, Menſchenhaß
Die Seele ſchwärzen; o wen Verſkuldung drückt,
Den laſſen, wie er auch ſelbſt Harmonikus,
Die ſeelenvollſten Harmonien taub.
Geſchmack von ächtem Gehalt und Freude flieht,
Wenn Tugend ſtirbet: o Tugend, ohne dich
Iſt Freude Tollheit nur, Wahnſinn, Unwitzigkeit,

Nur

Nur lügenhafte Verſtellung, Sünde nur.
Wie ſeelig, wie ſo zufrieden mit mir ſelbſt,*—
Daß ich im Rauſchen des Walds, im Bach, im Weſt,
Noch Gottes Stimme ſo laut vernehmen kann;
Daß, wenn der Frevler im mächtigſten Geſang
Nur klingen, rauſchen und ſtimmen hört, und gähnt,
Mir eurer Töne Gewalt zum Herzen ſpricht,
Ihr Schöpfer himmliſcher Melodien, ihr!
— Was hebt ihr euch! o ihr irrt, euch nennt' ich nicht,
Ihr ſeyd gedeten mit eurem Akeewitz,
Und ohrenkitzelndem Klingeklang zu gehn,
Ihr Poſſenreiſſer! ich rufe ſonſt den Gott,
Der einſt an Marſyas *) Haut ein gutes Werk
Vollzog — ihr Schänder der edlen Harmonie!
Geht hin zum üppigen Hof, wo Albernheit,
Wo Gähnen, Ekel und Tand ſtolz reſidirt;
Da könnt ihr Bravos die Menge, für'ſich Gold
Und fürſtlich Lachen erbeuten, geht nur hin.

*) Marſyas, vor Alters ein phrygiſcher Virtuoſe, der ſich ſo viel mit ſeinem buntſcheckigem Klingeklang dünkte, daß er ſogar den Apollo heraus foderte. Dafür ihm dieſer die Haut über die Ohren zog.

Scheint doch, als hätte die Scherlſucht ſie vereint,
Euch edle Sänger zu überſtimmen, euch,
Von Gott begabet, der Seelen tiefſten Grund
Mit Zaubermacht zu erſchüttern, wie ihr wollt —
O, könnt' ich danken, euch danken, eurer Macht,
Der ich, wie oft! mit Entzücken unterlag!
Doch nennen, nennen ſoll euch mein dankbar Lied.

Auf, ihne munter, mein Lied, vergnügt und leicht,
Und heiter ihne, dem Lied der Lerche gleich,
Wenn ſie Auroren entgegen jubiliert,
Und aus dem Morgengewölk ihr zarter Ton
Herunterrieſelt auf Feld und Thal und Hain:
So ſchwärmet Quanzens Geſang im weiten Saal.
O du gefällige Flöte, welchen Geiſt,
O welche Sprache blies Er dir ein, dein Quanz.
Aus dir quillt Ruhe, gelaßner Schmerz und Troſt:
Drum biſt du Schäfern und Schäferinnen held;
Drum nahm zu ſeiner Geſpielinn Friedrich dich.
Wie Er Dich liebet, ſo liebte nimmer Pan
Sein Schilf, die Nymphe. Denn Krieg, Ehrſucht, Pracht
Vergißt er, ſeine Trophäen, ſein Alter ſelbſt,

Wenn

Wenn er dich drücket an ſeine Lippen: das,
Das haſt du Quanzen zu danken. Bleib ihm treu,
Und ſtrebe nimmer nach ſtolzerem Geſang.
Wie der dich lehrte, nie anders ſinge du;
Denn anders glaube, daß du nicht Schäfern mehr,
Nicht König Friederich mehr gefallen kannſt.

Und Benda — nenne mit Ehrfurcht ihn, mein Lied,
Mit ſeinem Liede wetteifern ſollſt du nicht.
Denn kannſt du klagen, wie Philomele klagt?
Wie Ariadna, verlaſſen am Geſtad
In Aengſten jammert und girrt, und lauter tobt?
Wie ſiſtet unter den freundſten Saiten ſchnell
Sein Bogen Bündniß; und die verzankten
Gerathen bald in vertrauliches Geſpräch.
Bald murmelts wieder aus hohlem Bauch hervor,
Verſchwörung, dumpfer Verrath, verwirrte Furcht.
Bald gleiten Töne durch unmerkliche
Schattirung leiſe dahin, den Träumen gleich,
Die vor der Stirne der frommen Schäferinn
Ein leicht verfliegender Morgenſchlummer webt.
Dort horcht die blaſſe Melancholey, wie Saul

Auf

Auf seine Lanze gelehnt, Selbstmord im Sinn;
Sie horcht empor, und vernimmt in jedem Zug
Sich selber, ihrer Gedanken Wiederhall,
Erschrickt beschämet, und schleicht gewarnt davon.
— Da kömmt, verruhe, mein Lied, er kömmt, mein Freund,
Der hundert Lieder mir gilt, mein Hermensried,
Der jeder Strophe Verlust, die mir entfiel,
Mit zehnfach besserm Gesang ersetzen kann,
Und soll. Eröffne nur willig mein Clavier,
Freund meiner Seelen! denn jeder leichte Schritt
Von deiner klingenden Hand ist Baches Lob.
Die große Seele, wie du sie sonsten mahlst,
So mahl' auch diese mir jetzt in seinem Psalm.
Reich, unerschöpflich und neu, und kühn, und groß,
Vertraut, und ohne Geschwätz geschäftig, frey,
Beherrscht er jedes Revier der Harmonie.
— Fern her ein Rauschen des Waldes, Donnersturm!
Bald sanftes Sausen, ein stiller Regenguß!
Die Meere schweigen; die Erde jauchzet, o!
„Wer kömmt, die Thore der Welt weit auf! der Herr!
„Weit auf die Pforten der Welt! Jehova kömmt,
„Mit Macht gerüstet! — der Herr ist freundlich, Lob

„Singt

„Singt Lob, ihr Frommen dem Herrn, der ewig ist.
„Wie seine Gnade, lobsingt ihr Frommen ihm!
Wer *) ist so würdig, als du, von uns, als du
Von uns bewundert zu werden! wer als du!
O unser Herrscher, o Gott —
Und ihr unsterblichen Brüder, edle Grauns!
Des Einen **) Namen ist Kühnheit, Adlerflug,
Und Feuer, reißender Strom und Heldenernst.
— Wo Luft nur wallet, da wallt auch Melodie,
Doch nur in einzelnen Tönen. Wohllaut tönt
Der Bach, der säuselnde Schilf, der West im Hain,
Doch nur in einzelnen Tönen. Wohllaut tönt
Jedwede Kehle des Walds, und jede Art
Nach ihrer Kehle verschieden; schöner noch
Und mannigfacher des Menschen Stimme. Sieh,
Drum überließ die Natur, dem Fleiß der Kunst,
Der unerschöpflichen Kunst, die nimmer ruht,
Daß sie aus jedem Revier der lauten Luft
Zu Hauf die einzelnen Töne sammelte.

Und

*) Der edlere Psalm, einer der schönsten.

**) Der Concertmeister.

Und tausendjährige Mühe hats vollendt,
Hat aller Stimmen Verhalt, und Maaß und Klang
In schlechte Därme gezwängt, in krummes Erz,
In dünne Bretter und Rohr; ein schlechter Zeug!
Doch mächtig Wunder zu thun, wenn Graunens Geist
Die Waffen alle bewegt, vermischt, vereint,
Und so den Streit von unzähligen Stimmen weckt.
Wie stürzet dann in den Glanzerfüllten Saal
Die immerwachsende Flut der Symphonie!
In Staunen setzest du da den ganzen Kreis:
Wenn jene Dame nur nicht mehr sieht, als hört;
Wenn jener Herr nicht im Spiel Dukatenklang
In dein Adagio mischet; wenn der Kreis
Der Hörer richten nicht mehr, als hören will.

Um seinen besseren Lohn, du jüngrer Graun,
Ja deinen Bruder beneiden müßtest du,
Wär' unter Seeligen, unter Engeln Neid,
Um seinen besseren Lohn, des Frommen Dank.
Ich sollte singen sein Lob? Kann ich die Zahl
Der Thränen fassen, der frommen Regungen,
Die Ströme seeliger Lust, die dein Gesang,

So

So lange Menschen noch Menschen sind, erzeugt,
So lange Funken von Gott im Christen glühn.
Sieh, wenn der Regen im May auf frisches Land
Herniederträufelt, wie regt sich alles Land
In Gründen, Höhen, in Wald! und überall
Wallt lautes Leben hervor, und rege Kraft:
Von Grauns Gesange getränket schwillt das Herz
Von großen Engelgedanken, himmlisch, rein.
Beflügelt, wie das Gebet des Gläubigen
Reizt sein Gesang, wie die Hoffnung, Himmelan;
Voll reiner Glut, wie des Christen Liebe glüht.
O seelig, seelig die Thränen, die dein Lied,
Wenn es den Leidenden sang, mir ausgepreßt!
Die Wonneschmerzen vertausch' ich ach! um nichts,
Auch nicht um deine Bewundrung, deine Kunst!
„Voll banger Schauer, o klage Zion, o!
„Schwach ist sein Odem, sein Leben abgekürzt —

Gethsemane! o ihr weichgeschaffnen weint,
Weint, daß ihr fehltet, wie Petrus, bitterlich.
Schwört eure Feinde zu lieben — und Verzeihn
Sey eure Rache — dieß Vorbild ließ er euch —

— Der

— Der Trost vom Himmel uns bringet, singt ihm Dank,
O singt dem göttlichen Boten . . .

Unsterblich wird, wie ihr Geist, ihr Name seyn,
Ihr Namen, ewig mit ihrem Lied zugleich
Gesungen. Eure Verläumder, die der Neid
An euren Werken zu nagen, stiftete,
Ausländer oder Verwandte, werden all'
Vergehen, wiedererscheinen, und vergehn;
So wandelbar, wie die Mode des Geschmacks,
Der diese fröhnten. Nur du, göttlich Geschlecht,
Die Harmonia gebar, Verstand erzogen —
Nur ihr bleibt ewig an Ruhm euch selber gleich,
Und eurer Lieder Verdienst unwandelbar.

Ueber

die Pflichten

des

Ripien-Violiniſten,

von

Johann Friederich Reichardt,
Königl. Preußiſchen Capellmeiſter.

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker, 1776.

Faſt allgemein wird das Amt des Ripieniſten geringe geſchätzt: man ſehe hier aber, wie viel zu einem recht guten Ripieniſten gehöre, und man wird ihn beſſer ſchätzen lernen.

Ein guter voller Ton; ein ſicherer und doch gelenkiger Bogen; Fertigkeit und Sicherheit in der Verſetzung der Finger; die genaueſte Kenntniß und Ausübung der Verzierungszeichen, Vorſchläge und ihrer Geltung; die genaueſte Beobachtung der vorgeſchriebenen Stärke, Schwäche und aller Nuancirungen derſelben; das Vermögen voraus zu ſehen, wozu

Gedächtniß und Dreistigkeit, hauptsächlich aber Gewißheit in sich selbst gehöret; Festigkeit im Takte, und endlich die größte Gewissenhaftigkeit in Ausübung der vor sich habenden Noten. Dieses sind die Haupteigenschaften eines guten Ripienisten. Wir wollen sie kürzlich einzeln abhandeln.

I.

Vom guten vollen Ton.

Der gute Ton wird nur dadurch hervorgebracht, daß jeder Finger völlig auf seiner Stelle steht, nicht ein Haar zu hoch oder zu tief, daß der Druck der linken Hand so stark als möglich sey, und daß der Bogen in gerader Linie fortschreite, daß er nicht zu nahe am Stege, auch nicht zu weit davon geführt wird, daß er fest gehalten, aber nicht zu fest auf die Saiten gedruckt wird, daß die vollen Haare, und nicht, wie gewöhnlich, nur die Sei-

tens

tenhaare, auf die Saiten kommen, und daß der Bogen nicht immer auf den Saiten ruhe, ſondern wo es — wie man weiterhin ſetzen wird — erlaubt iſt, abgezogen werde.

Gründe. Jeden Finger völlig auf ſeine Stelle zu ſetzen iſt nicht nur des Reingreifens, ſondern vorzüglich des guten, hellen und vollen Tons wegen, nothwendig. Der Ton kann für das feinſte Gehör ſchon rein ſeyn — denn auch das feinſte Gehör, das Viertelton, und den achten und ſechzehnten Theil eines Tones noch unterſcheidet, kann doch den zwey und dreyßigſten und vier und ſechzigſten Theil eines Tons nicht mehr unterſcheiden, und dennoch kann vielleicht nur der hundert und zwanzigſte Theil eines Tones fehlen, um den gegriffenen Ton hell und und voll zu machen, welches nur durch die vollkommene Erſchütterung geſchiehet.

Daß der Druck der linken Hand ſo ſtark als möglich ſeyn müſſe, iſt darum nothwendig, weil dieſer Finger, indem

er die Saite verkürzet, den Schwingungen der Saite die Grenze bestimmt: geschieht dieses nun nicht aufs allergenaueste, so ist der Ton schwankend.

Der Bogen soll nicht schief fortschreiten, weil dadurch der Ton pfeifend wird; er soll nicht zu nahe am Stege geführt werden, weil die Saiten da zu stark gespannt sind, und der Bogen bey Anwendung der gehörigen Stärke, um die Schwingungen der ganzen Saite, besonders wenn sie noch ihre ganze Länge hat (a), mitzutheilen, einen gewaltsamen, knarrenden Ton hervorbringt: er soll aber auch nicht zu weit von dem Stege geführet werden, weil alsdann eben diese Gewalt des Bogens nicht im gleichen Verhältniß, mit der Spannung der Saite stehet.

Daß

(a) Bey höheren Tönen, wo die Saite schon um die Hälfte und drüber verkürzet ist, kann sich der Bogen eher dem Stege nahen. Nur muß alsdann Bogen und Saite im besten Stande seyn.

Daß der Bogen feſt gehalten werden müße, iſt nothwendig, um ihn beſtändig in der geraden Richtung zu erhalten; daß er aber nicht feſt, das heißt, mit Gewalt, auf die Saite gedrückt wird, geſchieht deshalb nicht, weil dadurch der Ton dumpfig wird, indem der Saite der angenehme Nachklang gänzlich benommen wird: es ſey dann bey kurz abzuſtoſſenden Noten, wo der Componiſt die gröſte Stärke verlangt, da wird der ſtärkſte Druck des Bogens dem Tone nichts ſchaden, weil der Bogen ſogleich völlig von der Saite gehoben wird.

Die vollen Haare ſollen auf die Saiten kommen, weil wenige Haare nicht die Gewalt haben, die Saite genugſam zu erſchüttern, vorzüglich bey ſtarker Erſchütterung: aber auch ſelbſt bey der ſchwächeren, ſoll der Bogen nicht ſo gedreht werden, daß nur die Seitenhaare die Saite berühren, um den Ton bey gleicher Güte und Würde zu erhalten.

Daß der Bogen nicht immer auf den Saiten ruhe, ſondern, wo es erlaubt

ist, abgezogen wird, geschieht aus eben angeführter Ursache, vom Nachklange der Saiten. Wiewohl man weiterhin auch noch mehrere Ursachen hiezu finden wird.

Das sind nun alles in den Augen eines jeden, der auch nur einen Menuet spielen kann, unwichtige Kleinigkeiten, und doch greiffen oft berühmte Virtuosen für seine Ohren falsch, quatren und pfeifen mit dem Bogen, und haben deshalb einen schlechten Ton.

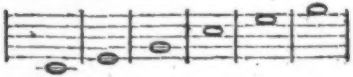
Nichts ist seltener, als Violinisten und Violoncellisten, die einen guten, vollen Ton haben. Die wahre Ursache liegt allein in der ersten Unterweisung; man läßt den Schüler nicht lange genug, oder auch wohl gar nicht die Scala spielen. Um es ihm angenehm zu machen, giebt man ihm gleich Melodien, auch wohl Schwierigkeiten zu spielen. Das heißt, er soll Figuren zeichnen, ehe er Punkte und gerade Striche machen kann. Ist dieser hernach erst dazu gelangt, schiefe Nasen und schiefe Mäuler zu machen, so wird er gewiß nicht mehr gerade Str[illegible] machen

machen lernen. Eben dieſes gilt auch vom Bogen und noch mehr.

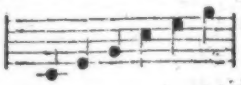
II.

Vom ſicheren und gelenkigen Bogen.

Um einen ſicheren Bogen zu erhalten, iſt es nothwendig lange Zeit ſimple Noten zu ſpielen. Erſt lange Noten, und bey dieſen durch den ganzen Bogen gleiche Stärke beobachtet,



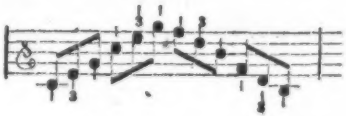
dann geſchwindere, bey denen man ſchnell den ganzen Bogen durchſtreicht;



dann andere, zu denen man nur die Hälfte des Bogens, von der Mitte bis

an die Spitze gebraucht, und dann ſolche, die man mit dem äuſſerſten Viertheile des Bogens abſtößt.

Am beſten iſt es, wenn man zu dieſen einzelnen Bogenſtrichen Triolen nimmt, um die Gleichheit im Hinauf- und Herabſtrich zu erhalten.

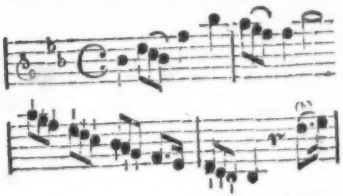


Dieſes muß ſehr lange geübt werden, ehe man mehr Noten auf einen Strich nimmt, und ehe man an Veränderungen der Stärke und Schwäche in einem Bogenſtriche denkt. Sonſt iſt man eben ſo übel daran, wie jener, der allaugenblicklich im Begriff iſt auf die Naſe zu fallen,

weil

weil er Complimente macht ohne gehen zu können.

Ob nun gleich der Ripienist sich vorzüglich gewöhnen muß, dem Hinauf- und Herabstrich gleiche Bedeutung geben zu können, so giebt es doch Fälle, wo der Strich völlig bestimmt ist. So muß bey jedem neuen Perioden, nicht bey jedem Takte, wie viele fälschlich glauben — die erste Note, ist sie niederschlagend, herunter gestrichen, ist sie aber aufschlagend hinauf gestrichen werden.

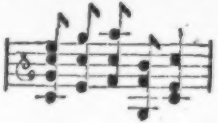


Blos

(b) Man sieht hier im Anfange, daß sich der Period mit einer niederschlagenden Note anfängt, man hebt also mit einem Hinunterstrich an: beym dritten Takte sieht man

Blos durch Vernachläßigung dieſer Regel geſchieht es, daß der Zuhörer beym Anfange eines Stücks, oft erſt im dritten, vierten Takte gewahr wird, von welcher Taktart das Stück iſt.

So muß jeder einzelne Accord

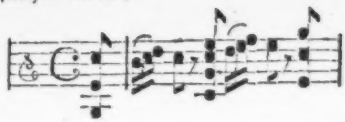


herunter geſtrichen werden, weil er ſonſt zu ſcharf, wie abgeriſſen klingt. Selbſt bey dem Fall, wo der Auftakt ein Accord iſt, muß dieſer hinunter geſtrichen, drauf aber

man zugleich, daß die erſte kurze Note, nach den überaeſetzten Zeichen hinauf geſtrichen, dahingegen die längere letzte Note des zweyten Takts hinuntergeſtrichen wird.

Der zweyte Period hebt ſich mit einem Auftakte an, folglich kommt eigentlich der Aufſtrich zum Anfange zu.

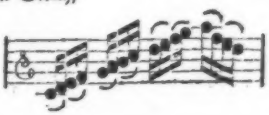
aber der Bogen abgeſetzt und die folgende erſte Note des Takts wieder hinunter geſtrichen werden.



So iſt bey dem Anwachſen und Abnehmen des Tons, wie wir weiter hin ſehen werden, der Bogenſtrich beſtimmt, u. ſ. w.

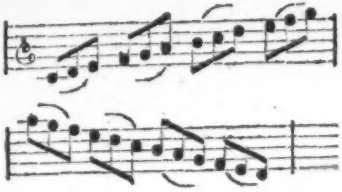
Zu einem gelenkigen Bogen iſt nothwendig, daß man ſich in allen verſchiedenen Bogenſtrichen übe.

Man nehme erſt zwey Noten auf einen Strich,

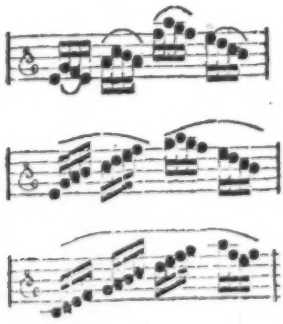


dann

dann drey,

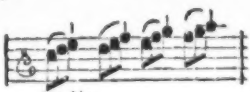


dann viere und mehrere,



denn

dann ſchleife man die beyden erſten auf einen Heruntерſtrich und ſtoße den dritten hinauf



und wieder umgekehrt.

Dann ſtoße man den erſten herunter und die beyden letzten ſchleife man hinauf,

und umgekehrt.

Dann gewöhne man ſich mehr als eine Note auf einen Aufſtrich kurz abzuſtoßen, — denn bey geſchwinden Noten, die nicht ſcharf, ſondern mit Leichtigkeit vorgetragen werden ſollen, iſt dieſer Strich unentbehrlich, — und ſo nehme man erſt drey Noten von denen man eine hinunter ſtößt und zwey hinauf. Zu dieſem Bogenſtrich muß man aber wenig Bogen nehmen, höchſtens den achten Theil der ganzen Länge des Bogens, und zwar in der Gegend des dritten Viertheils

(c) Dieſe umgekehrte Bogenſtriche nützen mehr zur Uebung des Bogens, ihn leicht und gleich zu machen, als man hernach häufigen Gebrauch davon macht.

theils des Bogens von der Hand gerechnet.

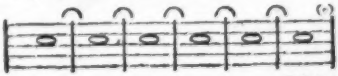
Der Heruntersſtrich muß hieben nicht länger ſeyn, als die Hälfte des Hinaufſtrichs, um den Noten völlige Gleichheit zu geben, wodurch eine ganze Reihe von Noten das Anſehen bekommen kann, als wenn ſie auf die geſchickteſte Art alle auf einen Aufſtrich gemacht würden, welches weit ſchwerer und der Hand nachtheilig iſt, indem dieſes eine etwas ſteife Hand erfordert, und ihr dadurch die Geleakigkeit benimmt.

Dieſe Uebung mache man hernach auch mit vier Noten, indem man zwey herunter und zwey hinauf nimmt, wobey der Herabſtrich ſo lang ſeyn muß als der Hinauf-

(a) Auch dieſen Strich kann man zur Uebung umkehren.

Hinaufſtrich, jedoch aber nicht über den achten Theil des Bogens höchſtens ausmachen muß.

Zu der Gelenkſamkeit des Bogens gehört noch vorzüglich das Vermögen zwey auf einander folgende Bogenſtriche ſo zu verbinden, daß es der Zuhörer nicht merkt.



Dieſes

(*) Da man in langſamer Bewegung wohl nicht dieſe ſechs Takte, ohnerachtet ſie zuſammen gezogen ſind, auf einen Strich machen kann, ſo muß man da, wo der erſte Bogenſtrich zu Ende iſt, ſo unmerklich wie möglich, mit einem andern Bogenſtrich abwechſeln.

Dieſes unmerkliche Verwechſeln des Bogens iſt auch zum rechten Vortrage der Choräle nothwendig, die man ſehr fehlerhaft ſtoßweiſe vorzutragen pflegt, welches

Dieſes Wechſeln eines Aufſtrichs mit einem Hinabſtrich oder umgekehrt geſchiehet am beſten bey dem fortiſſime oder pianiſſime, und zwar bey jenem mit dem unterſten Ende des Bogens bey dieſem aber mit der Spitze. Jedoch muß ein guter Ripieniſt es in allen Graden der Stärke machen können. Er hats oft nöthig. Oft findet er einen Ton acht, zwölf und mehrere Takte durch zuſammengezogen, und es thut eine ſehr üble Wirkung, wenn zwiſchen ein eingeſetzt wird, und zwar von verſchiedenen verſchiedentlich eingeſetzt, und oft juſt da, wo es am wenigſten erlaubt war.

ches dem Charakter des Chorals völlig zuwider iſt. Die Töne müſſen ſo an einander gehangen werden, daß das ganze Orcheſtre einer Orgel gleicht. So müſſen auch in alle Arten von Sachen Noten von einerley Höhe, wenn ſie durch eine Biadung zuſammengezogen ſind, völlig gleich, wie eine Note gehalten werden, und nicht bey der zweyten Note einen beſonderen Druck bekommen.

Auch gehört noch zur Gelenksamkeit des Bogens das Vermögen, mit solchem von einer Saite auf die andere zu gehen, ohne daß es das Ohr des Zuhörers bemerkt. Hiezu ist nothwendig, daß der Finger von der vorhergehenden Note so lange liegen bleibt, biß die andere schon gehört wird, und daß der Bogen sich allmählich zur andern Saite neigt, so, daß er auf einen unmerklichen Augenblick fast noch auf beyden Saiten zugleich ist.

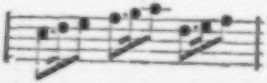
Die punktirten Noten erfordern einen genauen und bestimmten Vortrag.

Sind sie eine um die andere punktirt v. z. B.

so hat man dabey nur besonders zu merken, daß die verkürzte Note so kurz als möglich

möglich vorgetragen werden muß, um der längeren deſtomehr Gewicht zu geben. Der längeren einen beſonderen Druck des Bogens zu geben, iſt überflüßig, da der Bogen ſchon von der vorhergegangenen kurzen Note, mit Gewicht auf ſie fällt.

Folgende Noten aber

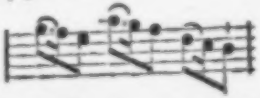


erfordern ſehr viel Gleichheit im Bogenſtrich. Wenn ſie alle geſtoßen werden ſollen, ſo kommt die vierte, die ein eben ſo ſtarkes Gewicht haben ſoll, als die erſte auf einen Aufſtrich. Man muß alſo ſehr viel Gleichheit im Hinauf- und Heruntерſtrich haben, um den Noten dennoch ihren gehörigen Nachdruck zu geben.

Bey ganz langſamer Bewegung, in einem Stücke, das einen trotzigen Charakter hat, kann man auch bey der dritten Note, die ein Heruntерſtrich iſt, abſetzen, und die Vierte wieder herunter nehmen,

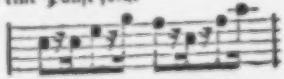
dabey muß man aber die Vorſicht gebrauchen, daß man den dritten Strich nicht lang ausſtreicht, damit man nicht nöthig hat mit dem Bogen erſt eine Welle durch die Luft zu ſtreichen, um wieder zu einem Herunterſtrich zu kommen.

Werden die beyden erſten auf einem Strich genommen



ſo muß man die dritte nicht ſcharf abſtoſſen, es ſey dann, daß ein Strich drüber ſtände wie bey dem letzten Beyſpiele.

Die Note mit dem Punkte muß bey jeder dieſer punktirten Noten ganz bis zu Ende ihrer Geltung gehalten werden, und unterſcheidet ſich dadurch von der Note, der eine Pauſe folgt



hier wird alles ſcharf abgeſtoßen.

Bey

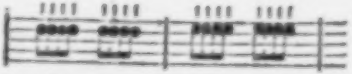
Bey Fugen hat der Bogen auch einen beſonderen Charakter. Bey langen Noten muß der Bogen etwas ſtärker eingeſetzt werden, und es iſt hier ein gewiſſes ſchwaches Marquiren der Noten nothwendig, um die Deutlichkeit im Vortrage zu erhalten. Dieſes wird deſto mehr nothwendig, je vielſtimmiger die Fuge iſt. Beſonders muß das Thema, ſo oft es von neuem eintritt, mit einem gewiſſen Druck des Bogens herausgehoben werden.

Die kurzen Noten in der Fuge müſſen ſcharf geſtoßen werden, und die Bindungen von einem Takte in den andern, müſſen etwas marquiret werden, um alle Verwirrung unter den Spielenden zu verhüten.

Bey denen aufeinander folgenden, kurzen, begleitenden Noten

hat man zu merken, daß, wenn ſie ſo ohne Zeichen ſtehen, wie hier, ſie kurz

aber nicht ſcharf geſpielt werden, das heißt, der Bogen bleibt, nachdem die Note kurz angeſtrichen iſt, auf der Saite ruhen. ſoll der Bogen aber ganz von den Saiten abgehoben werden, ſo muß erſt das gewöhnliche Zeichen zum Stoßen dabey ſtehen.



Man hat noch eine Art dieſe Noten vorzutragen, welches die ſchleifende iſt, nemlich, man nimmt viele Noten auf einen Strich, ohne ſie doch ganz an einander zu hängen, es bleibt zwiſchen jeder Note eine kleine Ruhe im Bogen. Man bezeichnet es ſo, und der Componiſt deutet zugleich an, wie viel Noten er dabey auf einen Strich haben will.

Man muß ſich für das völlige Zuſammenziehen dieſer Noten, oder das ſogenannte

nannte Schleppen ſehr hüten, weil dadurch der Geſang der Hauptſtimme verdunkelt wird.

Der verſchiedene Charakter der Stücke erfordert auch verſchiedenen Bogenſtrich.

So iſt der Bogenſtrich im Adagio ſehr verſchieden von dem im Allegro, und unterſcheidet ſich hauptſächlich dadurch, daß jener mehr auf den Saiten ruhen bleibt, als der im Allegro.

Nichts als eine Pauſe muß im Adagio den Bogen ganz von den Saiten bringen.

Selbſt bey den Noten die mit einem Strich (ı) zum Abſtoßen bezeichnet, ſelbſt bey den Abzügen, muß er im Adagio nicht völlig von den Saiten kommen, ſondern mit einem Achtheile der Haare wenigſtens darauf ruhen bleiben.

Sollen aber dennoch bey einer völlig contraſtirenden Stelle einige Noten im Adagio ganz ſcharf abgeſtoßen werden, ſo thut der Componiſt wohl, wenn er

ſolches mit einem beſonderen Zeichen, mit einem Wort, z. B. furioſo (heftig) oder adirato (zornig) anzeiget.

Bey dem Andante muß der Bogen die Leichtigkeit des Allegrobogens haben, ohne ſeine Schärfe, und in den Abzügen ohne ſeine Schnelligkeit. Zu geſchwinden Noten im Andante thut der oben erwähnte Bogenſtrich, wo zwey Noten hinauf kurz abgeſtoſſen werden, ſehr gute Wirkung.

Eben ſo auch beym Allegretto: nur bekommt der Bogen hier ſchon etwas mehr Lebhaftigkeit und zuweilen auch ſchon etwas Schärfe.

Bey dem Allegro aber iſt endlich die Schärfe des Bogens in geſtoßenen Noten, und die Schnelligkeit in den Abzügen höchſt nothwendig.

Die verſtärkte Ueberſchrift wie z. B. Allegro di molto, Allegro aſſai, Preſto Preſtiſſimo, geht blos auf die Bewegung und verändert im Charakter des Bogenſtrichs nichts. Hiezu muß der Ueberſchrift

ſchrift eine Benennung beygefügt werden, die den Charakter des Stücks beſtimmt. Allegro e con brio, Allegro e con ſpirito, con fuoco, reſoluto u. ſ. w.

Eben ſo auch machen die Ueberſchriften, die die Geſchwindigkeit des Allegro's vermindern, wie z. B. Allegro mà non troppo, non tanto, moderato u. ſ. w. keinen Unterſchied in dem Charakter des Vogens, ſondern gehen blos auf die Bewegung. Steht aber cantabile, dolce oder ſonſt eine Benennung die den Charakter des Stücks näher beſtimmt, ſo bezieht ſich das auf den Vogen, und dieſer muß ſanfter und aneinanderhängender gehen.

Eben ſo zeigen ſich bey den langſamen Sätzen die Ueberſchriften maeſtoſo, affettuoſo, meſto, grave, an, daß die längeren Vogenſtriche einen ſtärkeren, ausdrückendern Accent erhalten ſollen, und dann müſſen die Noten vor den Pauſen nicht kurz abgezogen werden, ſondern ſich nur allmählich verlieren.

Ich

Ich will mich hier nicht weiter ins Detail einlaſſen, und verweiſe den Leſer bis zu weiterer Ausführung dieſes Capitels auf Mozards Violinſchule und auf Quanzens Anweiſung die Flöte zu ſpielen, wo er im XVII Hauptſtücke beſonders von den Ripien-Violiniſten ſpricht. Man wird hier verſchiedene gute Anmerkungen finden. Jedoch muß ich einen jeden dabey für das öftere Abſetzen des Bogens warnen, welches in meinen Augen eben ſo fehlerhaft iſt, als ichs für die erſte Pflicht des Violiniſten halte, dem Hinauf- und Herabſtrich gleiche Bedeutung geben zu können.

Auch wäre es höchſt fehlerhaft, wenn man das Marquiren der Noten — wovon Herr Quanz ſo viel ſagt — jederzeit mit einem beſonderen Druck des Bogens bemerken wollte. Es iſt dieſes weiter nichts, als das kleine Gewicht, was ein jeder der mit aufrichtigem Gefühl für den Takt ſpielt, ſchon von ſelbſten, ohne daran zu denken, der längeren Note giebt, was Kinder bey ihrer bunten Fiedel ſchon

den Tönen geben, bey denen ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, mit dem Fuße niedertreten. Tritt der Junge falſch nieder, ſo muß er keine Muſik lernen.

III.

Von der Fertigkeit und Sicherheit in der Fingerſetzung.

Dieſes iſt ein vorzüglich wichtiger und am wenigſten gründlich behandelter Punkt. Der ganze Geſang des Inſtrumentaliſten beruht darauf. Für den Ripieniſten iſt er doppelt wichtig; nicht des Pfeifens in der Höhe wegen, ſondern wegen der Gleichheit eines ganzen Orcheſters. Wer nicht ehe die Hand verrücken will, als bis er hohe, vielfach unter den Kopf gezeichnete Noten ſieht, der wird nie ſauber ſpielen. Hier iſt die Hauptregel aus der ſo viele andere hergeleitet werden können.

Die Noten, die auf Einen Bogenſtrich kommen ſollen, müſſen auch ſo

ſo viel als möglich auf einer Saite gegriffen werden.

Ich ſage, ſo viel als möglich, denn es giebt Fälle, wo es ohne die allergrößte Schwierigkeit nicht geſchehen kann.

Es iſt dieſes das für den Inſtrumentaliſten, was der Athemzug bey dem Sänger iſt. Eben ſo fehlerhaft es bey einem Sänger iſt, wenn er zwiſchen zwey Tönen, die verbunden werden ſollen, Athem holt, ſo iſt es auch bey einem Inſtrumentaliſten, wenn er dieſe Töne, die auf einen Bogenſtrich kommen ſollen, auf zwey Saiten nimmt, und alſo mit dem Bogen merklich von einer Saite auf die andere übergeht, wodurch ein kleiner leerer Zwiſchenraum entſteht, der die Verbindung der beyden Töne aufhebt.

Man ſieht hieraus, wie ſehr nachtheilig dieſes dem Geſange iſt. Aus jener Regel fließt auch die Regel von der bloſſen Saite, wenn ſie nemlich blos und wenn ſie verdeckt, das heißt mit dem kleinen Finger auf der nächſten Saite gegriffen werden muß.

Wenn

Wenn das e z. B. mit einer Note auf Einen Strich kommen ſoll, die auch auf der e Saite gegriffen wird, ſo muß das e blos genommen, gehört es aber zu einer Note, die auf der a Saite gegriffen wird, ſo muß es verdeckt genommen werden.

Oft aber ſteht es für ſich allein, und dann gilt folgende Regel:

Iſt es eine kurze Note und ſoll ſie ſcharf geſtoßen werden, ſo nimmt man ſie blos; iſt es aber ein langer Ton, oder ſteht er auch nur in einer Folge ſanfter Töne, ſo muß er verdeckt genommen werden.

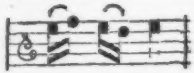
Hier hat man das vollſtändige Beyſpiel zu dieſer Regel.

Man nehme an, die Bewegung ſey hurtig, — denn bey langſamer Bewegung muß man die Hand verrücken um ſie alle verdeckt zu nehmen, — ſo wird

man

man das erſte e als eine kurze ſcharfe Note blos; das zweyte, welches zu f gehört, ebenfalls blos; das dritte e aber welches zu d gehört, mit dem kleinen Finger nehmen.

Nun ſetze man aber das erſte e ganz hinten, als das zweyte Viertel des Takts,

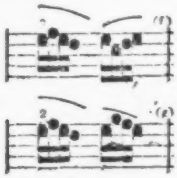


ſo wird dieſes für ſich alleinſtehende lange e mit dem kleinen Finger genommen.

Nimmt man aber an, daß die Bewegung langſam iſt, oder alle dieſe angeführten Töne auf einen Strich kommen ſollen,

ſo muß die Hand verrückt werden, und ſie müſſen alle auf der a Saite genommen werden. Aus der Folge oder aus dem Vorhergegangenen aber ſieht man ein, ob das e mit dem dritten oder mit dem

dem zweyten Finger genommen werden ſoll.



Alles dieſes geſchwinde zu überſehen und es reln auszuüben, darinnen beſteht die Fertigkeit und Sicherheit der Fingerſetzung.

Die vollkommene Sicherheit beruhet vorzüglich darauf, daß man die Verſetzungen auf die bequemſte Art, am bequemſten

(f) Hier wird das e mit dem dritten Finger genommen, weil das darauf folgende e wieder mit Noten in Verbindung ſteht, die auf der a Saite gegriffen werden ſollen.

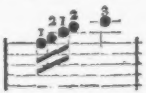
(g) Hier wird das e mit dem zweyten Finger gegriffen, weil g in Verbindung mit andern auf der a Saite zu greiffenden Noten folgt.

quemſten Orte macht. Hiezu kann folgende Regel dienen.

Wenn Verſetzungen der Finger nöthig ſind, ſo geſchieht es am beſten bey der Wiederhohlung einer und derſelben Note.

oder nach einer bloßen Saite,

oder endlich bey zwey Noten, die auf einer Saite gegriffen werden, und auf ähnliche Art fortſchreiten,



oder auch, wenn die erſtere mit dem erſten Finger gegriffen wird, und die

drauf

drauf folgende Note mit dem kleinen Finger genommen werden kann.

Das Rücken mit einem Finger durch verſchiedene Aplicaturen

iſt dem Ripieniſten ſchlechterdings zu verbieten, obgleich es dem Soloſpieler zuweilen erlaubt iſt. Es gehört ſehr viel Delicateſſe dazu, um es einem feinen Ohr erträglich zu machen; wie es die mehreſten Violiniſten machen, drückt es die Seufzer eines verzweifelnden Katers unter der Thürſchwelle ſeiner harthörigen Geliebten, vollkommen aus. Aber auch auf die allerbeſte Weiſe könte man es nicht von zweyen zugleich vertragen, es iſt alſo für den Ripieniſten aus doppelten Urſachen unerlaubt.

Das Ausſpannen der linken Hand iſt noch ein Vortheil, der von großer Wichtigkeit iſt. Wenn eine Note über die Applicatur, in der man liegt, gehet, die für ſich allein ohne in Verbindung mit anderen Noten da ſtehet, welche das Rücken der Hand nothwendig machen, ſo thut man wohl, in der vorigen Lage zu bleiben und die eine Note nur auszuſpannen.

Dieſes wird aber vielen ſehr ſauer, die ſchon mit Mühe die eigentlich bloßen Saiten verdeckt nehmen, und ich muß ihnen deshalb ſagen, worauf dieſes beruht, und wodurch ſie es ſich leichte machen können.

Die mehreſten Violiniſten haben die Gewohnheit, den Daumen der linken Hand zu weit zurück, nemlich gerade über den erſten Finger oder wohl noch weiter

zurück

zurück zu halten: dieſes iſt falſch. Der Daumen muß dem zweyten Finger gegen über gehalten werden, und die Hand ſo einwärts gebogen werden, daß der erſte Finger eben ſo viel zurücke geht, als der dritte vorgerückt wird, dadurch werden alle vier Finger gleich lang, und der vierte Finger beſtreitet mit Bequemlichkeit zwey Töne über die Lage in der man ſich befindet.

Aus dieſer Biegung der Hand entſteht noch ein Vortheil, indem der Ballen an das Ende des Halſes der Violine zu ruhen kömmt, und dadurch die Violine, nach dem Körper zu, angedrückt wird, dieſe folglich nicht ängſtlich feſt mit dem Kinne oder gar mit der linken Hand gehalten werden darf. Das erſte giebt ein übles Anſehen, und hindert dem Geſichte, das zweyte benimmt der Hand die Gelenkigkeit und macht außer den ſteifen Fingern, noch das öftere Rücken der Hand ſchwer.

Die Anwendung aller dieſer Regeln und Vortheile iſt aber bey den Stücken

einiger Componiſten nicht hinlänglich, um ſangbar zu ſpielen — und aus dieſem Geſichtspunkte erkennt man am beſten, ob ein Componiſt die Inſtrumente verſteht oder nicht — man muß ſich alſo zugleich bemühen, mit dem Bogen von einer Saite zur andern ſo übergehen zu können, daß es der Zuhörer wenig oder gar nicht merke.

Völlig wird es niemals hiedurch erſetzt, und der Componiſt thut alſo für ſich und für den Spieler wohl, wenn er dieſes bey ſeiner Arbeit beſtändig vor Augen hat.

IV.

Von den Verzierungszeichen und Vorſchlägen.

Man bedienet ſich für Ripienſtimmen noch nicht alle die verſchiedenen Verzierungszeichen, die für Inſtrumentaliſten als Soloſpieler feſtgeſetzt und zum Theil allgemein bekannt ſind, entweder, weil in Ripien-

Ripienſtimmen ſolche Feinheiten ſelten für nöthig erachtet werden, oder weil man noch zu wenig Zutrauen in ein ganzes Orcheſter ſetzt, zu glauben, daß ihnen allen die Zeichen bekannt ſeyn ſollten, daß ſie ſie alle begriffen haben ſollten, und daß ſie ſie alle mit gleicher Nettigkeit vorzutragen im Stande wären.

Man ſchreibt alſo größtentheils die feineren Verzierungen in Noten aus, wodurch aber das Auge zu ſehr beſchweret wird, und wobey immer Gefahr für die Weisklugheit oder Dummheit des Copiſten ſtatt findet. Denn ſeitdem Rouſſeau nicht mehr Noten ſchreibt, möchte wohl unter den Copiſten eben ſo ſchwer ein vollkommener Notenſchreiber (h) gefunden werden, als gegenwärtig ein Apollo unter den Hirten.

(h) Ein vollkommener Notenſchreiber, wie ihn Rouſſeau verlangt, muß zehnmal mehr wiſſen, als gegenwärtig manche zehn Componiſten zuſammengenommen wiſſen.

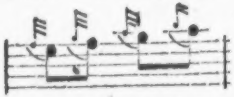
In Bachiſchen Riplenſtimmen finde ich indeſſen auch die Zeichen der verſchiedenen Triller der Doppelſchläge und Mordenten, und da ich ſelbſt willens bin, mir dieſer künftig in meinen Sachen zu bedienen, ſo will ich ſie hier mit den übrigen kürzlich erklären, ohne erſt ihrer ſo oft bewieſenen Nützlichkeit und Nothwendigkeit zu erwähnen, oder die beſte Art ihrer Anwendung zu zeigen, welches in Bachs wahre Art das Clavier zu ſpielen, ganz ausführlich geſchehen iſt. Nach welchem Werke ich mir auch in folgenden Erklärungen vorzüglich richten, und nur noch die beſondern Regeln für die Violiniſten hinzu fügen werde.

Der Vorſchlag gilt vor einer Note von gleichen Theilen die Hälfte der Note, bey einer von ungleichen Theilen aber zwey Drittheile.

Da

Da hierinnen der Ausdruck zuweilen Ausnahmen verurſacht, daß nemlich der Vorſchlag über oder unter ſeiner gewöhnlichen Dauer gilt, ſo wäre es beſſer um allen Irrthum hierinnen zu verhüten, die Componiſten beſtimmten immer die Geltung des Vorſchlages genau.

Es giebt auch noch Vorſchläge von ganz kurzer Dauer, die man den Noten anhängt, ohne daß dieſe etwas von ihrer Geltung zu verlieren ſcheinen, dieſe bezeichnet man gemeinhin dadurch, daß man ſie zwey- dreymal ſchwänzt,



dahingegen die erſtern gemeinhin als kleine Achtelnoten geſchrieben werden.

Der Vorſchlag von beſtimmter Dauer bekommt allemal einen ſtärkeren Druck des Bogens als ſeine Note ſelbſt. Es iſt aber falſch, wenn die Note nach einem Vorſchlage deshalb alle-

mal abgezogen wird. Man kann hierinnen die Abzüge in den uneigentlichen und eigentlichen Abzug abtheilen.

Der uneigentliche Abzug besteht darinnen, daß der Bogen schwächer fortfährt, oder auch wohl auf der Saite ruhen bleibt und kommt jeder Note zu, die einen Vorschlag hat.

Der eigentliche Abzug bestehet darinnen, daß der Bogen völlig von den Saiten gehoben wird so bald die Note nur schwach gehört worden, und kommt jeder Note mit einem Vorschlage zu, der eine Pause folgt.

Das Abheben des Bogens kommt jeder Note der eine Pause folgt zu, nur mit dem Unterschiede, daß diese Note ohne Vorschlag erst ihre vorgeschriebene Zeit ausdauret bevor der Bogen abgehoben wird; dahingegen aber die Note mit dem Vorschlage nur — gleich der letzten Sylbe in der Rede — ganz kurz und schwach gehört wird, so bald ihr eine Pause folgt. Da diese die letzte ist, und also von keiner folgenden verdunkelt wird,

so

ſo wird ſie immer ſtark genug vernommen. Ohnedem wird durch den Vorſchlag die Erwartung des Zuhörers nach der folgenden Note ſo lebhaft, daß der kleinſte Anſchlag der Note hinlänglich iſt, ihn zu befriedigen.

Der Triller iſt die gebräuchlichſte und zur galanten Spielart die unentbehrlichſte Verzierung. Er iſt für Bogeninſtrumente von großer Schwierigkeit, erfordert deshalb ſehr viele und genaue Uebung. Bey der linken Hand ſind folgende Regeln zu merken.

Der Finger, der die eigentliche Note greift, muß vollkommen feſt gehalten werden: damit der Ton rein bleibt und nicht entweder höher oder tiefer wird.

Der Finger, der die Secunde greift, mit der getrillert wird, muß etwas ſtark gehoben werden, damit er mit deſto größerem Gewicht auf die Saite fällt.

Ferner

Ferner muß er mit ſeiner Rundung die Saite berühren, damit der Ton voll und zugleich abprallend wird.

Ferner muß er auf einer Stelle bleiben, damit der Triller nicht höher oder tiefer werde.

Endlich muß der Finger nicht ſteif ſeyn, ſondern in völliger Gelenkſamkeit erhalten werden, damit der Triller nicht ungleich werde, und mehr einer fieberhaften Erſchütterung gliche, als einer regelmäßigen Bewegung.

Der Bogen hat bey dem Triller auch verſchiedenes zu bemerken:

Er muß ſo gerade als möglich geführet werden, um die Saite nicht ungleich zu erſchüttern, wodurch der Ton pfeiffend wird.

Er muß nicht zu feſte auf die Saiten gedrückt werden, weil dadurch der Ton knarrend wird.

Er muß ſich in der Schnelligkeit des Ganges nach der Länge des Trillers richten, damit es nicht nöthig iſt, den

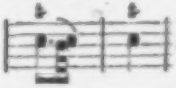
den Bogenstrich zu verdoppeln und mitten im Triller einen neuen Bogen anzufangen, wenn die Note des Trillers lang ist.

Ein guter Violinspieler muß mit allen Fingern trillern können, denn sonst kann er auch keine Läufer mit gehöriger Rundigkeit machen. Ihrer Natur nach aber behalten die mittelsten Finger doch immer den Vorzug in Trillern, und daher muß man sie zu allen langen Trillern gebrauchen. Der Triller mit dem dritten (wie man ihn bey der Violine benennt) ist zu langen Trillern der beste, weil dadurch der Nachschlag des Trillers und auch die drauf folgende Note welches oft die Schlußnote ist, auch verdeckt genommen werden können.

Herr Bach theilt die Triller folgendermaaßen sehr gründlich in vier verschiedene Arten.

Der gewöhnliche Triller. (Sein Zeichen ist tr oder auch ∾). Er muß mit der Secunde über der gegebenen Note — und nicht, wie viele fälschlich glauben,

glauben, mit der Note ſelbſt — angefangen werden. Oft hat dieſer Triller einen Nachſchlag, der in Nipienſtimmen gemeinhin ausgeſchrieben,

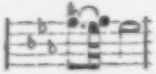


zuweilen aber auch ausgelaſſen wird. In dieſem Falle merke man wenigſtens, daß jeder Triller über einer langen Note, einen Nachſchlag erhält.

Der Nachſchlag muß eben ſo ſchnell als der Triller ſeyn. Im Adagio, wo ſelbſt der Triller bey ſehr traurigem Ausdrucke etwas langſamer gemacht wird, iſt auch der Nachſchlag weniger ſchnell.

Der Nachſchlag muß nothwendig auf derſelben Saite genommen werden auf der getrillert wird. Widrigenfalls müßte der Bogen über die Saite geworfen werden, und dadurch würde der Nachſchlag von dem Triller abgeſondert werden.

Es iſt dieſes keine geringe Schwierigkeit für die Violiniſten, indem man oft 3 bis 4 Applicaturen durchgehen muß, um den Ort zum Triller zu finden, wo der Nachſchlag auf derſelben Saite bleibt. Z. B. in einem Stücke aus dem es, wo der Triller vor der Schlußnote auf f gemacht werden ſoll, kann man das f nicht auf der Quinte mit dem erſten Finger nehmen, ſondern man muß in die vierte Applicatur gehen, um es mit dem zweyten Finger zu nehmen, damit der erſte zum Nachſchlage und zur Schlußnote frey bleibt u. d. m.



Der Triller von unten. (Sein Zeichen iſt ⁓). Die mehreſte Zeit pflegt man ihn aber durch zwey den Hauptnoten vorſtehende kleine Nötchen auszudrücken, von denen das erſte eine Secunde unter der Note das zweyte die Wiederholung der Note ſelbſt iſt.

Er wird nur über lange Noten geſetzt, vornehmlich bey Fermaten und Schlüſſen, und bekommt einen Nachſchlag.

Dieſe vorhergehende Secunde muß ebenfalls auf derſelben Saite gegriffen werden, auf der getrillert wird.

Der Triller von oben. (Sein Zeichen iſt ∽). Er fängt mit der Secunde über der Note an, dann die Note, dann wieder die Note und ſo fort der gewöhnliche Triller.

Oft werden die drey erſten Noten ausgeſchrieben und mit kleinen Nötchen der Hauptnote vorgeſetzt, und dann das gewöhnliche Zeichen des Trillers über die Note. Wenn ſich aber die Ripienſten nur

nur erſt an die Zeichen gewöhnen, damit ſie ihnen geläufig werden, ſo gewinnen ſie dadurch, indem das Auge nicht ſo ſehr beſchwert wird: denn man kann doch geſchwinder zwey Hacken von einander unterſcheiden, als drey Noten überſehen. Um deſtomehr, da man auch zuweilen andere Manieren von drey Nötchen vor der Note antrifft.

Das Zeichen beſtimmt ſogleich den Bogen und die Applicatur, indem man einmal weiß, die Note ſelbſt muß mit dem zweyten Finger genommen werden: wofern nicht der Nachſchlag blos genommen werden kann; iſt es aber vor einer langen Schlußnote, ſo kann es hier auch nicht erlaubt werden, mit dem erſten und zweyten Finger den Triller zu machen: denn wenn gleich die Kürze des Vorſchlags die bloße Saite erlaubt, ſo klingt doch die letzte Note zu rauh, wenn ſie blos angeſtrichen wird, und nach dem Vorſchlage, mit dem Bogen auf die andere Saite zu gehen, hemmt auch ſchon den Fluß des Geſanges, wiewohl dieſes

bey gar zu ſchwierigen Fällen erlaubt ſeyn kann.

Die langen Triller werden am ſchicklichſten mit dem Aufſtrich gemacht, denn beym Anfange giebt der kleine Stoß, den der Bogen erhält, der Spitze deſſelben die gehörige Stärke, und da der ſtärkſte Druck des Bogens nahe bey der Hand iſt, ſo wird dadurch der Triller bis ans Ende in gleicher Stärke erhalten. Auch gewinnen die kleinen Noten vor dem Triller von oben und dem Triller von unten an Schnelligkeit dadurch.

Der halbe oder Prall-Triller. (Sein Zeichen iſt ~). Er beſteht aus den vier erſten Noten des gewöhnlichen Trillers, die aber kürzer und ſchärfer ausgeübt werden müſſen, als der gewöhnliche Triller.

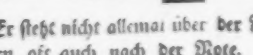
Da

Da er ohne Nachſchlag iſt, ſo kann er mit allen Fingern gemacht werden. Auch wohl in gewiſſen Fällen, wo der Gang ſchnell und von beſonderer Lebhaftigkeit iſt, mit dem erſten Finger auf der bloßen Saite; dieſes aber nur da, wenn die Geſchwindigkeit das Verrücken der Hand höchſt ſchwierig oder gar unmöglich macht.

Der Doppelſchlag iſt Vierfach.

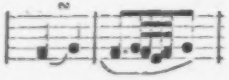
Der ſimple Doppelſchlag, der prallende, der geſchnellte und der Doppelſchlag von unten.

Der erſte (ſein Zeichen iſt ∞ und auch 2) beſteht aus vier Noten, erſt die die Secunde über die Note, dann die Note, dann die Secunde unter der Note, ſeine Ausführung iſt ſchnell.

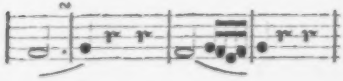


Er ſteht nicht allemal über der Note, ſondern oft auch nach der Note. Im

ersten Fall werden die drey ersten Noten des Doppelschlags schnell gemacht, und die Ruhe bleibt auf der letzten; steht der Doppelschlag aber nach der Note, so wird die Note erst ihrer Geltung gemäß gehalten, und alsdann der Doppelschlag ganz am Ende der Note gemacht, und diese mit der folgenden Note zu verbinden,



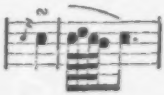
der Doppelschlag müßte denn gerade über dem Punkte einer Note stehen, und dadurch anzeigen, daß er auf dem dritten Theile der Note gemacht werden soll.



Der prallende Doppelschlag (sein Zeichen ist ~) entstehet wann die beyden

den erſten Noten des Doppelſchlags aufs ſchnelleſte wiederholt werden.

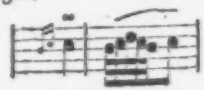
Der geſchnellte Doppelſchlag wird gröſtentheils über geſtoßne Noten gebraucht, und beſteht darinnen, daß der Note über der der ſimple Doppelſchlag ſteht, noch eine kleine Note vorgeſetzt wird, die die Wiederhohlung derſelben iſt.



Die Noten dieſes Doppelſchlages ſind die nemlichen, wie im Doppelſchlage nach der Note, man muß ſie aber nicht mit einander verwechſeln, da bey dem geſchnellten Doppelſchlag die erſte kleine Note ſchnell an die andern angehangen wird, dahingegen bey dem Doppelſchlag

nach der Note die Note ſelbſt erſt gehalten wird, wie wir vorher geſehen. Sie kommen auch in ganz entgegengeſetzten Fällen vor.

Der Doppelſchlag von unten entſteht dadurch, wenn der Note, über der der ſimple Doppelſchlag ſteht zwey kleine Noten, gleich dem Triller von unten vorgeſetzt werden. Dieſe kleine Noten werden dem Doppelſchlag aufs ſchnelleſte angehangen.



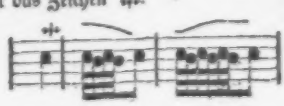
Zu allen dieſen Doppelſchlägen iſt die beſte Fingerſetzung, wenn die Note ſelbſt den mittelſten Finger bekömmt; alsdann können alle Noten des Doppelſchlags mit gleicher Stärke und Schnelligkeit ausgeführt werden.

Der dritte Finger iſt aber doch noch dem erſten zur Note weit vorzuziehen, bey dieſem iſt die bloße Saite von unangenehmer

nehmer Wirkung, und verhindert auch die Gleichheit in der Schnelligkeit. Bey dem dritten Finger iſt der kleine Finger zwar etwas hinderlich, weil er ſelten ſeiner Note gleiche Stärke und Schnelligkeit mit den übrigen giebt, allein der Ton gewinnt dennoch viel dabey.

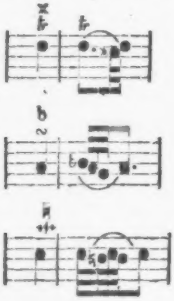
Die Hauptanwendung dieſes Doppelſchlags für die Violine wäre wohl in ſolchen Fällen, wo der Geſang erfordert, daß man mit dem kleinen Finger trillern ſollte. Hier iſt der Doppelſchlag von unten ſehr gut an die Stelle eines Trillers zu ſetzen.

Der Mordent wird in den langen und kurzen Mordent eingetheilt. Der lange beſteht aus der zwey bis dreyfachen Wiederholung der Noten über der er ſtehe und ihrer Secunde unter ſich und hat das Zeichen ⁀.

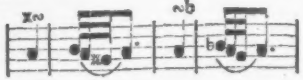


Der kurze beſteht aus dem Anſchlage der Note, dann ihre Secunde unter ſich und wieder die Note, und hat dieſes Zeichen .

Dieſe Manier wird mit allen Fingern gemacht. Man fügt auch allen dieſen Manieren in nöthigen Fällen die Verſetzungszeichen bey und ſetzt ſie über das Zeichen der Manier. , , , .



Bey dem Triller und Doppelſchlage erſieht mans aus dem Vorhergegangenen, aus dem Folgenden, oder aus der Harmonie, ob das Verſetzungszeichen der Secunde über der Note oder der unter der Note zukömmt. Sicherer für ein ganzes Orcheſter wäre es wohl, wenn man das Verſetzungszeichen vor oder nach dem Zeichen der Manier ſetzte, nachdem es der Secunde über der Note, oder der Secunde unter der Note zukommen ſollte. Im erſten Fall könnte man es nach dem Zeichen, im andern vor dem Zeichen ſetzen.



Von allen andern Verzierungen die alle in Noten ausgeſchrieben werden, wie z. B. der Anſchlag, der Schleifer, der

Schneller, iſt überhaupt zu merken, daß ſie alle mit Gleichheit und Schnelligkeit vorgetragen werden müſſen, wenn man eine längere Dauer derſelben nicht beſonders in den Noten angezeigt findet.

Alle dieſe Verzierungen müſſen beſonders ſehr fleißig geübt werden. Vorzüglich aber erfordert der Triller eine genaue Uebung. Man thut wohl, wenn man ihn erſt langſam übt, die Noten als Achtel genommen, dann geſchwinder als Sechzehntheile, dann als Zwey- und Dreyßigtheile u. ſ. f.

Durch dieſe Taktabtheilung erlangt man die Gleichheit des Trillers.

Auch thut man wohl, wenn man ihn anfänglich mit der linken Hand allein übt, um darauf deſto aufmerkſamer zu ſeyn, und hernach bey einiger Fertigkeit erſt den Bogen dazu nimmt.

V.

Von der Stärke und Schwäche und ihrer verſchiedenen Nuancirungen.

Dieſes iſt das für unſre Empfindung, was die anziehende Kraft des Mondes fürs Meer iſt: eben ſo ſichere Ebbe und Flut wird dadurch in uns hervorgebracht.

Die mehreſten Orcheſter kennen und üben nur das forte und piano aus, ohne ſich um die feineren Grade, um die ganze Schattirung zu bekümmern. Das heißt die Wand ſchwarz und weiß angeſtrichen: wenns ſchönes Weiß und ſchönes Schwarz iſt, läſts auch gut, aber was ſagts?

Schwer iſts, ungeheuer ſchwer, mit einem ganzen Orcheſter das zu thun, was einem einzelnen Virtuoſen ſchon viele Mühe macht. Aber möglich iſts doch: das hört man in Mannheim, das hat man in Stuttgard gehört.

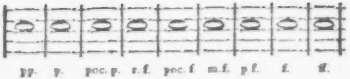
Dem Componiſten wüßte ich viel darüber zu ſagen, wie er das Wachſen

(creſcendo)

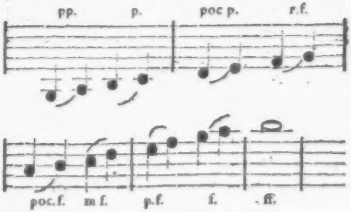
(crescendo) des Tons gebrauchen, zu seiner großen Ehre gebrauchen kann, dem Ripienisten nur einige Vortheile.

Zuerst muß man sich bemühen, die verschiedenen Grade der Stärke und Schwäche aufs genaueste in seinem Bogenstriche zu bestimmen. Man muß das pianissime (ganz leise, am leisesten) vom piano (leise) und dieses vom pocopiano (etwas leise), das rinforzato (verstärkt) vom pocoforte (etwas stark), dieses vom mezzo forte (halb stark) und più forte (stärker) und endlich das forte (stark) vom fortissime (am stärksten, sehr stark) aufs genaueste im Druck des Bogens zu unterscheiden und zu bestimmen wissen, so daß man jedes dieser Grade einzeln anzugeben im Stande ist.

Dann nimmt man auf einen Ton zu jedem dieser verschiedenen Grade einen besonderen langen Bogenstrich und macht sie in ihrer Folge, wie ich sie oben beschrieben, hintereinander vom pianissime bis zum fortissime fort.



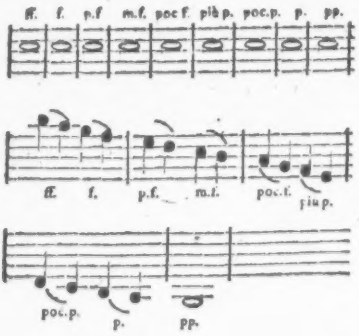
Alsdann ſpielt man die Scala durch. Man fängt mit der bloßen G Saite (pianiſſime) an, und nimmt immer zwey Noten auf einen Bogenſtrich, die man anfänglich in der Geltung von Vierteln in mäßiger Bewegung nehmen kann, und ſo drückt man mit jedem Bogenſtrich einen der vorgeſchriebenen Grade der Stärke mehr aus, und iſt bey dem H auf der e Saite im fortiſſime.



So übt man das creſcendo und umgekehrt das diminuendo: Wenn man

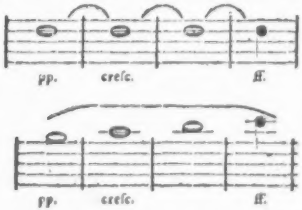
nemlich,

nemlich, nachdem man das erſte Beyſpiel umgekehrt geübt hat, bey dem H auf der e Saite fortiſſime anfängt, und alle die Grade bis zum planiſſime zurückgeht.



Iſt man hierinnen erſt etwas geübt, ſo fängt man das creſcendo auf einen Bogenſtrich an zu üben, und dann das diminuendo. Hiezu muß man ſich gleich die Regel merken, daß man zum creſcendo allemal ein Aufſtrich, zum diminuendo

do aber einen Herunterſtrich nimmt, weil nahe an der Hand der ſtärkſte Druck iſt.



Es iſt fehlerhaft das Anwachſen des Tones dadurch hervorbringen zu wollen, daß man mit dem Bogenſtrich nahe am Griffbrete anfängt, und ihn nach und nach dem Stege näher führt: bloe durch den ſtärkern Druck des Bogens muß es auf einer Stelle hervorgebracht werden.

Hier iſt eine Anmerkung zu machen nöthig.

Beyde Hände ſtehen in ſo genauer Verbindung, daß oft die eine Hand nur ſtark drücken will, wenn die andere eben ſo ſtarke drückt. Nun aber muß bey dem

pia-

pianiſſime, wo der Bogen ganz leiſe über die Saiten ſchleicht, die linke Hand am meiſten drucken, um dem Tone der Reinigkeit zu geben: dieſem Wiederſpruch der beyden Hände gegeneinander muß man dadurch begegnen, daß man mit der rechten Hand eben ſo ſtark auf den Bogen drückt; daß aber dieſer nicht auch ſo ſtark auf die Saiten drückt, wird dadurch verhindert, daß der Daume der rechten Hand den andern Fingern gleich ſtark gegen drückt.

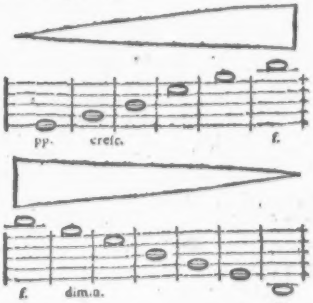
Das creſcendo geht nicht allemal alle Grade der Stärke und Schwäche durch: nicht allemal vom pianiſſime bis zum fortiſſime, oft wills der Componiſt auch nur vom piano bis zum forte haben. Der Componiſt bezeichnet dieſes, indem er auf das piano das creſcendo folgen läßt, und an die Stelle, wo es bis zum forte geſtiegen ſeyn ſoll, das forte hinſchreibt: und ſo auch mit den übrigen Graden.

Einige

Einige Componiſten bedienen ſich auch das paſſende Zeichen

um das creſcendo, und dieſes

um das diminuendo anzuzeigen: welches über die ganze Stelle gezogen wird, die anwachſen ſoll.



Will der Componiſt es völlig genau ausgeübt haben, ſo thut er wohl, wenn er alle dieſe verſchiedenen Grade hinſchreibt, und juſt unter die Noten, wo ſie

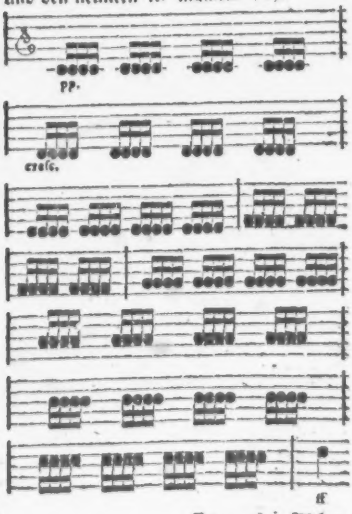
angebracht werden ſollen: wie in den erſten Beyſpielen. Oder er muß ſich mit ſeinem Orcheſter auf eine gewiſſe Zeit verſtehen: daß nemlich jeder ganze oder halbe Takt einen Grad heller oder dunkler werden ſoll, oder wie ſonſt die Abrede ſey. Zuweilen würde aber die genaue Beſtimmung für ein großes Orcheſter dennoch nothwendig ſeyn, damit nicht einer ſchneller an Stärke zunehme als der andere.

Man nehme z. B. eine Folge von 9 bis 10 Takten, die vom pianiſſime bis ins fortiſſime anwachſen ſollen. Beſtehen dieſe nur aus 9 bis 10 Tönen, die tacktweiſe immer um einen Ton höher ſteigen, und den Takt durch wiederholt oder gehalten werden, ſo iſt die Abrede hinlänglich, jeden Takt um einen Grad ſtärker zu machen. Der Componiſt darf alſo nur bey dem erſten Takte pp. bey dem zweyten creſc. und bey dem neunten ff. ſchreiben, allenfalls noch das Zeichen

hinzufügen, und das Orcheſter wird den

zwey-

zweyten Takt p. den dritten poc. p. den vierten rinf. den fünften poc. f. den sechsten mf. den siebenden piùf. den achten f. und den neunten ff. machen. (i).



(i) Ich habe hier mit Vorsatz die gewöhnlichen Abkürzungen der Worte hingeschrieben,

Wären nun aber die Töne dieſer neun Takte von abwechſelnder Höhe und Tiefe, die nicht in jedem Takte gleichförmig ſtiegen oder fielen, ſo müſte das crefc., da die Stärke und Schwäche in gehörigem Verhältniß mit der Höhe und Tiefe der Töne ſtehen muß, nothwendig in allen ſeinen Graden, juſt unter denen Noten denen jeder Grad zukommen ſoll, beygeſchrieben werden.

Man nehme noch den Fall an, daß der Gang der zweyten Stimme von der erſten verſchieden ſey, und dieſe jene zuweilen überſtiege — dieſes könnte bey einigen Ausdrücken von großer Wirkung ſeyn — ſo müßte das Anwachſen der Töne in beyden Stimmen verſchieden bezeichnet ſeyn.

Dem

ben, weil dieſe oft verkannt werden. Das mezzo forte wird auch noch durch mezza voce (m.v.) und forte voce (f.v.) ausgedrückt. Dieſe Zeichen werden gemeiniglich mit dem rinforzando (rf.) verwechſelt, da dieſes doch weiter nichts als einen kleinen Druck einen Accent auf der Note, wo es ſteht, andeuten ſoll.

Vom diminuendo darf ich nicht beſonders reden; es gilt hiebey umgekehrt daſſelbe.

Die Stärke und Schwäche leidet aber auch große Abänderungen nach dem Charakter der Stücke. Das forte im adagio iſt von dem allegro ſehr unterſchieden. Dieſes bekömmt durch das häufige Abſtoßen, und den ſcharfen Abzügen ein ganz anderes Anſehen: denn im adagio muß niemals etwas ſcharf abgezogen werden. Auch der Zug des Bogens muß im adagio weniger ſchnell ſeyn: und es bleibt alſo zur Stärke im adagio nichts als der Druck des Bogens.

So unterſcheidet ſich auch das forte der Arie von dem forte der Symphonie und des Chors. Auch muß die Stimme des Sängers aufs genaueſte in Erwägung gezogen werden. Eine Tenorſtimme, die nicht ganz vorzüglich ſtark iſt, muß ſchwächer begleitet werden, als eine Diſcantſtimme, weil bey jener die begleitenden Stimmen, die Singeſtimme oft und faſt jederzeit überſteigen, und die

höchſten Töne jederzeit hervorragen. Aber auch ſelbſt bey Stimmen von einerley Art muß ihre verſchiedene Stärke bemerkt werden; eine weiche und ſanfte Diſcantſtimme, muß ſchwächer begleitet werden, als eine helle und klare Diſcantſtimme u. ſ. w.

VI.

Von dem Vermögen vorauszuſehen.

Dieſes iſt eine Eigenſchaft die dem Ripieniſten am meſten vom Soloſpieler unterſcheidet, und keine geringe Schwierigkeit in ſeinem Amte ausmachet.

Der Soloſpieler hat Zeit ſich auf ſein Stück ſo lange und ſo viel zu üben, als er will: Der Ripieniſt muß alles, was ihm vorgelegt wird, oft zum erſtenmale ſpielen. Dafür iſt jenes Solo aber auch weit ſchwerer, ſagt man: oft klingt's nur ſo, weil der Mann da nahe am Stege, trotz der beſten Kinderpfeife pfeift.

pfeift. Iſt aber nicht alles Gold, was glänzt.

Der Ripieniſt findet oft weit gröſsere Schwierigkeiten in ſeiner Stimme, die nicht ſchreyen, die aber der Herr Solo-ſpieler oft nicht bezwingen kann.

Ein gutes, ſcharfes, geübtes Auge, Dreuſtigkeit, gutes Gedächtniß, und Gewißheit in ſich ſelbſt, ſind hiezu nothwendige Eigenſchaften.

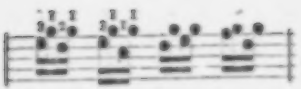
Das erſte bedarf keiner Erklärung. Dreuſtigkeit iſt nothwendig, um ſich durch anſcheinende Schwierigkeiten nicht abſchrecken zu laſſen, und die beſte Art zu ihrer Ausübung — ſie ſey auch die ſchwereſte — kühn zu unternehmen. Gedächtniß muß er haben, um ſich ganze Takte in den Kopf zu nehmen, damit er, während daß er dieſe ſpielt, weiter ſehen kann, was vorkömmt, und dieſes betrift dann gemeiniglich die Verſetzung der Finger, wo es nöthig, und wo es am vortheilhafteſten iſt.

Das letztere iſt im dritten Abſchnitte gezeigt worden, zu dem erſteren laſſen

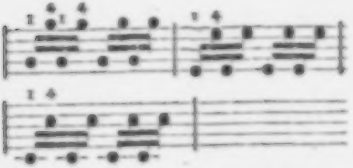
ſich ſchwer allgemeine Regeln geben, auſſer derjenigen, die man bey Gelegenheit des Sangharen in der Spielart feſtgeſetzt haben: das ſo viel als möglich die Noten, die auf einen Bogenſtrich kommen ſollen, auch auf einer Saite gegriffen werden müſſen.

In Anſetzung der höheren Töne, die die gewöhnliche Lage überſchreiten, beſtimmt die höchſte Note nicht allemal die rechte Applicatur, ehe noch der Accord. Das Vorhergehende und folgende muß dieſes geben. Einige kleine Vortheile kann man indeſſen doch dazu angeben. Z. B.

Wenn eine Note oft wiederholt wird, indeſſen zwiſchenein immer andere Noten abwechſeln, ſo iſt — wenn dieſes kurze Noten ſind, und jenes nicht eine bloße Saite iſt — mehrentheils der erſte Finger zu jener Note der beſte, damit die übrigen zu den wechſelnden Noten bleiben.



Octaven beſtimmen immer den erſten und kleinen Finger.



Auch muß der Ripieniſt die Pauſen nutzen und während deren ſich weiter umſetzen, vorzüglich aber auf ähnliche Stellen acht haben, daß wenn die wiederkommen, er nicht mehr ſeine ganze Aufmerkſamkeit drauf richten darf, ſondern weiter ſetzen kann. Hiezu gehört beydes, Dreuſtigkeit und gutes Gedächtniß.

Die Haupttugend des Ripieniſten aber iſt die Gewißheit in ſich ſelbſt. Dieſe kann er durch nichts erlangen, als daß er für ſich von allen bekannten Com-

ponisten Stücke spielt, ihnen ihre Manier absieht, und sucht, wie jedes Sachen am besten auszuführen sind.

Weiß er dieses einmal, so muß erst ein Original-Genie, ein C. P. E. Bach, gebohren werden, um ihn zu überraschen, und erreicht er nicht Methusalems Alter, so möchte ihm das denn wohl nicht ofte vorkommen.

VII.

Von der Festigkeit im Takte.

Hier sollte ich fast den Machtspruch thun, den ich schon einigemal Gelegenheit hatte zu wagen, es müsse jeder gute Musiker, vorzüglich aber jeder gute Ripienist das Clavier erlernen. Er darf es nicht zu einer großen Fertigkeit darinnen bringen, nur des Einflusses wegen in sein Instrument und in ihn überhaupt, muß ers erlernen. Hier sind meine Gründe.

Unser Ohr wird schon im gemeinen Leben weit weniger geübt, als das Auge,

und dieſes zwar aus Mangel der Vergleichung. Die Gegenſtände des Auges erſcheinen uns vielfach neben einander und wir können ſie ruhig und oft mit einander vergleichen, dahingegen faſt alles, was aufs Ohr würkt, einzeln und auf einander folgend auf uns wirkt.

Der Muſiker, der nun aber ein einfaches Inſtrument übt, wie die Bogeninſtrumente und blaſende Inſtrumente ſind, wird ſelbſt bey einer gewiſſen Fertigkeit auf ſeinem Inſtrumente ein wenig geübtes und ſicheres Ohr haben, weil er auf ſeinem Inſtrumente die Töne nicht zu gleicher Zeit hören laſſen und ſie mit einander vergleichen kann (k).

Dieſes kann nur auf einem Inſtrumente geſchehen, das ganze Harmonien hören laſſen kann, und dazu iſt das Cla-

vier

(k) Daß der Violiniſte Doppelgriffe machen kann, iſt hier kein Einwurf, er muß ſchon ein ſehr geübtes Ohr haben, muß ſchon oft Vergleichungen der Töne miteinander angeſtellt haben, ehe er die Doppelgriffe rein greiffen kann.

vier und überhaupt alle Clavierinſtrumente, unter denen iezt gebräuchlichen vorzüglich gut.

Dieſe Vergleichung aber, die in Anſehung der Töne ſelber ſchon ſo nothwendig iſt, iſt noch wichtiger in Anſehung des Takts. Beyde Hände theilen und meſſen beym Clavier den Takt ab und indem ſie jeden einzelnen Theil des Takts anſchlagen; ſo ertheilen ſie den vollkommenſten Begriff der Dauer jedes Takts und gewöhnen das Ohr und das Gefühl daran.

Wenn man nun dadurch auch ſchon, was man nennt, Taktfeſt geworden, ſo hat man ſich dennoch für zwey ſehr allgemeine Fehler, fürs Eilen und Anhalten zu hüten.

Faſt jeder Muſikus hat nach Beſchaffenheit ſeines Temperaments einen Hang zum Eilen oder Anhalten. Iſt ſein Charakter feurig, ſo wird man in ihm den Hang zum Eilen, iſt er ſanft, den Hang zum Anhalten wahrnehmen. Hieran muß man ſich in währendem Spielen

ſtändig

ſtändig erinnern: iſt man zum Eilen geneigt, ſo denke man bey jeder ſchwierigen Stelle daran, denn die Furcht treibt zur Ueberwindung, der unausweichlichen Schwierigkeit an, und giebt den Fingern Flügel. Bey ſolchen Stellen kann man ſelbſt mit den Bogen jeden Haupttheil des Takts etwas marquiren, um ſich dadurch in Zügel zu halten.

Iſt man aber zum Anhalten geneigt, ſo hüte man ſich vorzüglich bey jeder ſanften Stelle, man will das ſo recht ausdrücken, man fängt an mit längerem Bogen zu ziehen, man ſchleicht endlich mit dem Bogen nur noch, und vergißt, daß der Zuhörer über den ſchönen Ausdruck ſchon eingeſchlafen iſt, ſo wie jene dorten ſchon ſo weit weggeeilt ſind, daß der Zuhörer gar nichts mehr verſteht, gar nicht mehr weiß, was ſie wollen, ob ſie ſich unter einander jagen, oder ob ſie den Componiſten des Stücks, ſo ſie vor ſich haben, auspeitſchen wollen. So ſieht man ſehr oft aus andante, adagio, aus allegro, preſto werden.

Hiezu ist aber auch vorzüglich nöthig, daß der Anführer zu jedem Stück die rechte Bewegung nehme. Denn nimmt er ein Stück zu langsam, so werden die unter ihm Spielenden, wenn sie ein richtiges Gefühl haben, so lange eilen, bis sie in die gehörige Bewegung des Stücks gekommen. Eben so werden sie ein Stück anhalten, was der Anführer zu geschwind angefangen hat.

Allein auch diese Tugend wird zum Fehler, wenn man sie nicht zu bändigen weiß. Der Anführer kann oft in seinem Orchester, oder in dem Orte der Aufführung, hinlängliche Ursache finden, ein Stück von sehr geschwinder Bewegung etwas mäßiger zu nehmen, und dann muß jeder einzelne Theil des Orchesters folgen, und seinem Gefühl Gewalt anthun. Ohne Noth wollte ich indessen doch keinen Anführer rathen, hievon Gebrauch zu machen, so wie es auch die Pflicht des Ripienisten ist, dem einmal angegebenen Tempo des Anführers aufs strengste zu folgen. Sollte dieser

auch

auch wirklich ohne Urſache eine Bewegung zu geſchwind oder zu langſam angeben, ſo muß der Ripieniſt ſich mit aller Gewalt im Zügel halten und in der einmal gegebenen Bewegung zu bleiben ſuchen. Denn wo man ſchon mehr als einen Hals ſich in die Höhe recken ſieht, um das Orcheſter in Ordnung zu erhalten, da kann auch ein Tauber drauf ſchwören, daß es unordentlich gegangen.

VIII.

Von der Gewiſſenhaftigkeit in Ausübung der vor ſich habenden Noten.

Die allerſtrengſte Pflicht des Ripieniſten, von der auch kein Haar abgehen kann, iſt die gröſſeſte Gewiſſenhaftigkeit in der Ausübung. Nicht eine Note, nicht einen Strich mehr oder anders, als da ſteht. Eine einzige Note macht oft einen groben Fehler in der Harmonie,

Harmonie, ein einziger Strich giebt oft dem Gedanken eine ganz andere Bedeutung.

Hier kann nun aber der Ripienist zuerst verlangen, daß ihm der Componist jeden Strich bezeichnen soll, wie er es haben will. Leider aber geht es hiemit nicht besser, als mit der Bezifferung der Bässe. Sehr viele Componisten verstehen die Instrumente eben so wenig, als die Harmonie, nur bey den hervorstechendsten Unterschieden bezeichnen sie es, ob's gestoßen oder geschleift werden soll.

Dem Componisten aber, der dieses aufs genaueste beobachtet, ist der Ripienist auch die genaueste Befolgung schuldig. Nur dieses gab dem Dresdner Orchester zu Pisendels Zeiten das große Ansehen, daß dieser fleißige, und im praktischen Theil der Musik einsichtsvolle Mann, jede Stimme aufs genaueste bezeichnete, und daß das Orchester es aufs genaueste befolgen wollte und konnte.

Der

Der Ripienist muß, sobald er begleitet, sich selbst nicht zeigen wollen, sondern nur immer den Sänger oder Solospieler vor Augen haben.

Es ist wohl nicht überflüßig, hier etwas von einigen gewöhnlichen Zeichen zu sagen.

Die Zeichen zum Schleifen und Stossen sind zu bekannt, ich will deren nicht besonders erwähnen. Nur dieses: alle Noten, die weder den Strich (ı) zum Abstoßen, noch den Bogen (⁀) zum Schleifen haben, werden mit einzelnen Bogenstrichen gemacht, aber nicht so scharf gestossen, als jene mit einem Strich bezeichnete Noten.

Zu dem besonderen Druck aber den einige Noten zuweilen bekommen sollen, will ich mir künftig dieses Zeichen eines Striches bedienen, der von der linken zur Rechten herabgezogen wird, spiz anhebt und unten stärker wird (v). Dieses Zeichen

chen ſoll blos bedeuten, daß eine Note, ſie ſey für ſich allein, oder mit mehreren zu einem Bogenſtriche, durch einen etwas ſtärkern Druck des Bogens herausgehoben werde. Seine Geſtalt zeigt auch zugleich das Zunehmen des Drucks an.

Es iſt dieſes in der Wirkung das, was ein kleiner heller Punkt oft im Gemählde iſt.

Das Zeichen der Fermate 𝄐 iſt bekannt. Steht es über der Note ſo wird die Note ausgehalten, und das Orcheſter richtet ſich in der Länge des auszuhaltenden Tons nach dem Anführer. Den Componiſten wäre zu rathen dergleichen Fermaten in Noten ihre Dauer zu beſtimmen; weil die Länge derſelben nach dem Ausdrucke ſehr verſchieden iſt, ſo kann der Anführer leicht die gehörige Länge verfehlen.

Auch

Auch ist das schon übel, daß die Spielende alle bey jener Fermate aus ihren Stimmen hinaus sehen müßen, und das Auge auf den Anführer richten. Steht die Fermate aber über einer nachfolgenden Pause der Note, so wird blos die Note nach ihrer Geltung gehalten, und stillgeschwiegen.

Das Wort pizzicato ist allgemein bekannt, über die Art es auszuüben nur ein paar Worte. Zuerst ist es falsch, daß man die Violine unter den rechten Arm nimmt, während daß man die Noten mit der rechten Hand abreißt, und zwar daher, der Arm drückt, oft zufalliger Weise, auf das Saitenbrett, und die Saiten werden durch die stärkere Ausdehnung verstimmt. Auch ist der Steg in Gefahr.

Man thut also besser, man behält die Violine am Halse und knüpft die Noten mit der Fläche des zweyten Fingers der rechten Hand nahe

am Griffbrette ab. Mit dem zweyten Finger, weil der Bogen ohne ihn bequem in der Hand gehalten werden kann, und er dennoch seine Gelenkigkeit behält. Mit der Fläche desselben, weil die Rundung des Fingers, die Saite zu sehr hebt, ihr dadurch einen harten widrigen Ton giebt, und sie verstimmt.

Nahe am Griffbrette, weil die Saite näher am Stege zu sehr gespannt ist, und sie auch auf der Stelle, wo der Bogen geht, von den Fingern verunreiniget würde. Bey der Haltung des Bogens im pizzicato hat man auch noch zu merken, daß man ihn ganz am Ende in die hole Hand nimmt, damit er nicht vom Schweiße der Hand verunreiniget wird. Auch ist dabey noch zu beobachten, daß man ihn so in die Hand wirft, daß das Holz des Bogens oberwärts oder einwärts, die Haare aber unterwärts oder auswärts zu liegen kommen, um ihn beym con l'arco desto leichter wieder zu fassen.

Dieses

Dieſes iſt nun auch noch eine Urſache mehr, die Violine am Halſe zu behalten, weil ſonſt die Note mit dem Daumen abgeriſſen werden müßte, der hiezu nicht tauglich iſt, und auch dadurch zu weit vom Bogen entfernt wird, um dieſen gleich wieder zu faſſen. Wo man auch noch die Beſchwerlichkeit hat, die Violine in der Geſchwindigkeit wieder an den Hals zu bringen.

IX.

Von den Inſtrumenten.

Es iſt hier wohl nicht am unrechten Orte etwas von den Inſtrumenten zu ſagen. Mozard hat in ſeiner Violinſchule ſehr viel Gutes und Gründliches davon geſagt, und ich verweiſe jeden lehrbegierigen darauf. Wem aber das große Buch abſchreckt — und leider giebt es deren ſehr viele — dem

will ich hier nur das allgemeinste und nothwendigste sagen.

Das Instrument des Ripienisten an sich, muß mehr stark als angenehm seyn. Der Ton desselben ist hier das, was die Farben in der Decorations-Mahlerey sind. Jedoch ist dieses bey Theater- Kirchen- und Cammer-Musiken verschieden.

Der Bezug des Instruments muß sich nach der Stimmung des Orchesters richten. Bey einem Orchester was tief steht, wie z. B. das Berlinische, muß der Bezug viel stärker seyn, als bey einem andern, das Wiener Stimmung hat: der Unterschied ist wichtig.

Eine Kleinigkeit, die von großer Wirkung ist, ist diese, das viele Violinisten ihre g Saite, anstatt die reinste Darmsaite dazu zu nehmen, solche auf Seide spinnen lassen, welches höchst feh-

ler-

lerhaft iſt: indem der Klang der ganzen Violine ſehr auf der g Saite beruht.

Auch taugen die ſtark durchgebrochenen Stege nichts: ein Ripieniſt iſt oft verbunden einen Dämpfer aufzuſetzen, und dieſer verurſacht alsdann ſehr leicht, was auch ſchon die Anſpannung der Saiten thut, daß ſich der Steg wirft und ſchief wird.

Die Dämpfer im einem Orcheſter ſollten billig gleich ſeyn. Nicht ein ſilberner, ein meßingner, ein kupferner, ein bleyerner, ein hölzerner und ein knöchener. Einer dämpft zu ſtark, der andere verurſacht einen pfeifenden, durch die Naſe ſchnarrenden Ton, der verurſacht einen dumpfigen Ton u. ſ. w. Die beſten ſind wohl die hölzernen von feſtem, dichten und trocknen Holze.

Der Colifonium iſt der beſte, der in reinem Waſſer ausgekocht iſt.

Nimmt man Eßig oder andere ſcharfe Dinge dazu, wie viele thun, ſo kratzt der Bogen.

Der Bogen muß nicht zu leicht ſeyn, weil er bey erforderlichen ſtarkem Drucke ſich überwirft; er muß nicht zu ſchlaf angeſpannt ſeyn, weil er alsdann nicht einen hellen Ton aus der Violine zieht, und auch das Holz bey ſtarkem Drucke leicht auf die Saiten kommen könnte; er muß nicht zu wenig Haare haben, weil der Ton dadurch zu dünne und jung, auch wohl pfeiffend wird; er muß nicht zu viel Haare haben, weil der Ton dadurch gedämpft wird; er muß endlich an beyden Enden ein proportionirliches Gewicht haben, damit er ſicher auf den Saiten einhergehe, und der Auf- und Abſtrich gleiche Würde haben könne.

Den Bogen rein zu waſchen iſt nicht rathſam, die Haare — die ſo weiß, weich und glatt ausgekämmt ſeyn müſſen,

müſſen, wie möglich — werden dadurch verdorben. Man kann mit bloſſem Löſchblatte allen Schmutz hinausreiben, beſonders wenn mans nicht mit dem Bogen macht, wie Eulenſpiegel mit ſeinen Haaren. Allenfalls kann man auch ein wenig feines Salz aufs Papier zum Au-reiben nehmen: ich thue es aber nicht gerne, oder reibe doch wenigſtens nachhero noch eine Weile mit bloſſem Löſchblatte.

Zuletzt muß ich noch ein Wort von der Stimmung der Inſtrumente ſagen. Nichts wird ſo oft in großen Orcheſtern vermißt, als die reine Stimmung. Von blaſenden Inſtrumenten iſt hier die Rede nicht, da ließe ſich viel davon ſagen, alſo nur die Warnung an die Violiniſten, ihre Inſtrumente alle aufs genaueſte einzeln nach der Violine des Anführers und nicht unter ſich zu ſtimmen, und zwar zu verſchiedenen kurzen Zeiten vor dem Anfange der Muſik, damit die Saiten

Zeit

Zeit haben sich zu setzen, ihre Stimmung gewiß und bleibend ist, und es nicht nöthig ist, zwischen zwey Stücke die Ohren der Zuhörer zu beleidigen, und die zusammenhängenden und untereinander ein Ganzes ausmachenden Stücke unverständiger Weise durchs Nachstimmen zu trennen. Findet man es ja für nöthig während der Musik die Stimmung seines Instruments zu untersuchen, so nehme man dazu die Quinte des Tones, aus dem das Stück geht. Ist das Stück z. B. aus dem B, so versuche man die beyden vordersten Saiten mit b — f, indem man die ersten Finger überlegt, u. s. w.

Nachbericht.

Es ist dieses ein blos flüchtiger Entwurf, die Arbeit zweer Stunden, den ich weiter auszuführen willens bin. Gewisse Ursachen aber, — unter denen diese nicht die kleinste ist, daß die wenigsten Ripienisten ausführliche Werke lesen — überreden mich izt, es so wie es da ist abdrucken zu lassen, und mir die weitere Ausführung fürs künftige bey mehrerer Muße und Lust vorzubehalten.

Ich

Ich habe manches gar nicht berührt, was Bach, Quanz, Marpurg, Mezard, Hiller, Roußeau u. a. m. schon gesagt haben, dafür habe ich aber einiger Dinge erwähnt, die diesem allen vorher gehen müßen, und die viele Ripienisten, dennoch nicht wißen.

Vertraute Briefe

geschrieben auf einer

Reise nach Wien

und den

Oesterreichischen Staaten

zu Ende des

Jahres 1808 und zu Anfang 1809

von

Johann Friedrich Reichardt

Korrespondent des kaiserlichen Nationalinstituts zu Paris und des königlich Hollandischen zu Amsterdam, und Mitglied der königlich Schwedischen Akademie der Musik zu Stockholm.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Amsterdam 1810

Im Kunst- und Industrie-Comtoir.

(Heerburgwal bei dem königl. Palais, Nro. 218.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Während dem Laufe des Jahres 1808 hatte ich das Französische und Deutsche Hoftheater zu Cassel und das neuerrichtete königlich Westfälische Orchester dirigirt. Der Hof war mit dem Deutschen Theater unzufrieden, und wollte es ganz abschaffen. Man wünschte es indeß doch dem Deutschen Publikum einer Deutschen Residenz zu erhalten, und kam auf die Idee, eine Italienische Opera bulla mit der Deutschen Oper zu verbinden. Herr Fischer,

der im Herbst aus Wien nach Cassel kam, und den Hof eben so angenehm mit einem Italienischen Intermezzo und seinem Konzertgesange unterhielt, als das Deutsche Theaterpublikum mit seiner großen Kunst in den Rollen des Don Juan und des Herzogs in der Camilla ergetzte, — hoffen man sich auch durch ein vortheilhaftes Engagement versicherte, ließ hoffen, man würde in Wien und Prag, wo nur eben eine Italienische Opera buffa aus einander gegangen war, mehrere geschickte Künstler finden, die zu beiderlei Opern anzuwenden wären. Um dieses auf der Stelle zu untersuchen, unternahm ich gern die Reise selbst.

Wien, welches mir ehedem in einem Sommeraufenthalte schon so lieb geworden war, wünscht' ich längst auch im Winter zu kennen, wenn Alles, was der Sommer zerstreut, in dieser großen Kaiserstadt

vereinigt, dem Vergnügen und der Kunst ein großes Leben lebt. Dieses habe ich denn auch von der Stunde meiner Ankunft an, fünf Monate lang, bis zur Stunde meiner Abreise im höchsten Sinne Gelegenheit gehabt, ganz mitzuleben. Die gütigste, schmeichelhafteste Aufnahme eröffnete mir nicht nur sogleich den größten Kreis, der Kunsteifer edler Fürsten brachte mich auch bald als Künstler in erwünschte Thätigkeit. So entstand natürlich sehr bald der Wunsch zu längerem Aufenthalte, um eine angefangene große Oper in derselben glücklichen Stimmung und Lage, in der sie empfangen worden, auch vollenden zu können; und als mir dazu der längere Urlaub versagt wurde, die Neigung, von eben so angenehmen, als vortheilhaften Anerbietungen von Seiten der Generaldirektion aller kaiserlichen Hoftheater, wodurch mir ein größerer, meinem Kunstcharakter

angemessnerer Wirkungskreis eröffnet wurde, Gebrauch zu machen.

Der plötzliche Ausbruch des Krieges unterbrach die Unterhandlungen zu einer festen beständigen Lage, und ließ deren Sicherstellung, so wie die öffentliche Aufführung der froh beendeten Oper bis nach erwünschter Beendigung desselben verschieben. Die Annäherung des Kriegstheaters ließ mich einen ruhigen Aufenthalt in Schlesien nehmen, wo Gönner, Freunde und Verwandte mir einen dreimonatlichen Aufenthalt sehr angenehm machten. Er wurde auch noch durch den wichtigen Moment der neuen Organisation in allen Theilen der Regierung und Verwaltung doppelt interessant und lehrreich.

Bei dem endlich gefaßten Entschlusse, in meiner alten ländlichen Wohnung zu Gibichenstein, — der ich vor zwei Jahren, auf die strenge Zurückberufung aller

in den von Preußischer Seite abgetretenen Provinzen Angesessenen, meine unter drei Königen zwei und dreißig Jahre hindurch ehrenvoll behauptete Stelle aufopfern mußte, — da die Entwickelung der verworrenen Zeitbegebenheiten abzuwarten, glaubte ich die erwünschte ländliche Muße nicht besser anwenden zu können, als wenn ich die Erfahrungen des reich verlebten Jahres sammelte und ordnete, um sie dem Publikum, welches meine Briefe über Paris so gütig aufgenommen hatte, mit einiger Sicherheit vorlegen zu können.

In diesem ersten Bande findet der Leser den größten Theil meines Wiener Aufenthalts; im zweiten bald nachfolgenden das Uebrige davon und meine Rückreise durch Mähren, Böhmen und Schlesien. Gewährt mir ein gutes Geschick noch den fernern ruhigen Aufenthalt in jener großen Kaiserstadt; so bin ich vielleicht künftig einmahl im Stan-

de, ein vollständiges Gemählde von der herrlichen und bisher so glücklichen Stadt zu entwerfen.

Giebichenstein, am 1. November 1808.

J. F. Reichardt.

Inhalt

des ersten Bandes.

Erster Brief. S. 1—19.

Eisenach. Wilhelmsthal. Schöner Sommerlustsitz der regierenden Herzogin von Weimar. Liebenstein. Ein angenehmes romantisches Bad. Altenstein. Sommerlustsitz der regierenden Herzogin von Meinungen. Der kaiserliche Feldmarschall, Prinz von Coburg. Geheimmerrath von Thümmel aus Gotha. Sonderbare romantische Felshöhle. Fürstliche Geburtstagsfeier der Herzogin von Meinungen in Liebenstein.

Zweiter Brief. S. 20—29.

Gotha. Erinnerungen an die vergangene schöne Zeit und ihre wichtigen Namen: Eckhof, Seiler, Brandes, Koch, Benda, Schweizer, Zach, Lichtenberg, Jacobs, von der Lühe, Prinz August, Reichard, Spohr, Hildebrand, Preising, Schlick, Strinasacchi.

Dritter Brief. S. 36—36.

Erfurt. Erinnerungen an den Fürst Primas. Regierungspräsident von der Reck. Weimar. Der Erbprinz. Angenehme Stadtzirkel. Bertuch's Etablissement. Meier. Göthe. Fernow. Das Theater unter Göthe's Direktion. Demoiselle Jagemann. Strohmeier. Park. Oberweimar.

Vierter Brief. S. 37—54.

Giebichenstein. Schöne Lage und Aussicht. Halle. Universität. Die Frankeschen Stiftungen, das Waisenhaus und Pädagogium. Kombinirte Schulen. Neue Badeanstalt des Oberbergroth Reil. Tanzsaal. Theater.

Fünfter Brief. S. 55—70.

Weg von Halle nach Leipzig. Das Beigangsche Museum. Das Wregesche Haus. Die Familien Löhr, Tischbein, Müller. Die Pflanzung um die Stadt. Die neue Bürgerschule, ihr Direktor Gedicke und ihre Lehrer.

Sechster Brief. S. 71—85.

Weg von Leipzig nach Dresden. Meissen. Schöne Aussicht vom Domthurm. Schöner Weg von Meissen nach Dresden. Schöne Einfahrt in die

Stadt. Das Japanische Palais. Antikensammlung und Bibliothek. Herrliche Brücke. Italienische Opera buffa. Adelaide von Maier. Mesdames Caravoglia und Angiolini. Benelli. Mitsch. Babi. Schuster. Der Westfälische Gesandte, Staatsrath von Dohm. Kabinetsminister von Rostiz. Hofrath Böttiger. Graf von Vitzthum. Oberhofprediger Reinhard. Appellationsrath Kerner. Demoiselle Stock. Major von Rühl. Primatischer Gesandter, Graf von Hatzfeld. Fürst Putiatine. Hofmarschall von Racknitz. Baron von Bülow. Graf. Seidelmann. Grassi. Rösler. Neumann.

Siebenter Brief. S. 86—107.

Dresden, vertheidigt gegen Herrn von Klanzki. Charakter der Einwohner und Sachsen überhaupt; ihre Lebensweise. Wahrscheinliche Bevölkerung. Die Eingehöre der Schulen. Hartes Urtheil mit andern im Kontrast. Selbstgewählte Einsamkeit des echten Kunstfreundes. Beschränkte Ansicht der Kunstsachen. Kleines Sommertheater. Große Resource.

Achter Brief. S. 108—193.

Weg von Dresden nach Prag. Großer königlicher Garten. Naumanns schrecklicher Tod. Pirna. Bergkühhübel. Grenzzollamt in Pe-

terswalde. Weg bis Aussig. Große Obstkultur. Rückblick aufs frühe Jugendleben in diesem Lande. Lustige Szenen. Vorzug des Fußreisens. Einfahrt in Prag. Zum Erzherzog Karl. Ständisches Theater. Das neue Sonntagskind. Angram. Demois. Müller. Wenzel Müller. Phlegma der Einwohner. Sonderbare willkührliche Verzierung der abonnirten Logen im Theater.

Neunter Brief. S. 124—134.

Prag. Die vornehmsten Paläste und öffentlichen Gebäude. Die Aussicht vom Schloß. Die Universitätsbibliothek. Die Karoliner Universität. Die herrschaftlichen Privatbibliotheken. Die Zeichenschule. Direktor Bergler. Oeffentliche Gärten. Die vorzüglichsten herrschaftlichen Gärten. Handel und Gewerbe. Landkutschen und Boten für den innern Verkehr. Diligencen nach dem Auslande. Etwas über den Adel und Bürger. Madame Dusceck. Das Volkstheater Swoboda. Ein lustiger Tanzkonvikt.

Zehnter Brief. S. 135—155.

Reise von Prag nach Wien. Iglau. Znaim. Kultur und Wohlstand immer zunehmend; weit größer als in Böhmen. Herrn v. C** hartes Urtheil über die Böhmen. Stisbecks ganz verschiedenes Urtheil dagegen. Zierliche Dörfer. Ankunft zu Wien im Römischen Kaiser. Aenderung in der Lebens-

weise der Wiener. Das Burgtheater. Das Waisenhaus, eine Oper von Weigl. Dem. Milder. Bartholdy. Baron von Arensteiner. Frau von Eskeles. Fräulein von Kurzböck. Baron von Steigentesch. Herr und Frau von Sonnenfels. Fürst Accerenza. Frau von Severin. Schlichtegroll. Volktanzsaal. Verschönerung der Stadt. Josephsplatz. Statue Josephs des Zweiten von Zauner. Major Schwarz. Graf Finkenstein. Baron von Arensteiner. Mozarts Oper. Bellmont und Constanze. Madame Campi. Tirzka. Unbequeme Einrichtung der Gasthöfe.

Elfter Brief. S. 156—176.

Glucks Iphigenia in Tauris. Demoif. Milder. Garpani. Collin. Seckendorf. Brabamante. Haydn. Bethoven. Salieri. Graf Fries. Hadrian von Weigl. Dem. Fischer. Dem. Laucher. Vogel. Weinmüller. Don Juan im Theater an der Wien. Dem. Milder. Fürst Lobkowitz. Fürst Esterhazy. Herr von Schiler.

Zwölfter Brief. S. 177—203.

Herr von Hartel. Iffland. Graf Palfy. Graf Czernin. Frau von Grothuſen. Fürst Lobkowitz. Wranitzki. Kraft. Graf Grüne.

Herr von Hartel und dessen Familie. Vogel. Weinmüller. Treutschke. Signora Caro. Bergassessor Meier. Gräfin Erdödy Bethoven. Thé dansant bei einem Bajaren. Fräulein von Goubeau. Baron von Hagendorn, Holländischer Gesandter und dessen Gemahlin und Schwägerin, Prinzessinnen von Hohenlohe. Lady Fitzgerald. Friedrich Schlegel. Frau von Pichler. Baron von Steigentesch. Herr von Eskeles. Die beiden Savoyarden im Burgtheater. Morgenkonzert. Radichi. Anzeige vom Apollosaal. Die Kunst vorzuschneiden und Pauken zu schlagen, als freie Universitätskünste. Der Apollosaal.

Dreizehnter Brief. S. 204—224.

Quartett von Schupanzig. Bethoven. Prinz de Ligne. Prinzen von Hessen-Homburg. Altdeutsche Sitte der Großen. Weigl. Das Waisenhaus. Die Fürstin Bagration. Minister Graf Stadion. Liebhaberkonzert. Giuliani. Guitarrenspieler. La Sentinelle. Ouverture zu Collins Coriolan von Bethoven. Landgraf von Fürstenberg. Herr von Sauter Prinz Rohan. Messe in der Hofkapelle. Der kaiserliche Hof. Winter's und Collin's Oper nach dem Ossian.

Vierzehnter Brief. S. 225—239.

Strenge Kälte. Bildersammlung des Grafen Czernin. Graf Lamberg. Familie des Fürsten von Lobkowitz. Graf Grüne. Fürstin Colloredo, geborne Prinzessin von Hohenzollern. General Lunin und dessen Tochter. Graf Wilhorsky. Iphigenia in Aulis. Demoiselles Milder und Laucher. Vogel und Radichi. Quartett. Füger. Baron v. Arensteiner. Frau von Pereira und Fräulein von Kurzböck. Baron von Faßbender. Morgenkonzert von Madame Bigot. Adeliges Liebhabertheater. Guter geselliger Ton. Wohlfeil in Wien. Verminderung des Luxus im Essen, dessen Vermehrung in feinen Weinen.

Funfzehnter Brief. S. 240—253.

Neue Einrichtung bei der Generaldirektion der Theater. Brockmann. Lange. Madame Weissenthurm. Dem. Adamberger. Schillers Todtenfeier vom Grafen Benzel. Morgenkonzert der Dem. Longhi. Dem. Fischer. Herr Radichi. Legationsrath Grivinger. Madame Mozart und ihre beiden Söhne. Gräfin Lunin. Seidler. Das Krippenspiel. Das Leopoldstädtsche Theater. Die Schönen Wiens. Glucks Iphigenia

in Julie. Belvedere. Jäger. Fürst Schwarzenberg. Fürst Zinzendorf.

Sechzehnter Brief. S. 254—272.

Konzert von Bethoven im Theater an der Wien. Quartett bei Schupanzig. Privatlogis. Wohlfeilheit in Wien für einen Nordländer; schöner Aufenthalt. Vortreffliche Polizeianstalten. Gute Beleuchtung, vortreffliches Steinpflaster. Große Reinlichkeit auf den Straßen. Bequemlichkeit für die Fußgänger. Ruhe auf den Straßen, auch beim großen Gewühle. Wohlfeiles Fuhrwerk. Konzert von Clemens. Haydns Oratorium. Tobia im Burgtheater. Schöne Ouverture von Neucomp. Dem. Marconi. Fräulein von Goubeau. Gräfin Potocki. Fürst Kinsky. Banquier Hennigstein und dessen Familie. Seligmann. Ries. Graf Rusamovsky. Paris und Helena, ein großes pantomimisches Ballet im Theater am Kärntherthor. General Navaroli. Graf Apponi. Major von Sineck.

Siebzehnter Brief. S. 273—289.

Strenger Winter. Schlittenfahrt nach Radaune. Angenehmes Diner. Banquier Schröter aus Riga. Bedeutende Züge von der Gutmüthigkeit

des Oesterreichischen Volks. Neujahrsgratulationen. Banquier Hennigstein. Herr und Madame Peschier. Seidler. Liebhabertheater. Graf Breuner. Gräfin Potocki. Gräfin Kienburg. Landgraf und Landgräfin von Fürstenberg. Graf Golowkin. Ruhige Nacht in Wien. Etablissement des Grafen Rasamowsky. Madame Bigot. Die Familie Eskeles. Bethoven. Fräulein von Goubeau. Gräfin Woida. Fürst Clari. General Damas. Literatur.

Achtzehnter Brief. S. 290—304.

Pär's Camilla im Theater an der Wien. Dem. Buchwieser. Radichi. Graf Apponi. Musikabend beim Fürsten Esterhazy. Kreuzer. Grell. Schnelle Wetterveränderung. Quartett bei Schupanzig. Quartett und Konzert beim Fürsten Lobkowitz. Erzherzog Rudolph. Der kaiserliche Hof. Zugänglichkeit beim Fürsten. König von Preussen. Fürst Schwarzenberg. Spanische Nachrichten. Rüstung und Kriegsübungen. Eröffnung der Tanzsäle. Häufige Anschlagezettel. Gier des Publikums danach. Musikzustand in Wien.

Neunzehnter Brief. S. 305—318.

Eröffnung des Apollosaals. Beschreibung des Innern, und des ersten Abends. Ordensfest der gro-

ſen kaiſerlichen Orden. Pracht in Equipagen und Pferden. Fanisca im Kärntherthortheater. Demoiſelles Fiſcher und Marconi. Madame Händel in der Medea. Gemählde und Hetruriſche Vaſenſammlung des Grafen von Lamberg. General Junin. Bethoven.

Zwanzigſter Brief. S. 319—332.

Poſtbeamte. Hausmeiſter. Vorzug des weiblichen Geſchlechts. Kaffeehäuſer. Madame Händel und Madame Bürger. Oratorium: die Befreiung von Jeruſalem, von Collin. Graf Moritz Dietrichſtein. Graf Harbenberg. Baron von Colbach. Cenſur. Beſchränkung der allgemeinen Leſerei. Wie wenig dieſe nützt.

Einundzwanzigſter Brief. S. 333—348.

Muſikabend bei Frau von Bigot. Architekt Moreau und deſſen Familie. Frau von Schoffen. Baron von Wittinghof. Graf Palfy. Fürſt von Aremberg. Herr von Seckendorf. Madame Händel in der Selbſtbeherrſchung und in der Margarethe in dem Hageſtolzen. Konzert der Dem. Fiſcher. Dem Marconi und Madame Milliner. Kraft, der Sohn. Der Apollosaal am Sonntage. Hummel. Gräfin Apponi.

Frau von Pereira. Fräulein von Kurzböck. Madame Streicher. Fürstin Kinsky.

Zweiundzwanzigster Brief. S. 349—363.

Gute Feueranstalten. Nationalcharakter. Talent zur Musik. Czerini. Konzert beim Fürsten von Lobkowitz. Erzherzog Rudolph. Fürstin Kinsky. Fräulein von Goudeau. Romeo und Julie von Zingarelli. Erzherzog Ferdinand. Adeliges Liebhabertheater. Anekdote von Lessing und Engel. Quartett des Violoncellisten Kraft.

Dreiundzwanzigster Brief. S. 364—378.

Schnell eintretendes Frühlingswetter. Spaziergänge um die Stadt. Prächtiger Eisgang. Großes Schauspiel für die Wiener. Gehemmter Postenlauf. Das neue Quartett von Kraft. Verschlimmerter Zustand der Musik überhaupt und der Theater seit Josephs Zeiten. Einige Gründe dafür. Wiederholtes Duett bei Streicher. Frau Baronin von Ertmann. Ruft aus Dessau. Neuer musikalischer Effekt auf einem Ball bei Frau von Hennigstein. Täzliche Bälle und Schmausereien. Starkes Geschlecht. Verwüstungen durch den Eisgang.

Vierundzwanzigster Brief. S. 379—401.

Schwierigkeit für einen Fremden in Wien, einzelne Personen aufzufinden. Vorurtheilfreies Ohr der Wiener. Das Bürgerspital. Ejmesgall. Frau von Ertmann. Streichers Fortepiano's. Czerini. Rieß. Konzert beim Grafen Apponi. Graf Amadei. Moscheles. Werth des großstädtischen Lebens. Vorzüge von Wien vor andern großen Städten. Der hohe Adel in Wien. Verschiedenheiten des jetzigen Wiens vom ehemahligen.

Fünfundzwanzigster Brief. S. 402—423.

Uebermäßige Tanzlust. Große Bälle bei der Fürstin Lubomirska und beim Grafen Rusamovsky. Redoute. Apollosaal. Graf und Gräfin Stadion. Stunden des Diners und Theaters. Liebhabertheater. Musikalischer Abend beim Fürsten Kinsky. Muth und Vertrauen im Volke. Oesterreich in seiner vollen Kraft. Rüstungen. Wohlstand. Allgemeine Lustigkeit und Sicherheit. Weiber der Roitzen. Sicherheitsmaßregeln in Gasthöfen.

Sechsundzwanzigster Brief. S. 424—438.

Gräfin Rzevuska und ihre Familien. Gräfin von Fuchs. Frau von Putot. Clementi. Frau Baronin von Ertmann. Die alte Fürstin

von Lobkowitz. Seltene Stimme der Demoiselle Milder. Rogus Pumpernickel im Theater an der Wien. Die Komiker Hasenhut und Weidmann. Theilnehmendes Volk. Gute Einrichtungen auf den Brüken Wiens. Attitüden der Madame Händel. Morgenpromenade auf der Burgbastei. Neues Quartett von Schupanzig.

Sieben und zwanzigster Brief. S. 439 — 455.

Lady Fitzgerald und ihre Tochter. Musikalischer Abend bei der Gräfin Rzevuska. Sonderbares Singechor vom Theater an der Wien. Frau von Schoffen. Kozeluch und dessen Tochter. Seidlers Morgenkonzert. Schupanzig. Grell. Kreuzer. Brand in der Schloßorangerie. Das Sonntagspublikum von Wien. Späte Kaffeegesellschaften. Sonderbarer Gebrauch. Staatsrath Franke. Fräulein von Zois. Baron von Spielmann und dessen Tochter. Haydn.

Acht und zwanzigster Brief. S. 456—460.

Hauptplätze in Wien. Reiche Ausstellung in den Kunstläden an Gold- und Silberarbeiten, die der Argentafabrik in versilbertem weißem Kupfer, und der

Orientalischen Kompositionsfabrik in vergoldetem Kupfer. Messing-, Eisen-, Stahl- und plattirte Arbeiten. Porzellan. Putzladen, Sammt- und Seidenzeugladen. Geflügelmärkte. Wild und Fische. Hauptgebäude in Wien. Liebhaberkonzerte bei der Frau von Ritterburg. Fräulein von Zois. Frau von Franke. Bridi. Hennigstein. Fürst von Lobkowitz. Guiliani. Graf von Germalow. Seidler. Bewegung und Ausmarsch.

Erſter Brief.

Eiſenach, den 2ten November 1808.

Wie wohl es thut, nach einem Jahre der angeſtrengteſten Arbeit und einförmigſten täglichen Beſchäftigung, ſo wieder in's Freie zu kommen! Der liebliche Waldhornton unſers verewigten Hutzlers *) hätte mir aus den hohen Lüften herab nicht erfreulicher in die

*) Dieſer brave Künſtler und edle Mann war leider nur kurze Zeit eine Zierde der neuerrichteten königl. weſtfäliſchen Kapelle. Er kam zu Anfange des Jahres von Nürnberg nach Caſſel, entzückte den Hof und Alle, die ihn hörten, durch die große Lieblichkeit ſeines Tons und ſeinen ſo ausdrucksvollen ſingenden Vortrag, daß man oft eine ſchöne Stimme zu hören glaubte; ward aber im Herbſt durch ein Nervenfieber von ſeiner kaum begonnenen ſiegenden Künſtlerlaufbahn fortgeriſſen.

Seele tönen können, als das Poſthorn meines erſten luſtigen Poſtillons!

Der gerade Weg über Elſa und Biſchhauſen hieher iſt auch gar nicht ſo übel; zum Theil iſt's gemachter Weg, und was dem übrigen an Güte abgeht, wird durch die ſchnelle Expedition und durch gutes Fahren erſetzt. Man macht die zehn Poſtmeilen bequem in zwölf Stunden.

Die Holzungen, die Thäler mit ihren dichtbewachſenen Anhöhen, ſind auch gar angenehm, hier und da recht romantiſch einſam. Gegen Eiſenach zu erhebt ſich die Natur, und die alte edle Wartburg, die ſich aus dem ſchönen Buchwalde erhebt, erfüllt das Herz mit ſchauerlichen Empfindungen.

Aber wie gemiſcht, wie getrübt iſt die Empfindung, mit der man ſonſt hier des wackern, kräftigen Luthers gedachte, durch die neueſte Zeit geworden! Wer kann ſich des Gedankens nun erwehren, daß aus der Reformation die erſte große gefährliche Spaltung für Deutſchland hervorging, die jetzt mit der gänzlichen Auflöſung endigt. Selbſt Luther

befürchtete schon die ökonomisch politische Anwendung seiner rein moralischen Reformation, mit der er der Religion selbst durchaus nichts entzogen wissen wollte. Mehr noch fürchtete er den Eifer und die Wuth des Volks, und wollte durchaus nicht, daß sein fromm begonnenes Werk mit dem Schwerte befleckt werden sollte. Was würde er jetzt wol von Fürsten und Volk zu besorgen haben? —

Doch was trüb' ich mir und Dir den Blick in das gesegnete Land, das vor mir liegt! Lieber führt' ich Dich und mich noch einmahl nach dem schönen lieblichen Wilhelmsthal, welches mich im vergangenen Sommer so hoch beglückte, das ich mit Wehmuth jetzt seitwärts liegen lasse, da Jahreszeit und Reiseeile mich vorwärts treiben. Süßträumend ruf' ich mir die schönen Tage in die Seele zurück, und gewiß lieseſt auch Du die freudenvollen Briefe jener Tage noch einmahl *).

*) Es wird wahrscheinlich auch den Lesern nicht unangenehm sein, jene Briefe über das schöne so wenig bekannte Wilhelmsthal hier zu finden.

Wilhelmsthal bei Eisenach, den 7. Aug. 18[illegible]

Wohl mir, daß ich in Eisenach erfuhr, der Hof sei nicht in Weimar, aber wol zum Theil in der Nähe zu Wilhelmsthal, eine gute Meile von Eisenach, dem Sommerluſtſitz der regierenden Herzogin von Weimar. Ich fand dieſe edle, hochverehrte Fürſtin mit ihrer geiſtreichen Tochter, der Prinzeſſin Karoline, von den Edelſten ihres Hofes und manchen intereſſanten Fremden umgeben, und ward überaus gnädig aufgenommen.

Welch ein Thal! Welche Umgebung! Nie hat mich ein neuer Anblick fröhlicher überraſcht. So weit und breit, ſo offen und heiter, und dennoch rund von den herrlichſten dickbewachſenen Anhöhen umſchloſſen. Mitten in dem herrlichen Thale ſtehen die anſehnlichen, doch von aller Pracht reingehaltnen herrſchaftlichen Gebäude für den Herzog, die Herzogin, die Prinzeſſin, ihre Damen und Kavaliers, für Fremde und für die vereinte Geſellſchaft, (mit den Stall- und Küchengebäuden zehn an der Zahl) einzeln, angenehm verſtreut, einer lieblichen, frei angelegten Badeanſtalt

gleich, rund umgeben von alten wunderschönen Baumgruppen auf köstlichem grünem Boden, der nur so weit, als zur Kommunikation der verschiedenen Gebäude nöthig ist, von wohlgeführten Wegen durchschnitten wird. Eine jener vielen herrlichen Baumgruppen wäre hinlänglich, eine schöne Anlage zu verschönern. Zur Seite ist ein angenehm geformter kleiner See, einerseits von der waldbewachsenen Anhöhe begränzt, auf der andern Seite mit einer angenehmen Gartenpflanzung eingefaßt. Im Hintergrunde eine köstliche weite Wiese mit einer Schweizerei, ganz nach Schweizerart angelegt und gebaut. Das andere Ende des Thals schließt ein gut eingerichteter Gasthof.

Viele, viele Stunden lang, von der beendigten Mittagstafel in einem schönen freistehenden hellen Speisesal, bis zur Abendtafel, habe ich zu Fuß und zu Wagen die schönsten Höhen und ihre innern Thäler und die herrlichsten Holzungen durchstreift, nach allen Seiten bestiegen und durchwandert. O Natur! Natur! du ewig schaffende! nie erschöpfte, nie alternde! Wie schwindet neben dir doch alle

Kunst zu nichts! Da hab' ich nichts von Einsiedeleien, nichts von Ritterburgen und Teufelsbrücken gesehn; und doch ist der Eindruck der ganzen hoch einfachen Naturbildung größer, tiefer, inniger, als es alle jene Künsteleien nur je zu erreichen vermöchten! Der herrlichste Buchenwald, wie ich ihn in Holstein kaum sah, bis zur höchsten Höhe der Berge hinan und bis zu den tiefsten Schluchten hinab; die sich hoch über dem Wege wölbenden Büchen stehen mit dem Fuße im tiefen Absturz neben mir. Natürliche Grotten und Felswände, vom reichsten üppigsten Moose malerisch bewachsen, von der höchsten selbstentstandenen Pflanzung umgeben. Zwischen all diesen reinen, reichen Naturszenen hindurch bequeme, schöngeführte, sorgfältig reingehaltene Wege zum Fahren und Gehen, und liebliche Sitze auf großen und kleinen Plätzen, für Gesellschaft und für Einsame, immer am rechten Orte angebracht, immer da, wo jeder Mensch von Sinn und Gefühl am liebsten ruht. Ueber einige der größten Ruheplätze läuft der Fußsteig für's Landvolk nach Eise-

nach hin, und die zierlichen Bänke dienen dem müden Wanderer wie dem frohen Lustwandler zu bequemen Ruhesitzen.

Der Charakter des Ganzen ist durchaus groß, edel, still, ruhig, ohne in mindesten melancholisch zu sein. Ja, so muß der Lieblingssitz einer so großen herrlichen Frau sein, die das Größte mit hoher Ruhe und edler Einfalt denkt und übt, als müßt' es gerade so sein; auch kann sie's nicht anders, denn es ist ihre hohe Natur, die selbst dem siegreichen Feinde imponirt und ihn zur Verehrung zwingt. Nie sah ich diese edle Fürstin so heiter, gesprächig. Ihr edles seelenvolles Gesicht verklärte sich, da sie mir von diesem schönen Ruhesitze sprach, und so freundlich sagte, ich müßte die ganze schöne Umgebung recht ruhig genießen. Wie hab' ich es auch genossen! In der schönsten ruhigsten Abendstille, kein Lüftchen rührte sich, beim herrlichen Sonnenuntergang, so köstlich allein! Auf der hohen Ebne der Berge, die Wälder mit ihren wild durchwachsenen Schluchten unter mir, das ganze schöne offne weite Thal, mit

den lieblichen Wohnungen der Edelsten vor mir, umkränzt von malerischen dicken Baumgruppen, die dem Mittelgrunde Fülle und Haltung geben. Eine größere, schönere Einsamkeit giebt's in der Welt nicht. Und wie so Manches zu beiden Seiten blieb mir noch unbesucht! wie soll mir das den morgenden Tag noch füllen!

den 8. August.

Welche mannichfachen Wege hab' ich diesen Morgen vom Sonnenaufgange bis zur heißen Mittagsstunde durchwandert, und in wie neuem fröhlichem Lichte die gestrigen Schönheiten noch einmahl gesehn und genossen. Welchen unerschöpflichen Schatz von Genüssen hat ein geübtes, empfängliches Auge nicht an der mannichfachen Schönheit der verschiedenen Lichter des Tags und des freieren oder gemischtern Himmels!

Unbeschreiblich ist hier der Reichthum an Naturschönheit und Fülle; auch ohne die Berge zu besteigen, kann man in anmuthiger Waldung und über Wiesen sehr schöne, selbst weite

Gänge machen, und zu den köstlichsten Plätzen, von unbeschreiblich schönen, fast nie gesehenen Linden und Eichen umpflanzt, gelangen. Und überall sieht man nur der Natur sehr weislich und bescheiden nachgeholfen, oft nur bescheiden aufgeräumt zum bequemern Genuß. Fremde Hölzer und Sträucher sind so anspruchslos hie und da zur Hebung und Füllung zugepflanzt, daß man sie beim Ueberblick des Ganzen kaum gewahr wird. Ueberall glaubt man, die Natur habe die schön geformten Ränder und Linien selbst aus ihrer Fülle herausgebildet. Wüßte man nicht schon, daß der Herzog von Weimar ein Mann von Geist und Gefühl und von hohem reinem Sinn für die Kunst ist, würde man es an der Art, wie er dieses Thal behandelt hat, schon ganz erkennen. Wie muß ich's bedauern, ihn nicht selbst hier zu treffen, in dieser seinen schönen Natur nicht auch seiner geist- und lebenvollen Unterhaltung zu genießen, die mich in Weimar und seinen dortigen schönen Pflanzungen so oft beglückte. Der Herzog ist in Carlsbad; Göthe auch. Doch sollt' ich mich jedes neuen Wunsches

schämen, da mir das Glück wird, die schönen Tage hier in der Nähe der edelsten Fürstinnen verleben zu dürfen.

Nach der Mittagstafel ordnete die Herzogin noch eine schöne interessante Fahrt nach Kastel bei Eisenach an, wo in einem pflanzenreichen Garten der Thee genommen wurde. Ein schönes Gewitter gab den reichen Naturszenen rund um neues Leben, der Rückfahrt einen eigenen bedeutenden Charakter, und bereitete den schönsten Abend, der je vom vollen Mondenlichte erhellt worden ist. Wie ich dann bis spät in die kühle frische Nacht hinein auf den glänzenden Wiesen, in der schauerigen Schattenfülle der herrlichen Baumgruppen, die Seele voll der reinsten, hellsten Anklänge von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft genossen, das spricht keine Sprache aus. Ich wüßte mir nach allen meinen reichen und angenehmen Lebenserfahrungen nichts Schöneres zu wünschen, als einen Sommer so in diesem einzigen Thale verleben zu können.

Liebenstein, den 10. August.

Hier bin ich ganz sonderbar wie gerufen angekommen. Kaum steig' ich vor dem Badehause aus dem Wagen, und höre oben eine mir wohl bekannte schöne Stimme; so werd' ich auch zur Herzogin von Hildburghausen hinauf gerufen, und finde sie mit Anordnung einer musikalischen Gartenszene, zur Feier des nahen Geburtstages der Herzogin von Meinungen, beschäftigt. Gern ergriff ich auf der Stelle die Feder für die erlauchte Sängerin, die auch ohne ihre Geburt und ihren Rang eine große Sängerin wäre, etwas aufzusetzen, worin sie ihren ausdrucksvollen Vortrag entwickeln kann. Einige kleine Chöre aus meiner Geisterinsel schließen sich da gut genug an, und werden von einem seltnen Chor schöner Prinzessinnen vorgetragen werden. Zwei überaus liebliche Töchter der Herzogin von Hildburghausen, beide Brünetten, deren eine der schönen Königin von Preußen, ihrer Tante, sehr ähnlich sieht; zwei auf ganz andere Weise liebliche blonde Töchter der Herzogin von Meinungen,

und zwei auch recht liebe, angenehme Prinzessinnen von Hohenlohe, werden mit ihrer kunstreichen Anführerin, der Herzogin von Hildburghausen, das festliche Spiel ausführen. Die Proben werden sehr lustig in einem hübschen Sommergebäude der Herzogin von Meinungen, dem Badehause gegenüber, gehalten, wo ich diese edle Fürstin auch von ihren lieblichen Kindern, umgeben auf dem Säulenperon sitzen fand, als ich ankam, und ohne allen Zwang sehr gnädig empfangen wurde, ungeachtet ich noch nicht das Glück hatte, ihr persönlich bekannt zu sein.

Die Herzogin hat mir heute auch schon erlaubt, einen sehr angenehmen Tag auf ihrem Sommerwohnsitze Altenstein in der interessantesten Gesellschaft zuzubringen, die ein Deutscher sich wünschen mag. Es war der berühmte Feldherr, der kaiserliche Feldmarschall, Prinz von Coburg, und der liebenswürdige Dichter, Geheimerath von Thümmel aus Gotha, mit dem ich einst schon in meiner frühen Jugend sehr glückliche Zeit in Hamburg verlebte. Die schöne Fahrt in solcher

Gesellschaft (ein Adjutant des Prinzen, Major ***, der in Physiognomie und Wesen eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit dem edlen Cocziusko hatte, war die vierte Person), auf dem schönen Wege nach Altenstein, eine kleine halbe Meile von Liebenstein abgelegen, unter schönem reinem Himmel, war ein Genuß, der für's ganze Leben gilt. Wohlthätiger, als die Erscheinung des ächt Deutschen menschlichen ruhigen Helden von Zwei und siebenzig Jahren, ist mir lange nichts geworden; ich konnte mich an dem herrlichen alten Gesicht, an der treuherzigen freundlichen Stimme gar nicht satt sehen und hören. Eben so ging es mir mit der Herzogin von Meinungen in längern Unterredungen über Wien, woher sie eben zurückgekommen war. Sie ist auch eine der seltenen Fürstinnen von hoher Selbständigkeit, wiewohl von rein weiblichem Charakter, so unbefangen, fast möcht' ich sagen kindlich in ihrer reinen weiblichen Würde.

Nach der Mittagstafel macht' ich mit mehreren von der unterhaltenden Gesellschaft

einen schönen Gang durch die mannichfaltigen Anlagen rund herum. Der Regen kam uns zwar auf dem lehmigen Boden etwas in die Quere; doch sahen wir schöne Feldpartheien, eine Schweizerhirten-Anlage mit einem recht täuschend angelegten Wasserfall, der dem Zacken in Schlesien so ähnlich ist, daß dieser darin nachgebildet zu sein scheint. Schöne Bäume und angenehme Holzungen, Wiesenplätze und Kapellen und Grotten und Tempelchen sahen wir auch. Aber Wilhelmsthal schwebte mir noch so ganz vor der Seele; die Wehmuth, es so bald verlassen zu haben, war noch nicht im Innern verklungen, und so erschien mir das Alles etwas klein. Deshalb befremdete es mich aber gar nicht, wenn es auf die Andern größern Eindruck machte. Hatte doch Wilhelmsthal durch seine große Naturschönheit den einzigen tiefen Eindruck auf mich machen können, ungeachtet ich von der schönen herrlichen Anlage in Wilhelmshöhe herkam die durch Kunst und Geschmack gewiß einzig in ihrer Art ist, und die ich den Sommer hindurch oft so schön

und froh in Eurem lieben Kreise genossen hatte.

Die Rückfahrt von Liebenstein am kühlen Abend war wieder überaus schön. Wir fanden die schöne fürstliche Musengesellschaft mit der Probe ihres festlichen Spiels lustig beschäftigt, und zur Abendtafel beim Herzog von Hildburghausen, der mich durch seine innige Freude an dem großen Kunsttalent der Herzogin sehr interessirte, unterhielt uns ein drei und achtzigjähriger Böhmischer Bauer mit recht angenehmem Spiel auf einer Harmonika, die er sich selbst gebaut hatte.

den 11. August.

Diesen Morgen habe ich einen interessanten Gang gemacht nach der sonderbaren Höhle, die diese Gegend besonders berühmt macht. Nahe beim Altenstein geht ein Weg erst schmal, dann breiter, wol an fünfhundert Fuß tief in den Felsen hinein. Auf dem Wege stößt man auf große Gewölbe von mancherlei Formen, bald rund, bald oval, die Säle und

Zimmer bilden, und am Ende auf einen Waſſerfall, der einen kleinen See in der Höhle bildet, auf welchem man in einem Kahn herumfährt. Auf dem Rückwege kömmt man noch auf viele Seitenwege, die zu mancherlei romantiſchen Plätzen führen. Alles dies wird während der Brunnenzeit jeden Sonntag mit vielen hundert, wohl tauſend Lampen erleuchtet, und ſoll, bei einer in den Felſenhöhlen verborgenen angenehmen Muſik von Blasinſtrumenten, eine ganz wunderbare zauberiſche Wirkung thun. Heute hatte man einen Mann vorangeſchickt, der einzelne Lampen auf den Hauptpunkten bis in den Hintergrund hinein anzündete, und mir einen Führer mitgegeben, der in der Höhle zwei ſtarke Pechfackeln voran trug, wodurch die einzelnen Theile wohl mahleriſcher erleuchtet wurden, als durch die bunten Lampen, die wir überall angefüllt ſtehen ſahn, hervorgebracht werden mag. Wir haben mit bloßem Ein- und Ausgehen, und mit der kleinen Waſſerfahrt wol über eine halbe Stunde in der Höhle zugebracht. Der Heimweg von einer halben Stunde durch fruchtbare

Felder und Wiesen, bei ansehnlichen Fabrikanlagen vorüber, war am kühlen Morgen, gleich nach Aufgang der Sonne, auch sehr angenehm.

Auf dem Rückwege begegneten wir vielen großen Zügen von Menschen, zum Theil mit Trompeten und Pauken, die aus der umliegenden Gegend zur Geburtsfeier ihrer angebeteten Fürstin hinzogen, die ein Muster milder und sorgfältiger Regierung sein soll. Auf dem schönen Lindenplatze vor dem Badehause wühlte und wimmelte Alles von Badegästen und andern herbeiströmenden Fremden. Eine Stunde vor Tafel erschien die Herzogin mit ihren schönen Kindern in ihrem Saale, und nahm die Glückwünsche der Herbeigeeilten an. Auch die edle Herzogin von Weimar und die Prinzessin Karoline waren von dem schönen Wilhelmsthal hergekommen, an diesem freudigen Tage Theil zu nehmen. Schöne Damen aus Weimar und Erfurt schmückten noch den herrlichen Kreis, der wol nicht leicht schöner auf Deutschem Boden gesehen wird. Alle die hohen Herrschaften nahmen Theil an dem all-

gemeinen Mittagsmahl im großen Saale des Badehauses, und verherrlichten das frohe Mahl um so mehr, da sie durchaus keinen Zwang hineinbrachten, oder gestatteten. Deshalb blieben aber doch die Aeußerungen der allgemeinen Fröhlichkeit in den anständigsten, bescheidensten Formen.

Nach Tafel ging der größte Theil der Gesellschaft ins öffentliche Schauspiel; ich zog einen einsamen Gang auf die nahen waldbewachsenen Höhen vor. Nach dem Schauspiel war wieder allgemeine Tafel, wie Mittags im großen Saal, während welcher das festliche Spiel unter freiem Himmel in einem schön dazu geeigneten, aber nicht zweckmäßig benutzten Felslokale zubereitet wurde. Nach der Abendtafel erfreute sich der Hof und die ganze sehr zahlreiche Versammlung und das zahllose Volk auf dem weiten Platze vor jenem Lokale des fürstlichen Spiels, welches der schöne Gesang und das mimische Spiel der Herzogin von Hildburghausen und ihre schöne Umgebung, unter der sich auch einige schöne Badegästinnen befanden, beseelte und belebte.

Die sehr gute Harmonie der Herzogin von Meinungen begleitete den Gesang. Ein kleines Feuerwerk, welches hinter dem großen Saale abgebrannt wurde, versammelte die Gesellschaft wieder in diesem, und ein allgemeiner Ball beschloß das erfreuliche Fest.

Zweiter Brief.

Gotha, den 4. November.

Nicht wohl konnt' ich hier durchgehn, ohne dem Hofe aufzuwarten, dem ich, in so verschiedenen Epochen meines Lebens, seit dreißig Jahren die schmeichelhafteste Aufnahme verdankte. Der Herzog, welcher Dichtkunst und Musik mit Sinn und Gefühl liebt und übt, hat mich auch gnädig aufgenommen. Doch verfehlte ich den Prinzen Friedrich, der so ganz in Musik lebt, und selbst so interessant singt und spielt. Seine geschwächte Gesundheit hält ihn noch unter dem wohlthätigen Italienischen Himmel, wo er auch gewiß sein Leben froher genießt, als es ihm das hiesige Leben gewähren könnte, das durch die unglücklichen Zeitumstände auch an seinem altem frohem Glanz und heiterm Sinn gelitten zu haben scheint.

Dankbar gedenk' ich hier der frohgenossenen früheren Zeiten, da der Gothaische Hof einer der angenehmsten und fröhlichsten Höfe Deutschlands war, eine seltene Gastfreiheit und zwanglose Aufnahme den Fremden beglückte, und den vielbesuchten Hof belebte; in den frühesten Zeiten Namen wie Eckhof, Seiler, Brandes, Koch u. a. m. nicht nur Gotha, sondern die Deutsche Kunst verherrlichten; dann Benda und Schweitzer, in ungleichem, aber doch rühmlichem Kampf, um den Lorbeer stritten; die ersten großen Deutschen Opern von Gehalt, Romeo und Julie, Alceste, das Deutsche Singspiel hoben; in Ariadne und Medea ein neues Genre mit den ersten Versuchen zur Vollendung gebracht wurde; die Wissenschaften in Männern wie Zach, Lichtenberg, Jacobs u. a. glänzten; da in spätern Zeiten ein vom Hofe leichtempfangener Künstler und Gelehrter nur in die Eine Verlegenheit kommen konnte, wählen zu müssen zwischen der größeren Gesellschaft des Herzogs, der Wissenschaft und Kunst mit dem Eifer eines denken-

den Kenners und echten Liebhabers schätzte und schützte; oder der kleineren Gesellschaft der Herzogin, die so gerne Männer von Einsicht und Geschmack im engeren Zirkel um sich versammelte, oder der noch kleinern der Prinzen, die mit ihrem edlen Führer von der Lühe und dessen genialischer Gemahlin ein seltnes Familienleben mitten an einem lebhaften Hofe lebten; da der edle vortreffliche Prinz August mit den Auserwähltesten des Hofes und der Stadt und mit allen Menschen von Verdienst und Talent, die Gotha besuchten, ein so höchst angenehmes sinniges Leben führte, wie wenige Prinzen in der Welt wol genießen mögen; da die Stadt selbst ein seltenes Beispiel von allgemeiner Geselligkeit und Einigkeit in einer fürstlichen Residenz war.

Doch diesen Vorzug scheint Gotha noch zu haben. Der freundliche gefällige Kriegsrath Reichard, der allen Reisenden durch seinen unermüdeten Fleiß in Vervollkommnung seiner nützlichen Werke so wohlthätig wird, hat mich in eine ansehnliche Gesellschaft ge-

führt, in welcher bei einer zahlreichen Tischgesellschaft noch der alte gute freie und frohe Ton herrschte. Das gute Ettingersche Haus, und der treffliche Legationsrath Lichtenberg haben mich noch mit der alten Freundlichkeit und Heiterkeit aufgenommen. Dieser hat mich auch mit ein paar interessanten Aufsätzen von dem vortrefflichen Georg Benda beschenkt. Ich hoffte von ihm auch noch Aufschlüsse über das verschwundene Manuskript zu bekommen, in welchem der geniale Künstler sein Leben entworfen, und welches er mir, zur weitern Ausarbeitung, als ein schönes Vermächtniß zugesagt hatte, aber vergeblich. Ewig Schade wär' es, wenn das Leben eines solchen originellen Mannes, von dem man nur noch die pikanten Züge seiner Zerstreuung und seines Witzes kennt, durch die Nachlässigkeit seiner letzten Umgebung der Nachwelt weniger bekannt werden sollte, als er es selbst zu wünschen schien.

In Georg Benda lebte eine seltene Vereinigung der höchsten Talente. Er war ein vortrefflicher, spekulirender Kopf, der über

seine Kunst tief und scharf dachte, und seine Gedanken in einer ganz originellen, bald rein humoristischen, bald rein witzigen Manier und Sprache ausdrückte. Er besaß ein tiefes glühendes Gefühl, welches doch auch oft für die feinsten Nüancen empfänglich war; eine feurige Imagination, die in reichen üppigen Bildern schwelgte. Dabei hatte er früh die Kunst gründlich studirt, hatte sie ganz in seiner Gewalt, hatte sie auch früh in der Violine und dem Klavier praktisch geübt. In seinen frühern Arbeiten glaubt man nur die gute Arbeit zu erkennen. Die Berlinische Schule, in der er gebildet wurde, hatte ihn gefesselt; hohe Autoritäten verengten ihm noch den Blick; der selbständige Künstler reifte erst spät in ihm. Seine Italienische Reise brachte eine innre Revolution bei ihm zu Stande, er ward zuerst auf Vieles aufmerksam, was ihm bis dahin unbedeutend geschienen. Er hörte und beobachtete mit großer Aufmerksamkeit den Effekt solcher Italienischen Werke, die er anfänglich, der zu leichten Arbeit wegen, verachtete, und ihm selbst erschienen die Grazien ge-

fälliger, als je vorher. Bald nach seiner Rückkehr beseelte ihn eine heftige Leidenschaft zu seinen genialen Duodramen, Ariadne und Medea, die unerreicht geblieben sind; zu seiner herrlichen Oper Romeo und Julie, zum lieblichen leben- und geistvollen Walder, Werke, die sein Andenken erhalten werden, so lange Musik als Kunst geübt werden wird.

Benda war auch ein freier, kecker Denker, und sah das Leben mit scharfem Mannesblick an. Den letzten Theil seines Lebens verlebte er in ländlicher Einsamkeit, erst in Ronneburg, dann einsamer näher bei Gotha. Da beschäftigte er sich weniger mit der Kunst, wiewol er noch einige seiner ältern Kompositionen herausgab, und einige kleine Singspiele verfertigte, als mit seinem eigenen Leben; wie er mir auf einer Reise, die er mit mir aus seiner Einsamkeit nach Mannheim machte, freundlich anvertraute. Damahls verhieß er mir auch, zufrieden mit unsrer sich oft begegnenden Denkart, das schöne Vermächtniß, das ich aber nach seinem

Tode nirgend habe erfragen können. —

Jetzt hat der Hof kein Theater, aber eine gute Konzertmusik, die wöchentlich einmal bei Hofe gehört wird. Ich hatte sie gerade am Tage meiner Ankunft versäumt; indessen verdank' ich der Gefälligkeit des Herrn Konzertmeisters Spohr einen sehr erfreulichen Genuß für Herz und Ohr. Er veranstaltete mir in seinem Hause ein interessantes Quartett, wobei ich auch seinen sehr braven Schüler in der Violine, Herrn Hildebrand, und den trefflichen Violoncellisten, Hrn. Preising, kennen lernte. Heer Spohr ließ mir drei seiner genialen und wohlgearbeiteten Quartetts hören, und hatte Gelegenheit, darin sein großes musterhaftes Spiel zu entwickeln. Sein voller herrlicher Ton, und seine vollkommen reine Intonation bleiben sich bei den allergrößten Schwierigkeiten so treu, wie bei dem edlen großen Vortrage seines Cantabile's und Adagio's. Er hat seine große Manier wirklich zum Bewundern ausgebildet, und soll auch ein vortrefflicher Anführer des Orchesters sein. Bei seinem großen Ton, seiner Kraft

und gründlichen Kenntniß kann man ſich das leicht denken. Selbſt ſeine anſehnliche Geſtalt und ſein ernſter ruhiger Charakter ſtimmen dazu. Auch im Fache der Geſang- und Theatermuſik hat ſich Herr Spohr verſucht. Er ließ mir am Forte-Piano die erſten Akte eines großen Singſpiels hören, in welchem Gefühl und Imagination unverkennbar ſind, und die Inſtrumentalpartie reich und glänzend gearbeitet iſt. Seine intereſſante Frau wird als Klavier- und Harfenſpielerin ſehr gelobt. Ihre Geſundheitsumſtände raubten mir das Vergnügen, ihr ſchönes Talent kennen zu lernen.

Zu meinem großen Bedauern war auch der vortreffliche Violoniſt Schlick und ſeine kleine liebe Frau, die intereſſante Violinſpielerin, die Du unter dem Namen Strinasacchi kennſt, abweſend; in ihren hoffnungsvollen Kindern bildet ſich das ſchöne Talent fort.

Mit Wehmuth hab' ich die ſchöne, in ihrer Art ganz einzige Sternwarte auf dem Sehberge verödet geſehn, und der genuß-

reichen Stunden, die ich mit dem geistreichen achtungswürdigen Obersten Zach sonst da verlebte, gedacht. Auch er sucht, in Begleitung der verwitweten Herzogin, deren schöne einsame Gartenwohnung auch öde dasteht, einen schönern Himmel und froheres Leben im südlichen Frankreich. O der zerstörenden Zeit! die so vieles Frohgeschaffne, Schönverbundne, auf dem guten alten Deutschen Boden trennt und zerstört! Was wird die künftige Zeit uns und unsern Kindern für Ersatz gewähren können für so Vieles, das nur aus Deutschem gutem Sinn hervorgehn, nur von besonnenen treuen Händen in Sicherheit und Freiheit gepflegt werden konnte! Darin war Deutschland seit Jahrhunderten doch einzig. Wie viele kleinere und mittlere Staaten haben nicht der Kunst und Wissenschaft und dem bessern bürgerlichen Leben so erwünschte Asyle bereitet, in herzlicher Theilnahme und Vorsorge so wohlthätige Pflege angedeihen lassen, als nur wenige der größern Staaten des Auslandes, und selbst Deutschlands!

Keiner seit meinem Leben wohl mehr, und im größern, ächt Deutschen Sinn, als Weimar, dem ich auch wieder, wie immer, mit wahrer Sehnsucht entgegen eile.

Dritter Brief.

Weimar, den 4. November.

Nicht ohne manche bittere Empfindung bin ich durch Erfurt geeilt, das sonst in dem gastfreien Hause des ehemahligen Coadjutors, jetzigen Fürsten Primas, dem Künstler und Gelehrten einen so angenehmen Aufenthalt darbot, und in welchem ich, besonders in Herders geist- und lebenvoller Gesellschaft, einst so köstliche Stunden verlebte; das jetzt aber durch die große Zusammenkunft von Kaisern, Königen und Fürsten so wichtig geworden und immer noch in den Händen der Fremden ist. — — Doch konnt' ich's mir nicht versagen, eine Stunde in der Gesellschaft des vortrefflichen, echt Deutschen Mannes, des Regierungspräsidenten von der Reck und seiner schönen, interessanten Gemahlin zuzubringen; ihre höchst freundliche Aufnahme machte mir die Eile nur so viel bitterer und schwerer.

Hier in Weimar fand ich Alles in seiner alten Würde und Trefflichkeit wieder; auch für mich bei Hof' und Freunden dieselbe gnädige, erfreuliche Aufnahme, die mir Weimar seit meinen Universitätsjahren zum angenehmsten und interessantesten Aufenthalt in Deutschland macht.

Dem Herzoge und seinem Göthe hat das Carlsbad wohlgethan, ich finde sie beide kräftiger und heitrer als im vorigen Jahre. Der schöne Stern aus Norden ist leider eben abwesend. Der Erbprinz tritt auch darin in die rühmlichen Fußstapfen seines geistvollen Vaters, daß er gerne und oft die Edelsten und Besten jedes Standes, auch der Gelehrten und Künstler, um sich her versammelt, wodurch er diesen auch den schmerzlichen Verlust, den sie an ihrer so gnädigen, eifrigen Beschützerin, der vielbeweinten Herzogin Mutter erlitten, weniger bitter empfinden läßt. Es sind die angenehmsten Abende, die Menschen von Sinn für Kunst und für die höhern Freuden der Gesellschaft genießen können, welche ihnen hier durch das edle junge Fürstenpaar so liberal,

splendid und zwanglos bereitet, oft auch durch Musik belebt werden.

Auch die guten interessanten Zirkel in den gebildeten Häusern der Stadt erhalten sich nicht nur, sondern werden auch durch hergezogene interessante Fremde immer wieder erneuert. Selbst Männer wie Göthe und Wieland und mehrere der gebildetsten Personen des Hofes besuchen sie gerne, und tragen zu dem Interesse und guten Ton derselben bei.

Das große Bertuchsche Etablissement befestigt und erweitert sich immer mehr und mehr, und das ansehnliche Haus hat durch das junge Ehepaar an geselligem Reiz gewonnen.

Der treffliche Schweizer Meier findet hier immer mehr Veranlassung, seine Kunst und gründlichen, ausgebreiteten literarischen Kenntnisse anzuwenden, theils im öffentlichen akademischen Unterricht, theils aber auch in dem hohen Eifer und Ernst, mit welchem die mit allen schönen Talenten ausgeschmückten Großfürstin und Prinzessin Karoline und der Erbprinz selbst die schöne Kunst treiben,

wie sie in jetziger Zeit wol nur höchst selten von fürstlichen Personen getrieben wird. Selbst Göthe wird durch diesen heiligen Eifer aufgefodert, seinen großen Schatz von Kunst- und wissenschaftlichen Kenntnissen dem Hofe durch Vorlesungen in seinem Hause mitzutheilen, woran selbst die erhabene Herzogin gern Antheil nimmt.

Einen wichtigen Mann hat Weimar, welches Herder's und Schiller's unersetzlichen Verlust noch mit ihren edlen Witwen und Waisen bitter beweint, in dem braven Fernow wieder verloren, der so viele schöne literarische Kenntnisse für Kunst und Sprache, so angenehm und zweckmäßig anzuwenden wußte.

Das Theater, in welchem Göthe eine Schule für die Kunst begründete, und welches unter seiner Leitung einen sehr bestimmten Charakter erhalten hat, macht mir durch sein Ensemble jedesmahl neue Freude. Man kann hier wol mit einzelnen Schauspielern unzufrieden sein, mit dem Ganzen nicht leicht. Das greift immer so gut in einander, daß es

unverkennbar ist, wie es von einem Geiste geleitet wird, der tief in das Innere der Kunst dringt, der sich viel und ernstlich, theoretisch und praktisch, damit beschäftigte, überall weiß was er will, nur das Ausführbare fodert, das aber auch mit der ganzen Kraft und Strenge des gebietenden Genies will und fodert. Vorstellungen, wie die Maskenstücke, die Herr von Einsiedel nach den Alten so glücklich bearbeitete, Stücke wie Wallensteins Lager und selbst Göthe's Iphigenia und Tasso sieht man nur hier. Dabei kömmt Alles auf reine bestimmte Kunst an, die bisher in Ganzen so wenig beachtet wurde, und zu großen harmonischen Darstellungen doch unerläßlich ist.

Aber auch Vorstellungen von Singstücken sah ich hier zu meiner größten Zufriedenheit. Nie sah ich auf der Deutschen Singebühne etwas Vollkommneres als Pär's Camilla von Demoiselle Jagemann und Herrn Strohmeier, die auch von den Nebenpersonen gut unterstützt wurden. Die vollkommne Vereinigung des schönsten musikalischen

Vortrags mit der echt tragiſchen Aktion, die ſchöne bildliche Darſtellung, und die ſichere Haltung und Durchführung der ganzen Rolle überraſchte mich in dieſer vortrefflichen Künſtlerin, ungeachtet ich ihr ſchönes Talent längſt kannte. Selbſt ihre Stimme hat in der letzten Zeit gewonnen. Die wunderſchöne Baßſtimme des Herrn Strohmeiers, die an Klang, Weichheit und Fülle ihres Gleichen kaum hat, der edle Vortrag, der ganz mit dem der Demoiſelle Jagemann harmonirte, ſeine ſchöne Geſtalt und der edle Anſtand, den er auch in den leidenſchaftlichen Scenen der Rolle des Herzogs behauptete, das Alles ſichert ihm ſeinen Platz unter den erſten Theaterſängern. Und wie lieblich und rührend iſt ſeine Stimme nicht auch in der Kammer! Bei ihrem ſeltnen Umfange hat ſie oft die volle Annehmlichkeit des Tenors, neben der ſchönſten Fülle des Baſſes.

Der Park, den man ſo glücklich dem neuerbauten, mit Pracht und Geſchmack eingerichteten Schloſſe angeeignet, und in welchem man die ältern mannichfaltigen Pflanzungen

und Anlagen so ungezwungen zu einem schönen Ganzen vereinigt hat, gewährt auch in dieser Jahreszeit sehr angenehme Promenaden. Man verliert sich von den schönen breiten Plätzen und Gängen, die nach dem allerliebsten Römischen Hause, der heitern Sommerwohnung des Herzogs, führen, auch gerne in die engern Seitenwege, und verfolgt diese über schöne Wiesen und Felder bis nach Oberweimar hin, und erfreut sich dort der großen ökonomischen herzoglichen Anstalten.

Vierter Brief.

Halle, den 10. November.

Ich habe mir die Freude nicht versagen können, einen kleinen Seitenweg über Halle zu machen, um hier unsre Lieben und unser liebliches Giebichenstein wiederzusehn und ein paar Tage zu genießen. Woher ich auch kommen mag, immer erscheint mir dieser liebliche romantische Fleck mitten im fruchtbarsten Lande mit neuem Reize. Wie die Saale da hinfließt in getheilten Armen, zwischen Wiesen und buschichten Inseln und hohen moosbewachsenen Felsenwänden, bei den Ruinen des alten Schlosses vorbei, durch die romantische Geschichte Ludwig des Springers bekannt, auf welches später ein Kloster gepfropft und zuletzt die stattlichen Amtsgebäude gesetzt wurden; wie die alten ehrwürdigen Reste da oben auf einem gewaltigen steilen Porphyrfelsen stehen, dessen obere Fläche und innerer Abhang nun auch von dem feinsinnigen Plan-

zer des schönen Amtsgartens mit diesem angenehm verbunden worden sind; wie der Fluß sich dann in kühner Beugung durch die schöngeformten Felsufer von ewigem Porphyr durchdrängt, bei dem ruhigen Fischerdorfe Krollwitz und seiner reich umpflanzten Papiermühle und dem buschbewachsenen Werder vorbei, über das hohe Wehr brausend fortrauscht, dann durch's fruchtbare Land ruhig hinströmt, bis sich bei Lettin und dann weiterhin bei Wettin wieder hohe Felsufer erheben, ein altes Schloß tragend, in welchem der geniale, geistreiche Prinz Louis Ferdinand seine letzten unglücklichen Sommer lebte, die Seele stets voll trüber banger Ahnungen eines nahen vernichtenden Geschick's. — Von der Höhe unsers lieblichen Gartens, in welchem der kunstliebende Fürst, selbst ein geborner großer Künstler, sich's auch gern mitten unter Künstlern und Gelehrten von Sinn und Geist wohl sein ließ; über all das hingesehn, erhebt sich dann der Petersberg mit seinen herrlichen Ruinen zum Hintergrunde; an ganz hellen Tagen auch wol der Brocken am tiefen blauen

Himmel. Auf der einen Seite der hohe alte Weinberg, in seiner Urgebirgsgestalt, den unser geistreicher Reil jetzt so schön bepflanzt und mit einem zierlichen Sommerhause verschönert hat; zur andern Seite die angenehme Holzung, Meiereien und Schäfereien, und Weinberge auf der fruchtbaren Fläche; im Rücken die Stadt Halle mit ihren vielen Thürmen und dampfenden Kooten, und der Blick da wieder tief in Sachsen hinein nach Merseburg, Lauchstädt hin und drüber fort; das ganze Land rund um so reich und lustig bebaut, von der schönen pappelbepflanzten Chaussee durchschnitten, die von Magdeburg nach Leipzig läuft — Es wird nicht leicht eine mannichfachere reichere Aussicht in irgend einem flachen Lande gesehen. Dann die seltene Vermischung des Romantischen, welches hier die Felsufer gewähren, mit der Fruchtbarkeit des Bodens, der oft seine schweren Weizenähren über die Ränder der Felsen wirft, und überall, wo der Ackerbau beschwerlich wird, die erfreuliche Obstkultur gestattet.

Ich wünsche mir keinen schönern Wohnsitz auf der Welt, erhält ihn uns das Schicksal nur, und verleiht uns wieder den ruhigen frohen Genuß, den Krieg und Glückswechsel seit drei Jahren so grausam störten! — Wie froh hab' ich die wenigen Tage wieder in der selbstgeschaffnen, gelungenen Pflanzung aufgeräumt und nachgeholfen! — Wie schwer wird mir's, sie so bald zu verlassen! —

Es wird mir schwer, den Blick davon ab auf die Stadt zu wenden. Wie verändert finde ich das gute Halle! Seit dem unglücklichen Tage, da der ungeschickte Widerstand die Wuth des Feindes gegen diese offne Stadt reizte, was hat sie nicht Alles gelitten! Vorzüglich aber durch die Auseinandertreibung der Studirenden und die fast gänzliche Aufhebung der Universität, die doch gerade am sichersten auf den Schutz des Feindes rechnete, da er bis dahin seine Ehre darin gesucht, sich gegen alle wissenschaftlichen Anstalten großmüthig und schützend zu bezeigen, und Halle auch diesen Schutz als eine der ersten Universitäten Deutschlands um so eher erwarten durfte, da

der König eben mehr für die Universität gethan hatte als für irgend eine andere, und als selbst je vorher für sie gethan worden war; da Halle eben die wichtigsten Deutschen Gelehrten unter seine Lehrer zählte, und auch von Seiten der Anzahl der Studirenden die allerstärkste war; denn sie zählte über elfhundert.

Aber wie viele unglückliche Umstände mußten auch gerade die letzten unglückschwangern Tage über die arme Stadt zusammentreffen. Die erste Preußische Stadt, welche der siegreiche Feind betrat, bei und in welcher er so zwecklos seine durch Sieg erhitzten Soldaten noch einbüßen mußte. Bosheit und Einfalt mehrerer wichtigen und unwichtigen Personen haben gewiß auch sehr viel zu ihrem Unglück beigetragen. So war zum Beispiel kurz vorher ein herumwandernder Franzose da, welcher sich als Lehrer der Französischen Sprache bei der Universität eindrängen wollte; da die Stelle gut besetzt war, wies man ihn ab. Er wandte von neuen Alles an, um als Lehrer der Spanischen und Italienischen Sprache bei der Universität an-

gestellt zu werden; als man ihn aber examinirte, wußte er von der einen Sprache so wenig, als von der andern. Er trieb sich in Halle herum, und nach der ersten traurigen Nachricht von dem Gefecht bei Saalfeld, die ein aus dem Hauptquartier Kommender auf eine unvorsichtige, übertriebene Weise unter das Volk brachte, und alle Gemüther, besonders aber die der studirenden Jugend auf's höchste erhitzt waren, tritt jener unverschämte Mensch auf offenem Marktplatze mitten unter die erhitzte patriotische Jugend und stößt die härtesten Drohungen und Prophezeihungen gegen den König von Preußen aus. Man fällt über ihn her, ihn zu züchtigen; er wird arretirt, um ihn der Wuth der erhitzten Jugend zu entziehen, wird in das nahe Karzer gebracht, von da, als nicht dahin gehörig, an die Stadtgerichte, und von diesen an das Militär abgeliefert So kömmt er denn auf der Hauptwache zu sitzen, wo er sich beim Einrücken der Feinde leicht als Märtirer für die Französische Nation und als wohlunterrichteter Zeuge von allem Vorgefallenen geltend

machen konnte. Da auf der Hauptwache mitten auf dem Markte sitzend, hatte er freilich jede laute Bewegung und Aeuserung der Tag und Nacht versammelten Menge vernehmen und nach seiner Art deuten können. Manche Aeußerung mag auch unvorsichtig genug gewesen sein; die jungen Studirenden wurden von übertriebenem Eifer aufgefodert, sich der Vertheidigung der von aller militärischen Besatzung lange gänzlich entblößten Stadt, thätig anzunehmen, und konnten nur durch die Klugheit und Mäßigung des damaligen Prorektors, von dem sie die Waffen, die ihnen bei Aufhebung der akademischen Orden abgenommen worden waren, wieder zurückverlangten, zur Ruhe und in ihre Schranken zurückgewiesen werden.

Nach allem diesem konnte freilich wol das übereilte Wort eines andern Unvorsichtigen: daß man wol, bei geringer Besatzung der Stadt, für die Bürger, aber nicht für die studirende Jugend stehen könne, einen so ganz schlimmen Eindruck auf den Sieger machen, um den Entschluß zu erzeugen, lieber die

ganze Universität aus einander gehen zu lassen, als einen unruhigen Haufen in einer Grenzstadt im Rücken zu behalten.

Dazu kömmt auch wol, daß die Feinde keinen bestimmten Begriff von der Beschaffenheit einer Deutschen Universität hatten, die von so verschiedenen Nationen aus Süden und Norden besucht wird, und deren einmahl aus einander geschickte Studirende nicht so leicht wieder in ruhigern Zeiten zu versammeln waren, als z. B. die Zöglinge eines Collège de France, die alle Jahre während viermonatlicher Sommerferien nach ihrer Heimath in die verschiedenen Provinzen zu gehen pflegen. Daß die Professoren selbst von der Bezahlung der einzelnen Studirenden für die ihnen gehaltenen Vorlesungen großentheils leben, wurde wahrscheinlich eben so wenig erwogen, als daß der größte Theil der Bürger selbst von den Professoren und Studirenden lebte.

Auch das bewilligte Reisegeld von einhundert Louisd'or für die nach Hause geschickten neunhundert Studenten, beweiset schon, wie wenig man ihre Zahl und respektive Ent-

fernung von hundert und mehreren Meilen kannte oder glaubte.

Die Professoren, deren Besoldungen auf öffentliche Staatskassen, welche eingezogen wurden, angewiesen waren, blieben aber auch über ein Jahr ohne ihr fixes Gehalt, und mehrere, die das nicht ertragen konnten oder mochten, verließen Halle, wodurch die Universität einige der ersten Lehrer einbüßte.

Die neue königliche Regierung trat freilich nach einem unglücklichen Zwischenraume von mehr als einem Jahre ins Mittel, und bei der ersten Zusammenberufung der Repräsentanten der Stände gelang es dem Eifer und der Klugheit der gelehrten Deputirten Niemeier, Reil und Voigtel einige Entschädigung für den erlittenen Verlust und eine vorläufige Einrichtung zur provisorischen Auszahlung der Gehalte für die in Halle gebliebenen Professoren zu bewirken. Aber die Fonds waren einmahl eingezogen, und diese in den jetzigen Zeiten wieder sicher zu stellen, wo der Staat die Domänen, auf welche die alten Fonds angewiesen waren, gänzlich verloren, auch noch

ansehnliche Kriegssteuern zu bezahlen und die Armee zu vervollständigen hat, das kann nicht anders als sehr schwierig werden.

Wie die neue Regierung sich darin für die verschiedenen Provinzen des Landes von Anfang an sorgfältig bewiesen hat, daß sie die bewährtesten Männer unter den Präsidenten und Direktoren der verschiedenen ehemahligen Kammern und Regierungen zu Staatsräthen ernannte, und von ihnen die Vorschläge zu Besetzung der Zivilstellen in den Provinzen, denen sie sonst selbst vorgestanden hatten, verlangte und annahm; so hat sie auch in der Ernennung des berühmten Johannes von Müller zum Direktor der Studienanstalten im gesammten Königreiche, den guten Willen und Ernst bewiesen, für die Wiederherstellung der Universitäten thätig werden zu wollen; und diesen Ernst auch besonders für Halle in der Ernennung des in Deutschland und Frankreich hochgeschätzten Pädagogen Niemeier zum Kanzler der Universität bewiesen.

Wäre aber nur der brave gelehrte Müller auch ein so guter Geschäftsmann und Di-

rektor, als er ein liebenswürdiger, kindlicher Mann und ein vortrefflicher Geschichtschreiber ist! Er hat aber den durchgreifend starken Charakter, der allein das erkannte nothwendige Gute auch mit der dauernden Kraft des Willens und der vollen Thätigkeit des Mannes schaffen und vollenden kann, eben so wenig, als das Kluge um sich Wissen (Scavoir faire) und die sicher leitende Menschenkenntniß, ohne welche nirgend, am wenigsten aber mit den klugen, gewandten, vordringenden Nachbarn durchzukommen ist.

Mit Hintenansetzung seiner wichtigen historischen Arbeiten, deren Vollendung von seiner eigenen Hand so sehr zu wünschen wäre, arbeitet er Tag und Nacht an Entwürfen und Plänen zur Aufnahme und bessern Einrichtung aller viel zu zahlreichen Universitäten des Königreichs, die viel zu gründlich und ausführlich sind, als daß man Zeit haben sollte, sie zu lesen und zu beherzigen; und indem er die Universitäten alle erhalten und heben will, gehn sie alle zu Grunde.

Zwei Universitäten wie Halle und Göt-

tingen sind gewiß für dieses Königreich hinlänglich; gerade diese beiden sind aber jetzt ohne Fond, weil das ihnen ehemahls bestellte Einkommen auf eingezogene Domainen, oder auf Staatskassen angewiesen war, die jetzt eine andere Bestimmung erhalten haben. Sie können also nur durch die Aufopferung der drei kleineren, sicherer fundirten Universitäten leicht erhalten werden. Hiezu gehört aber Muth und Entschluß, den der gutherzige Müller nicht hat, und immer weniger haben wird, da ihn die verfehlte Existenz unglücklich machen, und er den Nachtheil, der ihm und der literarischen Welt, für die er so gern lebte, aus der Störung in seinen gelehrten Arbeiten entsieht, immer tiefer und bitterer fühlen muß, jemehr auch seine Gesundheit unter jenen vergeblichen Anstrengungen und in einer ihm gar nicht anpassenden Lebensweise leidet *).

*) Der liebe, edle Mann ist bald darauf, nachdem dieses geschrieben war, wirklich der Last, die er

Nach Allem, was bereits wieder für die Universität geschehen ist — und es ist unverkennbar in diesem Jahre, in welchem die Universität dem Staate gegen dreißig tausend Thaler kostet, viel geschehen — hat sich die Zahl der Studirenden, die sonst über tausend war, doch nicht viel über zweihundert erheben können, und mancher Professor, der sonst mehr als tausend Thaler für seine Vorlesungen einnahm, hat jetzt kaum hundert einzunehmen; mancher auch gar nichts.

Einige vakante Stellen sind indessen noch zu besetzen, und wahrscheinlich verschiebt man diese Besetzungen bis zur Organisation des Ganzen und der Finalentscheidung über die kleinern Universitäten. Es wäre sehr zu wünschen, daß damit nicht lange gezögert würde.

---

nicht zu tragen vermochte, unterlegen; sein treuherziges Testament bezeugt auch deutlich genug, wie tief er das Ueble seiner Lage empfunden hat. Seine Asche ruhe sanfter, als er die letzte Zeit seines Lebens auf dem Polster des Hofs und der großen Welt, für die er nicht war, ruhen konnte.

Zu einigen neuen medizinischen Anstalten, hat der eben so unermüdet thätige als geistreiche und gelehrte Arzt Reil mehrere wichtige Vorschläge gethan, die aber bis jetzt unbeherzigt geblieben sind.

Die großen Frankeschen Stiftungen, das Waisenhaus und Pädagogium, hatten auch durch den Krieg und die starken Kontributionen von den Gütern sehr gelitten. Die besten Aussichten schienen für sie mit der ehemahligen Regierung zu verschwinden; aber die neue Regierung hat sich ganz besonders liberal gegen sie bewiesen. In ihrer innern Verfassung ist nichts geändert, und die pekuniären Bedürfnisse sind, so weit es nöthig war, durch den Tresor völlig gedeckt. Fast keine der vielen Bitten und Vorstellungen, welche der, für seine Anstalten unermüdet thätige, Kanzler Niemeier deßhalb erlassen hat, ist unerfüllt geblieben.

Durch die zu Stande gekommene Vereinigung der Stadtgymnasien mit der Lateinischen Schule des Waisenhauses, hat das Ganze unstreitig gewonnen, und die kombinirte Schule

hat mehrere sehr geschickte stehende Lehrer dadurch erhalten.

Das Pädagogium hat etwas an ausländischen Zöglingen verloren, aber sich doch über alles Erwarten in diesem Sturm der Zeiten erhalten.

Seitdem Obiges geschrieben wurde, hat der Oberbergrath Reil aus eignen Kräften und Mitteln eine Badeanstalt errichtet und dergestalt in Gang gebracht, daß in dem eben abgelaufenen Sommer bereits über hundert Familien aus dem Königreiche und dem Auslande, als Badegäste das Bad mit sehr gutem Erfolg besucht und gebraucht haben. Das ihm dazu bewilligte Lokal des alten Salzhofes, ist mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu verschiedenen Arten von Bädern eingerichtet, und ein Tanz- und Gesellschaftssaal in Zeit von acht Wochen ganz neu erbaut worden. Es haben darin in der letzten Badezeit

bereits wöchentliche große Gesellschaften und Bälle Statt gehabt. Der Saal steht auf dem ehemahligen Holzplatze, den der Oberbergrath Reil nebst dem angrenzenden Fürstengarten in Erbpacht genommen, und zur Promenade für die Badegäste bestimmt hat. Dieser Platz liegt unmittelbar vor der Stadt, ist von der Saale umgeben, hat eine freundliche Aussicht auf die nahen Umgebungen, und soll nach einem Plan des trefflichen herzoglichen Hofgärtners Schock in Wörlitz, der auch die Anlage auf Reilsberge so schön angegeben hat, in eine mit breiten Alleen durchwebte Englische Pflanzung umgeschaffen werden. Es vereinigt sich hier so Mancherlei, was dem Ganzen mit der Zeit einen gefälligen, angenehmen Charakter geben muß.

Zum Schauspielhause ist bereits ein altes, der Stadt gehöriges großes Gebäude bewilliget, welches nach dem Urtheile der Sachverständigen, wenn es ausgebaut sein wird, sowol in Ansehung der Größe als der Zweckmäßigkeit, mit den besten Theatern muß wetteifern können.

Schon im abgewichenen Sommer ist durch die Badeanstalt eine Summe von zwanzig bis dreißigtausend Thalern in der Stadt in Umlauf gekommen. Die verödeten Privatwohnungen und Gasthöfe waren mit Fremden angefüllt, der Werth der Grundstücke in der Nähe des Bades ist gestiegen, und diese Erwerbsquelle wird zuverläßig in dem Maße immer ergiebiger werden, als die Anstalt sich mehr entwickeln und ihrer Vollendung sich annähern wird.

Das unübertreffliche Soolbad, mehrere in und um Halle befindliche reichhaltige Eisenquellen, die Nähe des Flusses und noch mehr das, was die Kunst zur zweckmäßigen Einrichtung der Bäder zu leisten im Stande ist, werden diese Unternehmung nicht allein nicht sinken lassen, sondern auch die andern Bäder nöthigen, auf ihre eigene Reform bedacht zu sein. In dieser Hinsicht will ich, außer andern hier getroffenen Einrichtungen, zum Elektrisiren, Galvanisiren u. s. w. nur auf die Anwendung des Dampfkessels zu Qualmbädern aufmerksam machen; der mit einem beweglis-

chen Rohre versehen ist, als ein weit kräftigeres Medium den Dampf, wie die Douche das Wasser, administrirt, und schon in diesem Sommer treffliche Wirkungen gegen allerhand veraltete Uebel geleistet hat.

Fünfter Brief.

Leipzig, den 11. November 1808.

Wenn man den Weg zwischen Halle und Leipzig durch so ganz ebenes uninteressantes, wiewol fruchtbares Land fährt, sollte man nicht glauben, daß sich so nahe hinter Halle eine so lieblich romantische Natur erhebt. Die schöne Chaussee, die von Magdeburg bis nach Großkugel, der Hälfte des Weges von Halle her, läuft, läßt einen die erste Hälfte schnell und lustig zurücklegen. Desto schlimmer hat man es aber hernach, sobald man den Sächsischen Boden betritt; die geringste nasse Witterung macht den lehmigen unebnen Weg sehr beschwerlich, bei Nacht sogar gefährlich. Es ist zu hoffen, daß Sachsen dieses auffallende Disparat nicht lange mehr dulden wird, um so mehr, da auf dieser Straße die größte Frachtzufuhr nach Leipzig geht.

Die Gegend wird gerade im Sächsischen, wo der schlimme Weg anhebt, wieder interes-

ſanter. Die letzten zwei Meilen von Skeudiz bis Leipzig hat man immer die ſchöne Niederung, die Aue, die ſich von Merſeburg erſtreckt, mit ſchönem Gehölz und von der Pleiſſe durchſtrömt, neben ſich; und dieſer ſchöne Rand iſt mit vielen nah aneinander hangenden Dörfern reich bebaut.

Hier in Leipzig habe ich mit der Breitkopf-Hertelſchen Muſikhandlung die letzte Verabredung für meinen Göthe genommen, der bald erſcheinen wird *).

Könnt' ich je in die Verſuchung kommen, zu einem meiner Werke ſelbſt einen Kommentar zu ſchreiben, ſo müßt' es zu den größern Kompoſitionen der eigenſten Göthiſchen Gedichte ſein, in denen die ganz eigene tiefe Natur des Dichters mehr lebt, als in irgend

*) Die vollſtändige Sammlung meiner Kompoſitionen zu den einzelnen Göthiſchen Gedichten iſt in obengenannter Handlung ſeit Oſtern d. J. in drei Heften unter dem Titel erſchienen: „Göthe's Lieder, Oden, Balladen und Romanzen, mit Muſik von J. F. R. u. ſ. w.

einer andern seiner Dichtungen, und die für so viele Menschen auch eines Kommentars bedürften, um sie auf die tiefe innere Wahrheit und Deutung und ihre echte Schönheit aufmerksam zu machen.

Keiner aber als derjenige, der diesen einzigen Dichter ganz versteht und sentirt, und der zugleich auch die Tonkunst mit Sinn und Gefühl übt, wird Kompositionen, die sich ganz nah an die Dichtung anschließen, und nichts mehr wollen, als jene mit dem Zauber des rhythmischen Gesanges und der musikalischen Deklamation, verstärkt durch die Kraft der bedeutenden Harmonie zum höchsten Leben zu beseelen, je ganz sentiren und in dem Sinne genießen, in welchem sie gedichtet und gesungen wurden.

Die einfachen Lieder im echtesten Volkssinn und Ton konnten freilich leicht allgemein sentirt und beliebt werden.

Das überaus wohl und groß eingerichtete und so gut erhaltene und erweiterte Beygangsche Museum gewährte mir in Leipzig einige angenehme Lesestunden, in welchen ich

so manches in der letzten Zeit Versäumte tagelang hätte nachholen mögen; und das große gastfreie Fregesche Haus einen frohen geselligen Abend im zahlreichen Kreise der schönsten Leipziger Welt und vieler interessanten Fremden. Nur wenigen großen Häusern gelingt es so gut, zahlreiche gemischte Gesellschaften aus allen Ständen und Nationen zur Befriedigung und Unterhaltung Aller zu veranstalten.

Unsre edle talentvolle Freundin, Madame Löhrs und ihre achtungswerthe Familie; die liebenswürdige Familie Tischbein und das brave Müllersche Künstlerpaar konnt' ich diesmahl nur einige Augenblicke sehn. Das bereits angegangene, wohleingerichtete Schichtsche Winterkonzert bekam ich nicht zu hören, da der Bußtag, auf den ich nicht gerechnet, mir die Absicht, gerade zu dem Konzertabend dort zu sein, vereitelte.

So konnt' ich auch die schöne Pflanzung rund um die Stadt, durch welche sich der würdige Bürgermeister Müller so verdient um seine Mitbürger machte, diesmahl nur in der

Fahrt um einen großen Theil der Stadt genießen; sie war auch im Herbstgewande schön.

Einen erfreulichen langen Morgen hab' ich in der neuerrichteten Bürgerschule zugebracht. Sie ist gewiß eine der größten und rühmlichsten Anstalten, welche der Patriotismus und Bürgersinn in Deutschland hervorgebracht hat. Es gehörte zu solchem Unternehmen ein so patriotischer und grandioser Sinn, wie er in dem damahligen Oberbürgermeister, dem geheimen Kriegsrath Müller lebte, und daß sich dieser gerade in dem Manne zeigte, der an der rechten Stelle stand, um ihn auch thätig werden zu lassen, und dem dann auch die Mittel zu Gebote standen, die nur die Kämmerei einer so wohlhabenden Stadt, wie Leipzig, gewähren konnte.

Indessen wäre jetzt doch sehr zu wünschen, daß der vortreffliche Müller seinen hohen Sinn und seine Freude am Glänzenden etwas gezügelt und auch den möglichen Fall bedacht hätte, daß Zeitumstände die gänzliche Vollendung eines so groß begonnenen Werks

leicht verhindern können. Der Fall ist leider nur zu bald eingetreten, und der Fortgang dieses großen Baues seit dem unglücklichen Oktober von 1806 mit allen andern großen und wohlthätigen Unternehmungen in Deutschland in Stocken gerathen, und liegt nun ganz danieder. Von dem Fünfeck einer Bastion der alten Festungswerke Leipzigs, auf welcher man das Gebäude errichtet, sind erst drei Seiten äußerlich ausgebaut, und selbst die innere Einrichtung der Mitte, der Prachttheil des Gebäudes, welcher einen großen schönen Säulensaal zu öffentlichen Feierlichkeiten, für eine künftig anzulegende Bibliothek und Naturaliensammlung bestimmte Zimmer enthält, ist unvollendet geblieben.

In Absicht der Lage, auf einer freien Anhöhe, ganz nahe bei der Stadt, im sogenannten Zwinger, mit der freien Aussicht auf die schöne Promenade außerhalb der Stadt, war dieser Punkt gewiß sehr wohl gewählt. Das ganze Gebäude liegt rundum frei, hat also Licht von allen Seiten, und gewinnt dadurch eine große Heiterkeit. Es liegt auch so nahe

bei der Stadt, daß man aus einer der Hauptstraßen derselben, der Grimmischen Straße, sobald man durch das innerste Thor gegangen, sogleich auf den nach der Höhe führenden, also stets trocknen Weg kömmt, der nach dem nahen Schulgebäude führt, welches sehr angenehm und groß ins Auge fällt, und durch sein Aeußeres, wie durch seine innere bequeme Einrichtung, durch häufige Degagements und überall hell erleuchtete Treppen, von einem sehr verständigen und geschmackvollen Baumeister zeugt.

Eine nähere Untersuchung des Grundes jener Bastion scheint aber nicht eher Statt gefunden zu haben, als bis schon der Entschluß gefaßt war, das Gebäude grade da, wo es auch am meisten ins Auge fällt, aufzubauen. Denn es hat sich hinterdrein ergeben, daß der von Natur sandige und unten nasse Grund zu einem solchen schweren Gebäude nicht geeignet war; und man hat, um die einmahl gefaßte Idee durchzusetzen, so viel an die Erzeugung eines tüchtigen Grundes wenden müssen, als man zur Errichtung eines sehr großen

Theils des Gebäudes schon hinlänglich glaubte. Die Erschaffung des Grundes allein soll über hunderttausend Thaler gekostet haben. Das Gebäude, so weit es nun dasteht, kostet schon über drei hunderttausend Thaler, und es wird vielleicht noch eben so viel dazu erfodert, um es nach dem ersten Plan und der bisherigen Ausführung zu vollenden.

Dies sind wahrscheinlich Umstände, die dem sehr braven Baumeister, Herrn Dauthe, nicht zur Last fallen. Denn man weiß wol, wie das ist, wenn ein hochsinniger, für's Große und Gute enthusiastischer Mann, wie der vortreffliche Müller gewiß war, eine solche Idee einmahl gefaßt hat. Da wächst der Muth und die Kraft des Willens mit den Schwierigkeiten; nichts ist dann zu groß, zu theuer, wenn das schöne Ideal nur erreicht wird. Bei dem Reichthum einer solchen Stadt und Kämmerei wäre das auch am Ende nicht zu tadeln gewesen, wenn die unglückliche Zeit des Krieges nicht so bald dazwischen gekommen wäre. Der kältere Unternehmer würde diese freilich als möglich und wahrscheinlich mit

in Anschlag gebracht haben, und so stände nun wol das Ganze für die Summen, die bereits der fertige Theil gekostet, vollendet da; wenn auch nicht so groß und prächtig, doch vollendet.

Ein andrer nicht unwichtiger Umstand scheint bei der großen Anlage doch auch noch außer Acht gelassen worden zu sein. Bei so großem Aufwande für das Aeußere konnte schwerlich der Fond zu Begründung und Festhaltung des Innern der Anstalt reich und ergiebig genug bleiben, um eine so starke Anzahl von Lehrern, die ein so weitläufiges Institut nothwendig erfodert, gehörig besolden und für alle Bedürfnisse sichern zu können. Und dies ist hier auch wirklich der Fall. Fünf und zwanzig Lehrer, unter denen drei weibliche sind, erhalten so geringe Gehalte, daß wol allenfalls ein einzelner Mann mit Einschränkung an einem so theuern Orte, wie Leipzig, davon leben, aber nie dabei an ein Familienleben denken kann. Drei hundert funfzig Thaler, ohne alle Nebeneinkünfte, ist der höchste Gehalt der vier auf festen Gehalt

gesetzten Lehrer; die übrigen Lehrer, Hülfslehrer genannt, werden monatlich nach der gegebenen Stundenzahl, und in Verhältniß zu andern Lehranstalten ziemlich gut — für die Stunde mit 4 Sgr. 6 Pf. — salarirt.

In Ansehung der Zeit ist besser für sie gesorgt; denn jeder der vier ordentlichen Lehrer ist zu einer wöchentlichen Lehrstundenzahl von zwanzig Stunden verpflichtet; es bleibt ihm also neben der häuslichen Beschäftigung für die Anstalt immer noch einige Zeit übrig, sich für und mit sich selbst beschäftigen zu können. Diese Beschäftigung wird aber, will er seine Pflicht ganz erfüllen, größtentheils in Vorbereitungen auf den zu gebenden Unterricht, und weiteren Ausbildung der neuen Methode bestehen, und also auch dem Institute gewidmet sein, dem Lehrer daher zu Nebenverdiensten, deren ökonomische Berücksichtigung überall gefährlich ist, nicht weiter nützen können. Nur die Stelle des Direktors des Ganzen ist einer so wichtigen großen Anstalt gemäß bedacht, und der Gehalt des gegenwärtigen Direktors zur Vergütung eines [illegible] ihn

von auswärts ergangenen sehr vortheilhaften Rufs bis auf 1300 Rthlr. erhöht worden.

Die Stelle ist mit dem sehr verdienten Herrn Gedicke, der sich in Berlin, Breslau und Bautzen als einen trefflichen Schulmann bewährt hat, sehr zweckmäßig besetzt, und es ist auch erfreulich, daß seine kräftige Natur und körperliche Festigkeit, die eine solche Direktion gewiß erfodert, und ohne welche auch bei dem besten Willen so Manches unerfüllt bleiben muß, hoffen läßt, ihn lange an der Spitze dieser wichtigen Anstalt zu sehen.

Die Zahl der weiblichen und männlichen Schüler aus allen Ständen der Stadt, die diese Schule besuchen, beläuft sich bereits auf sieben hundert. Mit freudigem Gefühl sieht man diese gute, zum Theil auch sehr wohl und zierlich gekleidete Jugend in den großen hellen Zimmern und Sälen vereinigt, und daß diese wohlthätige Anstalt auch so mit Eifer und Lust benutzt wird. Die Kinder selbst finden so große Lust an der Geräumigkeit und Heiterkeit des Hauses, welches durchaus mit hellen angenehmen Farben ausgemahlt und

durch prächtige große Glasscheiben in hohen Fenstern erhellt wird, daß sie sich gewöhnlich zu früh versammeln, und lange vor den Lehrstunden auf den hellen Gängen und breiten Treppen, unter der Aufsicht einiger Lehrer, beisammen sind.

Der Unterricht selbst scheint sehr zweckmäßig ertheilt zu werden. Am ersten fällt als Eigenheit dieser Schule der Elementarunterricht zur Sprache auf, um die Sprachwerkzeuge und das Ohr mit Bewußtsein zu bilden. Es ist wirklich zu bewundern, mit welcher Schärfe und Bestimmtheit die kleinsten Kinder die verschiedenen Hauche und Laute der mancherlei Sprachwerkzeuge angeben, und so nothwendig zu einer deutlichen und nachdruckvollen Sprache gelangen müssen.

Wollte man nun aber auch annehmen, was doch schwerlich zuzugeben sein möchte, die Kinder könnten auch ohne diese künstlichen, Manchem sehr auffallenden, vielleicht gar lächerlich scheinenden Mittel, zu derselben Sprachfertigkeit und Deutlichkeit gelangen; so bringen doch jene zweckmäßigen, überaus bestimmt

angegebenen und ausgeführten Uebungen den Kindern den großen Gewinn, daß ihre Aufmerksamkeit dadurch in hohem Grade geübt und geschärft wird, und sie nun mit vollem Bewußtsein thun, was sie auf dem gewöhnlichen Wege der praktischen Uebung nur mechanisch thun würden. In jenem Bewußtsein, in jener Selbstthätigkeit des Geistes liegt ja aber der Hauptcharakter der ganzen Pestalozzischen Methode, deren hoher Werth von den größten Köpfen unsrer Nation, ja von den denkenden Männern aus allen Klassen so allgemein anerkannt wird. Da der geistreiche, in Beobachtung und Anwendung unermüdete Pestalozzi jene Verfahrungsweise für seine Schüler auch angenommen; so spricht das allein schon für ihre Würdigkeit und Zweckmäßigkeit.

Und gewiß, sie war ein Bedürfniß der Zeit. Sonst hatte man nur die Erfahrung gemacht, daß Fürstenkinder, denen von ihrer zahlreichen sklavischen Bedienung Alles auf einen Wink, auf den geringsten Laut des Begehrens, gereicht und gethan wird, selten zu

einer deutlichen Aussprache gelangen, daher auch Fürsten und Fürstinnen selten eine recht reine, deutliche Aussprache haben. In den neuesten Zeiten der Verweichlichung und luxuriösen Bedienung der Kinder fast aller Stände sah man aber die reine deutliche Aussprache überall immer mehr und mehr fehlen, und so auch das Mechanische, den Geist Einschläfernde und Abstumpfende an Unterricht immer allgemeiner werden.

Der Lehrer, Herr Salbach, welcher hier den Kindern diesen ersten Elementarunterricht ertheilt, verfährt dabei auch mit dem rühmlichsten Ernst und Eifer, sieht sich aber auch für seine Mühe durch eine bewundernswürdige Ausübung sehr belohnt.

Herr Krup, einer der würdigsten Lehrer dieser trefflichen Anstalt, der sich durch Charakter eben so rühmlich auszeichnet als durch Geist und Einsicht, baut nun auf diesem ersten, durch ihn geleiteten Elementarunterricht weiter, und lehrt den Kindern die Deklamation mit Einsicht und Gefühl. Es ist zu bewundern, wie richtig nicht nur ein-

zelne Schüler, sondern auch ganze Klassen zusammen Gedichte deklamiren und Erzählungen richtig und bedeutend hersagen; so daß sie in Einem bestimmten Tone zu deklamiren scheinen; ohne daß es doch zum Gesange wird. Man wird dadurch an die zwischen Rede und Gesang fallende bestimmte Deklamation der Alten erinnert.

Herr Lindner, der sich auch durch einige Schriften bekannt gemacht hat, die von edlem schönem Eifer fürs Gute zeugen, übt die Schüler dann sofort im Gesange, und gibt sich für die Intonation und fürs Treffen schwerer Fortschreitungen und für die Bildung ganzer Akkorde nach angegebenem Grundtone viel Mühe. Wenn dabei auch die vollkommne Reinheit noch nicht erlangt wird, so muß man dabei nicht vergessen, wie sehr schwer es ist, sie mit einer so großen Anzahl Kinder zu erreichen, und wie es dazu noch ganz an einem echten schriftlichen Elementarunterrichte fehlt, der Lehrer sich also die vielfachen Hülfsmittel großentheils selbst auffinden muß; und daß endlich in Italien in den ganz eigentli-

chen Singeschulen, zur Zeit der guten Schule, viele Jahre lang bloß mit dem ersten Elementarunterricht für die Reinheit und Würde des Tons und die Intonation zugebracht wurden.

Im Zeichnen wird hier durch Herrn Grunter auch gründlicher und zweckmäßiger Unterricht gegeben.

In der bekannten Pestalozzischen Rechnenmethode haben es die Kinder dieser Schule auch weit gebracht, und die Lehrer sind nicht unthätig geblieben, Manches zu ihrer Vervollkommnung selbst hinzuzuthun.

Sechster Brief.

Dresden, den 15. Nov.

In anderthalb Tagen bin ich sehr bequem hergefahren. In langen Sommertagen kann man die dreizehn Meilen auch sehr gut in Einem Tage machen, und noch bei Zeiten in Dresden sein. Wetter und Weg waren mir überaus günstig, und ich spürte sehr wohl die Wirkung des milderen Klima's in dem rundbeschloßnen schönen Sachsenlande. Fast der ganze Weg besteht aus sehr guter Chaussee, und das Auge erfreut sich überall des schönsten Anbaues in Feld- und Baumfrüchten.

In Meissen, dem schöngelegenen Meissen, genoß ich vom hohen Thurme des Doms der beim Schlosse auf dem höchsten Berge der Gegend liegt, die reiche weite Aussicht in einer schönen hellen Morgenstunde, und fuhr dann den köstlichen Weg längs dem schönen Elbstrome, auf der gegenüberstehenden Seite

so reich bewachsen und angebaut; aus waldumkränzten Anhöhen blicken anmuthige Landhäuser hervor; die andere Seite wiederum mit zahllosen Weinbergen so reich eingefaßt.

Und welche herrliche Einfahrt in die liebliche Stadt! Gleich am Thore auf dem schönen Platze das sogenannte Japanische Palais, das aber nicht Japanisch, sondern in einem sehr guten Styl gebaut ist, seinen sonderbaren Namen auch nur von dem seinen Vorrath an Japanischem Porzellain erhielt, das sonst darin aufbewahrt wurde. Jetzt ist es sehr zweckmäßig und wohlthätig unten zur Aufstellung der herrlichen Antiken-Sammlung, von der man viel Schönes und Lehrreiches in Göthe's Propyläen lesen kann, und oben für die königliche, zu öffentlichem Gebrauch vortrefflich eingerichtete und angeordnete Bibliothek bestimmt. Welch ein seltner Genuß ist hier dem Freunde der Wissenschaft, Kunst und Natur bereitet! Indem man die innern Schätze benutzt, hat man zugleich die herrlichste Aussicht in das schöne Land hinaus.

Durch die wohlgebaute Neustadt kömmt man dann über den schönbebauten weiten Marktplatz, von dem man den schönen freien Blick auf die große breite Lindenallee hat, die in der Mitte der Hauptstraße bis an das Lausitzer Thor läuft, und den Bewohnern der Neustadt eine schöne schattige Promenade gewährt. Am Eingange der Promenade sieht man eine aus Kupfer getriebene, in Feuer vergoldete Statue Königs Augusts II. zu Pferde, durch den die Neustadt diese schöne neue Gestalt bekam. Dann kömmt man auf die herrliche majestätische Brücke von Quadersteinen, welche diese mit der Altstadt verbindet. Ihr Länge und Breite mit den bequemen geräumigen Seitenwegen und Ruhesitzen, und die schöne und reiche Aussicht zu beiden Seiten den herrlichen Strom entlang, gewähren einen Spaziergang, der fast mit nichts zu vergleichen ist, und der auch von Einheimischen und Fremden bei Tag und Abend fleißig benutzt wird. Schon das häufige Gewerbe herüber und hinüber belebt die Brücke ununterbrochen. Ist man über die

langt Brücke hinüber, hat man rechts die katholische Hofkirche, die, wenn auch gleich kein Muster des guten Geschmacks, doch eine reiche Ansicht gewährt; links den Brülschen Garten mit seiner anmuthigen Terrasse; und so fährt man durch das Schloßthor in die schöne Stadt, deren Straßen und Gebäude nicht selten an Italienische Städte erinnern.

Obgleich der Hof abwesend ist, so führt die Italienische Hof-Opera buffa doch fort, gleich dem Deutschen Theater, in der Stadt zu spielen, und ich sah den ersten Abend die Oper Adelaide von Maier; eine ziemlich schwache charakterlose Musik, wiewohl sie, wie alle Opern dieses in Italien beliebten Komponisten, einige sehr angenehme Sätze, auch wohl effektuirende Scenen hat. Die Ausführung war weniger gut, als ich sie sonst auf diesem Theater gekannt habe. Madame Caravoglia, die unlängst von Prag hergekommen und sehr gelobt wird, ist unpäßlich; Madame Angiolini sang die erste Rolle. Der berühmte Tenorist Benelli schien den Abend auch nicht recht bei Stimme zu sein;

doch hörte man an seiner großen Gewandtheit und Fertigkeit und seinem reichen Vortrage, daß er zu den ersten Sängern gehört; seine schöne Gestalt und Repräsentation kömmt ihm sehr zu Statten, und seine Aktion war auch lebhaft und ausdrucksvoll nach Italienischer Weise. Alle übrigen, deren Namen ich noch nicht gemerkt, und die auch weder auf dem Anschlagezettel noch im Textbuche benannt, waren auch Italiener, bis auf einen mit Namen Mitsch, der ein Deutscher iß, und eine angenehme Tenorstimme hat.

Die Chöre wurden ohne Nachdruck vorgetragen, und das Orchester zeigte heute nicht die Diskretion und das Ensemble, wodurch es sich einen so großen Namen gemacht hat. Ein Klarinettist und Waldhornist hatten indeß in mehreren Solopartien Gelegenheit, eine sichre, angenehme Virtuosität zu zeigen. Unser alter trefflicher Flötenist Prinz fand keine Veranlassung, mit seinem schönen Talent hervorzutreten.

Den folgenden Morgen eilt' ich mit meiner alten Begier und Liebe zur großen musi-

kalischen Messe, nach der Messe in die katholische Schloßkirche, ward aber auch da nicht auf die alte erfreuliche Weise befriedigt. Ich hörte zwar die sehr schöne volle Stimme des ersten Soprans, Sassarolli dünkt mich mit Namen, und auch andere gute angenehme Stimmen; aber das schöne Ensemble, die Ruhe, die Fülle, die sonst diese Kirchenmusik zu einem der schönsten Genüsse machte, welche die Kunst gewährt, war heute nicht da. Der brave Konzertmeister Babi, ein Muster in der Orchesterführung, führte nicht an, und soll auch zu alt und schwächlich werden, indessen einen Sohn gebildet haben, der rühmlich in seine Fußstapfen tritt. Der Kapellmeister Schuster, von dem die Messe war und dirigirt wurde, ist durch Krankheit und Altersschwäche so entkräftet, daß er den Dienst nur mit der höchsten Anstrengung versieht. Er verdiente für seine langen trefflichen Dienste wohl ein ruhiges sorgenfreies Alter.

Das Orchester nahm sich in diesem schönen Lokal viel besser aus, als gestern im Theater, und es ist nicht zu verwundern,

wenn Zuhörer, die an Gewohnheitsurtheilen hangen und froh sind, wenn sie ein wohletablirtes Urtheil mit Sicherheit nachsprechen können, auch so noch großes Vergnügen an dieser Kirchenmusik finden, wiewohl sie doch nur ein schwacher Nachklang ihrer ehemahligen Vortrefflichkeit ist.

Was hat diese vortreffliche Kapelle aber auch nicht Alles in wenigen Jahren verloren! Bloß an Komponisten und Kapellmeister: Naumann, einer der gefälligsten, liebenswürdigsten Komponisten, der das Ganze auch meistermäßig führte; Seidelmann, voll Kraft und Eigenheit, Pär, voll Erfindung und Leben, auch ein trefflicher Anführer. — Im Orchester vermißte ich, nach meiner ältern Personalkenntniß, Besozzi, Hund, Megelin, Triklir und so manche andere, deren Namen mir nicht gleich beifallen. Gewiß sind aber auch viele tüchtige junge Künstler wieder dazugekommen, und es fehlt sicher nicht an hinlänglichen Mitteln, um unter einer kräftigen Führung wieder zu einem guten Ensemble zu gelangen. Da der König von

Sachsen die Musik nicht nur liebt und selbst mit Eifer übt, sondern auch ein gründlicher Kenner der Kunst sein soll; so sind wahrscheinlich auch nur die unglücklichen Zeitumstände Schuld daran, daß die Kapelle ohne sichre und kräftige Führung blieb.

Unser Gesandter, der königlich Westfälische Staatsrath von Dohm, in welchem ich das Glück habe einen alten Freund zu verehren, überhäuft mich hier mit Güte. Außer der angenehmen Bewirthung in seinem Hause mit seiner lieben Familie und mit mehreren sehr interessanten Männern meiner Bekanntschaft, als der Präsident von Nostiz, jetziger königlicher Kabinetsminister, der auch ein eifriger und musikalischer Dichter ist, die berühmten Literatoren, Hofrath Böttiger und Appellationsrath von Ramdohr u. a. m., verdank' ich ihm auch einige wichtige und interessante neue Bekanntschaften, unter denen ich besonders gerne und dankbar nenne, den Grafen von Vitzthum, jetzigen Direkteur des Plaisirs, ein eben so unterrichteter und vorurtheilfrei urtheilender, als angenehmer und

artiger Kavalier, Hrn. Oberhofprediger Reinhard, der nicht bloß ein gelehrter und beredter Theologe, sondern auch ein angenehm lebhafter und geistreich gesprächiger Gesellschafter ist, und mit seiner sehr achtungswerthen verständigen Frau, einer gebornen Charpentier, die seine wohlgewählte Gesellschaft in ihrem Hause, auf das angenehmste zu unterhalten weiß, Herrn Appellationsrath Kerner, selbst ein verständiger Kunstkenner und dessen feingebildete Gemahlin und Schwester; Demoiselle Stock, eine ausgezeichnet talentvolle Zeichnerin und Mahlerin, von der ich eben drei sehr schöne und ähnliche Portraits der schönen Kurländischen Prinzessinnen sehen konnte, die sich durch Zartheit und Ausarbeitung sehr vortheilhaft auszeichneten; Hr. Major von Rühl, Verfasser mehrerer geschätzter Werke und Begleiter des Prinzen Bernhard von Weimar, der hier bei der königlichen Garde steht, und dessen persönliche Bekanntschaft ich sehr ungern verfehlt habe, und mehrere Personen des diplomatischen Corps.

Sehr erwünscht war es mir auch in dem

fürstlich primatischen Gesandten, dem Grafen Hugo von Hatzfeld, einen alten Bekannten und Kunstverwandten wieder zu finden, mit dem ich mich auf Reisen schon so verschiedentlich traf, und in Berlin so oft die Annehmlichkeit der Gesellschaft und der musikalischen Unterhaltung genoß, die nur echte Bildung und feiner Geschmack in der Kunst gewähren kann. Mehrere seiner ausdrucksvollen Liederkompositionen gehören schon längst zu meinen Lieblingsliedern; besonders gern hörte ich immer von seiner angenehmen Tenorstimme und seinem schönen rührenden Vortrage den Klaggesang der Maria Stuart. Jetzt lernte ich auch eine neue gestochene Liedersammlung von ihm kennen, die ganz allerliebste Melodieen enthält.

Ich sah hier auch zuerst die sonderbare ganz eigne Sammlung von mehr als funfzig bis sechzig verschiedenen Kompositionen von den verschiedensten Komponisten über ein kleines Italienisches Gedicht von Carpani in Wien, und wurde gereizt, auch eine Melodie nach meiner Art dazu aufzuschreiben.

Das artige Gedicht, das sich sehr zur musikalischen Komposition qualifizirt, heißt:

In questa tomba oscura
Lasciami riposar;
Quando vivevo, ingrata,
Dovevi a me pensar.

Lascia che l'ombre ignude
Godansi pace almen,
E non bagnar mie ceneri
D'inutile velen.

Als ich die erße Melodie, die sich bei Lesung des Gedichts, wie gewöhnlich, bald von selbß ergab, aufgeschrieben hatte, kam mir die Idee, den klagenden Schatten in einer engen, bangen Melodie von zwei, drei Tönen aus seiner dunkeln Gruft hervorrufen zu lassen, und schrieb noch eine Melodie darüber auf, die sich eigentlich nur in anderthalb Tönen, einem ganzen und einem halben Ton, klagend bewegt. Sänger von zartem und tiefem Gefühl ziehn diese vielleicht vor. Eine enge vierstimmige Harmonie kann ihren Effekt noch erhöhen.

Wie wohl es mir thät, wieder in dem lieben schönen Dresden zu sein, das in seinem geringen Umfange einen so großstädtischen edlen Charakter hat, das mir von meinem ersten Jugendaufenthalte an so lieb war, ungeachtet es mir damahls äußerlich gar nicht besonders wohl darin erging, und das mir immer so lieb und werth blieb, daß ich selten eine Reise nach Süden und Westen machte, ohne Dresden dabei zu berühren, und seine unerschöpflichen Kunstschätze wieder zu genießen. Wie schwer es mir aber auch wird, diesmahl so eilen zu müssen, die schöne reiche Bildergallerie, die ich auch nach jeder Italienischen und Französischen Reise mit neuer Freude und sicherm Gewinn wiedersah, die seltne Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, die Antiken und die vortrefflichen Römischen Abgüsse, so wenig wieder genießen zu können. Auch auf die schönen umliegenden Gegenden, die nicht in meinem Reisewege liegen, hab' ich diesmahl Verzicht thun müssen. Sehr gerne hätt' ich auch das originelle, in seiner Art einzige Landhaus des Russischen Fürsten

Putiatim gesehen; der Fürst und seine edle verehrungswürdige Gemahlin, die mich beide wieder mit der gewohnten Güte und Theilnahme empfingen, hätten mich auch gerne hinausgeführt, wenn der Fürst nicht eben die ihn sehr betrübende Nachricht erhalten hätte, daß seine ohnlängst hinzugefügte, von ihm auch neuerfundne Chaumiere ein Raub der Flammen geworden sei. Sie und andere meiner alten Gönner und Freunde haben mir indeß so viel Gastfreiheit genießen lassen, daß ich den sehr guten Gasthof, zum goldnen Engel, in welchem ich abgetreten, gar nicht recht habe kennen lernen können; ihre gütigen Einladungen, deren mehrere ich gar nicht benutzen konnte, haben mich nicht Einmahl an der so gerühmten Table d'hote meines Gasthofes essen lassen. Destomehr verdroß es mich, in der neuesten Reisebeschreibung, die man mir von Leipzig mitgegeben hatte, die ungerechteste Beurtheilung des Charakters und der Lebensweise dieser mir so lieben Stadt und ihrer Einwohner zu finden, und ich habe nicht übel Lust, ihm auf der ersten

Nachtstation einen besondern Brief zu widmen.

Noch hab' ich zu bedauern, den feinen und eifrigen Kunstkenner und Beschützer, den Hofmarschal von Racknitz, der mit dem Könige in Warschau ist, verfehlt, und die liebe Familie des Dänischen Gesandten, Baron Bülow, eben aufs Land gehend, nicht gefunden zu haben, doch hab' ich eine interessante Stunde zu den vielen zu zählen, die ich dieser vortrefflichen Familie in so verschiedenen Epochen meines Lebens verdanke.

Auch meine alten Freunde, Graf, Seidelmann, Grassi, Rösler, Neumann, konnt' ich weniger sehen, als ich gewünscht hatte; doch hab' ich bei dem letzten noch in der angenehmen Gesellschaft der edlen Witwe des verewigten Naumanns, und unter andern auch Benelli's, einen unterhaltenden musikalischen Abend am Fortepiano zugebracht, und dabei Gelegenheit gehabt, Benelli's reizenden und reichen Vortrag auch in seinen eigenen angenehmen Kompositionen zu bewundern. Außer einigen kleinen gefälligen

Duetten, die er mit seiner kunstreichen Schülerin, Cora Neumann, sehr angenehm vortrug, gefiel mir besonders eine Polonaise von sehr gefälliger naiver Melodie und Wendung.

Siebenter Brief.

Budin, den 18. Novbr.

Gewohnt, mich von dem Lande, nach welchem mein Weg geht, vor und während der Reise durch ältere und neuere Reisebeschreibungen meiner Vorgänger möglichst zu unterrichten, ließ ich mir in Leipzig auch Herrn von Uklanzki's Briefe über Polen, Oesterreich, Sachsen ꝛc. geben, um so auch über mir schon bekannte Länder und Gegenstände die Beobachtungen und Bemerkungen des letzten Reisebeschreibers zu benutzen. Aber wie wenig eigentlich unterrichtend fand ich diese! Von seinen eigenen Familien- und Vermögensangelegenheiten wird der, mit dem Verfasser und seiner schönen Korrespondentin unbekannte Leser nur zu umständlich unterrichtet; desto weniger aber von der wahren Beschaffenheit der Länder und Städte, die der Briefsteller besucht. Wenigstens ist Alles, was ich

von Dresden gesagt finde, sehr mangelhaft, einseitig und höchst parteiisch.

Im Verhältniß mit Wien und Prag findet Hr. v. U. Dresden wie todt, weil er gegen die elfte Stunde, wo Alles am lärmendsten zu sein pflegt, eine ungewöhnliche Leere auf den Straßen findet.

Wer wollte aber auch die Residenz eines Fürsten, der seit seiner vierzigjährigen Regierung, um den Staat von seinen drückenden Schulden zu befreien, die strengste Oekonomie, einen beschränkten, sehr geregelten Hofstaat und die äußerste Sittlichkeit und Religiösität zum Hauptaugenmerk seiner Lebens- und Handelsweise gemacht, mit jener alten großen kaiserlichen Residenz vergleichen? die in ihrer Art einzige Stadt des Luxus, des Wohllebens und des größten Gewerbes, in welcher selbst der kaiserliche Hof kaum bemerkt wird, mit der Hauptstadt eines Landes vergleichen, in welchem der Adel noch die gute alte Sitte hat, auf seinen Gütern zu leben, und nur zum kleinsten Theil und auf kurze Zeit die Hauptstadt zu besuchen, die keinen ansehnlichen Handel

hat, und bei der Nähe von Leipzig keinen haben kann und darf, eben so auch keine Universität hat; ihrer beschränkten Größe nach, und bei dem Glück, daß der Fürst kein passionirter Soldat ist, auch keine zahlreiche Garnison haben kann und darf, die überall nur Hoflager und Sitz der Landesregierung ist und sein kann. Dazu besteht diese Landesregierung auch aus wirklich arbeitenden Offizianten; vom Minister bis zum Kanzellisten treibt jeder das ihm obliegende Geschäft wirklich persönlich, und ist in der Regel so häuslich und echt bürgerlich gesinnt, daß er seine angenehmste Erholung und Unterhaltung, nach dem Muster des Hofes, in seinem häuslichen Familienkreise und in denen ihm zunächst liegenden bürgerlichen Verhältnissen findet. Eine Stadt, deren Einwohner, wie die des ganzen Landes überhaupt, einen ruhigern ernsthaftern Charakter, einen langgenährten Hang zur Arbeitsamkeit und zum ökonomisch-häuslichen Leben, auch wohl zur religiösen Sittlichkeit haben, mit jenen im größten Wohlstande und Ueberfluß lebenden jovialen, dem sinnlichen Ver-

gnügen vor allen andern nachstrebenden Bewohnern Wien's oder auch Prag's, zu vergleichen. Herr Daßdorf, der Dresden gewiß kennt, sagt von den Einwohnern in demselben Sinne in seiner 1782 schon herausgekommenen Beschreibung von Dresden sehr richtig: „Man rühmt sie als gastfrei, dienstfertig und höflich gegen Fremde, als fleißige und betriebsame Arbeiter in ihren Geschäften, und als treue, gehorsame und ihrem Landesherrn gänzlich ergebene Unterthanen. Sie lieben Alles, was man Vergnügen nennt, und sind Freunde der Pracht und des Aufwandes, obwohl durch die Kraft eines erhabenen und allen so nachahmungswerthen und weitwirkenden Beispiels, seit mehreren glücklichen Jahren Freunde eines weit gemäßigtern Aufwandes, der den innern vollen Genuß einer reinen unverdorbenen Freude mehr und sicherer zu befördern scheint, als jener oft zu übertriebene Aufwand, der mehr durch einen berauschenden Taumel betäubt, als durch ein stilles mäßig genossenes Vergnügen aufheitert, und der den Wohlstand sinnlicher, einmahl hin-

gerissener Einwohner mehr untergräbt als befördert.“ Und diese Erfahrung und Gewohnheit, und jenes Beispiel, hat seitdem noch sechs und zwanzig Jahre fortgewirkt.

Nach der Art der Bevölkerung von Dresden und der Lebensart der Einwohner, kann gerade auch die elfte Stunde am allerwenigsten die lärmendste (nach dem Ausdrucke des Verfassers) sein. Der Einkauf auf dem Markte ist bereits vorüber, der weibliche Theil der Einwohner ist in den Häusern und mit der Küche beschäftigt: denn es wird nach alter Deutscher Sitte um zwölf Uhr, und selbst in den höhern Ständen, ja auch bei Hofe nicht leicht später, als um Ein Uhr, gegessen. Auch da ist also Alles schon mit der Mittagstafel und der Toilette beschäftigt. Die Zivilofizianten sind in ihren Kollegialversammlungen und sitzen hinter den Schreibtischen; die Künstler vor der Staffelei, dem Pulte, der Kupferplatte und vor dem Steinblock. Jeder Handwerker ist mit seinem Gewerbe in der Werkstatt beschäftigt, und wird die nicht leicht kurz vor seinem Mittage verlassen. Die Jugend ist

noch in der Schule, die Wachtparade wol noch nicht angegangen. — Wer soll nun gerade in der elften Stunde die Straßen lärmend machen?

Ueberall geschieht dies auch nur durch ein sehr lebhaftes kaufmänniſches Gewerbe, das an keinen Ort und an keine Stunde gebunden iſt, und durch eine große Anzahl müſſiger Menſchen, ohne alles, oder doch ohne beſtimmtes Geſchäft. Dresden konnte an dieſem im Jahr 1807 am wenigſten reich ſein, da die Kriegesunruhen und ihre traurigen Folgen viele Fremde, die ſonſt von den zahlloſen Kunſtſchätzen und den Schönheiten der Umgebung angezogen und feſtgehalten wurden, mehr als je nach ihrer Heimath abgerufen oder nach entferntern Aſylen hingetrieben haben.

Daß Dresden aber ſelbſt durch die Zeitumſtände merklich an Einwohnern eingebüßt haben und jetzt kaum vierzigtauſend derſelben haben ſollte, iſt nicht wahrſcheinlich und glaublich. Ich, der ich mich über die Ordnung und regelmäßige Betriebſamkeit der Einwohner immer gefreut habe, finde Dresden anjetzt nicht

weniger volkreich und lebhaft, als ich es seit einigen und dreißig Jahren kenne. Wie schwer und mißlich ist es aber nicht, die Zahl der Einwohner ohne Kenntniß der Zählungstabellen und Mortalitätslisten, so bloß nach dem Augenschein beurtheilen zu wollen! Hr. Professor Gilbert führt in seinem eben so sorgfältig ausgearbeiteten als vollständigem Handbuche für Reisende durch Deutschland gerade von der Stadt Dresden hieher gehörige Beispiele an. Er sagt: „Weinart *) bestimmt die Bevölkerung Dresdens 1777 auf 30,000, Meißner **) 1781 auf 40 bis 50,000 und Hasche ***) auf 50 bis 60,000 Bewohner," ****) und setzt sehr wohl hinzu: „ein

*) S. Weinarts topographische Geschichte der Stadt Dresden. H. I.

**) S. Deutsches Museum 1778. Decemb.

***) S. Beschreibung von Dresden.

****) Riesbeck schätzt sie in seinen 1780 herausgekommenen Briefen eines reisenden Franzosen auch auf 50,000.

Beispiel, wie viel Glauben unbewiesene, nach Gutdünken gemachte Schätzungen inländischer Schriftsteller, geschweige denn fremder Reisender, verdienen."

Nach einer wahrscheinlichen Berechnung vom Jahr 1790 hatte Dresden 59 000 Einwohner, wovon 6000 zum Militär gehören mochten. Herr Professor Gilbert bringt nach einer Zählung vom J. 1779 und nach Süßmilchs Berechnung der allgemeinen Sterblichkeitsordnung heraus, daß damahls die Volksmenge von Dresden an 54,250 Köpfe betrug. Leonhardi giebt nach einer 1788 angestellten Untersuchung die Zahl der bürgerlichen Einwohner auf 53,000 an, und Hr. Prof. Gilbert, der ein strenger Nachforscher auch der Leonhardschen Angabe ist, glaubte im Jahr 1792, daß dieses völlig authentisch, und keinem gegründeten Zweifel unterworfen zu sein scheine.

Noch wahrscheinlicher wird jene Behauptung dem Hrn. v. U.: „wenn man in die Friedrichsstadt kömmt, wo das Steinpflaster mit Gras überwachsen ist, und wo man kei-

nen Menschen als bettelnde Schüler in schwarzen Mänteln sieht, die der Staat nicht ernähren kann, und sie daher vor die Thüren der armen Bürger schickt, wo sie mit heisern Chorgesängen in die klappernde Büchse ein Almosen erflehen müssen." Wie übertrieben! wie einseitig!

Die Friedrichsstadt ist eben kein beträchtlicher Theil der Stadt, der Lage und dem Ansehen nach eher zu den Vorstädten zu rechnen. Ihrem Ursprunge nach ein Dorf, dann zu einem fürstlichen Küchenvorwerk erhoben, und spät erst mit der Stadtgerechtigkeit versehen, hat man durch mancherlei Freiheiten wol Einwohner genug, aber doch meistens nur arme Bürger hingezogen. Wenn da also auch bei dem geringern Gewerbe der Einwohner, hie und da das Steinpflaster mit Gras bewüchse, so gäbe das nicht sowol für die Bevölkerung, als für das kleinere äußere Gewerbe der Einwohner einen Maßstab ab. Uebrigens findet sich aber das auch wohl in entfernten gewerblosen Straßen und Plätzen der größten und volkreichsten Städte.

Und nun gar bettelnde Schüler als die einzigen Menschen, die sich da finden ließen! Es ist eine allgemein eingeführte Einrichtung der protestantischen Schulen, daß ihr nothwendiges Einkommen zum Theil auf den Verdienst der Singechöre, durch öffentliches Singen vor den Häusern der Bürger beruht, und dem Lehrer, wie dem bedürftigen Schüler, erwächst daraus eine Einnahme, die er nicht entbehren kann, wenn die Regierung nicht hinzutritt, und den Schulfond erhöht. Ja selbst hiegegen protestiren nicht selten die Schulen. In Berlin hat der brave eifrige Gedicke sich lange Zeit alle mögliche Mühe gegeben, diese üble Einrichtung abzuschaffen; sie war aber zu tief in die innere Verfassung der Schulen festgewurzelt, als daß es ihm hätte gelingen können.

Luther, ein eifriger Freund des Gesanges und der häuslichen Erbauung durch Gesang, hat gewiß bei der ersten Einführung solcher umgehenden Chöre die edle Absicht gehabt, dadurch den Gesang und die guten Lieder und herrlichen Choralmelodien, welche der

Enthusiasmus für die Reformation erzeugte, allgemein zu verbreiten, und die Schüler selbst durch einen kleinen Nebengewinn, der ihnen dadurch zuwuchs, zur Uebung im vollstimmigen Choralgesange, der damals etwas Neues war, aufzumuntern.

Daß man darauf nachher, bei Vermehrung und Verbreitung der Schulen, den Unterhalt der Lehrer oder Schüler zum Theil begründet hat, war ein großer Mißbrauch und Fehlgriff, der freilich längst hätte verbessert und abgeschafft werden müssen. Jeder Staat und jede Stadt ist auch gewiß reich genug dazu, durch einen regelmäßigen Zuschuß dasselbe für die Schulen zu thun, was jetzt auf jene unregelmäßige Weise am Ende ja dennoch zusammen kömmt. So kann man die Fortdauer dieser unanständigen, und für die Jugend physisch und moralisch schädlichen Gewohnheit, dem Staate wohl als eine Sorglosigkeit, aber nicht als eine Unfähigkeit, seine Kinder zu ernähren, anrechnen. Auch pflegen die Chorschüler nicht mit dem Choralgesang ein Almosen zu erflehen: denn sie singen ihn gewöhnlich, zum

großen Aerger der Freunde des Choralgesangs, nur gar zu lebhaft und lustig. Dresden hat auch von jeher den Ruf gehabt, sehr gute Singechöre in seinen Schülern zu haben, und schwerlich werden die hiesigen singenden Schüler ihren Gesang mit der Klapperbüchse begleiten. Am Ende liebt Hr. v. U. wol nur den Choralgesang, und die schwarzen Mäntel und die Almosenbüchsen nicht, und dieser kleine Abscheu kömmt hier seinem großen Abscheu vor Dresden überhaupt nur zu Hülfe. Denn er sagt am Ende sogar, es ward ihm erst wieder wohl, als er Dresden verlassen hatte. Darin hat Hr. v. U. wahrscheinlich die Ehre, ganz original zu sein.

Weiter beklagt sich Hr. v. U., „er habe alle seine Empfehlungsschreiben abgegeben; man sei auch sehr artig gewesen, habe ihm auch die Visite gemacht, das Herz beständig auf der Zunge gehabt, aber es blieb auch nur bei Worten."

Einladungen zu Diners und Soupers sind außer den Häusern einiger Minister und Gesandten in Dresden eben nicht so gewöhnlich,

wie in andern größern Städten, am wenigſten für Reiſende, die ſich nur kurze Zeit da aufhalten. Die Sachſen haben auch überhaupt zu viel Patriotismus und Zufriedenheit mit ihrem bürgerlichen Zuſtande, um ſo neugierig und eifrig auf die Bekanntſchaft eines Fremden und ſeine Mittheilungen zu ſein, daß ſie ihn ſogleich und auf längere Zeit in ihre Geſellſchaften ziehen ſollten. Dafür ſind aber auch die Gaſthöfe, die darauf rechnen können, ihre Gäſte auch bei ihrer Table d'hote zu ſehen, deſto beſſer eingerichtet, und ein Reiſender kann hier in den erſten Gaſthöfen ſo gut eſſen, als in den beſten Privathäuſern, und das oben drein um ſehr billige Preiſe. Der Verfaſſer begeht hier wieder die Ungerechtigkeit, Dresden mit Wien zu vergleichen, wo der höchſte Wohlſtand und ſelbſt großer Reichthum herrſcht, und die allgemeinſte Gaſtfreiheit und luxuriöſeſte Lebensweiſe mehr als irgendwo zu Hauſe iſt, und ſich eigentlich wol noch von jener Zeit herſchreibt, da man in der, mitten in den fruchtbarſten Ländern gelegenen Hauptſtadt, der Alles von allen Sei-

ten zuſtrömt, faſt für Nichts leben konnte, und mit demſelben Gelde, wovon man in Berlin und Hamburg kaum ſatt wird, fünf, ſechs Schüſſeln mit ſammt dem Weine haben konnte. Freilich war es damahls in Dresden, verglichen mit den genannten Städten, auch noch ſehr wohlfeil, aber die eingezogene Lebensart fand auch damahls Statt. Der Charakter der Einwohner iſt weit mehr zur häuslichen, eingezogenen Lebensweiſe geneigt, genießt das mit Fleiß Erworbene lieber im kleinen Familienkreiſe mit Mäßigkeit und gleicher Sicherheit, als im bunten Gewühl der herumſchwärmenden, ſelten zu befriedigenden und noch ſeltner dankbaren Menge der Reiſenden, die Dresden ſo häufig beſuchen. Und das nennt Hr. v. U. Kleinkrämer-Oekonomie! Wie wollte ſich Hr. v. U. auch wol in den Häuſern der höflichen Sachſen vergnügt haben, da er ſelbſt verſichert, „ihre Manieren, ihre Komplimente ſind ſo ſteif, daß man recht froh iſt, wenn man ſie wieder los wird.“ Er müßte ihnen ja daher noch recht dankbar ſein, daß ſie ihn nicht zu ſich eingeladen haben, ihn

seinem Gesandten, der ja so gastfrei für ihn war, und seinem Gasthofe, wo er gewiß gut versorgt wurde, ungestört überlassen haben.

Jenem harten Urtheile des Hrn. v. U. über die Dresdner Einwohner, kann ich auch die Hauptzüge aus dem Urtheile des scharfbeobachtenden und liberal urtheilenden Nisbecks hier entgegen stellen. Er findet bei ihnen eine zuvorkommende Höflichkeit, eine durchaus bis auf die untersten Volksklassen herrschende Reinlichkeit, und ein gewisses gesprächiges, zudringliches und einnehmendes Wesen. Nachdem er auch von der strengen Oekonomie der Einwohner gesprochen, setzt er aber sehr billig und richtig hinzu: „ohne Zweifel hat man dieser Bedenklichkeit zu verdanken, daß man hier mehr wahres Vergnügen genießt, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands, die ich gesehn, (und N. hatte damahls schon ganz Oberdeutschland durchreist); hier weiß man das Vergnügen des Umgangs, der Freundschaft und der Liebe zu schmecken. Man macht kleine Partien auf's Land und hat Gefühl für die mannichfaltigen Schönheiten der Natur.

Auch unter dem Mittelstande herrscht Geschmack an Kunstsachen, und die Lektüre ist fast allgemein."

Vom schönen Geschlecht in Dresden ist R., so wie von der Schönheit der Stadt, ganz eingenommen. Er sagt auch noch: ich habe noch keine Stadt in Deutschland gesehen, wo so viel Wohlstand herrscht, als hier. Man sieht eben so wenig Armuth, als übermäßigen Reichthum u. s. w. B. II. S. 12. u. f.

Aber auch ohne die Höflichkeit der Sachsen, wie Hr. R., zu hassen, entzieht sich der aufmerksame Reisende, dem es ernstlich darum zu thun ist, die zahllosen Kunstschätze, welche Dresden besitzt, ganz zu kennen und zu genießen, absichtlich gerne der größern Stadt- und Hofgesellschaft, um seine Zeit ganz benutzen und jene Kunstschätze mit Gewinn für seinen Geschmack und für sein ganzes Leben recht genießen zu können. Ich gestehe gerne, daß ich, der ich seit einigen und dreißig Jahren oft in Dresden war, und nie über Mangel an Hospitalität zu klagen hatte, mehrmahlen in Dresden allein für die Kunst gewesen

bin, und solchen Häusern, die es nie an Einladungen fehlen ließen, wenn ich mich längere Zeit da aufhielt, absichtlich erst wenige Tage vor meiner Abreise die Visite gemacht, eben um jene, Zeit und Besonnenheit raubende größere Gesellschaften zu vermeiden. Das scheint aber Hrn. v. U's. Sache eben nicht gewesen zu sein. Er hat von jenen unermeßlichen Kunstschätzen nur wenig kennen gelernt, und wol keine recht genossen. Er versichert: „das Einzige, was in Dresden vorzüglich genannt werden könnte, ist die Gemäldegalerie." Doch auch die giebt ihm nur Gelegenheit zur Unzufriedenheit; denn er fügt gleich hinzu: „aber auch die kann man nicht sehen, ohne sein Gefühl mit der schmutzigsten Idee der menschlichen Niedrigkeit zu empören; denn dem Galerie-Inspektor muß man zwei Dukaten, und dem Aufwärter zwei Gulden zahlen. Das ist eine Taxe, welche entrichtet werden muß, weil der Staat ihnen wahrscheinlicher Weise nicht so viel giebt, daß sie leben können, und sie daher auf die Fremden assignirt."

Welche Uebertreibung! In der ganzen Welt, außer dem neuen Paris, ist es gebräuchlich, in Galerien und dergleichen Sammlungen ein Douceur zu geben, und ein Reisender müßte von der Einfalt und Sittenreinheit der alten Appenzeller Hirten sein, um in diesem Gebrauch durch die schmutzigste Idee der menschlichen Niedrigkeit empört zu werden. Auch ist der Preis übertrieben; denn ich habe nie, zu keiner Zeit, dem Galerie-Inspektor mehr als Einen Dukaten gegeben, wie ich auch die Galerie wochenlang tagtäglich besucht hatte, und dem Aufwärter nie mehr als Einen Gulden, ohne daß mir beides je abgefodert worden wäre, wie bei einer bestimmten Taxe wol geschehen sein würde. Ich habe auch nie etwas in dem Betragen der Offizianten bemerkt, welches glauben lassen konnte, man würde dem Reisenden das Douceur als eine eingeführte Taxe abfodern, wenn er es zu geben unterlassen wollte. Viele Fremde machen vielmehr oft Eine Gesellschaft zusammen, und geben dann alle mit einander nicht mehr als

Einen Dukaten. Unmöglich kann ich glauben, daß man gerade in gegenwärtiger Zeit, da man in Paris alle Kunstsammlungen ganz frei und unentgeldlich sehen kann, in Dresden sollte anfangen wollen, ein in allen großen Städten unerhörtes hohes Douceur von Fremden zu fodern.

Nach dem Gewinn, den Hr. v. U. von der Besichtigung der Galerie gehabt haben kann, muß ihn die ungewöhnlich hohe Ausgabe, zu der ihn wahrscheinlich ein Engländer verleitet hat, sehr verdrossen haben. Bei der Ansicht der Kunstwerke scheint mir der sinnliche Reiz und die gemeine Wahrheit Interesse für ihn gehabt zu haben. In der Magdalena von Corregio (die ihm die Krone der ganzen Galerie ist), sieht er nur den Reiz der blühenden Schönheit, die auf dem zarten Busen spielenden Locken. „Nie konnte Venus schöner liegen; der runde alabasterne Arm, der das Auge unwiderstehlich fesselt" u. s. w. In der Venus von Titian sieht er nur den verführerischen Körper. „Sie liegt voll Verlangen."

„Die Tabagie von Ostende ist so richtig gezeichnet, daß ich die Nase umwandte, um den Tabaksdampf nicht zu riechen. Er ist Meister im clair-obscur, man sieht die Bierlümmel so natürlich bei ihren Krügen auf den Tisch gestützt, als wenn sie lebten" u. s. w.

Ein täuschendes Gemählde von Rotari, Angelika und Medoro, und die Verkündigung von van der Loo, ein Mahl von Subleyras sind Stücke, die Hr. v. U. aus dieser eben so reichen als vortrefflichen Galerie auszeichnet.

Von der herrlichen Antikensammlung; von der höchst seltnen Sammlung Römischer Abgüsse aller dortigen wichtigen Antiken; von der in ihrer Art einzigen Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, von der vortrefflichen Bibliothek und andern wichtigen Kunstsachen kömmt kein Wort vor. Desto mehr aber von des Hrn. v. U. eignen Angelegenheiten in Polen, die fast den ganzen zwanzigsten Brief und damit fast eben so viel Raum füllen, als die ganze Beschreibung von Dresden.

Was das Theater anlangt, so hat Hr. v. U. weder die Italienische Oper, noch das eigentliche Deutsche Hoftheater gesehen; sondern nur ein kleines Theater, welches den Sommer beim Linkschen Bade auf der Neustadt spielt, und wo vielleicht das gute Gefrorne, das man dort findet, eine vorzüglich interessante Partie ist. Aber hier wollte es dem Verf. auch nicht gefallen, daß die Damen in den Logen Tassen voll Gefrornen in den Händen hatten, und ohne alle Gene davon aßen; das kam ihm sehr unanständig vor. Die Dresdner sind doch also noch nicht so sehr steif und zierlich, daß sie nicht noch darin zu übertreffen wären. Der Verfasser läßt sein Mißfallen über Theater und Truppe sehr nachdrücklich aus, ohne zu erwähnen, daß dieses doch nur ein kleines Sommertheater ist. So mußte Dresden denn wol mit all seinen Herrlichkeiten und seiner schönen Freundlichkeit schlecht wegkommen.

Für die gesellige Unterhaltung hätte Hr. v. U. auch in einer sehr wohl eingerichteten großen Resource ein angenehmes Etablissement

finden können. Die zahlreichen Mitglieder aus allen Ständen pflegen sehr bereit zu sein, Fremde darin einzuführen, und diese pflegen sich sehr in der guten Gesellschaft und trefflichen Anstalt zu gefallen. Ich verdanke ihr mehrere sehr angenehme Stunden.

Achter Brief.

Prag, den 20. November 1808.

Mit vielem Vergnügen und Genuß hab' ich den Weg von Dresden hieher gemacht, obzwar der größte Theil des Weges auf Böhmischem Boden schlecht war, daß man ihn bei Nacht nicht wohl hätte machen können. Von Dresden aus bis an die Böhmische Grenze führt eine neue vortreffliche Chaussee, mit jungen Obstbäumen bepflanzt. Alles verräth die erwünschteste Kultur und Wohlhabenheit. Der Weg führt zuerst bei dem großen königlichen Garten dicht vorbei, in welchem ich so manche glükliche Stunde, ja manchen frohen Tag meiner Jugend verlebte, und in welchem der liebe zärtliche Naumann auf eine so abscheuliche Weise seinen Tod finden mußte. Auf einem Abendspaziergange, nach einem splendiden Diner in großer Gesellschaft, hatt' er sich im dichten Gebüsche vermuthlich der Ruh überlassen und ist von einem Schagfluße überfal-

len worden. Nach vier und zwanzig Stunden fand ihn ein Jäger, der seinem spürenden Hunde in das Dickicht folgte, todt da liegen. Ein Mädchen hatte es Abends vorher dem Portier des Gartens schon gemeldet, daß da ein Kranker oder Todter läge; der harte Mann hatte es aber nicht für Ernst gehalten, und sich nicht die Mühe genommen, nachzusuchen. In einem bittersüßen Gemisch von Wehmuth und lieblichen Jugenderinnerungen fuhr ich längs der langen Mauer des Gartens hin.

In der Vorstadt von Pirna frühstückte ich in einem Wirthshause, das in jeder Stadt stehen könnte, und auf einem Dorfe, Bergkühhübel, dünkt mich, hieß es, sah ich in einer Dorfschenke an der Tafel neben der Thür der großen, mit Landleuten angefüllten Gaststube, die ein naher Markt herbeiführte, mit guter leserlicher Schrift, in völlig guter Orthographie angeschrieben, daß zum Mittage Suppe, Rindfleisch mit Erdtoffeln, oder kleinen Rüben, Spinat mit Cottelets und Kälberbraten zu haben wäre. Der Wirth war ein gelernter Koch.

Beim Böhmischen Grenzzollamt in Peterswalde, welches man mir als sehr strenge geschildert hatte, wurde ich äußerst gutmüthig und höflich behandelt. Bei dem sehr rauhen Ostwinde, der stark und scharf wehte, wurde ich wenig aufgehalten, und man ließ mich mit einer allgemeinen Durchsicht des Wagens passiren, ohne doch das mindeste Zeichen vorher gegeben zu haben, daß ich es mir zu erkaufen gedächte. Beim Eintritt ins Gebirg fand ich auch schon etwas Schnee, aber doch sehr dünne, und nur an Schutzstellen liegend, wo der Wind den Schnee zusammengeweht hatte.

Der Weg war schlecht und wurde immer schlechter, aber die Landeskultur nahm mit jedem Schritte tiefer in Böhmen hinein immer zu, und schien die Sächsische noch zu übertreffen. Die ganze Gebirgsfahrt von Peterswalde nach Aussig hinaus, ist ein schöner Wald mit Obstbäumen mit anmuthigen Weinbergen eingefaßt. Man gewinnt auch hier im Lande schon trinkbaren guten Wein. Besonders ist der Melniker, der einige Meilen

von Prag gewonnen wird, ein sehr angenehmer rother Wein. Die ersten Reben dazu sind aus Burgund gekommen, und wenn er ein gewisses Alter hat, können ihn Franzosen selbst für leichten Burgunder trinken. Das ganze herrliche Felsthal, welches die schöne Elbe durchströmt, neben der man immer fortfährt, und dabei viele Elb-Holzkähne unter sich hinfahren sieht, ist überaus schön und fruchtbar. Die Höhen sind, oft selbst zwischen den schroffesten Felsen mit Tannen, Fichten und Eichen bewachsen, und unten Alles voll der herrlichsten Wallnuß-, Kirsch-, Aepfel- und Birnbäumen, zwischen mahlerisch an den Wänden der Berge hangenden Weinbergen. Aber der Weg ist hier gerade am abscheulichsten, und muß in jeder Jahreszeit schlecht sein. In strengem Lehmboden, alles dicht von großen und kleinen Steinen, die von den lockern Seitenwänden häufig herabrollen müssen, wie besät. Kopf und Rücken leidet dabei auch im bequemsten Wagen; auch bin ich viel auf den mahlerischen, neben der Elbe hinschlängelnden Fußsteigen gegangen, und das rath ich jedem

Reisenden zu thun. Man kann den Weg auch über Töplitz nehmen, aber der ist in dieser Jahreszeit noch schlechter, und auch etwas um.

Wo wir später im flachen Lande an irgend einen gemachten oder auch nur ganz regelmäßigen Weg kamen, (denn oft zieht sich der Weg die Kreuz und die Quere durch Felder hin) da war er auch mit den herrlichsten Obstbäumen, mit Aepfeln, Birnen, Pflaumen und Kirschen bepflanzt; oft in doppelten Alleen neben dem Wege, oft in mehrfachen Reihen tief in die fruchtbarsten Aecker hinein, wie in der Bergstraße. Nicht Krüppelbäume, wie im Saalkreise in offnen Pflanzungen; die schönsten Stämme überall sorgfältig mit schönen jungen Stämmen ergänzt, die da oft lustig wie Kinder und Enkel zwischen den stämmigen Eltern und herrlichen Groß- und Ureltern stehn. Das Volk muß doch auch moralisch besser sein, als jenes, vor welchem man nicht leicht einen gesunden geraden Baumstamm aufbringt, und das seinem kalten Moralprediger nicht selten seine Lehre damit belohnt, daß es ihm Sonntags Nacht seinen eig-

nen Obstgarten ausräumt. Ueberhaupt zeigt hier das Volk, und besonders der weibliche Theil, in allen seinen Aeußerungen einen überaus guten, freundlichen Charakter, und wenn das schöne Geschlecht in den niedern Ständen eben nicht schön erscheint, so hat es doch durch Gutmüthigkeit und Freundlichkeit etwas Gefälliges; die Männer sind meistens wohlgewachsen und kräftig, sind ernster und verschlossener, und geben sich nicht gerne mit Fremden ab.

Mit welchen angenehmen Rückerinnerungen habe ich diesen Weg gemacht! Das erste Mahl, vor fünf und dreißig Jahren, machte ich ihn im dürftigen aber lustigen Burschenstande, froh und glücklich im Vertrauen auf mein Glück und auf mich selbst. Das zweite Mahl vor fünf und zwanzig Jahren, aus Italien kommend, dir, der angebeteten Braut, sehnsuchtsvoll und vertrauensvoll entgegen, im bequemen Reisewagen mit Postpferden bespannt, den guten langweiligen Bl** zur Seite. Jetzt von dir und den köstlichen Kindern unsrer Liebe mich abwendend, um — — Aber auch

jetzt wieder froh und voll des besten Vertrauens. Dieser Frohsinn, dieses Vertrauen war stets tief in meiner Seele gegründet, und es macht mich sehr glücklich, ihn auch in unsern lieben Kindern so lebendig zu erblicken.

In der Gegend von Königsstein und beim Eintritt ins Gebirge erinnerten mich mehrere Gegenstände an die erste lustige Burschenwanderung aus meiner frohen Jugend. Mit mehreren jungen tüchtigen Burschen kam ich da vom hohen, durch so viel zweckmäßige Sicherheitsanstalten und durch die reiche Aussicht von oben herab, so sehenswerthen Königsstein, und ließ mich bereden, mit ihnen in dem kleinen Städtchen, welches unterm Königsstein liegt, einzukehren. Es war noch nicht Abend, aber der Weg ins Böhmische Gebirge, den wir zu nehmen gedachten, sollte im Dunkeln nicht gut zu passiren sein, und so ward in Querlequitsch, wie es im Rabener heißt, zu Nacht eingekehrt. Ein Wirthshaus war nicht zu erfragen, aber man wies uns junges lustiges Volk zu einem Fleischer, welcher Boten und Diener des Böhmi-

schen Adels zu beherbergen pflege. Dieser empfing uns mit lustigen, muthigen Reden. Eine Schlafstube hab' er nicht, außer der Stube, in welcher auch er mit seiner Frau schlafe; zum Lager auch nur frisches Stroh, das woll' er da längs der Wand hinschaffen. Während dieses Gespräches zogen die Zimmerleute, die ihr Tagewerk auf der Festung vollendet hatten, singend und jubelnd bei dem Hause vorüber, und gingen in ihre Herberge, dicht neben dem Hause des Fleischers gelegen. „Diese werden euch nicht viel ruhen lassen" sagte unser Wirth, „die feiern ihren Gewerktag bis spät in die Nacht hinein, und wenn am Ende Alles besoffen ist, so geht's drüber und drunter; dann löschen sie die Lichter aus und schlagen mit Schemel und Tischfüßen wacker unter einander drein. Wer denn am längsten auf dem Kampfplatze aushält, ist beim nächsten Gelage der König.

Wir ließen uns das nicht irren, hielten unser ländliches Abendbrot, und nachdem wir noch in der Nähe herumgeschweift, streckten wir die müden Glieder auf die frische Streu

hin. Der Wirth und die Wirthin folgten uns bald in ihr hohes Gardinenbett. Kaum mochten wir aber die Augen zugethan haben; so fing der Lerm neben an schon zu wachsen, er nahm auch ununterbrochen zu, bis dann endlich der tolle Kampf im Finstern wirklich zu beginnen schien. Da rasselte es auch an der hohen Bettstelle des Wirths und es schlich etwas sachte zur Thüre hinaus. Die Aufmerksamkeit der wachgehaltnen Wandrer ward dadurch verdoppelt, aber bald wieder ganz auf das unsinnige Toben nebenan gerichtet. Nachdem dieses denn seine höchste Höhe erreicht hatte und nach und nach wieder abnahm, schlich sich auch wieder etwas in die dunkle Stube, und man hörte eine weibliche Stimme fragen: „Wo bist du denn wieder gewest?" „Ich wos e bissel drunter schlagen" erwiederte der Mann, der denn auch am Morgen mehr als Eine blutrünstige Beule und viele blaue und gelbe Stellen an seinem Gesichte und Leibe hatte. Dafür genoß er denn nun auch das Vergnügen, eine Viertelstunde in jenem dunkeln Gewühle seine Püffe und Schläge mit

der eisenbeschlagenen, eichenen Bettstolle unter die tolle, besoffene Menge ausgetheilt zu haben. Echte Fleischerlust!

Am andern Morgen wanderten wir darauf ins Böhmische Gebirge, um schöne romantische Gegenden zu suchen; weil wir uns aber zu nah an der großen Straße hielten, verging der ganze Vormittag, ohne daß wir auf solche zugekommen wären. Darüber hielten wir in einer Dorfschenke eben mißmüthig unsern Mittag, als ein zerlumpter Kerl in die Schenke trat, seinen Bündel übern Stock auf den Tisch warf, und auf den verfluchten Weg, den man ihn hätte wandern lassen, aus voller Kehle schalt und fluchte. Viele dickbewachsene Berge, Abgründe, strömende Wasser mit schmalen wankenden Stegen drüber — — Alles, was in der Erzählung des Erbosten vorkam, war gerade das, was wir acht Stunden lang, in dicken Holzungen herumtreibend, vergeblich gesucht hatten. Der Mann ward drum angegangen, uns den Weg genau zu beschreiben. Da er aber behauptete, wir würden ihn nun und nim-

mehr nicht finden, wurde dem Wirth aufgetragen, uns einen Fußboten zu besorgen, der uns des Weges führte. Dieser fand sich nun bald unter den Gästen der Schenke, und hatte kein übles Ansehn.

Als wir nun mit ihm das Dorf entlang wanderten, folgten uns alle Kinder und viele Weiber des Dorfs. Dies befremdete uns eben nicht, weil wir es auf unsern ungewöhnlichen, zum Theil lustigen, mahlerischen Burschenanzug deuteten, der damahls im nördlichen Deutschland noch weniger gemein war. Da aber im nächsten Dorfe sich wieder Alles ganz auffallend um uns versammelte und uns bis zum Dorfe hinaus folgte, viele die hübschen jungen Burschen auch wol mit Mitleiden und Bedauern ansahen; eine alte Frau endlich mir auch unter die Augen sagte: „Schad' doch um das junge Blut!" befragte ich den Führer, was das zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort: „Laß er das man immer gut sein, das kann ihm nischt schaden." Diese Antwort reizte die Neugierde Aller nur um so mehr, und sie drangen in ihn, ihnen die

ganze Wahrheit zu sagen. „I nu, seht nur Ihr Herrn, ich bin der Bettelvogt von diesem Kreise, und da meinen nun die dummen Leute, ich bring' euch Alle über die Grenze.“ Nun wurde der rechtliche Führer nicht verabschiedet, so lange die Sonne noch schien und er noch von den durchwanderten Dörfern erkannt wurde.

Solche lustige Scenen begegnen den stattlichern Reisenden in Kutschen und Wagen mit Postpferden bespannt nicht leicht, und wer Zeit und Kräfte zum muthigen lustigen Fußwandern hat, kann sich immer die lustigste Unterhaltung auf einer wohlgewählten Fußreise in guter Gesellschaft versprechen.

Gestern kam ich hier mit hellem Schein der untergehenden Sonne in dieser großen schönen alten Stadt an, die den Reisenden was rechts neckt, eh sie ihn in ihre alten ehrwürdigen Thore einnimmt. Fast eine Stunde, nachdem man sie bereits dicht unter sich gehabt, fährt man noch wol um sie und ums Wasser herum, ehe man hinein kömmt. Dazu ist die nächste Umgebung eben nicht schön; Häuser und Gärten liegen einzeln, gar wüst

durch einander; selbst die Alleen von Linden lange nicht so schön, als vorher die Obstalleen, die man ungern hie und da mit Pappeln, Kastanien und Linden wechseln sieht. Aber aus dem Getreibe und Gewühle, das auf sehr breiten Straßen der Vorstadt kaum durchkommen läßt, erkennt man wol die reiche große Stadt. Der Sonnabend Abend that auch wol etwas dazu. Vieles Landvolk zog aus der Stadt heim.

In der alten Stadt kam ich in dem mir sehr empfohlnen rothen Hause nicht unter, es war ganz besetzt; ich mußte nach der kleinen Seite über die lange Brücke fahren, die wol noch länger als die große Dresdner Brücke ist, aber bei weiten nicht so schön und prächtig. Da bin ich nun im Erzherzog Karl sehr gut; hatte aber doch gleich die Unbequemlichkeit davon, daß ich, als ich gegessen und mich umgekleidet hatte, wol eine halbe Stunde, wieder zurück über die lange Brücke, durch Wind und Wetter nach dem Theater gehen mußte.

Es ward das neue Sonntagskind

gegeben, und ich habe dieses Volksstück, das mir auf andern Theatern nur Langeweile gemacht, hier mit vielem Vergnügen gesehen. So nur, in der naiven, kindlichen, komischen Landessprache muß man den komischen Charakter, und das Ganze durchaus als Farce gespielt, sehen. Zwei sehr brave komische Schauspieler sah ich in der Rolle des Hausmeisters und der des Herrn von Hinzelmann, der erste dünkt mich heißt Angram, beide ganz Karrikatur und doch wahrhaft grazids. Auch eine liebliche, herrliche Sängerin sah ich in der weiblichen Hauptrolle mit recht heller angenehmer Stimme und gefälliger Manier. Es war die Demoiselle Müller, Tochter des bekannten Kapellmeisters Wenzel Müller, der die Oper auch mit großem Eifer dirigirte. Das Finale des zweiten Akts ward von Allen vollkommen komisch, mit Italienischer Lebhaftigkeit ausgeführt. Die meisten Walzer und andre Volksmelodieen wurden aber viel langsamer und grazidser gespielt und gesungen, als fast überall, wodurch das Ganze so etwas Gemüthliches bekam, das auch allen

Zuhörern sichtlich wohl behagte, und gewiß etwas Nationelles hat.

Schon auf dem Her- und Heimwege über die lange Brücke bemerkte ich, daß die Menschen alle, besonders die Männer, auffallend langsam gingen, und wenn ich einen nach dem Wege zum Theater hin fragte, lächelte er gar kindlich, daß ich das nicht wissen sollte, wies mich aber sehr gutwillig und umständlich zurecht.

Als die Straßen etwas verworren durch einander zu laufen anfingen, ging ein gutmüthiger Bürger mit mir freiwillig durch viele Straßen, um mich ins Theater zu bringen, ohne sich weiter mit mir zu unterhalten, als auf meine Fragen mit bequemer Kürze zu antworten.

Im Theater kam ich in einem gesperrten Sitze zwischen lauter Frauen zu sitzen, deren drei aufstehen mußten, um mich durchzulassen. Doch thaten sie's mit sehr freundlicher Bereitwilligkeit, und nannten mir alle Schauspieler sehr gutmüthig, sobald sie sahen, daß ich fremd war; es schienen wohlhabende Bür-

gerstrauen zu sein. An den komischen Späßen nahmen sie und das ganze Haus sehr lauten fröhlichen Antheil, riefen auch zu einem freudigen Duett ancora. Das Theater ist aber nicht viel größer als das zu Cassel, doch hat es einen vierten Rang Logen mehr. Sonderbar sieht es aber aus, daß die abonnirten herrschaftlichen Logen nach dem Geschmack der Abonnenten verziert sind, bald mit grünen, blauen, bald mit gestreiften, buntfarbigen seidenen Drapperieen, bald glatt, bald gepufft, wie's Jedem gefällt. Einer hat sogar sein in vergoldeter Stuccaturarbeit groß ausgeführtes Wappen über seiner Loge. Die Dekorationen und Vorhänge des Theaters waren desto weniger glänzend, meist alt und gewaschen; wahrscheinlich wol nur für dieses alte Stück so. Das Orchester ging gut zusammen; freilich war es nur eine kleine Musik, aber es spielte doch mit Ruhe und Diskretion, was andre Orchester gerade bei solchen Stücken am wenigsten zu thun pflegen.

Zweiter Brief.

Prag, den 11. November 1808.

Prag ist doch in Ganzen eine herrliche alte Stadt, so winklicht und finster es auch in mehreren ihrer Straßen aussehen mag. Welche große Anzahl von Palästen und öffentlichen Gebäuden, die den aufmerksamen Beschauer nicht selten an die alten Italienischen Städte erinnern! Die Paläste des Großherzogs von Toskana, der Fürsten Lobkowitz, Lichtenstein, Kaunitz, Mansfeld, Schwarzenberg, Kinsky; der Erzbischöfliche Palast, die Paläste der Grafen Clamm, Czernin, Nostitz, Martinez u. s. w., fast alles Gebäude, die in den besten Städten Italiens auch an ihrer Stelle stehen würden, wenn gleich nicht jedes für ein Kunstwerk im reinsten Geschmack und Styl gelten dürfte.

Auch unter den öffentlichen Gebäuden sind wahre Zierden der alten würdigen Stadt.

Der prächtige Gothische Dom, die ehemahligen Jesuiterkollegien und Kirchen, und so manche andre Kirchen und Klostergebäude. Das kaiserliche Schloß, besonders durch seine ganz einzige Lage auf dem hohen Ratschin. Wie man da von der steilen Höhe herab über die unten breit vorliegende Stadt hinweg, den Lauf der Moldau verfolgt, das Auge mit Wohlgefallen auf ihre schönbewachsenen Inseln verweilt, und dann wieder an ihren mahlerischen Ufern mit Lust herumschweift, rechts den Laurenzoberg, links den Ziskaberg mit all ihren hundertfachen romantischen Sagen und Legenden und Großthaten der ältern und neuern Zeit — Es ist wahrlich ein großer, bleibender Eindruck. Die Universitäts-Bibliothek, welche außer Sonnabends täglich und den ganzen Tag hindurch Jedem offen steht, ist eine der merkwürdigsten und zahlreichsten in Deutschland. Sie soll aus mehr als hunderttausend Bänden bestehen, und ist eben so reich an den merkwürdigsten neuen Sachen und kostbaren Kupferwerken, als an alten merkwürdigen Werken

aller Art, was doch eben nicht bei vielen alten großen Bibliotheken der Fall zu sein pflegt. Aus der Direktion und Besorgung dieser Bibliothek leuchtet aber überhaupt ein freier, liberaler Geist hervor.

Auch die Dombibliothek ist, besonders für die Böhmische Geschichte, so wie die vom Kloster Strahhof, durch ihre Mannichfaltigkeit wichtig.

Wer am Besuchen großer Kirchen und Klöster Vergnügen findet, kann hier mehrere Wochen reichliche Unterhaltung haben.

Die nun fast sechshundertjährige Karoliner Universität ist in allen Fakultäten zahlreich, und wie man versichert, zum Theil auch gut mit Lehrern besetzt; sie zählt über vierzig wirklich angestellte Lehrer, und wird auch von der Nation fleißig besucht; von Ausländern nur wenig.

Die herrschaftlichen Privatbibliotheken, Bildersammlungen, Kupferstichsammlungen und Münzkabinette, die zum Theil auch dem Publikum, oder doch dem Reisenden, offen und zum Gebrauch frei stehen, sind hier so

zahlreich, daß ihre Namen in einer eng gedruckten Beschreibung von Prag *) vier volle Seiten einnehmen.

Der Böhmische Adel, der sich von jeher durch Eifer und Liebe für die schönen Künste auszeichnete, hat hier auch eine Zeichnenschule errichtet und zu deren Behuf eine Gemählde-sammlung veranstaltet, die nicht nur schon ziemlich zahlreich ist, sondern auch bereits mehrere große Werke der besten Künstler besitzt. Die Zeichnenschule hat an ihrem Direktor, Herrn Bergler, selbst einen echten Künstler zum Vorsteher und Fortbilder; unter einer solchen Leitung kann es, bei dem Talent der Nation

*) Prags gegenwärtiger Zustand unter Franz II. Regierung, oder Anweisung für Fremde, welche alle Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt zu wissen wünschen. Prag, in der kaiserlichen Hofbuchdruckerei. Es giebt aber auch eine ausführlichere Beschreibung von Prag in zwei Bänden, in der Schönfeld-Meißnerischen Buchhandlung, die auch eine ausführliche Beschreibung der Universitäts-Bibliothek enthält.

zur Kunst, nicht an gutem, sicherm Erfolge fehlen. Herr Bergler selbst ist ein ausgezeichneter Hiſtorienmahler, der in seiner Manier vieles von der großen alten Italieniſchen Schule hat, welches ihm für die Zukunft gewiß einen Platz unter den besten Künstlern neuerer Zeit zusichert. Er selbst ist zu bescheiden und anspruchslos, um persönlich in der jetzigen eitlen geräuschvollen Welt durchzudringen; aber desto sicherer sind seine Werke, für die Nachwelt noch zu leben; denn er lebt ihnen ganz mit seinem stillen, tiefen, aber regen Künstlerleben. Solche Charaktere haben einst die Deutsche Schule geschaffen und groß gemacht. In der letzten Zeit hat Herr Bergler, der noch nicht lange hier ist, und sonst, wenn ich nicht irre, in Nürnberg und München lebte, sich besonders mit Darstellungen aus der ältern Böhmiſchen Geschichte beschäftigt, die so reich ist an romantiſchen, heroiſchen Thaten. Herr von Uklanzki giebt darüber umständlichere Nachricht.

Es ist einem, der hier mit Sinn umherwandelt, fast überall so alterthümlich zu Mu-

the; nicht nur in der alten würdigen Stadt, auch in der sonderbar wüsten, oft baumlosen Gegend umher. Den Einwohnern wird das Kahle der nächsten Umgebung durch eine große Anzahl öffentlicher Gärten, inner- und außerhalb der Stadt, einigermaßen ersetzt, die auch mit allerlei Veranstaltungen zu gesellschaftlichen Spielen und gewöhnlich auch mit einem Tanzsaal versehen sind.

Auch mehrere herrschaftliche Gärten, als der Lobkowitzsche, Clammische, Kolowratsche, Kolorediſche, Buquoysche, Klenausche Garten und andere mehrere, sind Zierden der Stadt, wenn gleich nicht in großem freiem Sinn angelegt. Auch diese werden von den Einwohnern und Fremden besucht.

Ein beständiges Treiben und Drängen auf den Straßen zeugt von einem lebhaften bürgerlichen Gewerbe, welches dem äußern Anscheine nach aber doch fast überall einen kleinlichen Charakter hat; wie auch fast jeder Handel, der nur Stadt- und Landhandel ist. Der größere Handel mit den Produkten des Lan-

des: Getreide, Garn, Leinwand, Wolle, Glaswaaren u. ſ. w. wird vom Lande, und vorzüglich vom Gebirge aus ſelbſt betrieben.

Viele Fabriken tragen hier indeß auch zur Lebhaftigkeit des Stadtgewerbes bei.

Die Straßen ſind den ganzen Tag mit Fuhrwerken aller Art angefüllt, und die Liſte der Landkutſchen und Boten, die regelmäßig von Prag ins Innere des Königreichs abgehen, nimmt in der genannten Beſchreibung von Prag ſieben eng gedruckte Seiten ein. Das Reiſeverkehr muß auch groß ſein; denn es gehen von hier, dem Anſehen nach, ziemlich gute bequeme Diligencen nach Wien und Ungarn, nach Dresden und Leipzig, nach Nürnberg, Regensburg, Augsburg und der Schweiz u. ſ. w.

Der zahlreiche größere Bürgerſtand von einem hohen Wohlſtande und einer gewiſſen Würde ſcheint hier aber zu fehlen. Auch ſcheint der Adel vom Bürger ſo ganz abgeſondert zu ſein, wie auf dem Lande der Adel vom Bauer. Jener lebt in rein abgeſchloſſenem Kreiſe ganz unter ſich, und die Fremden wollen den Ton der

Gesellschaft und Unterhaltung eben nicht loben. Er soll noch seinen ganzen alten Stolz erhalten, der aus ehmahligen Großthaten und jener eifersüchtigen Herrschaft hervorging, die selbst die Obermacht ihrer Fürsten und Könige selten gutwillig anerkannte und respektirte, und das Volk nur als dienstbares Werkzeug ihrer Macht und ihres Wohllebens betrachtete. Von dem Religionsdruck, der Böhmen oft so schrecklich drückte und entvölkerte, wird man jetzt nichts gewahr, wiewol die Zahl der Hussiten noch immer sehr ansehnlich sein soll.

Ich kann mich diesmahl nicht lange genug hier aufhalten, um selbst neue Bekanntschaften in den verschiedenen Ständen zu machen. Die Zeit der Musik, die hier im Winter sehr lebhaft getrieben werden soll, ist auch noch nicht angegangen, da der größte Theil des Adels noch auf dem Lande ist. Der Fürst Lobkowitz, nach dessen Bekanntschaft ich längst verlange, soll schon nach Wien, seiner gewöhnlichen Winterresidenz, abgegangen sein; sonst hätt' ich ihn in seiner Sommerresidenz in Eisenberg, die auch die Residenz der gu-

ten Musik sein soll, gewiß aufgesucht.

Meine frühern Gönner und Freunde sind' ich nicht mehr. Doch habe ich noch eine liebe talentvolle Freundin jener frohen Jugendzeit, in Madame Dusceck, wiedergefunden, und in ihr die alte Herzlichkeit und den heißen Eifer für alles Schöne. Auch ihre Stimme und ihr großer ausdrucksvoller Vortrag hat mir noch recht erfreulichen Genuß gegeben.

Einen Genuß von ganz anderer Art, über den Du vielleicht, wie Madame Dusceck, lachen wirst, hat mir auf dem kleinen Volkstheater der treffliche Casperl Swoboda verschafft. Ich habe wenig Komiker von so lebhaftem, reichem und sicherm Minnespiel gesehen und von so unerschöpflich guter und immer gleicher Laune im Spiel. Nur Schade, der Mann ist zu groß, zu kräftig, zu schön für seine Rolle, und steht auf dem kleinen Theater so ganz allein da. Alles Uebrige war kaum anzusehen, noch weniger anzuhören: denn der Teufel führte mich in die Teufelsmühle, eine heroisch romantische Oper. Auch ist das Lokal selbst so eng und dunkel, wie

kein Volkstheater sein sollte; und das Volk scheint doch großen Gefallen daran zu haben, und es sehr fleißig zu besuchen. Man muß es klug anfangen, um Platz darin zu finden. Da es unter der Generaldirektion des großen Stadttheaters steht, und ökonomisch also mit diesem verbunden ist; so könnte es ja wol um so eher gefördert werden.

Auf dem großen Theater will mir's diesmahl nicht so gut werden, die sehr gerühmten einzelnen Künstler, wie Herrn Liebich, Madame Schmidt u. a. kennen zu lernen; es hat sich aber nicht getroffen, daß sie in diesen Tagen in verschiedenen Rollen aufgetreten wären; und des gastfreien gefälligen Direktors Herrn Liebichs Bekanntschaft habe ich zu spät gemacht, um von seiner zuvorkommenden Güte diesmahl den erwünschten Gebrauch machen zu können. Ich rechne dafür auf die Rückreise.

Einem sogenannten lustigen Konvikt habe ich in einem schönen, großen, gewölbten Saale beigewohnt; in welchem zu Zeiten auch wol Konzerte gegeben werden. Es waren diesmahl faß lauter gemeine Tänzer und Tänzerinnen

da, die ſich, wol an hundert Paar, in gemüthlichen Walzern herumdrehten. Alles ſehr gemein; kaum hie und da ein leidliches Geſicht, keine einzige ſchöne groſſe Geſtalt. Viele ſchienen auch vierzig-, funfzigjährige Weiber zu ſein, die auch wol neben zehn-, elfjährigen Mädchen herumſprangen; alle aber ohne die mindeſte Grazie, die der Walzer in Wien und München auch beim gemeinſten Volk ſo oft entwickelt.

Zehnter Brief.

Wien, den 28. November 1808.

Angenehme Reisegesellschaft, die ich in einem braven jungen Kaufmanne aus Ulm fand, beschleunigte meine Abreise von Prag und meinen Weg hieher. Wir fuhren den zwei und zwanzigsten Abends von dort ab, und da mein Reisegefährte Eile hatte, beschlossen wir zwei Nächte durchzufahren, um den zweiten Tag Abends auch hier zu sein. Die schlechten, meistens ausgefahrenen Chausseen, häufig mit neuem grobem Gestein überfahren, ließen es aber nicht ganz gelingen. Die Posterpedition war übrigens den ganzen Weg lang sehr gut, nicht ein einziges Mahl haben wir auf den ein und zwanzig Posten warten dürfen, und die meiste Zeit war in weniger als einer Viertelstunde Alles fertig zum Abfahren. Auch die Postillons thaten überall ihr Mögliches, und wir mußten ihnen oft zurufen, den neuen Wagen auf den Steinen zu schonen. Wo wir

anhielten, um etwas zu genießen, war Alles sehr gut — im Anfang geschah dieses zwar wenig, da wir uns mit kalter Küche und Wein versehen hatten — und je näher an Wien heran, desto besser und wohlfeiler.

Die dritte Nacht blieben wir fünf Posten vor Wien bei den sehr guten gefälligen Postleuten, wurden Abends gut bewirthet mit schmackhaften Speisen und gutem Wein, schliefen und frühstückten gut, und hatten zusammen nur sechs Gulden Papiergeld zu bezahlen, welches jetzt ungefähr zwei Gulden Sächsisch Geld ausmacht. Schon von Prag aus, und dort selbst, wird Alles mit Bancozetteln bestritten, neben denen es nur Kupfergeld giebt, in Stücken von dreißig, funfzehn, sechs, drei und einem Kreuzer, der ungefähr unsern Dreier ausmacht.

Ueberall sahen wir fruchtbares Land und gute Kultur; in Böhmen besonders häufigen Obstanbau. So lange wir auf Böhmischem Boden blieben, hatten wir das schöne Schlesische Riesengebirge mit seiner Schneekoppe seitwärts zur linken Hand, oft so hell von der

Sonne beschienen, daß es täuschend nah zu sein schien.

Mit dem Eintritt in Mähren nahm die Kultur immer zu, und wiewol der Boden lehmiger zu werden schien, doch auch die Fruchtbarkeit. Ueberall war die zunehmende Wohlhabenheit und das Wohlleben unverkennbar. Die Mährischen Städte Iglau und Znaim, haben mir durch ihre freie, heitre Bauart und den hellen lustigen Anstrich sehr wohl gefallen. Auch in ihnen sieht man eine Zierlichkeit und Wohlhabenheit, wie sonst nirgend in Deutschen Provinzialstädten. Die öffentlichen Gebäude, als das Rathhaus, Posthaus, Kirche, Gasthof u. dgl. sind recht ansehnliche Gebäude, zum Theil, wie auch wol bei Wohnhäusern, mit flachen Italienischen Dächern, oder doch mit hohen zierlichen Mansarden, die das spitze nordische Dach verdecken. Alles hell und zierlich abgeputzt. Die Marktplätze frei und groß, und recht ansehnlich bebaut und gut gepflastert.

Was mich aber durch ganz Mähren und Oesterreich am meisten erfreute, war, Alles bis zum Knecht und zu der Magd hinab or-

deutlich und reinlich, oft recht ſtattlich gekleidet zu ſehn. Alles verkündigt da ſchon einen ſichern Wohlſtand und frohes Wohlleben. Kein Bettler läßt ſich da mehr ſehen.

Das iſt in Böhmen bei weiten nicht der Fall, wenn es gleich nicht ſo arg iſt, wie H. v. C. in ſeinem Wien und Berlin, eine Flammänderin, die als Gaſtwirthin nach Böhmen verſchlagen worden war, das Böhmiſche Volk beſchreiben läßt: „Es ſind Kalmuken, heimtückiſche Menſchen, die niemanden gerade ins Geſicht ſehen können, wie die Saue leben und ihren eigenen Koth eſſen;“ und wie er ſie ſelbſt weiterhin (S. 60) charakteriſirt: „Der Charakter der Böhmen iſt der Slaviſche, in ſo weit Slaven das Land bewohnen, hinterliſtig, heuchleriſch, verſchloſſen unter Fremden, an ſeinen Völkerſtämmen leidenſchaftlich hangend, zur Freude für Tanz und Muſik geſchaffen, gelehrig und raſch von Entſchluß, zu neuen Sitten ſchwer zu bewegen, daher am Alten hängend, muskulös, aber häßlich, das Weib ganz vorzüglich mißgeſtaltet und ſchmutzig.“ Gegen dieſes harte Urtheil ſticht das

frühere eines der aufmerksamsten und scharfsichtigsten Reisenden über die Böhmen sehr ab. Risbeck in den Briefen eines reisenden Franzosen sagt von ihnen: „Die Böhmen sind ein vortrefflicher Schlag Leute. Dubravius, einer ihrer Geschichtschreiber und Bischof zu Ollmütz im sechzehnten Jahrhundert, vergleicht sie mit den Löwen. Da das Land, sagt er, nach der Art seines Zeitalters, unter dem Einfluß des Löwengestirns liegt, so haben sie alle Eigenschaften dieses edlen Thiers. Ihre hohe Brust, ihre funkelnden Augen, ihr starker Hals, ihr dickes Haar, ihr festes Knochengebäude, ihr Muth, ihre Treue, ihre Kraft und ihre unwiderstehliche Wuth, wenn sie gereizt werden, beweisen offenbar, daß der Löwe ihr Stern ist, den sie auch mit Recht in ihrem Wappen führen. Der gute Mann trifft die Schilderung seiner Landsleute, wenn er gleich die Züge des Originals über dem Monde sucht. Sie sind schön, stark und ziemlich lebhaft, und man erkennt noch deutlich genug, daß sie von den Kroaten, einem der schönsten Völker der Erde, abstammen u. s. w. Sie

sind ohne Vergleich von allen kaiserlichen Unterthanen die besten Soldaten" u. s. w.

Alle jene erfreulichen Eigenschaften nehmen noch in hohem Grade zu, sobald man ins Oesterreichische kömmt, da erfreut Alles das theilnehmende Menschenauge. Das Geschlecht wird auch schöner und immer schöner. Die fruchtbaren Felder, selbst in den dichten kräftigen Stoppeln erfreulich anzusehen, sind mit den anmuthigsten Weinbergen durchwebt. Das Grün des Bodens ist auch in diesem späten Herbstgrase auffallend schön und üppig.

Die letzten zehn Meilen machten wir gestern bequem in zehn Stunden, ungeachtet wir uns einige Meilen vor Wien noch bei einem sehr geschickten Riemer aufhielten, dessen Wagenarbeit weit und breit berühmt ist. Der ganze Weg, der sich nach und nach hebt, und immer größere Ansichten in die Berge gewährt, die Wien umgeben, kündigte schon die Nähe der großen herrlichen Kaiserstadt an. Durch Dörfer sind wir gekommen, die wie zierliche Städte so ordentlich und stattlich aussahen, mit öffentlichen Gebäuden, als Kirche, Pfarr- und

Schulhaus, Poſt- und Wirthshaus, die auch guten Städten zur Zierde gereichen würden. Alles durchaus ordentlich, reinlich, Wohlhabenheit verkündend. Die in geraden Straßen und Reihen fortlaufenden Bauernhäuſer, alle weiß angeſtrichen, mit grauen Thüren und Zäunen und grauen Schindeldächern, geben einen gar freundlichen heitern Anblick. Bei mehreren herrſchaftlichen Schlöſſern kamen wir vorbei, die mit großen Gärten und Parks umgeben waren. Um uns deren eines näher zu zeigen, fuhr unſer Poſtillon aus eignem Antriebe von der Straße ab längs dem Park hin.

Ich kann nicht genug ſagen, wie ſehr mich dieſer Anblick des allgemeinen Wohlſtandes und Wohllebens ergetzte; und das Alles nimmt noch in hohem Grade zu, wenn man nach Oberöſterreich kömmt.

Um drei Uhr Nachmittags kamen wir an, und hatten Mühe gut unterzukommen, ſo angefüllt waren alle gute Gaſthöfe. Ich fand endlich ein recht gutes anſehnliches Zimmer mit Schlafkabinet, im Römiſchen Kaiſer, einem der erſten Gaſthöfe Wiens; machte aber

auch gleich die Erfahrung, daß das alte üppige Leben und die allgemeine stets rege Eßlust, wodurch Wien sonst, wenigstens durch die rüstigsten Reisebeschreiber, so berüchtigt war, sich gar sehr geändert hatte. In der sichern Voraussetzung, daß man in großen Gasthöfen zu jeder Stunde essen könne, hatte ich meinen Mittag bis zur Ankunft in Wien verschoben; als ich aber in meinem ansehnlichen Gasthofe um vier Uhr zu essen foderte, bekam ich zur Antwort, der Mittag wäre längst vorüber, es wäre eben nichts vorräthig da, um neun Uhr würde wieder zu Nacht gegessen; und ich mußte mich wirklich mit Kaffee behelfen. Abends bestätigten mir mehrere Reisende und Einheimische, daß diese Aenderung allgemein sei, und ich mich hüten müßte, Abends auch nicht zu spät zu kommen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, auch ohne Souper zu bleiben. Sonst konnte man hier in jedem Gasthofe, zu jeder Stunde des Tags, bis in die Nacht hinein essen, so viel man wollte.

Als ich mich umgezogen und meine Sachen in Ordnung gebracht hatte, ging ich ins

Burgtheater, wo eine neue Oper von Weigl, das Waisenhaus, gegeben wurde. Das Stück fing übel an, als hätt' es ein wohlgesinnter protestantischer Magister gemacht, so hübsch gemein sentimental und moralisch; auch stellte der Schauspieler, der den moralisch-sentimentalen Direktor des Waisenhauses machte, und die Scene eröffnete, fast jene üble Person vor. Es gewann indeß bald an Interesse durch die Rolle der Aufseherin der Anstalt, deren Schicksal wirklich interessant dargestellt war, und die von Demoiselle Milder so trefflich gesungen und gespielt wurde, daß sie bald die Aufmerksamkeit ganz an sich fesselte. Ihre Stimme ist eine der allerschönsten und größesten, die ich in meinem Leben gehört habe; so voll, so durchaus rein und gleichklingend, ihre Vortragsmanier so überaus weise und schön. Mich hat nicht leicht eine Sängerin so ganz befriedigt. Auch ihre Gestalt ist edel und ihr Gesicht und Mienenspiel bedeutend und ausdrucksvoll. Alle meine Nachbarn, die meine Freude an dem schönen Talent sahen, verhießen mir noch weit mehr

Befriedigung und Genuß von der Rolle der Gluckſchen Iphigenia. Auch in Pärs Sargino ſoll ſie kürzlich mit unſrer lieben Fiſcherin rühmlich gewetteifert haben. So iſt's mir ſchon recht! —

Die Muſik dieſer Weiglſchen Oper iſt durchaus angenehm und gefällig, und in Hauptſcenen auch von lebhaftem Ausdruck. Die Inſtrumentalbegleitung iſt überall reich und reizend. Beſonders gute Wirkung thaten mehrere Enſembleſtücke, und ich freue mich darauf, dieſe mit mehr Ruhe wieder zu hören, als man eine erſte Vorſtellung in einem fremden Theater zu hören pflegt. Auch habe ich den dritten Akt noch nachzuholen. Denn nach dem zweiten Akt ward ich zufällig aus meinem geſperrten Sitze unſern Berliniſchen Freund, den kleinen Griechen Bartoldi, gewahr, und wir freuten uns des unerwarteten Zuſammentreffens zu ſehr, als daß wir hätten ruhig bleiben mögen. Er verſicherte mich auch, daß man in die Arenſteinerſche Abendaſſemblee, die er nicht längſt zahlreich verlaſſen, auch in Stiefeln und Reiſekleidern gehen könne; und

ich eilte gerne mit ihm sogleich dorthin. Auch da fand ich ein ganz neues Wien: denn wol die Hälfte der sehr ansehnlichen und zahlreichen Assemblee war wirklich in Stiefeln. Die edle, prächtige Frau des Hauses, meine interessanteste Berlinische Jugendfreundin und ihre treffliche Schwester, Frau von Eskeles, empfingen mich sehr freundlich. Obgleich Alle an Spieltischen beschäftigt, die in mehreren Zimmern vertheilt waren, machten sie mich doch nach und nach mit dem interessantesten Theil der Gesellschaft bekannt. Eine der interessantesten Bekanntschaften für mich war das Fräulein von Kurzböck, das mir als die größte Klavierspielerin der hiesigen musikalischen Welt vorgestellt wurde, und das will viel sagen. Nach Allem, was ich längst von ihrem großen Talent gehört, und in Dresden und Prag wieder gehört hatte, war ich wirklich auf ihre Bekanntschaft vorzüglich begierig. Sie empfing mich so gut und freundlich, als wär' es wirklich wahr, was sie mir mit Gleichem erwiederte. Der Baron von Steigentesch, durch seine angenehmen kleinen

Poesien und einige hübsche kleine Theaterstücke bekannt, und hier sehr beliebt, schien sich auch für mich interessiren zu wollen. Er ist ein sehr stattlicher, jovialer Mann, und soll ein sehr angenehmes Garçonhaus machen. Von alten Bekannten fand ich auch manchen da. Herr von Sonnenfels und seine Gemahlin, die mich ehemahls schon so freundlich in Wien aufnahmen u. a. m. Auch mit auswärtigen Bekanntschaften traf ich mich da wieder zusammen, mit dem Fürsten von Accerenza, den ich in Berlin gekannt, und einer Frau von Severin aus Petersburg, mit der ich mich in Paris gekannt habe. Das ist ein echter Gewinn solcher großen glänzenden Versammlungsplätze, sich mit so verschiedenen ältern und neuern Bekannten aus verschiedenen Ländern und Zeiten wieder zusammen zu finden und den reichen Kreis immer noch zu erweitern.

Wir blieben bis nach zehn Uhr da — da sich denn die Gesellschaft allmählig entfernte — weil mein Gefährte sich auf eine Spielpartie eingelassen hatte, ungeachtet Frau von Eskeles, die sich früher entfernte, die Güte

hatte, mich sehr freundlich zum Souper einzuladen. Wir fanden dieses auch gegen elf Uhr bei ihr vollendet, und ohne ihre große Güte, für mich noch einmal serviren zu lassen, hätt' ich den ersten Tag in dem für Wohlleben berüchtigten Wien hungrig zu Bette gehen können. Denn mehrere Fremde, die wir da fanden, versicherten, daß ich nach elf Uhr in meinem Römischen Kaiser weiter nichts zu essen finden würde. Da hätt' ich denn allenfalls meine Rache an Herrn Nicolai und andern Reisebeschreibern nehmen und ihnen förmlich den Prozeß machen können, daß sie mich durch die Ueppigkeit ihrer Erzählungen in böse Hungersnoth gebracht.

An dem kleinen interessanten runden Tisch der Frau von Eskeles fand ich auch den braven, verständigen Professor Schlichtegroll aus München, einen Herrn von Hecht aus Berlin und Herrn von Heß aus Hamburg. Du siehst, wie ich schon an das Oesterreichische Herr von gewöhnt bin. Diese, zufälliger Weise alle im Römischen Kaiser einlogirt, in welchem auch Bartoldi mein Re-

benmann iſt, hatten ſchon vorher mit dieſem verabredet, ſich von ihm, der Wien ſchon beſſer kennt, in die luſtigen Volkstanzſäle herumführen zu laſſen, in welchen eben der letzte Tanzabend vor dem eintretenden Advent luſtig begangen, oder vielmehr beſprungen wurde. Gegen Mitternacht ſtiegen wir zu dieſer Luſtfahrt nach den Vorſtädten ein, und fanden es ſehr die Mühe belohnend. In einem der ſchönſten und größten Säle, die ich in dieſer Art geſehen zu haben mich beſinne, und in welchen bis zwölf durch Säulen abgeſonderten Nebenkabinetten waren an fünf bis ſechs hundert, und wol mehr luſtiger Menſchen aus dem kleinen Bürgerſtande, auch wol von lockern luſtigen Vögeln, da in der luſtigſten Bewegung, wie man ſich denken kann. Viele hübſche Geſichter und Geſtalten mitunter. Da ſchien wenn auch wieder das alte Wiener Wohlleben zu herrſchen: alle Tiſche waren beſetzt, und die Tanzenden gingen vom Walzer, ab und zu, an die Eß- und Trinktiſche. Doch ging Alles ſehr ordentlich zu, und der Wirth verſicherte auf unſere Frage, es könne ſich in dem

Lokale niemand aus dieſem großen Saale mit ſeinen offnen Hallen entfernen, und dort ſei auch durchaus kein anderes geheimes Lokal vorhanden.

So ward mir gleich der erſte Abend in Wien auf mancherlei Weiſe intereſſant und luſtig.

Dieſen Vormittag habe ich mit mancherlei Gängen zugebracht, wozu das Wetter höchſt einladend war. Wie hat ſich Wien ſeit zwanzig Jahren verſchönert! Faſt ganze ſchön angebaute Plätze ſind neu entſtanden; manches ſchöne Gebäude durch Wegräumung einer unwürdigen Umgebung zu freier Anſicht gekommen. Es iſt doch eine wahrhaft große herrliche Stadt; wenn es ihr gleich an recht großen weiten Plätzen, auch an recht breiten alleeirten Straßen fehlt, die man in neueren Zeiten gewohnt iſt zu Haupteigenſchaften großer Städte zu rechnen. Die alten Städte aller Länder haben dieſe ſelten, und doch haben ſie weit mehr und impoſanter den Charakter großer Städte, als die neuern mit den geradeſten Straßen und einförmig gehaltnen hohen Häu-

sern. Die gebogenen Straßen haben auch ihren Vortheil. Schöne hohe Gebäude, die man in völlig alliniirten Straßen nicht anders sieht, als wenn man die Seitenfronte dagegen macht, wozu bei recht hohen Häusern eine Straße doch selten breit genug ist, kommen durch die Biegung der Straßen dem Gehenden als gegenüberstehend in das Auge, und werden so in einiger Entfernung ganz gesehen.

Es sind aber auch freie Plätze hier rundum mit schönen Gebäuden umgeben, wie der prächtige Josephsplatz, in dessen Mitte die recht brave Statue Josephs des Zweiten zu Pferde steht, von dem verdienten Bildhauer Zauner, jetzigem Direktor der Mahlerakademie, gegossen. Eines der besten Werke neuerer Zeit dieser Art. Auf diesem schönen Platz fand ich auch zu meiner großen Freude das prächtige große Haus unsers lieben Grafen von Fries. Ihn selbst fand ich nicht zu Hause, wol aber seinen trefflichen Hausfreund, den Major Schwarz, mit dem ich eine angenehme Stunde verplauderte.

Dann fand ich auch noch unsern liebens-

würdigen Grafen von Finkenstein, den Preußischen Gesandten, mitten unter seinen schönen Italienischen und Spanischen Büchern, die er hier fleißig und mit vielem Glücke ansehnlich vermehrt.

Viele andre Besuche habe ich vergeblich gemacht; denn Alles geht hier gegen die Mittagsstunde umher. In den Hauptstraßen, die ich fast alle durchstrich, war auch ein gewaltiges Gedränge, in welches man sich aber oft recht gerne verwickelt sah; denn auf jedem Schritte begegnen einem liebe, reizende, schöne Geschöpfe. Das schöne Geschlecht ist hier überaus angenehm und reizend gebildet, und so vortheilhaft gekleidet. Ueberall löste sich das Gedränge auch wieder so leicht auf, daß man nirgend darunter litt.

Den Mittag aß ich in einer kleinen Familiengesellschaft von zwölf Personen bei dem Baron von Arensteiner recht angenehm, zwischen der prächtigen Mutter und der genialen Tochter, der Frau von Pereira, sitzend. Beim Desert kamen auch dieser allerliebste Kinder. Welche herrliche drei Knaben die kleine

seine Frau in vier Jahren geboren hat! Schön und lebenvoll, wie sie van Dyck nur je gemahlt hat. Der Vater ist aber auch ein wohlgebildeter interessanter Mann, von eignem Charakter.

Abends sah ich im Theater am Kärnther Thor, das größer und vortheilhafter ist als das Burgtheater, die Mozartsche Oper Belmont und Constanze, und in dieser Rolle die bisherige erste Sängerin, Madame Campi. Sie zeigte einen großen Umfang der Stimme und viele Bravour in der Execution. Tirzka, den Du vom Weimarschen Theater her kennst, spielte und sang den Osmin nach hiesiger Weise recht komisch.

Da ich nicht Lust hatte, nach dem Theater, es war wol zehn Uhr, denn das Theater geht erst um sieben Uhr an, noch irgendwo hinzugehn, macht' ich die Bekanntschaft der Table d'hote in meinem Römischen Kaiser. Wenn das Essen auch gut genug war, so fand ich die Gesellschaft, die da in einem Saale so vereinzelt herumsitzt, und das Essen portionsweise fodert und im Stillen verschluckt, eben

nicht unterhaltend. Es iſt hier die beſondere Einrichtung, daß der Hausinhaber, der hier wieder nur durch einen andern vertreten wird, der gar nicht im Hauſe wohnt, nichts mit der Oekonomie zu thun hat. Ein beſondrer Traiteur, der einen Theil des Hauſes okkupirt, beſorgt hier alles zum Eſſen und Trinken Gehörige; bis auf Kaffee und Thee, welchen wieder der Zimmerwärter beſorgt, der in einem Hintergebäude auf dem Hofe wohnt, und bei dem man auch die Schlüſſel zu laſſen pflegt, wenn man ausgeht. Dieſes giebt der Bewirthung in den hieſigen Gaſthöfen etwas Verworrenes und Unbequemes. Zu jedem Bedürfniß muß man ſich ſeine beſondern Leute aufſuchen und errufen und erklingeln. Man bleibt daher auch nicht gerne lange im Gaſthofe. Die Privathäuſer, die häufig Zimmer vermiethen, ſollen aber ſo beſetzt ſein von Fremden, daß es ſehr ſchwer halten ſoll, eine angenehme Wohnung in einem ſolchen Hauſe zu finden. Zettel habe ich an Fenſtern und Thüren genug geſehen, welche möblirte Zimmer ausbieten; aber die meiſten, welche ich anſah, betrafen

Zimmer im dritten, vierten Stock, oder hinten auf dem Hofe. Da ich hier aber genug in die Länge und Breite zu gehen haben werde, ſo mag ich mir nicht noch die Höhe dazu aufbürden; und in einer großen Stadt auf einem engen dunkeln Hofe, wie die Höfe hier in dieſer enggebauten Stadt faſt alle ſind, zu wohnen, iſt mir auch nicht gemüthlich. Ueberdem iſt es für die erſte Zeit des Aufenthalts in einer großen Stadt ſehr bequem, leicht aufgefunden zu werden, und das iſt in einem bekannten Gaſthofe doch immer eher der Fall, als in einem Privathauſe; beſonders hier in Wien, wo es Häuſer giebt, in denen einige tauſend Menſchen wohnen, und die ſo viele innere Höfe haben, daß man die Nummer des Hofes und wieder die Nummer der Treppen des Hofes, und dann noch die Nummer des Zimmers in dem Stocke zu beſchreiben hat. Doch von alle Dem bei künftiger näherer Bekanntſchaft ein Mehreres.

Hätte ich heute nicht verſäumt gehabt, früher Feuer in meinem Zimmer zu beſtellen; ſo wär' ich lieber gleich zum lieben einſamen

Abendthee auf mein recht angenehm geräumiges Zimmer gegangen; denn des Abends gefällt mir dieses besser als bei Tage, da nach der gewöhnlichen hiesigen Gasthofsweise die hohen, mit großen Scheiben versehenen doppelten Fenster wol seit Jahr und Tag nicht gewaschen worden sein mögen, und durchaus braun anzusehen sind, auch kaum so viel Licht durchlassen, daß ich an dem dicht an das Fenster gestellten Schreibepulte bei Tage nur eben noch genug sehe, um schreiben zu können. Dazu war der Tag heute noch überaus schön und helle; wie will das bei trüben Tagen werden!

Elfter Brief.

Wien, den 30. Nov. 1808.

Es ist mir bereits so wohl geworden, Glucks Iphigenia von der prächtigen Milder zu hören. Sie wurde vor einigen Tagen im Burgtheater gegeben, dessen Beschränktheit für Dekorationen und Aufzüge der ganzen Vorstellung zwar nicht vortheilhaft war. Aber die herrliche Stimme der Künstlerin habe ich in ihrer ganzen Schönheit und Fülle genossen, und bin wahrlich entzückt davon. Es ist ausgemacht die schönste, vollste, reinste Stimme, die ich in meinem Leben in Italien, Deutschland, Frankreich und England je gehört habe. Auch ihre Gestalt und ihr Spiel war edel und groß. In der Deklamation und dem ganzen Vortrage des Recitativs, in welchem sie vielleicht zu sehr nach der vollkommensten Deutlichkeit und Verständlichkeit fürs ganze Haus strebte, und zu viel lange Sil-

ben, besonders in den Endsilben hören ließ, hatte sie nicht den Geist und das Feuer unsrer braven Schick, wie mehrere Berliner in meiner Nähe, auf welche gerade dieses und die glänzendere äußere Vorstellung in Berlin besonders gewirkt haben mochte, mit Recht bemerkten. Mir war die Milder darum doch in Ganzen durch ihre herrliche, immer voll und weich reinklingende Stimme, und durch ihre heroische Gestalt und Aktion unendlich lieber. Sie hat eine echt tragische Repräsentation, ohne alle affektirte Operntritte und Schritte, und Verdrehungen des Leibes und Halses.

Von allem Uebrigen jener Vorstellung sag' ich Dir noch nichts, und auch nicht eher etwas, als bis ich die Theater und Orchester alle genau kennen gelernt habe. Es ist ein gar zu mißliches Ding um das Urtheil über ein großes Publikum, das seinen eigenen Nationalgeschmack hat, und über Künstler, die für und durch diesen Geschmack gebildet werden.

So viel nur vom Ballet, daß, wenn es auch den glänzenden, charaktervollen, in der Ausführung so überschwenglich, ganz einzig

reichen Ballets des Pariser Operntheaters bei weiten nicht gleich kam, doch weit mehr künstliche Anordnung und größere Ausführung in den hiesigen Ballets ist, als in den Berlinischen, sowol auf dem Nationaltheater als auf dem Italienischen Operntheater bisher Statt gehabt hat.

Bei einem angenehmen Diner bei Herrn von Pereira habe ich auch die interessante Bekanntschaft Carpani's, des Dichters mehrerer beliebten Italienischen Opern, als Camilla u. a., gemacht, und in ihm einen angenehm gesprächigen Weltmann kennen gelernt, der viel Sinn und Geschmack für Künste und besonders für Musik hat. Wir haben uns am Fortepiano eine halbe Stunde angenehm unterhalten. Er selbst hat seine so vielfach komponirte Kanzonetta, die ich Dir von Dresden schickte, auch komponirt, und schien auch mit meiner Komposition zufrieden zu sein. Er ließ sie sich mehre Mahle vorsingen, und verlangte von ihr eine Abschrift für eine Polnische Gräfin Rzevuska, die jene sonderbare Sammlung eigentlich veranstaltet, und auf

ihre Kosten hat stechen lassen, die eine höchstliebenswürdige Frau und enthusiastische Freundin der Musik sein soll. Carpani will mich nächstens bei ihr einführen.

Eine sehr interessante und für mich sehr bedeutende Bekanntschaft habe ich an dem Dichter Collin gemacht. Hr. von Seckendorf, der sich hier schon seit einem Jahre und länger aufhält, und sich sehr freundlich für mich interessirt, hatte mich bei ihm angemeldet, und ich besuchte ihn, der den ganzen Tag leider in der Hofkriegskanzelei als Hofsekretär zu arbeiten haben soll, in der Abendstunde, um ihn sicherer und allein zu finden. Dies gelang mir auch, und der edle Dichter des Regulus und Coriolan, ein kräftiger Mann von Geist und Gefühl, empfing mich mit der ganzen Oesterreichischen Treuherzigkeit und Freundlichkeit, die ich an dieser braven Nation so innig liebe, so höchst unbefangen, daß er mir vom ersten Augenblick an sehr lieb und werth ward. Selbst seine ganz vollkomme Oesterreichische Sprache befremdete mich eben so wenig, als seine äußere Gestalt, die bis

auf die hellen, blauen, echt genialiſchen Künſtleraugen, auf den erſten Anblick eher einen wackern, kräftigen Bürger, als den tragiſchen Dichter zu verſprechen ſcheint. Er ſchien ſich mit mir auch bald zu gefallen, und hatte die Güte, mir ein ſchönes kräftiges Operngedicht vorzuleſen. Es war Bradamante nach dem Arioſt; voll Gefühl und Leben, reich an Situationen und Tableaus, an Tänzen und Chören, recht leicht und ſchön verſifizirt. Er las, oder vielmehr deklamirte, es auch mit mehr Feuer und Ausdruck, als die meiſten Dichter ihre Worte gewöhnlich vorzutragen pflegen; in ſtarken Stellen und mahleriſchen Verſen mit echt dichteriſchem Enthuſiasm und der großen Mannichfaltigkeit in Tönen, ohne welche ein reiches, lebenvolles Gedicht nicht mit Wahrheit vorgetragen werden kann; welche aber die meiſten Deklamateren, vielleicht aus Scheu für ihre proſaiſchen Zuhörer, als unanſtändig zu vermeiden ſcheinen. Viele Deutſche Stimmen haben aber auch wol nicht die Biegſamkeit und den Umfang, der zur poetiſchen Deklamation erfodert wird.

Da der Dichter ſah, wie ſehr mir ſein Gedicht gefiel, trug er es mir zur Kompoſition an, und ich griff mit Freuden zu. Die Direktion hat die Oper bereits angenommen, und erklärt, daß ſie etwas an die Vorſtellung derſelben wenden wolle. Der Dichter hatte ſie früher auch ſchon dem braven Bethoven zugedacht; dieſer konnte ſich aber darüber mit der Direktion nicht verſtändigen. Das, hoff' ich, ſoll mir nicht ſchwer werden. Die große zuvorkommende Artigkeit, und ich darf wohl ſagen Achtung, mit der man mir hier, weit über mein Erwarten, überall entgegenkömmt, giebt mir Vertrauen und läßt mich Alles hoffen. Der brave Collin entließ mich mit dem angenehmen Verſprechen, mir recht bald eine Abſchrift ſeines ſchönen Gedichts zu bringen.

Mich hat ſchon recht nach dem ganz freien ruhigen Moment gebangt, Dir eine rührende Scene, die ich mit dem alten Haydn gehabt, — treu zu beſchreiben. Das Fräulein von Kurzböck, das er väterlich liebt, und Frau von Pereira, für ihn, wie für alles Große und

Schöne, voll Enthusiasm, führte mich hinaus. Vorher ließ mich die erste, gleichsam als würdige Ouvertüre zu der Scene, eine große schwere Sonate von unserm verewigten Prinz Louis Ferdinand auf ihrem Fortepiano hören. Sie spielte sie ganz meisterhaft, mit eben so zartem Ausdruck, als mit der vollendetsten Exekution, die an Reinheit und Deutlichkeit durchaus nichts zu wünschen übrig ließ. Sie ist eine Schülerin von Clementi.

In einer der entferntesten Vorstädte hatten wir bis in die hintersten Gäßchen und Winkel fast eine Stunde zu fahren. Da fanden wir den herrlichen Alten in einem kleinen, aber doch ganz artigen Gartenhause, das ihm gehört, eine Treppe hoch, in einem kleinen Zimmer, an einem mit grünem Tuch überdeckten Tische sitzen, ganz angekleidet in einem einfachen, aber reinlichen grauen Tuchkleide mit weißen Knöpfen, und einer zierlich frisirten und gepuderten Lockenperrücke, saß er sehr steif und fast starr, dicht an den Tisch gerückt, beide Hände auf dem Tische, einem lebhaften Wachsbilde nicht unähnlich. Das Fräulein

von Kurzböck erklärte ihm erſt, daß ſie mich ihm gerne verſtellen wolle; ich beſorgte faſt, er würde meinen Namen nicht kennen, oder ſich deſſen doch in dieſem Zuſtande der Apathie nicht erinnern, und ward wirklich betroffen, und ich kann aufrichtig ſagen beſchämt, als der alte Held ſeine immer noch lebhaft blitzenden Augen weiter aufthat, und ſagte: „Reichardt? ein — — Mann! wo iſt er?“ ich war eben hereingetreten, und er rief mir mit über den Tiſch hin ausgeſtreckten Armen zu: „Beſter Reichardt, komm doch! ich muß dich ans Herz drücken!“ Und nun küßte er mich mit heftigem, krampfigem Händedruck. Dann fuhr er mir drei- viermahl mit der dürren Hand über beide Backen, und ſagte zu den Andern: „was mich das freut, daß der — — Künſtler auch ſolch ehrliches, gutes Geſicht hat.“ Ich ſetzte mich neben ihn, und behielt ſeine Hand in der meinen. Er ſah mich eine Weile gerührt an, und ſagte dann: „noch ſo friſch! ach ich hab' zu viel den Geiſt angeſtrengt, ich bin ſchon ganz Kind,“ und weinte bittre Thränen. Die Damen wollten abbrechen, um

ihn zu ſchonen. „Nein, laßt mich Kinder,“ rief der liebe Alte, „das thut mir wohl, es ſind wahrhaftig Freudenthränen über den Mann da, dem wird's beſſer ergehn.“ Ich konnte ſelten ein herziges dankbares Wort hervorbringen, konnte ihm nur recht herzlich die Hand küſſen.

Frau von Pereira, die er mit ſeinem ſchwachen Gedächtniß anfänglich nicht erkannte, erinnerte ihn im kindlichen, ſpielenden Ton an allerlei Späße, und er kam bald auch mit ihr in dieſen Ton, den er immer ſehr geliebt haben ſoll. Nun meinten die Damen aber, wir müßten den ſchwachen Alten verlaſſen, es griffe ihn doch am Ende zu ſehr an, und nahmen Abſchied. Kaum waren wir aber zur Stubenthür hinaus, ſo rief er uns zurück und ſagte: „ich muß dem Reichardt doch auch meine Schätze zeigen.“ Da brachte eine Aufwärterin allerlei ſchöne, zum Theil koſtbare Sachen herbei. Das Intereſſanteſte darunter, war eine ziemlich große flache Caſſette, welche die Fürſtin Eſterhazy, die Gemahlin des jetzt regierenden Fürſten, Sohns des faſt lebenslan-

gen Herrn unſers Haydn, ihm hatte, nach ihrer eigenen ſorgfältigen Angabe, machen laſſen. Sie war von ſchwarzem Ebenholz, ſtark in Gold gefaßt, und mit goldnen Basreliefs verziert. Auf dem Deckel war die rührende ſchöne Scene im Akademiesaal gemahlt, die bei der letzten großen Aufführung von Haydn's Schöpfung zur wahren Apotheose für den Künſtler wurde. — (Collin ſagte mir letzt auch ein recht ſchönes beſchreibendes Gedicht über dieſe Scene vor.) In der Caſſette lag ein großes prächtiges Stammbuch, auch ſchwarz mit Gold, der Fürſtin Namenszug darauf, und inwendig die herzlichſten Inſchriften von der ganzen fürſtlichen Familie. Ich müßte der erſte Künſtler ſein, der ſich einſchriebe, ſagte mir der liebe Alte, er würde mir's ſchicken. Die ganze Caſſette war übrigens zu beiden Seiten mit dem zierlichſten Schreibzeuge und allerlei kleinen angenehmen und nützlichen Inſtrumenten von feiner Engliſcher Stahlarbeit und Gold angefüllt.

Dann zeigte er mir noch eine große Anzahl goldener Medaillen von der Petersburger

muſikaliſchen Geſellſchaft, von dem Pariſer Konzert, für welches er mehrere Symphonien eigends komponirt hat, und von vielen Andern; auch einen ganz herrlichen Ring vom Ruſſiſchen Kaiſer; Diplome vom Pariſer Nationalinſtitut, vom Wiener Bürgerrecht und viele andere dergleichen Dinge noch. Der gute Alte ſchien recht froh darin zurückzuleben.

Als wir denn nach einer guten Stunde wirklich Abſchied nahmen, behielt er mich allein noch feſt an der Hand, und ſagte mir unter vielen Küſſen, ich müßte ihn, ſo lange ich hier bliebe, wenigſtens einmahl die Woche beſuchen. Mit kleinen ängſtlichen Zügen des Geizes, mitten unter ſeinen Reichthümern, die er nicht einmahl mehr benutzen konnte, mag ich dieſe Erzählung nicht beſchmutzen; es ging mir aber durch die Seele.

Auch den braven Bethoven hab' ich endlich ausgefragt und beſucht. Man kümmert ſich hier ſo wenig um ihn, daß mir niemand ſeine Wohnung zu ſagen wußte, und es mir wirklich recht viel Mühe koſtete, ihn auszufragen. Endlich fand ich ihn in einer

großen, wüsten, einsamen Wohnung. Er sah anfänglich so finster aus, wie seine Wohnung, erheiterte sich aber bald, schien eben sowol Freude zu haben, mich wieder zu sehen, als ich an ihm herzliche Freude hatte; äußerte sich auch über Manches, was mir zu wissen nöthig war, sehr bieder und herzig. Es ist eine kräftige Natur, dem Aeußern nach cyklopenartig, aber doch recht innig, herzig und gut. Er wohnt und lebt viel bei einer Ungarischen Gräfin Erdödy, die den vordern Theil des großen Hauses bewohnt, hat sich aber von dem Fürsten Lignowsky, der den obern Theil des Hauses bewohnt, und bei dem er sich einige Jahre ganz aufhielt, gänzlich getrennt. Ich wollte diesen auch besuchen, der auch mir ein alter Bekannter ist, und seine Gemahlin, eine Tochter der vortrefflichen Gräfin von Thun, der ich den größten Theil der Annehmlichkeiten meines ersten Wiener Aufenthalts verdanke; fand aber beide nicht, erfuhr auch bald, daß die Fürstin sehr eingezogen lebe.

Salieri, der sein eigenes, ansehnliches

Haus bewohnt, fand ich in einem großen Tuchmantel über dem Kleide und Ueberrocke in seiner ganz mit Musik und musikalischen Instrumenten angefüllten großen Stube sitzen, weil er nie einheizen läßt; er wollte, ich sollte meinen großen Mantel, den ich im Vorzimmer gelassen, wieder umnehmen; ich war aber in dem Augenblick nicht so frostig, wiewol ich gewöhnlich auch nicht so hart sein könnte, als diese derbe Italienische Natur. Er hat zwar gealtert, seit ich ihn nicht sah, ist aber doch noch der ganz ausgezeichnet feine, gewandte Italienische Mann in Physiognomie und Betragen, der er sich immer zeigte. Auch er sprach mir freundlich und vertrauenvoll über Vieles, und charakterisirte mir die Sänger und Orchester der verschiedenen Theater mit eben so viel Offenheit als Genauigkeit. Ich verließ ihn mit angenehmem, dankbarem Gefühl.

Nach diesen Künstlerbesuchen hatte ich einen sehr angenehmen interessanten Mittag bei dem Grafen von Fries. Auch die Reichsten empfinden hier den Einfluß der bösen Zeit,

besonders durch ihre Handelsverbindungen mit Italien; und dieses große, ehedem durch Pracht und Großleben eben so, als durch Geschmack und Feinheit, ausgezeichnete Haus, hat manche Reform erlitten. Zu den äußern Umständen, und daß ein vieljähriger Compagnon des Handelshauses sich aus der Handlung zog, ein anderer starb, und zu Bestreitung der vielfachen großen Geschäfte nur noch Einer blieb, wodurch der junge Graf, der bisher mehr den Wissenschaften und den Künsten gelebt, gezwungen wurde, sich selbst der Handlung so ernstlich anzunehmen, daß er selbst im verwichenen Sommer nur Sonntags auf eines seiner zunächst gelegenen herrschaftlichen Güter gehen konnte; zu diesem ist auch noch das häusliche Unglück gekommen, daß er von sechs Kindern, die ihm seine schöne liebenswürdige Gemahlin, eine Prinzessin von Carolath, dünkt mich, geboren, die beiden ältesten plötzlich an einer bösartigen Bräune starben, die hier epidemisch war, und jene Kinder zuerst ergriff, ehe die Aerzte sie noch gehörig kannten und zu behandeln wußten. Die edle Mutter, die

ganz ihren Kindern lebt, jetzt eben das sechste Kind mit derselben Gewissenhaftigkeit und strengen Eingezogenheit stillt, die auch Du Dir stets zum Gesetze machtest, hat sich fast ganz aus der großen Welt zurückgezogen, lebt ihrem Hause und ihren nächsten Freunden nun ganz. Für diese und Alle, die das Glück haben mit ihnen zu sein, hat das Leben in diesem edlen Hause dadurch ein neues dauerndes Interesse gewonnen, für sie selbst wol auch: denn nichts scheint mir glücklicher zu sein, als, im Besitze aller wahrhaft beglückenden Güter des Lebens, den freien Genuß seiner selbst und einer frei und sorgfältig gewählten Gesellschaft zu halen, entfernt von dem seel- und liebelosen Geräusch der großen Welt, welches zwar Vielen reizende und unterhaltende Stunden gewähren kann, aber denen, die die Last des großen offnen Hauses davon tragen, selten freie und noch weniger ruhige genußvolle Momente geben wird.

Es war ein sehr angenehmer Mittag in kleiner gewählter Gesellschaft, der Alles gewährte, was der Reichthum Angenehmes hat,

ohne Oſtentation und ohne ſo großen Ueberfluß, wie man ſonſt hier ſah, und was das Beſte iſt, ohne allen Zwang. Feine Franzöſiſche Weine und köſtlicher Rheinwein waren für mich auch keine geringe Annehmlichkeit bei dieſem feinen Diner, da ich mich mit den Oeſterreichiſchen und Ungariſchen Weinen, die hier gewöhnlich getrunken werden, noch nicht recht vertragen kann. Das edle Paar entließ mich, nach alter Wiener Gaſtfreiheit, mit der angenehmen Einladung, ſo oft ich wollte, ihr Gaſt zu ſein.

Den Abend ſah ich die große Oper Hadrian, von Weigl. Das Stück war unintereſſant, die Muſik indeß recht angenehm, aber ohne kräftigen tragiſchen Charakter. Das Ganze blieb auch ohne Effekt, und ward von einem halbleeren Hauſe kalt aufgenommen, ungeachtet Weigl hier der Lieblingskomponiſt des Tages zu ſein ſcheint, und die erſten Künſtler mit allem Fleiß das Ihrige thaten. Unſre liebe Fiſcher ſah ich hier zum erſten Mahl auf dem Theater, aber leider nicht in einer vortheilhaften Rolle, worauf ſie mich

auch bei meinem Morgenbeſuch ſchon vorbereitet hatte. Indeß hatte ſie doch manche Gelegenheit, die Kraft ihrer Stimme und ihren reichen Vortrag zu zeigen. Schade, daß ihre kleine Geſtalt nicht dem großen tragiſchen Theater entſpricht; ihre Aktion war überdacht und ausdrucksvoll.

An Demoiſelle Laucher lernt' ich heute eine Sängerin von ſehr angenehmer Geſtalt, Miene und Aktion kennen, aber ihre Stimme war ſchwach, wiewol auch recht angenehm; ſie ſoll erſt kürzlich in einer Krankheit gelitten haben, und ſo erholt ſie ſich wol noch. Herr Vogel ſpielte und deklamirte den Hadrian mit Adel und Ausdruck. Herr Weinmüller hatte Gelegenheit, ſeine eben ſo angenehme, als kräftige Baßſtimme, und ſich auch als Schauſpieler vortheilhaft zu zeigen, wiewol ſeine Bildung eben nicht ganz dem Tragiſchen entſpricht.

Auf dem großen prächtigen Theater an der Wien, dem ehmaligen Schikaneder'ſchen, hab' ich auch mit vielem Vergnügen den herrlichen einzigen Don Juan von Mozart geſehen,

und zum Theil auch mit groſem Genuß gehört: denn Mademoiſelle Milder ſang wieder die Elvire ganz herrlich, und ſpielte ſie auch ſehr ſchön. Du kannſt daraus ſchon einigermaßen beurtheilen, was es mit dieſer Künſtlerin bedeutet, da ſie mir auch in dieſer Rolle, die ich noch kürzlich von unſerer Madame Schüler, geborne Bonaſecla, mit ſo vieler Freude hörte, ſo ganz gefallen konnte. Ja, ich kann wol ſagen, wäre Herr Fiſcher noch zum Don Juan hier geweſen, und hätte ihn wieder ſo meiſterhaft geſpielt und geſungen, als bei uns; ſo wollt' ich ſagen, ich hätte dieſe Oper nie ſo vortrefflich gehört; auch das Orcheſter ging ſo gut zuſammen, wie ich's hier noch nicht hörte; geſehn hab' ich die herrliche Oper wirklich nie ſo gut. Das Ganze war ſchön geordnet, und griff ſehr gut ineinander. Den Beſchluß machte eine prächtige Höllendekoration, wo Don Juan in den Höllenſchlund geſtürzt wird, und, was mir ſehr gefiel, von den Teufeln nicht gejagt oder gar angepackt, ſondern ſo nach und nach in immer engern Kreiſen um-

geben und umzingelt, und so zum Höllenpfuhl hinan getrieben wurde, bis er hinein stürzte. Mehrere neue Sänger, die ich da hörte, weiß ich Dir noch nicht zu nennen.

Mich fängt es recht an zu ärgern, daß ich immer noch nicht die nähere persönliche Bekanntschaft der Demoiselle Milder machen konnte. Ich sah sie noch nicht in der Nähe; auch im Theater, wo ich sie schon oft nach den Vorstellungen aufsuchte, verfehlt' ich sie immer noch. Sie wohnt auch in diesem prächtigen, aber entfernten Schauspielhause, und war die Zeit her viel beschäftigt. Darüber verfehlte sie mein erster Besuch, und seitdem konnt' ich unmöglich wieder hinauskommen. Es hat die letzten Tage auch so unaufhörlich geregnet, daß solche entfernte Visiten doppelt beschwerlich, und selbst im Fahren unangenehm waren. Jetzt ist plötzlich das reinste, hellste Frostwetter eingetreten.

Gestern hab' ich einen Theil des Tages mit großen Eilets-Visiten hingebracht, von welchen manche auch vergeblich waren, unter denen allen mich aber die Bekanntschaft des

überaus liebenswürdigen und artigen Fürſten von Lobkowitz beſonders intereſſirt hat. Er empfing mich ſo äußerſt gnädig und freundlich, als ob ich ſchon das Glück hätte, ihm bekannt zu ſein; bot mir ſein gaſtfreies Haus und ſeine Tafel an, und ſeine kräftigſte Unterſtützung und Beförderung in Allem, was ich nur immer hier unternehmen, arbeiten und hören laſſen möchte. Dies that auch der Fürſt Eſterhazy beim artigſten Empfange, mit allem Anſchein von Gutmüthigkeit und dem beſten Willen. Beide ſind die Hauptperſonen der großen Theaterdirektion, die aus lauter Fürſten und Grafen beſteht, und welche alle hieſigen großen Theater für ihre Rechnung führen laſſen.

Ich habe ſchon ſo viele angenehme Einladungen für die nächſten Tage wieder erhalten, daß ich in dieſe nicht leicht zu freiwillig gewählte Geſellſchaften gelangen werde. Selten komme ich Abends nach Hauſe, ohne mehrere Karten von Gegenviſiten und Einladungen für die nächſten Tage zu finden. Mehrere haben mir auch ſchon die Erlaubniß ge-

geben, in Stiefeln zu erscheinen, wo ich dieſes das erſte Mahl nicht glaubte wagen zu dürfen, und vollendeten dadurch die Annehmlichkeit ihrer großen Hospitalität.

Noch eine angenehme Erfahrung der verfloßnen Tage muß ich Dir erzählen. Ich mußte um den Erlaubnißſchein zum Aufenthalt in Wien ſelbſt auf's Polizeidirektorium gehen, wohin mein Paß, den man mir am Thore bei der Einfahrt abgenommen hatte, abgeliefert war, und that es nicht ganz ohne Widerwillen. Aber wie ward ich für meine Beſorgniß einer unangenehmen Behandlung beſchämt! Der Oberpolizeidirektor Herr von Schiler nahm mich ſelbſt in ſeiner anſehnlichen Wohnung, wie eine ihm willkommene Viſite, an, ließ mir, während wir uns über Böhmen, und beſonders über Carlsbad, wo er ſonſt lebte, auf das Angenehmſte unterhielten, das Nöthige, ohne alle weitere Formalitäten, oben im Bureau ausfertigen, und ich hatte das Vergnügen, an ihm einen eben ſo unterrichteten, denkenden, als milden und gefälligen Mann kennen zu lernen.

Zwölfter Brief.

Wien, den 5. Decbr. 1808.

Meine Bekanntschaften breiten sich mit jedem Tage mehr und mehr aus, und werden immer interessanter. So kann ich die des Herrn von Hartel, dem die fürstlich-gräflichen Theaterdirektoren, seit einem Jahre die gänzliche innere Direktion aller drei Theater übertragen haben, um Ordnung in die Kassen und ökonomisches System ins Ganze zu bringen, und die Bekanntschaft seiner vortrefflichen Familie, zu den vorzüglichsten meiner neuen Bekanntschaften zählen. Ich habe an ihm, der ein an Fähigkeit und Rechtlichkeit ganz ausgezeichneter Geschäftsmann sein soll, auch einen denkenden, männlich und vorurtheilfrei urtheilenden Mann, voll Leben und Thätigkeit kennen gelernt; im Gespräch ist seine Lebhaftigkeit so groß, daß er mehrmahlen im Eifer und Reichthum der Ideen den Nachsatz

seiner Rede auslässt, welches mir an einem Wiener ein sehr bedeutender Charakterzug zu sein schien. Er ist kaiserlicher Regierungsrath, und hat ausser seinen Amtsgeschäften auch einen sehr ausgebreiteten Wirkungskreis als gerichtlicher Konsulent, ist auch Errichter und Eigenthümer grosser Fabrikanstalten ausserhalb Wien, wird daher auch die sehr lästige Direktion der Theater zu Neujahr niederlegen, so sehr man auch wünscht, dass er sie länger behalten möchte. Durch seine Einsicht und grenzenlose Thätigkeit und Festigkeit hat er Ordnung in das Chaos gebracht, und das Gleichgewicht zwischen der Einnahme und Ausgabe wieder herzustellen gesucht. Dennoch aber werden die reichen, freigebigen grossen Herren auch in diesem Jahre, bei aller Gröse der Einnahme, wol noch einen ansehnlichen Zuschuß zu machen haben; wenn gleich bei weiten mäßiger und geringer, als in den vorigen Jahren.

Die Generaldirektion hofft, gegen die Zeit des neuen Jahres unsern Iffland hier zu haben, um ihm die innere Direktion der drei

Haupttheater zu übergeben. Obgleich sie ihm aber wirklich höchst ansehnliche Anerbietungen gemacht, und auch Alles zugestanden haben, was er daneben noch zu erhalten gewünscht; so glaub' ich doch nicht, daß Iffland Berlin verlassen und hieher kommen sollte. Ich kenne seine dortige Lage und seine Gesinnung zu gut, um daran glauben zu können.

An dem Grafen von Palfy, einem Ungarischen Kavalier und einem der Direktoren, hab' ich auch eine interessante Bekanntschaft gemacht. Er interessirt sich mit warmem Eifer für die Theater, und urtheilt mit Einsicht und Geschmack darüber. Er nimmt auch sehr eifrigen Antheil daran, daß ich Collins Bradamonte sobald als möglich für die hiesigen Hoftheater bearbeiten möchte, und verspricht sich viel, vielleicht nur zu viel, von der Wirkung einer solchen Oper, in welcher Dichter und Komponist mit gleicher Absicht und mit vereinter Kraft des Willens und Gefühls zu einem bestimmten großen Eindruck hinarbeiten. Wir werden ja sehen, wie es gelingen und wirken wird.

Eine der allerintereſſanteſten Bekanntſchaften, iſt mir die des Grafen von Czernin und deſſen edlen vortreflicher Familie. Er iſt ein Böhmiſcher Kavalier, und Beſitzer großer Herrſchaften in Böhmen. Das bekannte, von Reiſenden ſo oft geprieſene Schönhof, zwiſchen Carlsbad und Töplitz gelegen, durch ſeine ſchönen romantiſchen Gartenanlagen ſo berühmt, gehört ihm und iſt von ihm angelegt. Im künftigen Sommer hoff' ich den längſtgenährten Wunſch, es kennen zu lernen, endlich einmahl zu befriedigen. Hier macht der Graf Czernin eines der größten und angenehmſten Häuſer; ſein großes, von ihm ſelbſt mit Sinn und Geſchmack erbautes Haus, dem alten Eſterhazi'ſchen Pallaſt faſt gegenüber, iſt mit den ſchönſten Kunſtwerken angefüllt; er beſitzt eine ſchöne Bildersammlung, deren nähern Bekanntſchaft ich nächſtens einen halben Vormittag widmen werde; er iſt ſelbſt Kenner und gefühlvoller Freund der Kunſt, iſt auch Muſiker und Komponiſt; in einer kleinen unlängſt geſtochenen Liederſammlung von ihm, hab' ich Melodien von großer Naivetät und

Wahrheit des Ausdrucks gefunden, oft im echten Volkston.

Im Beſitz aller dieſer Eigenſchaften und Beſitzthümer, iſt er einer der einfachſten, beſcheidenſten, anſpruchloſeſten Männer, die mir je in der großen Welt vorgekommen ſind. Wenn ich Dir nun ſage, daß ſeine Gemahlin eine geiſtreiche, gefühlvolle Frau, und ſeine ihm an Tugenden gleiche Schweſter und ein ſehr lieber ſchöner, faſt erwachſener einziger Sohn das ſeltenſte Familien-Kleeblat bilden: ſo darf ich Dir wol weiter nichts darüber ſagen, wie wohl es mir zwiſchen dieſen wahrhaft Edlen bei einem ſehr feinen ſplendiden Diner in kleiner wohlgewählter Geſellſchaft geworden, und wie reich ich mich in dem Anerbieten fühle, auch uneingeladen künftig nach Gefallen mich zu ihrem Familiendiner einfinden zu dürfen.

Zu jenem Diner war ich ſchon durch die Baroneſſe von Grothuſen aus Berlin eingeladen, die ich auch ſehr erwünſcht hier finde, und welche einſt bei der traurigen Veranlaſſung des plötzlichen Todes ihres Vaters im

Garten von Schönhof Gelegenheit hatte, den ganzen Edelmuth dieſer vortrefflichen Familie kennen zu lernen; die mich ihr angemeldet und von ihr den Auftrag erhalten, mich zum Diner einzuladen, ehe ich noch die perſönliche Bekanntſchaft des Grafen gemacht hatte; hiezu ergab ſich aber auch noch einige Tage vorher eine ſehr erwünſchte Veranlaſſung bei einem Souper im Hauſe des Fürſten von Lobkowitz, das einzig in ſeiner Art, und für mich eine neue, hier in Wien vielleicht nur mögliche Erſcheinung war: denn hier blüht für die Künſtler das alte Paris wieder neu auf.

Nachdem ich einen Vormittag, von zwölf bis zwei Uhr, mit dem Fürſten von Lobkowitz, der ein unermüdeter, unerſättlicher, echter Kunſtenthuſiaſt iſt, an ſeinem Fortepiano aus meiner Rosmonda, aus l'heureur Naufrage, meiner letzten Arbeit in Caſſel, und aus dem blauen Ungeheuer, das ich halb vollendet mit hernahm, faſt die Seele ausgeſungen hatte, beſtand der Fürſt darauf, daß ich in größter Eile einige Duetten, Trio's

und Quartetten aus jenen Opern in Stimmen ausschreiben lassen sollte, schickte mir auch gleich einen sehr verständigen Kopisten dazu, um den zweiten Abend darauf, an einem kleinen musikalischen Abend, den er recht ausgesucht für mich in seinem Hause veranstalten wollte, so viel als möglich davon mit einiger Instrumentalmusik von seinem Orchester hören zu lassen. Demoiselle Fischer und noch eine junge Sängerin, die beiden Tenoristen Simoni und Vogel, wurden zu den Singepartien eingeladen, und der Fürst selbst übernahm die Baßsingpartie mit seiner starken, vollen Baßstimme. Vorher sollte eine Probe davon gehalten werden.

Das wurde denn auch alles glücklich ausgeführt, und es war dazu eine Versammlung von Großen, und schönen Zuhörern und Zuhörerinnen eingeladen, wie ich seit meinem frühern Aufenthalte in Berlin nie wieder beisammen gesehen habe. Das Größte und Reichste und Schönste aus der großen Wiener Welt war da versammelt. Die fürstlichen Familien Schwarzenberg, Fürstenberg,

Kinsky, Lichtenstein, die Colloredo's, Czernin, Palfy, Kaunitz, Schönborn und viele andere, deren Namen mir entfallen, alle vom besten, freisten, gesellschaftlichen Tone. Auch den Fürsten Schwarzenberg von der Armee, der in Begriff ist, als Gesandter nach Petersburg zu gehen, hatte ich noch das Glück da kennen zu lernen; er ist einer der schönsten, liebenswürdigsten, humanesten Männer. Welche Güte und Freundlichkeit in Allen, und wie durchaus keine Spur von Zwang und Rangordnung in der ganzen Gesellschaft! Zum Souper förmlich vorher eingeladen, glaubt' ich mich in Galla setzen zu müssen, fand da aber Alles, vom ersten Fürsten bis zum letzten Künstler, ohne eigentlichen Putz. Die Kavaliere alle in Fracks, einige sogar in Stiefeln, selbst die schönen Damen in leichtem zwanglosem, wiewol sehr zierlichem, geschmackvollem Anzuge. Die Fürstin von Lobkowitz, eine geborne Fürstin von Schwarzenberg, ein Muster, ein Engel von Milde und Edelmuth, die ich den Abend erst kennen lernte, trieb ihre Güte so weit, mich zu bedauern,

daß ich mir Zwang im Anzuge angethan, und wünſchte ſogar, daß ich einen ihrer Leute in mein Logis ſchicken möchte, mir auch einen Frack holen zu laſſen, damit ich's ſo bequem hätte, wie die Andern. Solche kleine Züge von wahrer Herzensgüte bezeichnen am ſicherſten echte Humanität im Charakter

Die Muſik wurde erſt, ehe und während ſich die übrige Geſellſchaft verſammelte, durchprobirt, und dann mit dem beſten Erfolge, beſonders von Seiten der Sänger und Sängerinnen, die Alles, zu meinem Verwundern, trefflich extemporirten, ſehr gut ausgeführt. Mehrere Stücke, beſonders ein Duett aus der Gozziſchen Oper, haben wir zwei, drei Mahl wiederholen müſſen. An Herrn Wranitzky, Kapellmeiſter des Fürſten von Lobkowitz, lernt' ich den Abend einen braven Anführer kennen, und in Herrn Kraft, dem vortrefflichen Violoncelliſten, der uns einſt in Berlin ſo viel Vergnügen gewährte, und ſeinem braven, in ſeine Fußtapfen tretenden Sohne, fand ich alte liebe Bekannte wieder. Auch ſie ſind beide mit mehrern andern ſehr braven

Muſikern, in der Kapelle des Fürſten von Lobkowitz.

Nach dem Konzert, gegen Mitternacht, ward prächtig ſeupirt. Im Eſſaal war eine große runde Tafel in der Mitte gedeckt, an welcher ſich der Fürſt und die Fürſtin mit ihren fürſtlichen und gräflichen Gäſten placirten, zur Seite und in einem Nebenzimmer waren kleinere runde Tiſche gleichmäßig ſervirt, und ich beſchied mich, da die Geſellſchaft ſo zahlreich war, mich mit den Sängerinnen einen ſolchen kleinen Tiſch zu wählen. Sobald der Fürſt und die Fürſtin dies gewahrten, beſtanden ſie aber darauf, daß ich mich auch an der großen Tafel placiren mußte; und ſo kam ich zwiſchen dem vortrefflichen Grafen Czernin und dem ſehr verſtändigen, gebildeten Grafen Grün zu ſitzen, der nächſtens als kaiſerlicher Geſandter nach Caſſel gehen wird, und hatte bei dem wahrhaft fürſtlichen Souper auch noch eine ſo angenehme Unterhaltung, wie ſie wol nicht oft an ſolchen Tafeln gefunden wird. Den Grafen Czernin lernte ich dabei erſt kennen, und erfuhr durch ihn ſelbſt, daß er

es sei, von dem ich bereits eine so zuvorkommende Einladung erhalten hatte.

Ich erzähle Dir dieses gerne so umständlich, um Dir gleich den ganzen Begriff von dem hiesigen guten Ton und der feinen genußvollen Lebensweise zu geben.

An demselben Tage hatte ich beim Diner im Hause des Regierungsraths von Hartel schon eine ähnliche erfreuliche Erfahrung gemacht. Ich lernte dabei erst seine vortreffliche Familie kennen, die aus einer sehr lebhaften, überaus gutmüthigen, heitern Frau besteht, die sich auch noch sehr frisch und angenehm konservirt hat, einer höchst interessanten schönen Pflegetochter von echter Bildung, wie sich nur eine edle Seele aus sich selbst von innen heraus bildet, einen sehr braven Sohn, voll Gefühl und Sinn fürs Schöne, mit einer lieben, schönen jungen Frau, die ganz für ihn zu passen schien, beide voll guter feiner Bildung. Ich kann es nicht sagen, wie wohl mir in der lieben vortrefflichen Familie ward, und wie sehr ich Euch Lieben mitten unter uns wünschte.

In der Gesellschaft hatte ich das Vergnügen, die ersten Sänger vom Operntheater zu finden: Herrn Vogel, der Tenorist oder vielmehr Baritonist, der außer seiner Kunst auf dem Theater, wohin ihn allein die Neigung führte, auch ein sehr gebildeter Mann und Sprachkenner sein soll, in der Gesellschaft aber als ein stiller, in sich gekehrter, gefühlvoller Mann erschien. Herr Weinmüller, ein sehr braver angenehmer Baßsänger, der Liebling des hiesigen Publikums, besonders in komischen Rollen, wozu auch seine äußere Bildung vorzüglich paßt. Auch lernt' ich Hrn. Treutschke, den Theaterdichter, und einen der Inspektoren des Theaters, und in ihm einen verständigen ruhigen Mann von freundlichem Charakter kennen; seine Frau, eine geborne Signora Caro, eine der ersten Tänzerinnen beim großen Ballet, konnte an der allgemeinen Unterhaltung, der Sprache wegen, wenig Antheil nehmen. Von einigen andern Künstlern aus der Gesellschaft ist mir der Name eben nicht gegenwärtig. Doch muß ich Dir noch einen braven Landsmann, mit dem

ich mich hier zuſammen fand, den Berg-aſſeſſor Meier aus Freienwalde, nennen, der eben von ſeinen Beſitzungen bei Grätz bekömmt.

Welch ein Wohlſtand und Wohlleben herrſchte auch in dieſem Hauſe! und wie gut und anſtändig der Ton, auch bei der größten erfreulichſten Luſtigkeit. Das erlebe mir einer in irgend einer andern großen Stadt, an Einem Tage in zwei ſo ganz verſchiedenen Häuſern, von dem höchſten Adel und dem großen Bürgerſtande, ſolch ein Diner und Souper von durchaus feinem Ton, ohne alle Ziererei und Zwang!

Zu einem andern recht angenehmen Diner ward ich durch ein ſehr freundliches herzliches Billet von Bethoven, der mich perſönlich verfehlt hatte, zu ſeiner Hausdame, der Gräfin Erdödy, einer Ungariſchen Dame, eingeladen. Faſt hätte mir da zu große Rührung die Freude verdorben. Denkt Euch eine ſehr hübſche, kleine, feine fünf und zwanzigjährige Frau, die im funfzehnten Jahre verheirathet wurde, gleich vom erſten Wochenbett ein un-

heilbares Uebel behielt, ſeit den zehn Jahren nicht zwei, drei Monat außer dem Bette hat ſein können, dabei doch drei geſunde liebe Kinder geboren hat, die wie die Kletten an ihr hängen; der allein der Genuß der Muſik blieb, die ſelbſt Bethovenſche Sachen recht brav ſpielt, und mit noch immer dick geſchwollenen Füßen von einem Fortepiano zum andern hinkt, dabei doch ſo heiter, ſo freundlich und gut — das Alles machte mich ſchon oft ſo wehmüthig während des übrigens recht frohen Mahles unter ſechs, acht guten muſikaliſchen Seelen. Und nun bringen wir den humoriſtiſchen Bethoven noch ans Fortepiano, und er fantaſirt uns wol eine Stunde lang aus der innerſten Tiefe ſeines Kunſtgefühls, in den höchſten Höhen und tiefſten Tiefen der himmliſchen Kunſt, mit Meiſterkraft und Gewandheit herum, daß mir wol zehnmal die heißeſten Thränen entquollen, und ich zuletzt gar keine Worte finden konnte, ihm mein innigſtes Entzücken auszudrücken. Wie ein innig bewegtes glückliches Kind hab' ich an ſeinem Halſe gehangen, und mich wieder wie

ein Kind darüber gefreut, daß ihn und alle die enthusiastischen Seelen, auch meine Göthe'schen Lieder glücklich zu machen schienen.

Im sonderbarsten Kontrast brach' ich den Abend in einem Thé dansant bei einem reichen jungen Bajaren zu, der eine kleine hübsche Wallachische Prinzessin zur Frau hat, den ich letzt bei Pereira kennen lernte. Es war viel schöne und große Welt da versammelt, unter der einige schöne Engländerinnen besonders glänzten; aber das Lokal war für eine solche Gesellschaft viel zu klein, und darum entfernte ich mich auch noch ehe das Souper, das sehr splendid gewesen sein soll, anging, so gegen elf Uhr, und rettete mich hinter meinen kleinen Theetisch. Ich kenne nichts Beengenderes und für die Dauer Beunruhigenderes, als eine zahlreiche Gesellschaft in engen Zimmern zusammengedrängt. Alle Behaglichkeit des Gemüths ist hin, selbst alle freien Ideen und Gedanken gehn unter, und man fühlt sich zuletzt wie in eine enge Schale eingeschlossen.

Indessen hab' ich den Abend doch einige interessante Bekanntschaften gemacht, von de-

nen ich mir Vergnügen verspreche, besonders ein Fräulein von Goubeau, eine Niederländerin, von deren schönen Stimme ich schon oft mit Entzücken habe sprechen hören.

Mehrere ältere Bekanntschaften hab' ich auch wieder angeknüpft, und davon schon manches Vergnügen genossen. Der Holländische Gesandte, Baron von Hogendorp, erinnerte sich unsrer frühen Jugendbekanntschaft in Preußen, wo er damahls beim Militär stand, und ließ mich daran erinnern und mich zu sich einladen. Ich habe da bereits in Gesellschaft seiner feingebildeten Gemahlin, einer Prinzessin von Hohenlohe, und ihrer angenehmen Schwester, beide sehr hübsch, und dem Sohne des Gesandten von der ersten Gemahlin, der nächstens nach Holland gehen wird, einen angenehmen Mittag genossen. Auch Herr von Hogendorp hat die Güte gehabt, mir seine Tafel anzubieten.

Sein jüngerer Bruder, unser lieber trefflicher Carl Hogendorp, lebt noch immer sein zurückgezogenes philosophisches Familienleben in Holland, und hat, seitdem er, durch

die Revolution gezwungen, ſeine Stelle, als Penſionär von Rotterdam, verlaſſen mußte, nicht wieder ein Staatsamt bekleidet. Denke Dir aber, der liebe ſchöne Bruder, der mit ihm uns einſt ſo erfreulich in unſerm lieben Gichtchenſtein überraſchte, iſt auf der Jagd, durch ſein eigenes Gewehr, das durch einen Zufall losging, umgekommen.

Bei einem eleganten Thee der Frau von Eskeles fand ich letzt auch die ſchöne genialiſche Lady Fitzgerald, die Pflegetochter der Frau von Genlis, wieder, mit der ich vor mehreren Jahren in Hamburg ſehr angenehme Tage verlebte. Sie wohnt jetzt hier ſeit einiger Zeit leider in einer der entfernteſten Vorſtädte, wo Fremde, die eigene Equipage haben können, freilich immer am beſten und angenehmſten wohnen, wovor ich aber doch immer erſchrecke, wenn ich angenehme Einladungen für die entfernte Gegend erhalte. Es geht gar zu viel Zeit mit den weiten Wegen verloren, die um ſo weniger ohne Wagen zu machen, da die Vorſtädte ungepflaſtert ſind.

Auch unsern geißreichen Friedrich Schlegel mit seiner wackern Frau hab' ich jetzt besucht. Er ist noch stärker geworden, sieht aber dabei sehr wohl und heiter aus. Sie gefallen sich beide hier sehr gut, und haben angenehme Verbindungen, unter denen sie auch das treffliche Hartelsche Haus gerne oben an zählen. Auch der treffliche Baron von Faßbender, ehemahliger Generalintendant der kaiserlichen Armee, interessirt sich eifrig für Schlegel, und möchte ihn gerne hier vortheilhaft angestellt wissen, um ihn für Wien zu sichern. Schlegel beschäftigt sich hier vorzüglich mit der Geschichte Carls des Fünften, zu welcher die hiesige große kaiserliche Bibliothek reiche Materialien besitzt, welche Robertson nicht benutzen konnte. Einem Franzosen schien das letzt eine sehr überflüssige Arbeit nach einem solchen Geschichtschreiber wie Robertson, und er schnitt kein angenehmes Gesicht dazu, als ich ihm sagte, daß Robertson schon längst in dem Verdacht stände, er habe die Geschichte Carls des Fünften mit Parteilichkeit für Franz den Ersten ge-

ſchrieben. Dies allein könnte ja aber für jeden Geſchichtſchreiber, der auch nicht der geiſtreiche Mann und tiefe Forſcher und große Statiſt wäre, für den Schlegel anerkannt iſt, ein hinlänglicher Grund zu einer neuen Bearbeitung einer ſo wichtigen Geſchichte werden, ſobald ſich ihm neue Materialien dazu darbieten. Wenn nun Schlegel dieſe wichtigen, bisher unbenutzten Materialien für die große, für ganz Europa und beſonders für Deutſchland, höchſt intereſſante Epoche mit all' der echten Kritik, deren er ſo ſehr fähig iſt, bearbeitete: ſo wäre das eine Arbeit, für die ihm die gelehrte Welt und Deutſchland gewiß, wenn auch nicht die Nachbarn, höchſt verbunden ſein müßte, und gewiß auch ſehr dankbar ſein würde.

Auch eine hieſige beliebte Schriftſtellerin, die Frau von Pichler, habe ich jetzt kennen gelernt. Sie iſt die Frau eines angeſehenen Staatsbeamten, und dabei eine ſehr einfache Frau, von natürlicher muntrer Geſprächigkeit; ſie iſt auch muſikaliſch, und ſetzte ſich gleich aus freiem Antriebe an ihr Orgelforte-

plans, mir etwas vorzuſpielen. Es verſammelte ſich dabei Theegeſellſchaft, die ich aber, durch ein anderes Engagement gebunden, zu bald verlaſſen mußte. Dieſe kamen mir ſo häufig, daß wirklich die außerordentlich gute Bewirthung und der freie gute Ton der Geſellſchaft dazu gehört, um ſie immer mit Heiterkeit genießen zu können. So habe ich in den letzten Tagen wieder ein paar ſo fein raffinirte Diners bei dem Baron von Steigentesch und Herrn von Eskeles gehabt, wie man ſie wahrlich nur je in Paris finden kann, und, was man dabei nicht leicht dort findet, ſie waren auch durch eine kleine ſehr wohl gewählte Geſellſchaft vollkommen genießbar und fröhlich.

Im Theater hab' ich dafür in der letzten Zeit nur ein paar kleine Operetten geſehn: die beiden Savoyarden und Milton. Dieſen ſpielte Herr Vogel überaus brav; zu ſingen war eben nicht viel an der kleinen unbedeutenden Muſik von Spontini. Das ganze ſentimentale Ding that auch eben keine ſonderliche Wirkung, um ſo weniger, da die

Vorſtellung eigentlich in Ganzen verunglückte. In einem Hauptquartett kamen Sänger und Orcheſter dergeſtalt heraus, daß ſie, ohne zu ſchließen, aufhören mußten. Das unerhört nachſichtige Publikum blieb dabei völlig ruhig, ſah ſich an, und niemand ziſchte oder pfiff, oder wurde auch nur laut. Das iſt aber ein Charakterzug der gutmüthigen Wiener. Schon aus Achtung für einen ihrer Lieblingsſänger, weil der dabei auf dem Theater zugegen war, würde Keiner eine kränkende Aeußerung haben laut werden laſſen.

Zu einer zweiten Vorſtellung vom Waiſenhaus, das ich gerne ganz gehört hätte, und das in ſeinem Intereſſe bis ans Ende wachſend bleiben ſoll, kam ich leider zu ſpät; das Haus war ſo gepreßt voll, daß keine Möglichkeit erſchien, ſich einzudrängen. Ich hatte mich vorher in einem unterhaltenden Geſpräch mit unſerm lieben Grafen von Finkenſtein zu lange verweilt, und darüber die rechte Theaterſtunde verſäumt, die man hier bei beliebten Stücken und Künſtlern nicht verſäumen darf, wenn man einen guten Platz

haben, aber auch nur eingelaſſen werden will.

Zum Prinzen de Ligne, den ich ſchon das Glück habe von Berlin her zu kennen, und dem ich manche groſſe und intereſſante Empfehlung noch nicht anbringen konnte, kam ich dagegen letzt Abends gegen Elf Uhr zu früh. Er war noch nicht zu Hauſe, und ſeine Geſellſchaft, die ſich gewöhnlich des Abends da verſammelt, hatte noch nicht angefangen, ſich zu verſammeln.

Auch von einem Morgenkonzert muß ich Dir noch erzählen. Da hier das ganze Jahr hindurch alle Abend mehrere Theater ſpielen, und die wenigen Tage des Jahrs, an denen aus religiöſen Gründen nicht geſpielt werden darf, auch ſchon meiſtens zu Aufführungen groſſer geiſtlicher Muſiken beſtimmt ſind; ſo bleibt den fremden und einheimiſchen Muſikern nichts anders übrig, als am hellen lichten Tage ihre Konzerte zu geben. Dieſes geſchieht gewöhnlich um die Mittagsſtunde, von zwölf bis zwei Uhr, im kleinen Redoutenſaale, der wol eben ſo groß iſt, als der ſchöne Konzertſaal beim neuen

Schauspielhause in Berlin, und in welchem nur Musik sich auch sehr gut ausnimmt. Aber Morgens, und beim Tageslicht, nimmt sich doch eigentlich für die Phantasie kein Konzert gut aus, es behält immer etwas Nüchternes und Frostiges. Diese Konzerte werden auch von der recht großen Welt wenig besucht, und sind selten recht angefüllt. So war es auch bei diesem, das ein Italienischer Violinist gab, der recht brav aber nicht angenehm spielte, sein Name will mir eben nicht beifallen. Eine sehr hübsche frische Stimme sang da auch, es war ein schönes Mädchen mit einem häßlichen Böhmischen Namen; ungeachtet sie zum ersten Mahle öffentlich sang, auch von Anfang an bis zu Ende mit der Stimme zitterte, klang diese doch stark und rein. Mit ihrer Methode war es eben nicht weit her, und die Wahl der Stücke, die sie sang, nicht viel besser. Der Tenorist Radichi sang auch ein Duett mit ihr, ich hoffe ihn aber nächstens vortheilhafter zu hören.

Die recht großstädtische Anzeige in der hiesigen Zeitung für die Eröffnung des Apol-

losaals zum achten Januar, machte viele von uns Fremden sehr begierig, dieses sonderbare Lokal auch noch vor der eigentlichen Zeit kennen zu lernen. Es wurden nämlich vier und neunzig Bediente für die Tafel, die Konditorei und Kellerei, und zehn Hauptoffizianten gesucht, worunter vier vollkommene Vorschneider sein müßten. Hier wäre es auch noch der Mühe werth, auf Universitäten die edle Kunst des Vorschneidens recht geübt zu haben, wie ich einst in einer sehr ernstlich und gutgemeinten alten Deutschen Anweisung für junge Studirende fand: auf Universitäten ja nicht das Vorschneiden und Paukenschlagen zu vernachlässigen. Ueber dieses Paukenschlagen hab' ich mir lange den Kopf zerbrochen, zu welchem nützlichen oder angenehmen Behuf das wol angerathen wurde; bis ich zufällig einmahl auf eine Stelle in Huttens Satiren über die Hofleute stieß, wo er sagt, diese könnten nicht Ja nicht Nein hervorbringen, ohne mit den Händen bis über den Kopf künstlich zu gestikuliren. Dieses Gestikuliren wurde aber beim Paukenschlagen ch-

mahls ſehr künſtlich geübt, und noch ſetzen recht ehrenfeſte Paukenſchläger bei der Kavalerie oft ihre größte Ehre darin. So war dieſes vielleicht auch in damahliger Zeit für die Arme das, was die Tanzübungen für die Beine ſind, oder doch ſein ſollten: denn unſre ſtudirende Jugend im nördlichen Deutſchland lernt eben ſo wenig mehr geſchickt tanzen als Paukenſchlagen, und erſcheint am liebſten in puris naturalibus. In dem Apolloſaal ſoll die bloße Entree mit fünf Gulden bezahlt werden, alſo ungefähr einem Thaler ſechszehn Groſchen Sächſiſch. Welchen Wohlſtand ſetzt das voraus! So ſind auch alle vier Theater, die alle jeden Tag ſpielen, meiſt immer ganz angefüllt, ungeachtet ſie alle wol ſo groß ſind, wie das Berliniſche Opernhaus, das an der Wien viel größer, und alle fünf Stock mit der Galerie haben. Es iſt faſt nie ein einzelner Logenplatz zu haben: faſt Alles iſt gewöhnlich abonnirt, oder auf lange vorher genommen. Das ganze Parterre iſt voll geſperrter Sitze, die auch alle faſt täglich überall beſetzt ſind; auch um dieſe muß man ſich gewöhnlich früh bewerben.

Doch ich wollte Dir ſagen, wie wir letzt den Apollosaal beſahen, der jetzt eigentlich verſchloſſen iſt. Der Baron Arnſteiner hatte aber die Eröffnung für mehrere Fremde erbeten, ließ anſpannen und uns nach der ſehr entlegenen Vorſtadt, in welcher der Apollosaal liegt, hinausfahren. Es iſt ein ganz ſonderbar phantaſtiſches Ungeheuer von Pracht und Mannichfaltigkeit, das, erleuchtet, aber eine ganz blendende, magiſche Wirkung thun muß. Nur eine ſo reiche, wahrhaft große Stadt von allgemeinem Wohlſtande konnte ſo etwas erzeugen, und kann es erhalten. Um den Saal dieſes zweite Jahr mit neuem Glanze zu eröffnen, hat der Unternehmer für zweimahl hunderttauſend Gulden neues Silberzeug für die Tafeln beſtellt. Er ſelbſt, ein Engländer, ſoll wenig Theil an dem Fond dieſer Anſtalt haben, zu der mehrere Reichen die Gelder hergeben.

Was mir bei dem großen Wohlleben und bei der Ueppigkeit, die hier überall herrſcht, nicht wenig auffällt, iſt, daß man auf den Straßen ſo gar nicht die plumpe öffentliche

Liederlichkeit gewahr wird, die in Paris und auch in Berlin ſo gemein iſt. Noch hat mich, ſo weit ich auch Abends auf den Straßen gehe, kein ſolches Geſchöpf angeredet, und Alles, dem ich begegne, hat auch gar nicht den Anſchein und Charakter davon. Vielleicht herrſcht auch in der Partie der große Wohlſtand, daß nur die milde warme Jahrszeit jene luſtigen Vögel ins Freie lockt, und ſie es nicht nöthig haben, ſich auch der rauhen Witterung mit ihren Reizen auszuſetzen, wie die armen unglücklichen Geſchöpfe jener Städte.

Auch trunkene Menſchen ſieht man ſo ſelten auf den Straßen, und wo man ſie ſieht, ſind es alte ſchwache Kerls unter den Fiakern und Laſtträgern. Lärm und Schlägereien hört und ſieht man nirgends.

Dreizehnter Brief.

Wien, den 10. December 1808.

Ich muß Dir heute von einem sehr hübschen Quartett sprechen, das Herr Schupanzig, ein braver Violinist, bei dem ehemahligen Russischen Gesandten am hiesigen Kaiserhofe, Grafen von Rusamowsky, für den Winter auf Subskription eröffnet hat. Alle Donnerstage von zwölf bis zwei Uhr wird es in einem Privathause Statt haben. Den vorigen Donnerstag hörten wir es zum ersten Mahl; es war noch eben keine große Gesellschaft da, sie bestand aber aus lauter sehr eifrigen aufmerksamen Musikfreunden, und das ist eben das rechte Publikum für diese feinste und gemüthlichste aller Musikvereine. Hätte Haydn uns auch nur dieses Quartett gegeben und in andern genialischen Künstlern erzeugt; so wäre er schon ein großer Wohlthäter der ganzen feinen musikalischen Welt. Es ist eine Musik, die, so schwer sie auch ist, zur Vollkommen-

heit in der Ausübung zu bringen, weil das Ganze und jeder einzelne Theil so ganz vernommen wird, und erst in der vollkommensten Reinheit, Vereinigung und Verschmelzung ganz befriedigend wird; dennoch, wo nur irgend seine Musikfreunde sich zusammen finden, zum theilnehmenden Genuß am ersten zu veranstalten ist. Und da es in der menschlichen Natur wohlthätig gegründet ist, daß Bedürfniß und Vermögen meistens so ziemlich Schritt mit einander halten und Hand in Hand gehen; so findet denn auch Jeder wenigstens einen gewissen Grad von Befriedigung in der Ausübung, sobald er dazu Alles angewendet hat, was er durch sich und seine nächste Umgebung vermag. Nicht selten findet daher der strenge Kenner und Kritiker solchen musikalischen Verein mit großer Lust und Behaglichkeit beschäftigt, wenn er, durch seine überfein ausgebildete Kunstnatur getrieben, davon laufen möchte.

Hier war dies aber nicht der Fall. Dieses Quartett war in Ganzen recht gut zusammengesetzt, wiewol Einige behaupten, dies sei

im vorigen Jahre in Verbindung mit Herrn Kraft noch mehr der Fall gewesen. Herr Schupanzig selbst hat eine eigene pikante Manier, die sehr wol zu den humoristischen Quartetts von Haydn, Mozart und Beethoven paßt; oder wol vielmehr aus dem angemessenen launigen Vortrag dieser Meisterwerke hervorgegangen ist. Er trägt die größten Schwierigkeiten deutlich vor, wiewol nicht immer mit vollkommner Reinheit, worüber sich die hiesigen Virtuosen überhaupt oft wegzusetzen scheinen; er accentuirt auch sehr richtig und bedeutend. Auch sein Cantabile ist oft recht singend und rührend. Er führt seine wohlgewählte, in den Sinn des Komponisten recht gut eingehende Nebenmänner auch gut an, nur störte er mich oft durch die hier allgemein eingeführte verwünschte Art mit dem Fuße Takt zu schlagen, selbst wo es gar nicht Noth thut, oft nur aus leidiger Gewohnheit, oft auch nur, um das Forte zu verstärken. Ueberhaupt hört man hier selten ein Forte oder gar Fortissime, ohne daß der Anführer ungestüm mit dem Fuße drein schlägt. Dies stört mir aber allen

freien, reinen Genuß, und jeder ſolcher Schlag unterbricht mir die übereinſtimmende, vollendete Ausführung, die er erzeugen helfen ſoll, und die ich von jeder öffentlichen Producirung erwarte. Bei Proben, in denen ſo lange geübt und mit allen Direktionsmitteln nachgeholfen werden muß, bis es vollkommen zuſammengeht; da mag man auch das Taktſchlagen, wie das dreinſchreiende Toben, anwenden, ſo viel man will. Bei der Ausführung ſelbſt iſt Ruhe in Allem das erſte Haupterforderniß: da muß durchaus alles Zubereitungsgerüſte verſchwinden, und es iſt weit beſſer, einen einmahl begangenen, oder auch nur gefürchteten Fehler ungerügt durchgehen zu laſſen, als mit gewaltſamen Mitteln nachhelfen zu wollen. Nicht zu gedenken, daß der ungeübte, ununterrichtete Zuhörer alsdann den Fehler wol gar nicht bemerkt; der beſſere bemerkt ihn darum nicht weniger und leidet nur doppelt. Der aufmerkſame und ehrliebende Mitſpieler muß eine ſolche laute beſchämende Einhülfe auch nie zu beſorgen haben; das kann nur ſeine Ruhe und Faſſung, auf welcher die reine,

vollendete Ausführung vorzüglich beruht, stören; der nachläßige, träge Mitspieler muß auf ein so gemeines Treibungs- und Einhelfungsmittel gar nicht zu rechnen haben. Jeder muß mit allen Sinnen und der ganzen Aufmerksamkeit dabei sein, und wer das nicht vermag, wird durch den Fußtritt nicht dazu gebildet und gefestet werden.

An jenem ersten Quartett-Morgen ward außer einem sehr naiven lieblichen Quartett von Haydn, voll guter Laune und Naivetät, und einem kräftigern, mehr gearbeiteten von Mozart, das schöne klare Sestet von Bethoven mit Blasinstrumenten gemacht, und that gar schöne, kräftige Wirkung. Ein Waldhornist vom Orchester des Theaters an der Wien hat mir dabei ganz besonders Vergnügen gemacht. Er erinnerte mich durch seine schöne Tiefe und den reinen bestimmten Vortrag der halben Töne an unsern ehemahligen trefflichen Turschmidt.

Ich werde diese angenehme Quartettmusik, zu welcher Herr Schupanzig mich mit einem Billet beschenkt hat, gewiß nicht leicht versäumen.

Einige Tage ſpäter hatte mir Bethoven die Freude gemacht, daſſelbe angenehme Quartett zur Gräfin von Erdödy einzuladen, um mir etwas Neues von ſeiner Arbeit hören zu laſſen. Er ſpielte ſelbſt ein ganz neues Trio für Fortepiano, Violin und Violoncell von großer Kraft und Originalität, überaus brav und reſolut.

Auch trug das Quatuor einige der ältern ſehr ſchweren Bethovſchen Quartette ſehr gut vor. Herr Schupanzig zeigte eine ganz beſondre Geſchicklichkeit und Fertigkeit im Vortrag der ſchweren Bethovſchen Kompoſitionen; in denen oft die Violine in den ſchwerſten Klavierfiguren mit dem Fortepiano wetteifert, wie dieſes wieder im Geſange mit der Violine.

Die liebe kränkliche und doch ſo rührend heitre Gräfin, und eine ihrer Freundinnen, auch eine Ungariſche Dame, hatten ſolchen innigen, enthuſiaſtiſchen Genuß an jedem ſchönen kühnen Zuge, an jeder gelungenen feinen Wendung, daß mir ihr Anblik faſt eben ſo wohl that, als Bethovens meiſterhafte Arbeit

und Execution. Glücklicher Künſtler, der ſolcher Zuhörer gewiß ſein kann!

Endlich habe ich denn auch den Prinzen de Ligne, den unverwüſtlichen Helden wieder geſehen. Er war ſo artig, mich durch eine Einladung zum Diner dafür zu ſichern, und ſo doppelt und zehnfach artig mich bei Tafel an ſeiner Seite zu placiren, wobei ich, an ſeine äußerſt lebhafte Unterhaltung gefeſſelt, wol Eſſen und Trinken hätte vergeſſen können. Sein hohes Alter und graues Haupt haben ihm noch durchaus nichts von ſeiner Lebhaftigkeit und ſeinem ſtets regen, ſprudelnden Witze geraubt. Jeder Ausdruck, jede Wendung iſt ihm eigen, und verdiente von Geſchwindſchreibern niedergeſchrieben zu werden. Sein Witz iſt in hohem Grade Konverſationswitz, und wird durch ſein prächtiges bedeutungsvolles Geſicht und den charaktervollen Ton ſeiner angenehmen Sprache ganz beſonders belebt. Was man mir auch von ſeinen witzigen Schriften, deren ich noch wenige kenne, Rühmliches ſagen mag; ſo glaube ich doch nicht, daß der Prinz ſo viel Witz und Leben mit der

Feder in der Hand haben kann, als er in der Konverſation unaufhörlich hat. Jedes kleine Ereigniß, jeder Zug, jedes Wort, das in der Konverſation vorkömmt, weckt in ihm einen Funken, der hell aufblitzt, und dieſe Funken folgen ſich oft ſo ſchnell, daß ſie einen kontinuirlichen Feuerring zu bilden ſcheinen. Man iſt ſelbſt mit ihm witziger als gewöhnlich, und er kömmt mir oft vor, wie der Stahl, der aus jedem Feuerſtein helle Funken ſchlägt.

Es war den Mittag ſeine Franzöſiſche Geſellſchaft bei dem Fürſten, und die Damen des Hauſes und der Familie verſchönerten die Geſellſchaft und Konverſation. Ich hatte noch das beſondre Vergnügen, mich mit zwei Prinzen des Heſſen-Homburgiſchen Hauſes da zuſammen zu finden, die ich ſchon früh in ihrem väterlichen Hauſe gekannt und geliebt habe. Der Erbprinz, jetzt Oeſterreichiſcher General, deſſen Regiment in Mähren ſteht, und der nur eben zum Beſuch hier war, erinnerte ſich auch recht gerne jener frühern frohen Zeit. Der andre iſt Obriſter, und ſteht ſelbſt hier in Garniſon. Der Erbprinz war bei der großen

Fürſtenverſammlung in Erfurt geweſen, und wußte manches Pikante von dorther zu erzählen. Beide tragen das Familiengepräge echter Biederkeit und Humanität, und verdienen die Achtung und Liebe, deren ſie hier genießen.

Es war die erſte Geſellſchaft, welche ich hier in Wien ſah, in welcher nur Franzöſiſch geſprochen wurde. In allen andern großen Häuſern, die ich bisher beſuchte, habe ich weit mehr Deutſch als Franzöſiſch ſprechen hören. Die großen Familien haben hier auch noch eine ſehr wackere altdeutſche Sitte, ſie nennen ſich faſt alle Du und bei ihrem Taufnamen; werden auch ſo von den Damen und Andern der Familie genannt, wenn in ihrer Abweſenheit von ihnen geſprochen wird. Dies allein giebt dem Ton der Geſellſchaft etwas Herzliches und Gemüthliches, wie man es ſelten in großen Häuſern andrer Länder und Städte findet.

Der Prinz hat mich auf die allerverbindlichſte Weiſe mit recht beſchämend ſchmeichelhaften Ausdrücken zu den täglichen Abendverſammlungen in ſeinem Hauſe eingeladen. Nur Schade, daß der Prinz im Winter in einem

kleinen Hause auf der Bastei, vermuthlich um frei und allein zu wohnen, so enge wohnt, daß man in großer Gesellschaft unmöglich da recht behaglich sein kann; welches doch die erste Bedingung jeder geselschaftlichen Versammlung ist. Im Sommer soll er außerhalb der Stadt desto freier und angenehmer wohnen.

Einen Vormittag der vergangenen Woche habe ich dazu angewendt, die Künstler zu besuchen, die ich bisher kennen lernte, und dabei eine der größten Unbequemlichkeiten dieser engen großen Stadt in hohem Grade empfunden. Die meisten jener Herren wohnen drei, vier, auch fünf Treppen hoch, um im Mittelpunkt der Stadt und in großen Häusern zu wohnen, und welche hohe Treppen! Eine natürliche Folge der Annehmlichkeit, daß auch die obern Stocke nie niedrig sind. Das Uebelste dabei ist, daß diese von vielen ganz verschiedenen Familien und einzelnen Leuten vollgepfropften Häuser keine solche Portiers haben, wie in Paris fast alle Häuser, bei denen man jedesmahl sicher erfährt, ob die Leute, die man sucht, zu Hause sind, oder nicht, und die auf den letzten Fall die

Bestellungen, die man zu machen hat, annehmen und auch wirklich jederzeit genau und ordentlich ausrichten.

Hier muß man alle die unzähligen Treppen steigen, um zu erfahren, ob Jemand zu Hause ist, und findet man seinen Mann nicht, so klingelt man lange vergeblich, und findet oft nicht einmahl Jemanden, der die Karte abnimmt.

Unzählige Mahl ist mir dabei eingefallen, wie ein wohlbeleibter alter Berliner der berühmten Mara, damahls Demoiselle Schmeling in Leipzig, wo sie auch drei, vier Treppen hoch wohnte, seinen Besuch machen will, nach einigen Pausen von athemloser Ruhe die Höhe endlich erreicht, lange vergeblich klingelt, und zuletzt den beschwerlichen Rückzug antreten muß. Beim Hinabsteigen begegnet er einem Mädchen mit Wassereimern, welches die Treppen hinan kömmt, und die schon beim Hinaufsteigen mit leeren Eimern leicht vorbeigesprungen war, die ruft ihm ganz freundlich lächelnd zu: „Sie haben gewiß zu der Mamsell Schmeling gewollt, mein Bester; ich

hätt's Ihnen vorherſagen können, daß ſie nicht zu Hauſe iſt, mein ſchöner Herr!'"

Ich ſtieg wirklich auch die meiſten Treppen vergeblich, und fand nicht einmahl ein ſolches naives Mädchen auf den Treppen, um zu dem trocknen Aerger noch einen luſtigen zu erleben. Den Kapellmeiſter Weigl fand ich indeß doch, und er hat mir ſehr gefallen. Er iſt ein gar lieber, herzlicher, gutmüthiger Wiener, dem man das Weiche, Angenehme, Gefällige ſeiner Melodien auch ſchon an den Augen und der Miene anſieht. Er ſprach mir recht viel, und auch mit vieler Offenheit von dem Zuſtande der Muſik und Oper in Wien und auch von ſeinen beiden Opern, die er im vorigen Jahre in Turin geſchrieben; von der Schwierigkeit das dortige Publikum zu kontentiren, die beſte Arbeit thut's eben nicht u. ſ. w. Den Abend hört' ich auch in der Loge des Fürſten von Lobkowitz, die er die Gnade gehabt, mir zu erlauben, den letzten Akt von Weigl's Waiſenhaus. Es war wieder keine Möglichkeit, einen andern Platz zu erhalten, ungeachtet ich meine große freie

Einlaßkarte für alle Theater in der Tasche führe. Der letzte Akt hat wirklich sehr viel angenehme Musik und einige effektuirende Ensemblestücke. Daß aber das Ganze des Stücks das Wiener Publikum dermaßen interessiren kann, daß es nun schon zum siebzehnten Mahl gepfropft voll wieder war, zeigt doch mehr von der Gutmüthigkeit und arrierirten Sentimentalität des Publikums, als von wahrem Kunstgeschmack. Herr von Hartel hatte sein Publikum indessen sehr richtig vorher beurtheilt. Ihm ward das Stück aus dem Reich mit einer schwachen Musik zugeschickt. Er schickte die Musik zurück, behielt aber das Stück und bezahlte es so gut, daß man es mit Freuden hergab. Darauf trug er es dem Kapellmeister Weigl zur Komposition an, und dieser fand gerade in dem sentimentalen Charakter erwünschte Gelegenheit seine angenehmen, gefälligen Melodien glücklich anzubringen. Das Stück bringt der Kasse nun mehr ein, als alle Gluckschе Opern, die man in der letzten Zeit wieder auf die Bühne gebracht.

Nach der Tafel hatte der Graf von

Grüne die Güte mich abzuholen, um mich zu einem Souper bei der Ruſſiſchen Fürſtin Bagration zu führen, deren Gemahl jetzt im Norden die Ruſſiſche Armee kommandirt; da fand ich die größte Wiener Welt ſehr zahlreich verſammelt, und lernte, zu allem Bekannten, was ich da traf, noch viele einheimiſche und fremde Sterne des reichen Wiener Himmels kennen. Die Fürſtin ſelbſt, welche mich überaus artig empfing, iſt eine ſehr angenehme, echt Ruſſiſche Schönheit, von ungemeiner Grazie und lieblicher Natur. Die Geſellſchaft unterhielt ſich lebhaft und angenehm ohne Spiel, bis nach Mitternacht ſervirt und ſehr ſplendid ſoupirt wurde. Da ich eigentlich nicht zu Nacht eſſe, dacht' ich mich mit einigen andern Gäſten, die herumgehend blieben, nicht zur Tafel zu ſetzen, die Fürſtin war aber ſo artig, darauf zu beſtehen, und ich hatt' es nicht zu bereuen, durch intereſſante Nachbarſchaft angenehmer noch als vorher unterhalten zu ſein. Es war aber zwei Uhr, als wir, die Erſten, die Aſſemblee verließen, und dieſer Umſtand wird mich von der gnädigen Einla-

dung der ſchönen Fürſtin wol eben nicht oft Gebrauch machen laſſen, da ich die frühen Morgenſtunden nothwendig zu der übernommenen Arbeit frei behalten muß, und man nach einem ſo ſpäten Souper weder zu rechter Zeit, noch auch mit dem freien heitern Kopf und Gemüth erwacht, den eine Kunſtarbeit erfodert. Mehrere Gäſte kamen noch während des Souper, unter denen ſich auch der Miniſter von Stadion befand, den Du Dich erinnern wirſt, bei ſeinen frühern Reiſen mit ſeinem liebenswürdigen, geiſtreichen Bruder, dem Domherrn, der jetzt Geſandter in München iſt, und auch noch bei ſeiner Rückkehr von der Geſandtſchaft aus Rußland mehrmahls in unſerm Hauſe geſehen zu haben. Er führt hier ganz die ſonderbare Lebensweiſe des ehmahligen Miniſters, Fürſt Kaunitz; iſt vor der Mittagsſtunde nie ſichtbar, und ſtets der Letzte in den ſpäteſten Abendgeſellſchaften. Ich ſah ihn daher auch hier zum erſten Mahle, nachdem ich einige Mahle, aber immer noch zu früh, in ſeinem Hauſe geweſen war.

Einem Liebhaberkonzert, das für den Win-

ter angegangen iſt, habe ich hier auch ſchon beigewohnt, das mich ſeiner äußern Einrichtung nach aber faſt getödtet hat, ungeachtet die Geſellſchaft ſehr angenehm war. In drei ziemlich kleinen Zimmern, wie ich ſie hier faſt noch nie geſehen hatte, war eine große Menge Zuhörer aus allen Ständen und eine faſt eben ſo große von Muſikern zuſammengefropft, daß mir Luft und Gehör verging. Zum Glück verging mir nicht das Geſicht auch; denn es waren zum Theil ſehr hübſche feine Damen da, von denen einige auch ſehr artig ſangen. Aber ſelbſt ſehr gute Sachen von Bethoven, Romberg, Pär u. a. konnten keine Wirkung thun, da man in dem engen Raum von dem Lerm der Trompeten und Pauken und allen möglichen Blaſeinſtrumenten ganz betäubt ward. Indeß bekam ich doch etwas ſehr Vollkommnes zu hören, das denn auch ganz hieher paßte, und dadurch um ſo wohlthätiger wirkte. Es war ein Neapolitaniſcher Guitarrenſpieler, der ſo vollkommen ſpielte, daß er mir oft die ſchöne alte Zeit des echten Lautenſpiels zurückrief; ich habe nie etwas ſo

Vollkommnes auf einem so unvollkommnen Instrumente gehört. Dann sangen noch zwei Italiener mit ihm, mit angenehmer Tenor- und Baßstimme, eine kleine Französische Romanze: La Sentinelle, die vor dem Feinde in heller Nacht auf dem Posten steht und seine Wünsche und Betheurungen den Winden an sein Mädchen giebt, daß er für sie nur wache, lebe, fechte, sterbe. Eine allerliebste, marschmäßige Melodie hatte der feine Italiener, der auch ein sehr schöner junger Mann, ein wahrer Antinous war, sehr artig für die Guitarre eingerichtet und mit lebhaften Zwischenspielen bereichert. Das paßte ganz fürs Zimmer und für die Gesellschaft, die auch davon entzückt war; es aber nicht zu fühlen schien, daß der ganze angenehme Eindruck durch Beethovens übermächtige gigantische Ouverture zu Collins Coriolan, wieder zerstört wurde. Gehirn und Herz wurden mir von den Kraftschlägen und Rissen in den engen Zimmern fast zersprengt, die sich Jeder bemühte so recht aus Leibeskräften zu verstärken, da der Komponist selbst gegenwärtig war. Es freute mich

ſehr, den braven Bethoven ſelbſt da und ſehr ſelten da zu ſehen, um ſo mehr, da er die unſelige hypochondriſche Grille im Kopf und Herzen hat, daß ihn hier Alles verfolge und verachte. Sein äußeres ſtörriſches Weſen mag freilich manchen gutmüthigen luſtigen Wiener zurückſcheuchen, und Viele unter denen, die ſein großes Talent und Verdienſt auch anerkennen, mögen wol nicht Humanität und Delikateſſe genug anwenden, um dem zarten, reizbaren und mißtrauiſchen Künſtler die Mittel zur Annehmlichkeit des Lebens ſo anzubringen, daß er ſie gerne empfänge und auch ſeine Künſtlerbefriedigung darin fände. Es jammert mich oft recht herzinnig, wenn ich den grundbraven, trefflichen Mann finſter und leidend erblicke, wiewol ich auch wieder überzeugt bin, daß ſeine beſten originellſten Werke nur in ſolcher eigenſinnigen, tief mißmüthigen Stimmung hervorgebracht werden konnten. Menſchen, die ſich ſeiner Werke zu erfreuen in Stande ſind, ſollten dieſes nie aus den Augen laſſen, und ſich an keine ſeiner äußern Sonderbarkeiten und rauhen Ecken ſtoßen. Dann

erst wären sie seine echten wahren Verehrer.

Ueber dieses Konzert, wozu mich der überaus gütige, vorsorgliche Fürst Lobkowitz führte, der mich so gerne alles Gute hier hören lassen will, so wie es auch mein Vorsatz ist, mich zuerst mit dem Zustande der Musik hier ganz genau bekannt zu machen, habe ich heute leider die erste Vorstellung eines adeligen Privattheaters versäumen müssen, von welchem man mir sehr viel Gutes gesagt, und wozu mir der höchst liebenswürdige junge Landgraf von Fürstenberg, bei einem noch raffinirteren Diner des Baron Steigentesch, als das vorige, ein Billet gab, und künftig zu jeder Vorstellung geben will. Ich freue mich sehr darauf, denn ich liebe die Privattheater von seinen talentvollen Kunstfreunden mehr, als jedes andere Dilettantentreiben.

An einem Liebhaber, mich dünkt ein junger Salzburger, oder Oberösterreicher, der aus Petersburg kömmt, und von dorther meinen Troubadour mitgebracht hat, lernte ich indeß jetzt auch einen sehr angenehmen Tenorsänger

kennen, deſſen ſchöne weiche Stimme und edle ausdrucksvolle Manier im Vortrage, mir gleich groſes Vergnügen verſchaffte. Ich fand ihn bei der Frau von Severin, bei einem kleinen Wiener Familiendiner, nachdem ich es verſäumt hatte, ihn ſchon früher in einer an demſelben Orte verſammelten Abendaſſemblee kennen zu lernen. Auch ein junges Geſellſchaftsfräulein der Frau von Severin ſang mit ihm ſehr hübſch mehrere kleine italieniſche Duetts. Dieſe hatte ich letzt in einer Abendgeſellſchaft bei Frau von Pereira ſchon gehört, wo ein Prinz Rohan auch ein eignes angenehmes Talent, eigne Kompoſitionen mit kleiner Stimme, aber nicht Italieniſcher Methode, am Fortepiano zu ſingen zeigte, und beſonders pikant ein ganze Reihe von allerliebſten Walzern mit bloßer Begleitung des Fortepianos theils ſingend, theils zupfeifend vortrug.

Am letzten Sonntage habe ich auch in der kaiſerlichen Hofkapelle eine ſchwache Meſſe gehört, nachher aber den glänzenden Hof durch die Säle ziehen ſehen. Viele hunderte, ja tauſende von Menſchen füllten alle groſe Säle,

durch welche der Hof zog. Der Zug ging aber so schnell vorbei, und die hübschen geputzten Zuschauerinnen drängten sich so ungestüm vor, daß ich weder weiß, wie der Kaiser und die Kaiserin, noch die als schön gepriesene Kronprinzessin eigentlich aussehn. Dazu findet sich künftig auch wol noch bessere Veranlassung, wenn gleich der kaiserliche Hof nicht musikalisch ist. Die vorige Kaiserin war es sehr, und sah daher auch oft die besten unter den einheimischen und reisenden Künstlern bei sich. Kurz vor ihrem frühen Tode hat sie noch den braven Komponisten Winter zur Bearbeitung eines Opernsujets nach dem Ossian aufgefodert, die hoffentlich nicht mit ihr untergegangen sein wird. Zu lange war dieser Lieblingskomponist unserer Opernbühne schon fürs Ausland beschäftigt, welches doch schwerlich eine seiner Arbeiten so ganz sentiren wird, als seine Landsleute sein vortreffliches Opernfest sentirt haben, und immer noch freudig genießen.

Vierzehnter Brief.

Den 16. December 1808.

Wir haben hier ſeit acht Tagen einen ſo ſtrengen Winter, wie ich ſeit lange nicht in dieſem Monate erlebt habe, und wie die hieſigen Einwohner ſich's nicht erinnern je erlebt zu haben. Einen der hellen Vormittage habe ich ſchon benutzt, um die ſchöne Bilderſammlung des Grafen Czernin zu ſehen, und habe ſie, trotz der Kälte, mit großer Freude genoſſen. Herrliche Sachen beſitzt der glückliche Mann. Von Leonardo da Vinci, Titian, Pouſſin, Roſa, Holbein und andern der erſten Künſtler, die herrlichſten Sachen; durchaus nichts Mittelmäßiges, viel weniger noch etwas Schlechtes, findet ſich in der ganz ausgewählten Sammlung; ich denke, ſie bei gelinderem Wetter noch recht oft zu genießen.

Der Graf traf mich in ſeinem Bilderkabi-

nett, und führte mich hinauf in sein Arbeitszimmer, in welchem noch mehrere auserwählte Lieblinge hängen, besonders ein Lesueur und ein Poussin, die mir unbeschreibliches Vergnügen gemacht haben. Ich blieb zu ihrem angenehmen Familiendiner, das in jeder Rücksicht nichts zu wünschen übrig läßt, und hatte nach Tafel noch das Vergnügen, im traulichen Kabinet, bei lieblichem Kaminfeuer, eine angenehme Stunde mit einem sehr verständigen, kunstsinnigen Grafen Lamberg zuzubringen, der lange Zeit kaiserlicher Gesandter in Neapel war. Auch er soll eine sehr ausgesuchte Gemäldesammlung, besonders von Niederländischen Künstlern besitzen, und dann ist er auch im Besitz einer großen Sammlung sogenannter Hetrurischer Gefäße, die sich mit der des Ritters Hamilton soll messen können. Er war so gütig, mich zu sich einzuladen, und ich werde gewiß davon Gebrauch machen, sobald mich der Strudel, in dem ich umtreibe, zu einem freiwillig gewählten Gange kommen läßt.

Vor einigen Tagen habe ich mit der höchst-

liebenswürdigen Familie des Fürſten Lobkowitz ganz en Famille gegeſſen. Daß ich Dir doch nur einigermaßen ein Bild von der unausſprechlichen Güte und Milde im Charakter und im ganzen Weſen der edlen Fürſtin machen könnte! Sie mitten unter ihren ſchönen lieblichen zahlreichen Kindern zu ſehen, iſt mir ein unausſprechliches Vergnügen, und wie man an jeder Aeuſerung der zum Theil erwachſenen Prinzeſſinnen, an jedem Worte, jeder Bewegung auch der jüngern Söhne und der kleinſten, die liebevolle liberale Erziehung und Behandlung gewahrt, durch welche die ſchön heranwachſende Jugend zu einem veredelten weiter ausgebildeten Geſchlecht erzogen wird. So läſtige, oder doch ſtumme Tiſchnachbaren zehn- zwölfjährige Kinder oft noch zu ſein pflegen; ſo freut man ſich hier daran, jeden von ihnen zum Nachbar zu haben. Kein unverſtändiges Wort kömmt aus ihrem Munde, und doch ſind ſie recht lebhaft geſprächig, voll Naivetät und reinem kindlichem Sinn.

Ich kam den Mittag etwas zu ſpät: denn

ich hatte dem Fürſten zugeſagt, ihm einen Aufſatz über Singeſchulen, an denen es hier ganz fehlt, mitzubringen, und hatte mich dabei an meinem Schreibtiſche vergeſſen. Da hätteſt Du die gütige Vorſorge der Fürſtin ſehen ſollen, daß ich darüber nicht auch zu kurz käme. Und wie zärtlich beſorgt ſie für ihre andre Nachbarin, eine bejahrte Frau, war, von der ich hinterdrein ganz zufällig erfuhr, daß es die ehemahlige Erzieherin der Fürſtin ſelbſt war. Welche Lehre für ihre Kinder!

Einen Abend der vergangenen Woche hat mich der Graf Gröne, der mich durch Güte beſchämt, auch zu der Fürſtin Colloredo geführt, deren Gemahl ich bei der Durchreiſe in Prag auch ſah. Sie iſt eine Prinzeſſin Hohenzollern, Schweſter unſerer Gräfin Truchſes, eine ſehr angenehme graziöſe Frau, von ſchöner impoſanter Geſtalt, die mich überaus artig empfing. Ich fand da viel feine und ſchöne Welt zum Thee verſammelt, und lernte auch eine Ruſſiſche Dame, die Tochter des Generals Lunin kennen, von deren ſchönen Stimme ich ſchon viel Rühmens gehört

hatte. Sie ſang uns am Fortepiano recht viel mit einer wirklich ſchönen angenehmen Stimme, in der neueſten Italieniſchen Manier; ich werde ihre Bekanntſchaft nächſtens in ihrem Hauſe näher machen, und gerne oft mit ihr ſingen. Ein Poliſcher Graf Willohurſki akkompagnirte ihr, und ſang ſelbſt mit einer recht angenehmen Baßſtimme. Der Ton der ganzen hochanſehnlichen Geſellſchaft war wieder höchſt liebenswürdig und muſterhaft zwangles und angenehm. Wie wird den Graf Grüne der Wechſel befremden! —

Nun hab' ich auch Iphigenia in Aulis von Gluck geſehen, und die Vorſtellung hat mir in Ganzen viel Vergnügen gemacht. Demoiſelle Milder als Clytemneſtra, Demoiſelle Laucher als Iphigenia, und Herr Vogel als Agamemnon, waren jeder in ſeiner Art ſehr brav. Alle waren überaus prächtig und herrlich koſtumirt; man ſieht's in Paris nicht größer und ſchöner. Herr Radichi als Achill war es weniger, und auch von Seiten der Stimme und Aktion zu ſchwach für die Rolle, ſo angenehm er Manches

auch ſang. Der Sprache und Deklamation in den Rezitativen hörte man auch zu ſehr den Zwang an, den ſich der Italieniſche Sänger in einer ihm fremden Sprache anthun mußte. Ich habe den recht lieben zu gefälligen Mann bedauert, daß er nicht Gelegenheit hat, in ſeiner ſchönen Mutterſprache aufzutreten, mit einer angenehmen Italieniſchen Muſik, die ſeinem Talent für den ſentimentalen, gefälligen Geſang angemeßner wäre. Auch für die äußere Repräſentation war es ihm, bei ſeiner zärtlichen, leidenden Phyſiognomie und dem weichen ſentimentalen Spiel, zu gefährlich, zwiſchen Mademoiſelle Milder und Herrn Vogel aufzutreten. Beide hatten eine echt heroiſche antike Repräſentation, und zauberten den Zuſchauer durch Stellungen, Geberden und Kleiderwurf nicht ſelten in die antike Griechiſche Welt. Selbſt die Demoiſelle Laucher, die eine ſehr angenehme reizende Schauſpielerin iſt, erſcheint neben dieſen beiden zu modern in ihrem Spiel und Weſen. So gerne ſie auch jeder Maler zeichnen mag, hätte ſie doch keiner in einer ihrer Stellungen als

Iphigenia darstellen können. Sie hatte doch so ein herrliches bedeutendes Vorbild an Demoiselle Milder in der ersten Iphigenia gehabt! Wie herrlich diese wieder die starken kräftigen Sachen sang, ist nicht zu beschreiben. Der Gesang der Rolle bleibt viel in der Mitte und Tiefe, und dies schien ihrer schönen Stimme noch besonders vortheilhaft zu sein. Die Chöre waren wieder zu schwach, und erfüllten Glucks Idee auf keine Weise; das Orchester fast eben so wenig. Doch darüber enthalt' ich mich noch gerne des weitern Urtheils.

Am Donnerstag habe ich das schöne Quartett wieder gehört. Es wurden drei Quartetts, eins von Haydn, dann eins von Mozart, und zuletzt eins von Bethoven gespielt; dies letzte ganz besonders gut. Es war mir sehr interessant, in dieser Folge zu beobachten, wie die drei echten Humoristen das Genre, so jeder nach seiner individuellen Natur, weiter ausgebildet haben. Haydn erschuf es aus der reinen hellen Quelle seiner lieblichen originellen Natur. An Naivetät und heitrer Laune bleibt er daher auch immer der

Einzige. Mozarts kräftigere Natur und reichere Phantaſie griff weiter um ſich, und ſprach in manchem Satz das Höchſte und Tiefſte ſeines innern Weſens aus; er war auch ſelbſt mehr exekutirender Virtuoſe, und wußte daher den Spielern weit mehr zu; ſetzte auch mehr Werth in künſtlich durchgeführte Arbeit, und baute ſo auf Haydns lieblich phantaſtiſches Gartenhaus ſeinen Pallaſt. Bethoven hatte ſich früh ſchon in dieſem Pallaſt eingewohnt, und ſo blieb ihm nur, um ſeine eigne Natur auch in eignen Formen auszudrücken, der kühne trotzige Thurmbau, auf den ſo leicht keiner weiter etwas ſetzen ſoll, ohne den Hals zu brechen. Mehrmahlen iſt mir dabei Michel Angelo's ſtolzer kecker Gedanke eingefallen, das herrliche Pantheon als Kuppel auf ſeine Peterskirche zu ſetzen.

Beim Grafen Fries fand ich letzt Mittags auch einen lieben alten Bekannten, den braven Mahler Füger, den ich noch nicht aufgeſucht, weil er, als Direktor der kaiſerlichen Bildergalerie, draußen in Belvedere wohnt, und ich dieſes weiter entfernt geglaubt,

als ich's jetzt, nach dem guten Plan von Wien, finde. Auch gedacht' ich bei der Gelegenheit zugleich die herrliche Bildergalerie wieder zu besuchen; dazu war es aber zeither gar zu bitter kalt, und es halten mich die geselligen Vergnügungen noch zu warm.

Einer zahlreichen großen Assemblee von drei, vierhundert Personen hab' ich einen dieser Abende auch bei dem Baron Arenstein er beigewohnt, die mit den berühmten Assembleen der Madame Recamier in Paris Vieles und auch das gemein hatte, daß die Gesellschaft für das Lokal, so ansehnlich dieses auch ist, doch zu groß war, und sich wie Meereswogen auf und ab drängten. Ehe noch die ganze Gesellschaft beisammen war, spielte Frau von Pereira mit dem Fräulein von Kurzböck eine sehr brillante Doppelsonate von Steibelt recht meisterhaft, und dann mit unglaublicher Langmuth und Güte viele schöne Walzer, nach welchen sich schöne junge Welt in dem immer zunehmenden Gewühle lustig umdrehte. Sobald der äußerste Saal zum Souper eröffnet wurde, ent-

fernte ich mich: es war gegen Mitternacht. Mit welcher Würde und Grazie, und jedem Kommenden lieb und gefällig, die schöne prächtige Frau des Hauses die Wirthin machte, das muß man gesehen haben. Unter mehreren angenehmen neuen Bekanntschaften, die ich den Abend machte, ist mir die des Barons von Faßbender besonders interessant. Sein stattliches und gefälliges Aeußere nimmt schon leicht für ihn ein, und seine Unterhaltung, die eben so verständig als angenehm ist, läßt ihn bald sehr interessant werden. Er ist auch wegen seiner großen Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, mit der er lange, als des Erzherzogs Carls andre Hand, das wichtige Amt eines Generalintendanten der kaiserlichen Armee verwaltete, allgemein geschätzt und hochgeehrt.

Auch ein Morgenkonzert haben wir wieder gehabt im kleinen Redoutensaale. Eine Madame Bigot, deren Mann, ein braver gebildeter Berliner, Bibliothekar bei dem Grafen von Rusomovsky ist, gab das Konzert, und spielte mit großer Virtuosität das Forte-

piano. Fürs große Publikum war die Wahl der Stücke zwar nicht gut getroffen; denn sie hatte eins der schwersten Konzerte, und die allerschwersten bizarsten Variationen von Bethoven über ein sonderbares Thema von Acht Takten gewählt. Dem Kenner zeigte sie aber desto sicherer eine recht fest gegründete Virtuosität. Ihr Vortrag war überall, auch bei den größten Schwierigkeiten, vollkommen deutlich und rein, und besonders zeigte sie eine seltne große Fertigkeit und Sicherheit in der linken Hand. Das ganze Konzert bestand fast aus lauter Musik von Bethoven, der ihr Heiliger zu sein scheint. Zum Anfange ward eine sehr glänzende Symphonie von Bethoven recht brav und kräftig gespielt, und zum Schlusse seine herkulische Ouverture zum Coriolan, die sich hier im großen Saale besser ausnahm, als letzt im engen Zimmer. Mir kam dabei die Bemerkung, daß Bethoven sich selbst noch besser darin dargestellt, als seinen Helden. Die schöne Böhmin sang doch auch wieder eine Arie mit ihrer schönen hellen Stimme, und ein Duett mit Hrn.

Radichi, worin dieſer ganz beſonders vortheilhaft und angenehm erſchien.

Beim Fürſten Lobkowitz war für den Nachmittag eine Lektüre meiner Gozziſchen Oper verabredet; es fanden ſich aber beim Diner zufälliger Weiſe mehrere Italiener ein, die dazu nicht gepaßt hätten, und die eben ſo gern, als wir andern, auch noch die ſchöne liebliche Kaffeeſtunde am Kamin im Zimmer der edlen Fürſtin genießen mochten.

Freitag ſah ich auch die zweite Vorſtellung des adeligen Liebhabertheaters mit recht vielem Vergnügen. Sie gaben zwei kleine Stücke, ein ſentimentales: der Korb, und das Schloß Limburg, eigentlich die Franzöſiſche Oper, Adolphe et Clara ou les deux prisonniers, als Schauſpiel, ohne Muſik. Beide Stücke aber, beſonders das letzte, wurden überaus gut zuſammengeſpielt. In beiden ſpielte der junge Landgraf von Fürſtenberg mit anziehender Naivetät und Grazie. Es iſt ein ganz ausgezeichnetes beſtimmtes Künſtlertalent. Mit ihm ſpielte eine Gräfin Kienburg, dünkt mich, die erſte

Frauenrollen auch sehr gut, und es ward eigentlich nichts schlecht, mehreres, das ich in diesem Augenblick nicht so namhaft zu machen weiß, vielmehr noch recht gut gespielt. Die Gesellschaft des kleinen Theaters, welches sich diese Kunstfreunde in dem Hause einer entfernten Vorstadt eingerichtet haben, bestand großentheils aus den fürstlichen und gräflichen Familien der Spielenden; doch waren auch Billets an mehrere Kunstfreunde der Stadt und an Fremde ausgegeben, und der untere Raum, wie die obere Galerie, waren ganz mit Zuschauern angefüllt, die sehr lebhaften Antheil an dem angenehmen Schauspiel nahmen, und mit Sinn und Diskretion ihren Beifall zu erkennen gaben. Die Musik bestand aus einer recht angenehmen Harmonie von acht Blasinstrumenten; die beste Musik zu solchen kleinen Schauspielen, besonders wenn die Musiker so klug sind, mehr heitere und lustig unterhaltende kleine Stücke zu wählen, als größere ausgeführte Sätze, die von Seiten der Ausübenden eine vollkommne Exekution, und bei den Zuhörern eine größere

Ruhe und Aufmerksamkeit voraussetzen, als man in solchen Augenblicken zwischen den Akten beobachten mag. Da unterhält man sich lieber mit seinen Nachbarn und mit den Freunden der Spielenden über das Spiel, das eben Vergnügen gemacht hat. Zwischen den Akten ward auch Gefrornes, Limonade und Orgeade herumgegeben. Von Distinktion in den Plätzen, oder der Bewirthung war hier auch wieder durchaus nichts zu bemerken, und so behauptet sich hier überall der beste gesellschaftliche Ton. Wie wohl es hier auch allen Fremden wird, das macht oft eine ganz seltene Uebereinstimmung in Gesellschaften: es bleibt darüber gar nichts zu diskutiren noch zu wünschen. Dennoch ist der ehmahlige große allgemeine Aufwand sehr beschränkt, der freie Zutritt zu den Tafeln der großen Häuser ist gar nicht mehr so allgemein, als ehmahls; Künstler scheinen nur noch darin eine glückliche Ausnahme zu machen. Die Tafeln selbst sind lange nicht mehr so üppig splendid servirt, wiewol äußerst fein, und immer noch reich. Für mich hat Wien dadurch gar sehr gewonnen.

Auch füg' ich noch gern hinzu, daß nur in Einem ſinnlichen Genuß der Luxus ſichtbarlich geſtiegen iſt, das iſt in fremden Weinen. Auf allen großen und ſplendiden Tafeln findet man jetzt die feinſten Franzöſiſchen Weine, die unter zehn Gulden die Bouteille nicht zu haben ſind, und mehr und beſſer wird beſonders noch der feinſte Champagner, der nicht mußirende, wol nirgends getrunken, als in den großen und feinen Häuſern Wiens. Man trinkt ihn oft während der ganzen Mahlzeit aus großen Becher- oder Kelchgläſern. Doch ſah ich nirgend eigentliche Trinkgelage.

Funfzehnter Brief.

Wien, den 21. December 1808.

Eine neue Einrichtung bei der Generaldirektion der Theater, nach welcher der Fürſt Eſterhazy das Präſidium bei der Direktion, der Fürſt Lobkowitz aber die beſondere Oberdirektion der Opern hat, ſetzt mich in die Nothwendigkeit, daß ich mich mit zwei ſehr verſchiedenen Arbeiten zugleich beſchäftigen muß. Der Fürſt Eſterhazy, der ſich beſonders für das Theater an der Wien, das ehmahlige prächtige Schikanederſche Theater, als ſein erkauftes Eigenthum, intereſſirt, wünſcht, daß ich dafür zuerſt meine romantiſch-komiſche Oper fertig machen ſoll. Dagegen der Fürſt Lobkowitz, der ſich mehr für die große heroiſche Oper, und, wie ich glauben darf, auch beſonders noch für mich und mein wahres Beſte intereſſirt, wünſcht mit andern von der Direktion, daß ich auf einem der kaiſerlichen

Hof- und Stadttheater, welche die vorzüglichſten Künſtler und das beſte kunſtverſtändigſte Publikum haben, zuerſt mit meiner Bradamante erſcheinen ſoll; mir wäre dies auch das Liebſte. Um aber keinen meiner Beſchützer unbefriedigt zu laſſen, und bis ſie unter ſich darüber einig ſind, halt' ich mich zu beiden Arbeiten, und habe auch den dritten Akt der Gozziſchen Oper faſt vollendet. Mit der Bradamante geht es unterdeſſen auch glücklich vorwärts.

Alte gute Bekannte hab' ich in Brockmann und Lange wiedergeſehn und beſucht. Ich ſah ſie zuerſt in der Phädra beide ſehr brav ſpielen, und lernte auch Madame Weiſſenthurn als eine brave Künſtlerin in der Phädra kennen, und zugleich ein ſehr liebes vielverſprechendes Talent in Demoiſelle Adamberger als Aricia, der ähnlichen Tochter der vortrefflichen Schauſpielerin, die ſo lange die Freude von Wien war, und die auch mir ehedem ſehr großes Vergnügen gewährt hat. Es war das erſte große Schauſpiel, das ich hier ſah, da mich zeither die Opern und Ope-

retten absichtlich ganz beschäftigten. Das Stück ward für die Familie von Schiller gegeben, und dazu eine Todtenfeier, welche ein Graf Benzel, dünkt mich, aus lauter Schillerschen Versen und Erscheinungen aller seiner großen Theaterhelden gar künstlich zusammengesetzt hat. Es war ein buntes unterhaltendes Schauspiel fürs Volk, das zugleich eine Art von Theater-Revue für die ganze Truppe gewährte. Das Haus war gepreßt voll, und es wäre vielleicht nicht möglich gewesen, noch zwanzig Menschen darin zu plaziren. Ohne die Erlaubniß der Fürstin von Lobkowitz, mit ihr und ihrer Familie in ihrer Loge zu sein, hätt' ich es schwerlich zu sehn bekommen. Schon vor mehreren Tagen, da ich nur eben erst davon reden hörte, hatte man schon fünfhundert Gulden für eine Loge, und einhundert Gulden für einen gesperrten Sitz geboten. Das Publikum zeigt sich bei dieser Gelegenheit, wie es einem so großen und reichen Publikum ziemt, und der Ertrag wird sich gewiß vor allen vorhergegangenen Veranstaltungen zu demselben Zweck vortheilhaft auszeichnen. Es

war ganz unerhört kalt im Theater, selbst in den ausgeschlagenen, mit Fußteppichen und Vorhängen versehenen Logen.

Tags darauf gab wieder eine Demoiselle Lungi ein Morgenkonzert im kleinen Redoutensaal, und ließ sich auf dem Fortepiano und der Harfe hören, recht sehr gut, und mehr noch, recht schön, denn sie wußte einen schönen Körper ganz außerordentlich vorteilhaft geltend zu machen, besonders beim Harfenspiel, wobei sie sich so überaus mannichfach, und doch immer graziös zu stellen und zu geberden wußte, daß wir den ganzen schönen Körper nach allen Seiten zu sehen bekamen. Ihr Harfenspiel selbst war aber auch ganz besonders delikat und gefällig. Demoiselle Fischer sang eine sehr schwere Arie überaus brav, und Radichi auch eine gefällige Arie sehr gut und angenehm. Beim Diner des Grafen Fries lernt' ich nachher einige alte namhafte Kenner der Tonkunst kennen, die mir die Ehre anthaten, mich zu den alten soliden Komponisten zu zählen.

Mit einem sehr lieben Manne, mit dem

ich mich oft beim Grafen Fries zusammenfinde, dem königlich Sächsischen Legationsrath Herrn Griesinger, suhe ich nach Tafel zu der Witwe des verewigten Mozarts nach einer entfernten Vorstadt hinaus, und wir fanden sie im Kreise einiger Freundinnen heiter, aber nicht ganz wohl. Sie erinnerte sich noch des Besuchs, den sie Euch vor einigen Jahren in meiner Abwesenheit in unserm lieben Giebichenstein gemacht hat. Die angenehme, noch recht gut konservirte Frau hat zwei erwachsene Söhne. Der jüngste, funfzehnjährig, dünkt mich, hat sich bereits als Komponist, wie man mir sagt, vortheilhaft gezeigt; soll aber des äußern Antriebs bedürfen; darum hat ihn die Mutter zu einem Polischen Grafen nach Gallizien gegeben, in dessen Hause viel Musik getrieben werden soll. Der älteste war schon in einer Handlung, hat diese aber, aus Liebe zur Musik, wieder verlassen, und studirt die Kunst anjetzt in Italien bei Azioli. Der Himmel segne ihre Vorsicht und Wahl. Es wäre eine seltne Erscheinung, wenn die Söhne eines so großen Künstlers

wieder große Künſtler in derſelben Kunſt wür-den. Eine Erſcheinung, die man wol nur in der Bachiſchen Familie ſo auffallend er-lebt hat.

Den Abend hatten wir einen ſehr intereſſanten muſikaliſchen Abend beim Fürſten Lobkowitz, wo die ganze große ſchöne Welt wieder beiſammen war, um die Gräfin Lunin ſingen zu hören. Mit einer unglaublichen Dauer und Kraft hat dieſe junge Dame von neun Uhr bis nach Mitternacht faſt ununterbrochen geſungen, und in ſehr verſchiedenen Stücken gar große Geſchicklichkeit gezeigt, ihre angenehme Stimme von der vortheilhafteſten Seite geltend zu machen, und Alles, was die neueſte Italieniſche Manier Angenehmes und Reizendes hat, mit Effekt anzubringen. Außer mehreren großen Arien und Romanzen ſang ſie mehrere Duetten und Terzetten, und hat darin Alles, was der Fürſt ſonſt noch an guten Stimmen dazu eingeladen hatte, müde geſungen, ohne daß ſie ſelbſt in mindeſten angegriffen zu ſein ſchien. Dieſe Dauer und jene Klugheit müßte man allen großen Sän-

gerinnen wünschen, die so selten das eigentliche Wesen ihrer Stimme recht kennen, und das Effektuirende so sicher an der rechten Stelle anzuwenden wissen. Dies gab keine uninteressante Unterhaltung mit dem Vater der Gräfin, der bei Tafel, zu der wir gegen Ein Uhr gingen, mein Tischnachbar wurde, und in dem Talente seiner Tochter nicht wenig glücklich war.

Mit unserm braven Violinisten Seidler, den ich hier in dem Hause eines Russischen Generals Germeleſs finde, dessen Sohn er in der Violine unterrichtet, und in dessen Hause er selbst wie ein Sohn mit allen angenehmen Bequemlichkeiten lebt, und dabei ansehnlichen Gewinn hat, mit dem weilt' ich einen Nachmittag in der Leopoldsstadt das Krippenspiel (ein Volkspuppenspiel für die Adventzeit) und den Gaspert besuchen; beides mißlang aber. Das erste ward aus Mangel an Zuschauern, die eigentlich nur des Sonntags zur lustigen Erbauung danach zu laufen pflegen, gar nicht gegeben: wenn wir die Lichte bezahlen wollten, erbot sich der Unternehmer anzufangen;

das schien uns aber nicht der Mühe werth, da bei einem solchen Schauspiel die Zuschauer oft das beste Schauspiel geben. Beim Caspert war es des Abends aber so schlecht bestellt, daß sie sich zu einem heroischen Stück verstiegen, oder, für sie eigentlich, sich herabgelassen hatten. Es ward von den Spaßvögeln mit ungeheurem Schluchzen und Jammern in Thränen schwimmend gegeben; das Publikum aber, einmahl auf der Stelle an's Lachen gewohnt, belachte jede lebhafte Bewegung der Ritter und Nonnen; so daß das auf bittern Ernst abgesehene Spiel der sich mächtig Abarbeitenden für uns zur wahren Parodie wurde. Doch hielten wir uns nicht lange auf. Das Merkwürdigste für uns war ein junger hübscher Ritter, der es besonders tragisch nahm, und mitten unter diesen Wienern, Salzburgern und Tirolern in völlig Preußischem Dialekt sprach. Nach einiger Erkundigung erfuhren wir denn auch, daß es ein verunglückter Preußischer Offizier sei. Das Theater war übrigens sehr hübsch und recht ansehnlich, auch ziemlich angefüllt von Menschen aus allen

Ständen, die Galerien vorzüglich mit recht hübschen Mädchen in Linzer Hauben, die sich unter den reichen, schweren goldstoffenen Hauben, die fast alle dienende Mädchen hier tragen, ganz besonders in der Form unterscheiden. Wie lieblich und hübsch das weibliche Geschlecht hier in Wien ist, läßt sich schwer beschreiben, da das Charakteristische daran eben keine Schönheit nach bestimmten, leicht zu bezeichnenden Formen ist; es ist vielmehr ein wahrer Liebreiz, der in Miene und Blick besteht, und in einem angenehmen freien Tragen und Bewegen des Körpers. Doch ist auch eine weiche runde Form des Gesichts, eine feine Nase und Grübchen in den runden Backen und im runden Kinn, bei hellen freundlichen Augen, schöner Haut und reinem Blut ein Gesichtscharakter, den man häufig hier sieht. So ist auch die Gestalt selten groß und stark, meistens von angenehmer Mittelgröße und Fülle. Unverkennbare Gutmüthigkeit und Lustigkeit giebt diesem gefälligen Wesen einen überaus anziehenden lieblichen Charakter. Nachdem wir uns so etwas auf den verschiedenen Plätzen

umgesehen hatten, kehrten wir doch lieber nach Seidlers Wohnung zurück, wo uns der Graf ganz vortrefflichen Russischen Thee in dem elegantesten Theegeschirr serviren ließ.

Glucks Iphigenia in Aulis hab' ich auch zum zweiten Mahl gesehen, und wieder meine Beobachtungen über den Effekt der Komposition gemacht, und Vergleichungen zwischen beiden Iphigenien des großen Meisters angestellt. Die hiesige Aufführung ließ auch solche ruhiger anstellen, als ehemahls die Pariser. Damahls war mir freilich die ganze Sache auch neu, seitdem bin ich durch Betrachtung und eigne Arbeit mit ihr vertrauter, als mit irgend einer andern Erscheinung in der Kunst geworden. Damahls machte der erste Akt dieser Oper gerade einen so gewaltigen, hinreißenden Eindruck auf mich, daß ich, trotz aller angewandten Aufmerksamkeit, nicht ergründen konnte, worin wol eigentlich der kraftvolle Zauber des Akts bestand. Hier thut gerade dieser Akt die geringste Wirkung. Es muß also damahls mehr in der kraftvollen, nach unsern Begriffen und modernen Kraftäuße-

rungen, bis zur höchsten Uebertreibung gesteigerten Lebhaftigkeit der Ausführung auf der Bühne und im Orchester gelegen haben, als in der Arbeit selbst, die hier gerade in diesem Akt nicht selten klein und leer erscheint. Aber welche Scenen, welche Deklamation und ganze einzelne Singstücke in den folgenden Akten! Dennoch hab' ich mich überzeugt, daß die Iphigenia in Tauris ein größeres kraftvolleres Ganzes ist, und in der Wahrheit und Kunst der Rezitative, besonders in der Rolle des Orests, alle andere Meisterwerke Glucks übertrifft.

Das fortdauernde herrliche Winterwetter, welches wir hier haben, läßt mich nun auch manche entfernte Gänge und Besuche machen. So hab' ich letzt an einem schönen Morgen auch Füger in seiner herrlichen Wohnung in Belvedere besucht. Welche unbeschreiblich schöne Lage hat dieses Lustschloß, das sich der große Eugen erbaute. Auf einer sehr ansehnlichen Höhe liegt es über einem großen sanft abterrassirten Garten, und dominirt die Aussicht über die ganze Stadt und ihre herrlichen

Umgebungen. Selbst in dieser Jahreszeit ist der Gang hinan recht angenehm, in dem regelmäßigen Französischen Garten, der sich zu einem fürstlichen Prachtgebäude überall besser schickt, als der romantische-Englische Garten, da wir nur wenig Schnee haben, und die Gänge ordentlich und reinlich gehalten werden. Mit jeder höhern Terrasse erweitert sich die Aussicht, und wird immer reicher und reicher. Daneben liegt der große, sehr schön ins Auge fallende Schwarzenbergsche Sommerpalast, der einen größern Umfang noch hat, und der auch in seiner innern Einrichtung sehr sehenswerth sein soll. Da ich das Glück habe, dem Fürsten von Schwarzenberg, der, wie die ganze Familie, ein Muster von Güte und Humanität ist, bekannt zu sein; so hoff' ich, den Sommerpalast auch nächstens in seinem Innern kennen zu lernen. Vieles der Art verspare ich mir auch in der Hoffnung, daß es mir doch wol noch gelingt, bis zum Frühjahr hier zu bleiben, für die bessere Jahrszeit.

Die Kälte hielt mich letzt auch ab, die herrliche kaiserliche Bildergalerie zu besuchen,

welche anjetzt den Palaſt von Belvedere zum Theil anfüllt. Ich erinnere mich ihrer großen Schätze, die ſie aus der alten Italieniſchen und Deutſchen Schule, auch wol aus der Niederländiſchen beſitzt, von meinem erſten Wieneraufenthalte noch mit großem Vergnügen, und freue mich jetzt ſehr darauf, ſie in ihrer neuen Anordnung, durch Herrn von Mechel aus Baſel, der auch ein ausführliches räſonirendes Verzeichniß davon angefertigt, an der Seite des trefflichen Fügers wiederzuſehen und zu genießen. Dieſen fand ich letzt in ſeiner angenehmen gemüthlichen Wohnung in einem Seitengebäude des Schloſſes, neben ſeinen artigen Töchtern, und mit zwei Magdalenen beſchäftigt; eine kleinere, die einen überaus angenehmen weichen Charakter hat, und die er nun auch in Großen auszuführen beſchäftigt iſt. Beides werden gewiß Gemählde im angenehmen gefälligen Charakter von ausgezeichnetem Werthe.

Ein Fürſt Zinzendorf, der bald nach mir den ſteilen Fahrweg mit ſechs Pferden herangefahren kam, belebte als ein Mann von

Welt und ſeiner Kunſtkenntniß, die Konverſation, die über Kunſt in Italien und Frankreich ganz lebhaft geführt wurde. Nichts in der Welt nähert und verbindet Menſchen doch ſo leicht als die ſchöne Kunſt; nichts klingt ſo leicht und gefällig wieder an, und ſtimmt zu genußreichem Einklang und Wohlklang ſo freundlich ein. Wenn dazu noch der gerundete behagliche Wiltton kömmt, der den der ruhigen Betrachtung und dem wohlthuenden Genuß ſich Hingebewen vor jeder ſtörenden unangenehmen Berührung ſichert; ſo iſt wol nichts, was das Leben mehr verſüßen und beglücken kann, als Kunſtgenuß in gleichgeſtimmter ſinniger Geſellſchaft

Sechzehnter Brief.

Wien, den 25. December 1808.

Die verflossene Woche, in welcher die Theater verschlossen, und die Abende mit öffentlichen Musikaufführungen und Konzerten besetzt waren, kam ich mit meinem Eifer und Vorsatz, Alles hier zu hören, in nicht geringe Verlegenheit. Besonders war dies der Fall am 22sten, da die hiesigen Musiker für ihre große treffliche Witwenanstalt im Burgtheater die erste diesjährige große Musikaufführung gaben; am selbigen Tage aber auch Beethoven im großen vorstädtschen Theater ein Konzert zu seinem Benefiz gab, in welchem lauter Kompositionen von seiner eignen Arbeit aufgeführt wurden. Ich konnte dieses unmöglich versäumen, und nahm also den Mittag des Fürsten von Lobkowitz gütiges Anerbieten, mich mit hinaus in seine Loge zu nehmen, mit herzlichem Dank an. Da haben wir denn auch in der bittersten Kälte von halb

ſieben bis halb elf ausgehalten, und die Erfahrung bewährt gefunden, daß man auch des Guten — und mehr noch, des Starken — leicht zu viel haben kann. Ich mochte aber dennoch ſo wenig, als der überaus gutmüthige, delikate Fürſt, deſſen Loge im erſten Range ganz nahe am Theater war, auf welchem das Orcheſter und Bethoven dirigirend mitten drunter, ganz nahe bei uns ſtand, die Loge vor dem gänzlichen Ende des Konzerts verlaſſen, obgleich manche verfehlte Ausführung unſre Ungeduld in hohem Grade reizte. Der arme Bethoven, der an dieſem ſeinen Konzert, den erſten und einzigen baaren Gewinn hatte, den er im ganzen Jahre finden und erhalten konnte, hatte bei der Veranſtaltung und Ausführung manchen großen Widerſtand und nur ſchwache Unterſtützung gefunden. Sänger und Orcheſter waren aus ſehr heterogenen Theilen zuſammengeſetzt, und es war nicht einmahl von allen aufzuführenden Stükken, die alle voll der größten Schwierigkeiten waren, eine ganz vollſtändige Probe zu veranſtalten, möglich geworden. Du wirſt er-

staunen, was dennoch Alles von diesem fruchtbaren Genie und unermüdeten Arbeiter während der vier Stunden ausgeführt wurde.

Zuerst eine Pastoralsymphonie, oder Erinnerungen an das Landleben. Erstes Stück: Angenehme Empfindungen, welche bei der Ankunft auf dem Lande im Menschen erwachen. Zweites Stück: Scene am Bach. Drittes Stück: Frohe Unterhaltungen der Landleute; drauf fällt ein viertes Stück: Donner und Sturm. Fünftes Stück: Wohlthätige, mit Dank an die Gottheit verbundene Gefühle nach dem Sturm. Jede Nummer war ein sehr langer, vollkommen ausgeführter Satz voll lebhafter Mahlereien und glänzender Gedanken und Figuren; und diese eine Pastoralsymphonie dauerte daher schon länger, als ein ganzes Hofkonzert bei uns dauern darf.

Dann folgte als sechstes Stück eine lange Italienische Scene, von Demoiselle Kilizky, der schönen Böhmin, mit der schönen Stimme gesungen. Daß das schöne Kind heute mehr zitterte als sang, war ihr bei der grimmigen Kälte nicht zu verdenken: denn

wir zitterten in den dichten Logen in unsere Pelze und Mäntel gehüllt.

Siebentes Stück: ein Gloria mit Chören und Solo's, dessen Ausführung aber leider ganz verfehlt wurde. Achtes Stück: ein neues Forteviano-Konzert von ungeheurer Schwierigkeit, welches Bethoven zum Erstaunen brav, in den allerschnellsten Tempis ausführte. Das Adagio, ein Meistersatz von schönem durchgeführtem Gesange, sang er wahrhaft auf seinem Instrumente mit tiefem melancholischem Gefühl, das auch mich dabei durchströmte. Neuntes Stück: Eine große sehr ausgeführte, zu lange Symphonie. Ein Kavalier neben uns versicherte, er habe bei der Probe gesehen, daß die Violoncellpartie allein, die sehr beschäftigt war, vier und dreißig Bogen betrüge. Die Notenschreiber verstehen sich hier freilich aufs Ausdehnen nicht weniger, als bei uns die Gericht- und Advokatenschreiber. Zehntes Stück: ein Heilig wieder mit Chor und Solopartieen; leider wie das Gloria in der Ausführung gänzlich verfehlt.

Elftes Stück: eine lange Phantasie, in

welcher Bethoven seine ganze Meisterschaft zeigte, und endlich zum Beschluß noch eine Phantasie, zu der bald das Orchester und zuletzt sogar das Chor eintrat. Diese sonderbare Idee verunglückte in der Ausführung durch eine so komplette Verwirrung im Orchester, daß Bethoven in seinem heiligen Kunsteifer an kein Publikum und Lokale mehr dachte, sondern drein rief, aufzuhören und von vorne wieder anzufangen. Du kannst Dir denken, wie ich mit allen seinen Freunden dabei litt. In dem Augenblick wünschte ich doch, daß ich möchte den Muth gehabt haben, früher hinaus zu gehen.

Denselben Morgen hatte ich auch schon bei Schupanzig drei schöne Quatuor von Haydn, Mozart und Bethoven gehört, unter denen besonders das Mozartsche, von ganz eigner seltner Lieblichkeit und Naivetät, überaus schön ausgeführt wurde. Musik hatte ich also für den Tag vollauf.

Endlich habe ich denn auch ein ruhiges komfortables Privatlogis gefunden, worauf ich den ganzen Monat lang im Römischen Kaiser, wo ich übrigens sehr gut, nur zu un-

ruhig für mein Geschäft war, habe warten müssen, ungeachtet ich mich täglich in der ganzen Stadt danach umgesehen hatte. Es ist Alles gepropft voll von Fremden; und selbst dieses Logis habe ich nur dem Umstande zu verdanken, daß es nicht im Mittelpunkt der Stadt, in einer der besuchtesten Straßen liegt, und in einem für Wien ungewöhnlich kleinen Hause von zwei Stocken ist. Meinen Hauptgönnern, besonders dem Fürsten Lobkowitz, und den Stadttheatern bin ich darum doch nahe. Dort habe ich aber die Bequemlichkeit, sehr ruhig in einem Stocke ganz allein zu wohnen und weniger Geräusch auf der Straße vor dem Hause zu haben; denn obgleich es am Anfange der Sailerstadt, auf einem ziemlich freien Platze liegt, und mir der Erzherzog Karl ganz gegen über, und ein Fürst Dietrichstein dicht neben mir an wohnet; so leben doch diese beiden Herren gerade so zurückgezogen, daß nur selten veranstaltete große Feten einmahl Leben und Geräusch um ihre Häuser veranlaßt. Endlich habe ich für dieses Logis, das sehr hübsch und recht elegant möblirt ist, selbst an einer

sehr zierlichen Wanduhr fehlt es dem Zimmer nicht, die für Wien, wo die Wohnung der einzige theure Artikel ist, sehr geringe Miethe von dreißig Gulden monatlich zu bezahlen, nach unserm Gelde nicht über zehn Thaler, und die Hälfte für die Heizung eines großen Zimmers. In der allerbelebtesten Gegend, beim Stock am Eisen, hatte ich für zwei Zimmer schon hundert Gulden monatlich vergeblich geboten.

Die Wohnung allein ist hier aber auch nur theuer; sonst muß einer, der aus dem nördlichen Deutschland kömmt und gewohnt ist alle jene hohen Preise mit baarem Gelde zu bezahlen, unaufhörlich sich verwundern, wie viel er hier mit seinem in Papiergeld umgesetzten Gelde oder Kredit ausrichten kann. Nicht die Hälfte von dem giebt man hier aus, was man in Städten, wie Berlin, Leipzig, Hamburg und in ganz Niedersachsen gebraucht.

Glücklicher Weise ist das Direktorium nun auch darüber eins geworden, daß ich meine Bradamante zuerst für die großen Hof-Stadttheater fertig mache, und hat mir eine

ungewöhnlich hohe Belohnung dafür zugestanden. Nun werde ich, wenn ich erst mein ruhiges helles Logis bezogen habe, den Vormittag ganz der Arbeit widmen; nur den Mittag die guten und großen Häuser besuchen, die mir so liberal ihre Tafel angeboten haben, den Abend dem Schauspiel oder den kleinern Theegesellschaften und die letzten Abendstunden der ruhigen Lektüre und Betrachtung widmen. So werde ich hier ein Leben führen, wie sichs der Künstler nur immer wünschen mag und auch an mir selbst, vielleicht mehr als je einer, erfahren und empfinden, daß Wien, mit seinen trefflichen kunstliebenden, genußfähigen Einwohnern, die wahre Residenz des Künstlers ist. Ja Wien ist eine einzige, wahrhaft große Stadt, und das gutmüthige, liebenswürdige Volk übertrifft noch bei weiten den guten Begriff, den ich ehemahls schon von meinem frühern kürzern Aufenthalt mit hinwegnahm. Sie haben vielleicht auch seit den fünf und zwanzig Jahren in Manchem gewonnen; verloren haben sie durch den Krieg nichts, als ein damahls wol zu allgemeines üppiges Durchein-

andertreiben und Schwelgen. Wer sollte sich das aber in der Ferne wol denken, daß nach solchem Kriege und Frieden, die Nation sich so schnell in zwei, drei Jahren wieder ganz erholen und herstellen könnte. Es ist aber auch vielleicht die einzige Nation, die ihr Mark noch beisammen hat, die nie gedrückt und ausgesogen wurde.

Wie wahrhaft großstädtisch hier auch alle Polizeianstalten sind! Die Beleuchtung ist von früh Abends an, wenn es noch kaum anfängt dunkel zu werden, bis spät in die Nacht, vortrefflich. Beständig laufen Lampenanzünder hin und her, um nach den Lampen zu sehen, sie zu richten und zu putzen, sobald sie anfangen dunkler zu brennen. Das Steinpflaster aus behauenen viereckigen Steinen ist ganz vortrefflich und wird mit großer Sorgfalt unterhalten. Keine Stadt kömmt darin Wien gleich.

Die Reinlichkeit auf den Straßen wird mit unglaublicher Anstrengung unaufhörlich besorgt. Seit einigen Tagen gewährt ziemlich häufiger Schnee den Einwohnern den seltnen Spaß des Schlittenfahrens, und schon sind eine Menge Schlitten im Gange, und Wagen,

selbst die meisten Fiaker, sind auf Schlitten gebunden. Das unaufhörliche Treiben in den engen Straßen hatte nun den Schnee kaum anfangen lassen sandig zu werden; so waren gleich alle Hauptstraßen voll Schaufler und voll vierspänniger großer Wagen, den Schnee fortzuschaffen, die von früh Morgens bis spät in die Nacht hinein beschäftigt blieben.

Das sehr häufige Fahren macht das Gehen auch gar nicht beschwerlich, noch weniger gefährlich. Die Kutscher fahren so überaus geschickt und vorsichtig, suchen sich immer möglichst von den Häusern abzuhalten und durch Rufen den Fußgänger aufmerksam zu erhalten; so daß man mitten unter dem ärgsten Gewühle von Wagen und Menschen mit der größten mir noch oft ganz auffallenden Gelassenheit geht. Man hat auch hier fast kein Beispiel, daß Menschen übergefahren wurden, ungeachtet es oft das Ansehn hat, als gäben sich die Leute alle mögliche Mühe, sich überfahren zu lassen. Auch das häufige Herausfahren aus großen Häusern, bei deren offen stehenden Thorwegen man immer dicht vorüber

zu gehen hat, befährdet den Fußgänger hier nicht wie in Paris. Es geschieht langsam, vorsichtig; es wird immer vorher gerufen, meistens tritt auch der Portier solcher großen herrschaftlichen Häuser vorher aus dem Hause, und salutirt seine Herrschaft beim Hinausfahren.

Die Polizei ist überhaupt in allen Stükken so vortrefflich, wie ich sie noch nirgend fand, und nirgend sieht man weniger Polizeibeamte als hier, obgleich sie bei den geringsten Vorfällen doch gleich bei der Hand sind. Man hört auch nirgend von Exzessen und Unglück, selbst keine Zänkereien und Schlägereien wird man hier auf den Straßen gewahr. Durchaus nichts der Art habe ich hier noch erlebt, ungeachtet ich doch bisher den größten Theil des Tages und selbst oft spät Abends auf den Straßen gewesen bin, und meistens zu Fuße; denn nur zu entfernten Wegen oder den wenigen Veranlassungen, bei denen man in Schuhen erscheinen muß, bedien' ich mich des Wagens; obgleich das recht gute Fuhrwerk mit den Fiakern, die auf allen Plätzen und in allen Hauptstraßen häufig halten, hier

gar nicht theuer iſt, wenn gleich mehr als noch einmahl ſo theuer, als vor fünf und zwanzig Jahren. Damahls lebte man auch faſt für nichts hier in Wien. Ich liebe aber das lebhafte Gewühl in dieſer guten Stadt, und miſche mich überall gerne unter die luſtige Menge, die aus Allem einen Spaß macht. Wenn auch Leute bei dem großen Gedränge häufig gegen einander laufen, wird's entweder nicht bemerkt, oder belacht; um Verzeihung wird ſelten gebeten, wie ſehr man ſich auch drängt und ſchiebt. Selbſt die zierlichſten Frauen und Mädchen gehen und hüpfen oft ganz leicht und unbefangen durch dieſes bunte Gewühle, und erfahren nie die mindeſte unfreundliche Begegnung.

Der zweiten großen Muſikaufführung für die Muſikerwitwen habe ich zum Theil beigewohnt, nachdem ich vorher eine halbe Stunde in dem entlegenen Vorſtadttheater an der Wien war, um einen ſehr braven Violiniſten, Herrn Clemens, zu hören, der auch eben an demſelben Tage wieder ſein jährliches Benefizkonzert gab; es war indeß, wie auch geſtern, in

beiden Theatern ziemlich voll. Im Burgtheater ward ein sehr altes Oratorium, Tobia von Haydn gegeben, eine seiner frühsten Arbeiten, die man wol nur eben hervorzog, um auch damit noch sein höchstes Alter zu ehren. Indeß lernte ich bei der Gelegenheit eine vortreffliche Contraaltstimme in der Demoiselle Marconi kennen, eine der schönsten Stimmen der Art, die ich je gehört habe. Dabei war sie ganz ausgebildet in der trefflichen Manheimer Schule, sie ist aus Manheim, und sang mit großem ruhigem Vortrage; besonders schön rezitirte und deklamirte sie die Rezitative. Für mich war dieses ein doppelter Gewinn; denn ich beschloß gleich, ihr eine der Hauptrollen in meiner Oper zu geben. Ihretwegen that mir's leid, die Musik vor dem Ende verlassen zu müssen; aber bei dem Fürsten von Lobkowitz war auch für den Abend ein Konzert veranstaltet, um zwei schöne Sängerinnen zu hören, die mir wirklich großes Vergnügen gewährten. Die eine war das Fräulein von Goubeau, das ich letzt bei dem Thé dansant kennen lernte. Sie

hat eine große, prächtige Stimme von Umfang und reinem Silberklange; wenn sie die in einer guten echten Schule recht gebrauchen lernen wird, so muß sie eine große Sängerin werden. Die andre, die Tochter oder Pflegetochter einer Polischen Gräfin Potocki, ein interessantes Mädchen von funfzehn, sechzehn Jahren, die mit einer weniger großen, etwas bedeckten Stimme sehr interessant sang, mit Geist und Gefühl. Die Mutter, als sie meine Freude an dem schönen Talent sah, war so gütig mir zu verheißen, daß sie bald einen Kunstabend veranstalten wollte, an welchem ich alle Talente ihrer Tochter, auch im Tanzen und in Attitüden kennen lernen sollte. Es ward bei dem an Musik ganz unersättlichen Fürsten wieder von acht bis zwölf Uhr in einem fort gesungen; besonders wurden recht viele angenehme Ensemblestücke aus Weiglschen Italienischen Opern gesungen, in denen die jungen Damen Manches zu extemporiren hatten und auch dabei recht gut bestanden.

Als es nach Mitternacht zur Tafel ging, wollte ich mich fortschleichen; aber ein liebens-

würdiger Fürſt Kinski, den ich ſamt ſeiner ſchönen, intereſſanten Gemahlin, den Abend erſt, als die Geſellſchaft ſich etwas verminderte, recht hatte kennen lernen, lud mich auf eine ſo verbindliche Art ein, mich neben ihn zu placiren, daß ich nicht anders als gerne da bleiben konnte. Auch hatt' ich's auf keine Weiſe zu bereuen. Der feine kunſtliebende Fürſt hatte die Idee, ſich für ſein Haus ein vollkommnes Quatuor zu verſchaffen, hatte den großen Violoncelliſten Romberg bei ſeinem letzten Aufenthalte in Wien dazu ganz engagirt, und ihm ſelbſt den Auftrag gegeben, zwei vorzüglich gute Violiniſten und einen dazu paſſenden Bratſchiſten zu engagiren. Romberg hatte ihm auch, als ein runder, gerader Mann, ſehr wohl gefallen, und er rechnete noch darauf, ihn zu erhalten. Mir that es dabei im ſtillen Herzen recht weh, jenen Künſtler bereits in Königsberg auf dem Wege nach Petersburg zu wiſſen.

Ich habe wieder eine recht intereſſante Bekanntſchaft in dem Hauſe des Banquiers Hennigſteins gemacht, eine ſehr liebens-

würdige, durchaus musikalische Familie, und habe bereits einen sehr angenehmen musikalischen Abend in großer, zahlreicher Gesellschaft da zugebracht. Es waren wol an zwölf zum Theil recht schöne Stimmen da beim Fortepiano versammelt, welches die eine Tochter des Hauses, eine schöne junge Witwe, mit Sicherheit spielte und akkompagnirte. Einige junge Damen sangen gar lieblich und mit ihnen einige schöne Tenor- und Baßstimmen, alles Liebhaber, zum Theil aus der Familie, executirten Duetten, Quartetten und Finales aus ältern und neuern Italienischen komischen Opern, denen sie besonders ergeben zu sein schienen, wirklich zum Bewundern gut und zusammenstimmend. Auch eine schöne Tenorstimme aus München war unter ihnen, ein Herr Seligmann, der seine Stimme auch recht gut zu gebrauchen wußte.

Es war auch ein sehr guter und fröhlicher Ton in der Gesellschaft, und der Abend ward bis spät in die Nacht recht angenehm zugebracht. Die gastfreie Familie lud mich auch gleich wieder zum Diner für den nächsten Son-

tag ein, und bot mir ihr angenehmes Haus für jede Zeit zu freiem Zutritt an.

Bei einer kleinen nach dem Diner veranstalteten Nachmittagsmusik habe ich bei dem Fürsten Lobkowitz — bei dem fast jede Stunde des Tages ihre musikalische Anwendung hat — einen sehr braven jungen Künstler, Herrn Ries, kennen gelernt. Er ist ein Schüler, und wie man sagt, der beste Schüler von Beethoven, und spielt sehr brav und auch sehr zart das Fortepiano. Auch zur Komposition hat er ein entschiedenes Talent: er ließ uns einige seiner Trio's für Fortepiano und Violin hören, die von Erfindung und Fleiß zeugen. Auch in dem letzten Quartett bei Schupanzig hört ich ein schönes ideenreiches Quintett von seiner Arbeit. Er scheint auch ein angenehmer gebildeter Mann zu sein, dem ein zweijähriger Aufenthalt in Paris in jeder Rücksicht wohlgethan haben mag.

Ich lernte an dem Tage auch in dem Grafen Rusamovski einen ansehnlichen verständigen Mann kennen. Abends sah ich das große pantomimische Ballet, Paris und

Helena, im Theater am Kärnther Thore. Da dieses Ballet schon eins von denen ist, die mir selbst in Paris nicht vorzüglich gefielen, so konnt' es mich hier in der Nachahmung wol noch weniger interessiren. Doch sah ich die erste Tänzerin mit sehr vieler Grazie und Fertigkeit tanzen.

An dem würdigen General Novaroli aus München fand ich hier auch eine alte gute Berliner Bekanntschaft wieder. Er hat eine schöne Tochter hier an einen jungen Ungarschen Grafen Apponi verheirathet, von deren ausgezeichnetem Talent zum Gesange ich sehr viel Großes und Schönes höre. Ich wurde letzthin auch schon dem Vater des jungen Grafen präsentirt, der hier ein großes Haus macht, und habe Hoffnung, nächstens die nähere Bekanntschaft des Hauses zu machen. Ich wurde ihm von dem Major von Sineck präsentirt, der sich hier um Fremde und Einheimische, als ein eifriger Kunstfreund und Förderer Alles, was zum angenehmen, geselligen Leben beiträgt, verdient macht, und dem ich schon manche interessante Bekannt-

schaft und manchen guten Fingerzeig verdanke. Er hat in der Schlacht bei Hohenlinden ein Bein verloren, aber nichts von seinem guten heitern Humor und von seiner großen Bereitwilligkeit eingebüßt, Andern nützlich und angenehm zu werden, und ist manchem geselligen Kreise ein unentbehrliches Mitglied. Er ist auch musikalisch, und komponirt selbst gerne kriegerische Märsche und angenehme Liedermelodien.

Der Graf von Truchses läßt mich lange nach der Antwort auf meine Bitte um verlängerten Urlaub warten, indessen arbeite ich muthig fort, und hoffe, man wird mich nicht in so gutem Gange stören und hemmen wollen.

Siebzehnter Brief.

Wien, den 31. December 1808.

Es fällt dieses Jahr eine so ungewöhnliche Menge Schnee hier, daß, obgleich die Leute, die in großer Anzahl ganz eigens dazu bestimmt sind, in den letzten Tagen bis nach Mitternacht bei Fackeln den Schnee fortgeschafft haben, die Straßen doch wieder voll davon liegen. In den nördlichen Gegenden muß dies nicht der Fall sein, denn die letzten Posten sind ganz ungewöhnlich schnell und früh hier angekommen. Wie verkehrt doch jetzt Alles in der Welt ist!

Die Zufuhr nach der Stadt ist hier von allen Seiten so stark, daß die Bahn bei alle dem Schnee doch recht gut bleibt. Ich habe gestern eine äußerst angenehme Schlittenfahrt nach Radaune gemacht, eine gute Meile von hier, beim mildesten Winterwetter in der Mittagsstunde, in halb bedecktem Schlitten, mit kleiner lustiger Gesellschaft von sechs Personen.

Es ging durch das freundlichſte, angebauteſte Land, das man ſich denken kann, Dorf an Dorf, eins reinlicher, luſtiger als das andre, mitten in Weinbergen; dort eine lieblich bergige Gegend, auch als Winterlandſchaft ſchön. In einem kleinen aber reinlichen Gaſthofe hatte der Banquier Schröter aus Riga, ein lieber freundlicher Mann, ein recht artiges Mittagseſſen von ſechs Schüſſeln beſtellt, die alle ſehr gut zubereitet waren. Guten Wein und herrliches Obſt aus Tirol hatte unſer ſorgfältiger Wirth ſelbſt mitgenommen, und Alles ſo wohl angeordnet, daß er ſelbſt Freude an dem guten Erfolge der kleinen Luſtpartie haben mußte. Beim fröhlichen Mahle haben wir auch die lieben entfernten Freunde hoch leben laſſen, und es iſt weder unſre noch unſrer hell anklingenden Gläſer Schuld, wenn Euch Lieben dabei die Ohren nicht geklungen haben.

Bei der Rückfahrt durch das liebe fröhliche Land, hat mich ein trauriges Gefühl lange beſchäftigt. Wie grauſam wär' es, wenn ein ſo wohlhabendes Land, ſolch gutmüthiges, gemüthliches, luſtiges Volk auch durch Krieg

verheert und verzehrt werden sollte! Ich könnte mich mehr als je recht herzlich darob grämen. Hier würde Alles vernichtet, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft nur haben mag und genießen kann. Die Glücklichen, Sorglosen scheinen wenig zu befürchten, da das Feuer doch mächtig unter der Asche glimmet. —

Zwei bedeutende Züge von der Gutmüthigkeit des Volks habe ich heute wieder bemerkt. In der Stadt und der fast stundenlangen Vorstadt huckten sehr häufig mehrere Buben bald auf unsere Schlitten, bald auf einen der andern auf, und Keiner der Vorübergehenden und Gaffenden, auch wol mit der aufbuckenden lachenden Buben, rief es dem Kutscher zu, daß da hinten Einer aufsäße, was doch bei unserm Volk zu meinem großen Aerger immer unausbleiblich geschieht. Auch der hintere Kutscher hatte mit den Buben auf dem vordern Schlitten nur immer seinen Spaß darüber, ohne je einen von ihnen hinunter zu treiben. Und dann noch: wol sechzig, achtzig, vielleicht hundert kleine Handschlitten mit Holz aus der

Heide begegneten uns auf dem Wege nach und nach — denn das Volk hat hier die Freiheit, den ganzen Winter über so viel kleines Holz, als es selbst ohne Pferde fortbringen kann, aus den nächsten herrschaftlichen Holzungen zu holen — Nicht Einer von unsern Miethkutschern hat auch nur einen einzigen solchen Schlitten, der meistens vom Vater gezogen, von Mutter und Kindern nachgeschoben wurde, genöthigt, aus der Bahn zu weichen; für jeden hat jeder unsrer Kutscher, so oft es Noth that, in dem tiefen Schnee zur Seite ausgelenkt. Ist das nicht sprechend? bedeutend? Ein Liefländer, der mit uns war, machte die scharf kontrastirende Bemerkung: jeder Russe würde sich mit jedem dieser Schlitten den Spaß machen, wenn er nicht geschwind ausweiche, ihn umzufahren, auch wol ohne viele Rücksicht auf die ziehenden Menschen darüber wegzufahren. Das geschähe nun wol bei uns nicht, aber wie viele würden wol diesen armen Leuten mühsam aus dem Wege gefahren sein?

In demselben schönen großen Müllerschen Hause, welches auch durch ein Naturalienka-

dingt berühmt iſt, und eine ſehr ſchöne Lage mit dem Blick über die Donau hat, in welchem Herr Schröter ſehr hübſche chambres garnies bewohnt, wohnen auch mehrere reiche Liefländer in einem recht prächtigen Apartement. Dieſe hatten mehreren Fremden eben ein groſſes Diner gegeben, das Einige von uns verſäumt hatten. Als wir Abends zurückkamen, gingen wir auf einige Augenblicke zu der Geſellſchaft, die eben von ihrem langen Diner aufgeſtanden war, und die Spieltiſche bereiten ließ. Ich glaube doch kaum, daß dieſen Herren nach ihrem groſſen Diner ganz ſo wohl war, als uns nach unſrer luſtigen Fahrt. Wir hatten ein ſo ſchönes Luftbad genoſſen, hatten dort an unſerm kleinen Tiſch auch ſehr gut und luſtig, wenn gleich nicht ſo groß gegeſſen und getrunken, und waren unter dem hellen Abendhimmel wieder ſehr luſtig hinweggefahren.

Ich ſetzte mich noch mit Herrn Schröter in ſeinen Wagen, um einen Augenblick die Aſſemblee im Arenſteinerſchen Hauſe zu beſuchen, die heute zur Neujahrsgratulation ſehr zahlreich und glänzend war. Hier wird

all so etwas am Vorabend abgemacht.

Vor einigen Tagen habe ich auch wieder einer solchen glänzenden Versammlung im Hennigsteinschen Hause beigewohnt: es wurde des alten würdigen Vaters und Chefs der Handlung Namenstag, von der heitern Familie sehr fröhlich gefeiert. Mehrere interessante Fremde und Bekannte aus Hamburg, Lübeck, Frankfurt am Main und andern Gegenden fand ich da, und es fehlte einem, der auch wie ich ohne Spiel blieb, nicht an angenehmer Unterhaltung bis spät in die Nacht hinein. Was ich nicht genug bewundern konnte, war die Heiterkeit, mit welcher der Herr des Hauses, einige sechzig Jahr alt, in seidenen Strümpfen, die ganze Nacht mitten unter der lustigsten Gesellschaft aushielt. Als ich am Ende mich bei einem aus der Gesellschaft nach dem Namen eines ganz ausgelassen lustigen Mannes erkundige, der mir schon mehrmahlen durch seine große Lebhaftigkeit in Gesellschaften aufgefallen war, erfahre ich, daß es der ältere Bruder des Hauses sei, der wol an zehn Jahre älter noch wäre, als der un-

geachtet seiner Heiterkeit älter scheinende Hausherr. Ein solches Alter kann wol nur das lustige, grillen- und druckfreie Leben verschaffen, welches die glücklichen Menschen hier führen.

Sonderbar kontrastirte dagegen denselben Tag eine ansehnliche Gesellschaft beim Diner des Grafen Fries, die fast aus lauter Russischen und Englischen Familien meiner Bekanntschaft bestand; in welcher ich aber noch das Vergnügen hatte, den Handelskompagnon des Grafen, Herr Peschier, und seine liebenswürdige, gebildete Frau, eine schöne Wienerin, mit der ich mich schon mehrmahlen in größern Gesellschaften gefunden, näher kennen zu lernen. Mit Herrn Peschier, der kürzlich in Paris und Lyon war, erinnerte ich mich mit vieler Freude unserer dortigen gemeinschaftlichen Freunde, und ich erfuhr durch ihn manche mich interessirende Nachricht von der lieben Familie Scherer.

Zwischen dem Diner und der Abendgesellschaft hatte ich noch ein recht schönes Quartett bei dem Fürsten von Lobkowitz zu ge-

nießen, und hörte darin unsern vortrefflichen Seidler mit großem Vergnügen wieder. Seine Reise und Aufenthalt in Paris hat ihm sehr gefruchtet: er hat sein vollkommen reines und sicheres Spiel wirklich ganz vollendet. Es wurde sehr erfreulicher Weise ein solches musikalisches Diner für jeden Donnerstag des Winters bei der Gelegenheit in diesem einzigen Hause verabredet.

Auch einer Vorstellung des trefflichen Liebhabertheaters habe ich in dieser Woche wieder beigewohnt. Die Jäger von Iffland wurden mit sehr viel Leben und Seele und wirklich mit vielem Ensemble gespielt. Ich erinnere es mich in Ganzen nie so gut von einer Künstlertruppe gesehen zu haben. Ein Graf Breuner spielte den Oberförster mit großer Wahrheit und recht innigem Gefühl, eine Gräfin Potocki die Oberförsterin eben so wahr, die Gräfin Kienburg die Tochter überaus gut, mit vieler Empfindung und Zartheit, und mein lieber Landgraf von Fürstenberg den Sohn wieder ganz vortrefflich. Dessen liebenswürdige Gemahlin, eine Fürstin von Schwar-

zenberg hatte mit edler Selbstverläugnung, die für ihre Jugend und Schönheit eben nicht passende Rolle der Gastwirthin übernommen, und spielte sie mit vieler Wahrheit und Empfindung. Die Namen der andern wurden mir nicht bekannt. Selbst der Oesterreichische Dialekt, der manchem Fremden so auffällt, beleidigt mich bei diesen angenehmen Vorstellungen gar nicht; ich gewöhne mich gerne daran. An meinem nächsten Nachbarn, dem Grafen Golowkin, der die letzte Russische Ambassade nach China führte, fand ich auch, während der Zwischenakte, eine verständige, angenehme Unterhaltung über das Stück, die Schauspieler und das Theater überhaupt; und so spät der Abend auch durch die Länge des Stücks ward, blieb er doch unterhaltend. Die Nacht war auch so überaus schön, ruhig und mild, daß ich von keinem der vielen Bekannten einen Platz im Wagen annehmen mochte, sondern den weiten stundenlangen Gang durch eine der volkreichsten Vorstädte und quer durch die ganze Stadt zu Fuße gemacht habe. So lernt man eine große Stadt nur kennen. Die

Laternen brannten beim hellen Mondschein, wie immer, ganz hell und klar, und auf vielen Straßen traf ich noch die zahlreichen Arbeiter, die bei Fackeln bemüht waren, den Schnee wegzuräumen. Aber auch nicht eine verdächtige Person, oder eine laute lärmende Gesellschaft ist mir begegnet. So müssen denn doch die meisten Reisebeschreiber plumpe Lügner sein, oder Wien müßte sich in den letzten Jahren so geändert haben, wie sich doch nicht leicht ein großes Publikum zu ändern pflegt. Die Keuschheitskommissionen, die ehemahls wol mehr zum Anreiz gedient haben mögen, als zur Verhinderung, sind freilich aufgehoben, und mit der Freiheit pflegen beim Menschen überall die Versuchungen und Mißbräuche abzunehmen, welche Zwang und Verheimlichung unausbleiblich erzeugen.

An einem schönen Vormittage habe ich auch einen angenehmen Gang zu dem entfernten großen fürstlichen Etablissement des Grafen Rusamovsky gemacht, und in seinem großen Garten, der jetzt im Winter wie ein Wald dasteht, und in den Treibhäusern an-

genehme Stunden zugebracht. Eine feine hölzerne Brücke, über einen Arm der Donau, die der Graf auch hat erbauen lassen, verbindet seine Anlage auf eine angenehme Weise mit dem Prater. Ihn selbst verfehlte ich, allein Madame Bigot, deren Gemahl in den weitläufigen Gebäuden des Grafen, wie alle an ihn attachirte Künstler und Gelehrte, als dessen Bibliothekar, eine anständige Wohnung hat, fand ich von zwei allerliebsten Kindern umgeben, denen sie eine so sorgfältige und zärtliche Mutter zu sein scheint, als sie eine eben solche Hausfrau sein soll. Dabei nun ein so großes Talent in so hohem Grade auszubilden, als sie das Fortepianospiel ausgebildet hat, und mehrere angenehme an ihr gerühmte weibliche Talente zu besitzen, ist wahrlich kein kleines Verdienst. Sie hatte die Güte, mir einige treffliche Haydnsche und Mozartsche Sonaten mit vieler Zartheit und wahrer Vollendung in der Ausübung hören zu lassen, und verspricht mir für die nächste Zeit einen ganzen musikalischen Abend in ihrer schönen hellen Wohnung. Dann soll ich auf ihrem For-

tepiano die größern Werke ihres Lehrers Bethoven von ihr hören. Sie ist eine Neufchatelerin und erst seit einigen Jahren hier verheirathet, spricht aber schon so gut Deutsch, daß man die Ausländerin nur selten bemerkt.

Die Neujahrsgratulationen sind hier auch gar sehr im Gebrauch; Alles fährt und läuft, und in großen Häusern sollen wirklich angenommene Gratulanten große Gesellschaften bilden. Als Fremder habe ich mich dessen geglaubt überheben zu können, um hier nicht zuerst einen Gebkauch mitzumachen, den ich seit meinem ganzen Leben versäumt habe. Bei einem sehr feinen Diner der Frau von Eskeles hatte ich dennoch Gelegenheit, mehreren meiner besten Bekannten meinen Glückwunsch anzubringen. Ich wollte, ich könnte Dir einen rechten Begriff von der ausgesuchten vollendeten Annehmlichkeit dieses Hauses machen, wie da Alles, bis ins Kleinste herab, zu einem gemüthlichen, feinsinnlichen Genuß zusammenstimmt. Und dann müßt' ich Dir das edle Paar mit ihren allerliebsten, schönen, fast zu gescheidten beiden Kindern, schildern können.

Die ſchöne, intereſſante, feinfühlende Frau haſt Du zwar in Berlin gekannt; aber den Mann — von dem kann ich Dir nur ſo mit wenig Worten ſagen, wie er überall ſich mit wenig Worten äußert — es iſt ein Mann von Geiſt und Kopf und Herz, ein ganzer Mann. Ich würde es für einen reellen Lebensgewinn halten, mit ihm an einem Orte in naher Verbindung zu leben.

Einen zwiefachen muſikaliſchen Abend habe ich wieder gehabt. Erſt ein Quartett bei der Gräfin Erdödy. Bethoven ſpielte ganz meiſterhaft, ganz begeiſtert, neue Trio's, die er kürzlich gemacht, worin ein ſo himmliſcher kantabeler Satz (im Dreivierteltakt und in As dur) vorkam, wie ich von ihm noch nie gehört, und der das Lieblichſte, Graziöſeſte iſt, das ich je gehört; er hebt und ſchmilzt mir die Seele, ſo oft ich dran denke. Er wird die Trio's nächſtens in Leipzig ſtechen laſſen.

Später hatte Herr von Goubeau mir eine soirée musicale veranſtaltet, um mir ſeiner Tochter Talente auch im Fortepiano hören zu laſſen. Das Fräulein ſpielte mir zwei

sehr hübsche Sonaten von ihrer eigenen Komposition mit vieler Fertigkeit und Nettigkeit, und dann auf Verlangen ihres Vaters auch eine Menge der schwersten Toccaten von Sebastian Bach, und Phantasieen von Bethoven. Das hübsche feine Mädchen that mir leid, denn der ungestüme eifrige Vater plagte sie über Vermögen mit der schweren Musik, die für die übrige galante Gesellschaft eben kein Interesse zu haben schien. In dieser befand sich aber auch noch eine Polische Grafin Woida, ein junges interessantes Mädchen, die mit einer sehr hübschen Stimme recht artig sang.

Als ich die Gesellschaft ziemlich spät verließ, fiel mir ein, daß es eben früh genug sei, um die Abendgesellschaft des Prinzen von Ligne zu besuchen, und ich fand da auch sehr galante große Welt von fürstlichen Damen und Herren versammelt, ihn aber noch nicht zu Hause. Erst nach zwölfe, als das Souper schon servirt war, erschien der Fürst. Ich habe mich da meistens mit dem vortrefflichen Fürsten Clari, dem Schwiegersohn des

Hauſes und dem Franzöſiſchen General Damas, der auch in Ruſſiſchen Dienſten General war, am meiſten und recht intereſſant unterhalten. Dieſer letzte ſcheint ein Freund des Hauſes zu ſein; denn ich habe ihn ſchon mehrmahlen, auch letzt beim Diner da getroffen.

Bei einem anſehnlichen Diner beim Holländiſchen Geſandten, wo eben viele Deutſche aus Frankfurt, Caſſel, Braunſchweig und Wien ſelbſt zugegen waren, und ein recht lebhaftes Geſpräch über Göthe, Schiller und Wieland entſtand, ward ich gewahr, daß ich hier eben zuerſt ein ernſtliches intereſſantes Geſpräch über literariſche Gegenſtände führen hörte. Die Wiener kümmern ſich nicht viel darum, und ich muß geſtehen, die geſellſchaftliche Unterhaltung verliert dabei eben nicht viel. Wenn ich ſo bedenke, wie in andern Städten Deutſchlands in dem unaufhörlichen ſchöngeiſteriſchen, oder gar kritiſchen Geſchwätz, doch faſt immer nur die hohle leere Journallekture wiedertönt, die oft nicht viel beſſer angebracht wird, als wie ein junger Pariſer zu jener Zeit, da die große Sängerin Mara in

Paris viel Sensation machte, aber auch in der für die Todi eingenommenen Partie eine sehr laute Gegenpartei fand, das eben erschienene Urtheil im Journal de Paris nachsprechend, anbrachte. In diesem hatte der Kritiker, nachdem er von der großen Kunst der Mara in Ueberwindung der größten Schwierigkeiten gesprochen, unter andern gesagt: elle m'étonne, mais elle ne me touche pas (sie setzt mich in Erstaunen, aber sie rührt mich nicht). Als die große Künstlerin nun im nächsten Concert spirituel eine Scene wieder singt, und nur eben einige Takte trocknes Rezitativ vorgetragen hat, dreht sich der junge Nachbeter auf seinem Absatz herum und ruft mit großer Wichtigkeit aus: elle m'étonne, mais elle ne me touche pas. Wenn ich bedenke, wie die meisten Urtheile und Aeußerungen der schöngeisterischen Menge fast überall nur solch sinnloses Plappern ist; so kann mir ordentlich wohl werden, in einer Stadt zu sein, wo ich dafür so gänzlich gesichert bin. Ueber die letzten Aufführungen in den Theatern, da kann hier in Gesellschaften wol ein Discours aufkom-

men. Da aber auch dafür hier keine schriftliche kritische Autorität gilt; so hört man doch wenigstens eines Jeden eigne Meinung aussprechen. Mit der Lektüre hat es hier so etwas seine Schwierigkeit für Einen, der die Krankheit des Nordens, die Lesewuth, mit herbringt. Nicht daß es an guten Büchern fehlte; aber sie sind nicht so leicht zu haben, in Buchhandlungen am wenigsten, wenn man nicht ältere Sachen lesen mag. Doch darüber künftig ein Mehreres, wenn ich manche Erfahrung, die ich bereits gemacht habe, mehr vervollständigt haben werde.

Achtzehnter Brief.

Wien, den 8. Januar 1804.

In dem Prater an der Wien habe ich letzt eine recht gute Vorstellung der Pärschen Oper Camilla gesehen, und in der Demoiselle Buchwieserin ein angenehmes Talent sowol von Seiten des Gesanges als der Aktion kennen gelernt. Sie spielt und singt die Rolle mit vielem Gefühl und Effekt.. Auch Radichi hat mir in der Rolle des Neffen weit besser, als in der des Achills gefallen. Die Rolle des Grafen hat Herr Fischer noch vor kurzen zu brav hier gespielt und gesungen, als daß ein Andrer nach ihm so leicht hätte gefallen können. Man bedauert jetzt sehr, Herrn Fischer fortgelassen zu haben, und ihn bei dem Casselschen Hofe so vortheilhaft angestellt zu wissen.

Eine große glänzende Bekanntschaft habe ich wieder an dem Hause des Grafen Apponi gemacht, eines Ungarischen Kavaliers, der nicht

nur ein großes Haus hier macht, sondern, selbst ein Kenner und Freund der Künste und Wissenschaften, sein Haus auch zum Sammelplatz alles Schönen und Guten zu machen weiß. Bei einem sehr großen, splendiden Herrn- und Damendiner, bei welchem eine große Gesellschaft, großentheils von angesehenen Fremden, versammelt war, lernte ich auch die schöne interessante Schwiegertochter kennen, die wirklich beides im hohen Grade ist. Aber ihre schöne Stimme und Kunsttalente lernte ich an dem Tage leider noch nicht kennen, da sie eben erst von einer langen Unpäßlichkeit genesen, und die Gesellschaft auch zu groß zu solchem feinen Genuß war. Ich habe aber die Hoffnung mitbekommen, bald so glücklich zu werden.

An demselben Abend war auch eine große Sing- und Instrumentalmusik bei dem Fürsten Esterhazy veranstaltet, um die neue Oper eines jungen Komponisten, des Herrn Kreuzer zu hören, die voll recht angenehmer und glänzender Effekte war, besonders von Seiten der Instrumentalpartie. Als Ge-

sang und Theaterstück konnte man sie gar nicht beurtheilen, da man das Stück nicht kannte, und von der Poesie nur so viel wußte, daß sie nach Schillers Taucher gemacht worden. So sehr sonst auch die Sänger hier das Verdienst der deutlichen Aussprache beim Singen haben, so ist das doch ganz etwas anders, eine solche Musik zur Probe, vielleicht zum ersten Mahle, aus dem Blatte zu singen, und etwas vollkommen Gefaßtes von der Bühne herab vorzutragen. Auch war die zahlreiche Gesellschaft von hohen Herrschaften zu unruhig und zu sehr mit den schönen Damen beschäftigt, um die Musik gut verfolgen zu können. Ich hatte den Abend auch die Ehre, die sehr milde, edle Fürstinn kennen zu lernen.

Unsern angenehmen Tenoristen Grell aus Berlin fand ich hier auch, und hörte ihn mit vielem Vergnügen eine Arie des Pilades aus der Iphigenia von Gluck singen. Stimme und Vortrag hat bei ihm, seit ich ihn nicht hörte, sehr gewonnen. Er ist in der Kapelle des Fürsten Esterhazy, und wird auch nächstens hier in der Oper auftreten. Noch

eine recht angenehme frische Baßstimme aus der Kapelle des Fürsten, und eine kleine schöne funfzehnjährige Sängerinn des Fürsten, hört ich den Abend. Ganz besonderes Vergnügen gewährte mir's, die schöne Altstimme der Marconi wieder zu hören.

Eine schnellere Wetterveränderung, als wir an jenem Tage hier hatten, habe ich noch nie, selbst in meinem rauhen Vaterlande, nicht erlebt. Mittags fuhr ich im stärksten Regen zum Grafen Apponi, Abends um acht Uhr zum Fürsten Esterhazy in vollem tiefem Schnee; und als ich spät aus der Gesellschaft komme, friert es so stark bei dem hellsten Sternenhimmel und Mondenscheine, daß mir der Athem ausging. Dieser schnellen Winterveränderung ist Wien überhaupt sehr ausgesetzt, und daher sind Lungenkrankheiten, Gicht und Rheumatism gewöhnliche Krankheiten im Volke.

So viel Musik, als ich hier täglich höre und treibe, hört' und trieb ich noch nie. Letzt hatt' ich an Einem Tage, nachdem ich den ganzen Morgen an meiner Oper gearbeitet

hatte, das angenehme Quatuor bei Schupanzig, wo ein recht schönes Quatuor von Romberg, eins von Mozart, und ein ganz originelles, überaus gut vorgetragenes Quatuor von Bethoven gemacht wurde. Nach dem Diner bei Fürst Lobkowitz wieder ein sehr interessantes Quatuor, in welchem Seidler meisterhaft spielte; und noch denselben Abend bei demselben Fürsten ein großes Konzert, in welchem der Erzherzog Rudolph, Bruder des Kaisers, mehrere der schwersten Sachen vom Prinzen Louis Ferdinand und von Bethoven auf dem Fortepiano mit vieler Fertigkeit, Präzision und Zartheit spielte. Dabei ist der Erzherzog so anspruchlos und bescheiden in seinem ganzen Wesen, und so zwanglos, daß es einem bald recht wohl in seiner Nähe wird. Die ganze kaiserliche Familie soll diesen Charakter haben, und wird auch allgemein dafür gepriesen und verehrt.

Es ist wirklich ein sehr bedeutender Zug im Charakter dieses Volks, so heiße, treue Anhänglichkeit und Verehrung für einen Regenten und Hof zu haben, der so wenig äußerli-

chen Glanz um sich her verbreitet; selbst aus Neigung mehr ein stilles Familienleben, als eigentlich Hof hält. Es vergehen ganze Wochen und Monate, daß man hier vom Hofe nichts zu sehen und zu hören bekömmt. Jedoch kann Jeder, der bei dem Kaiser etwas anzubringen und zu suchen hat, sich ihm nähern, und die Kavaliers, die eigentlich die Cour zu machen haben, beklagen sich nicht selten darüber, daß sie oft lange warten müssen, um bei dem Kaiser vorzukommen, wenn er mit den Audienzen beschäftigt ist, die er Leuten aus dem Volke giebt. Das ist aber etwas sehr Großes, und nichts wirkt sicherer Vertrauen und Liebe beim Volk, als die Zugänglichkeit und sichtbare Theilnahme des Fürsten. Hat man doch wol Deutsche Regenten geehrt und geliebt gesehen, die wenig für ihr Land thaten, selbst hart und geizig waren; aber sie waren übrigens rechtlich und zugänglich für Jedermann aus dem Volke; hörten die angebrachten Klagen an, schienen Theil zu nehmen, schalten wol auf Minister, Räthe und Richter, mit denen gar nicht vorwärts zu kommen sei; und

verließen Hülfe und Erleichterung. Damit ging das Volk erleichtert und getröstet davon, pries seinen Regenten, und schalt auf die Minister und Räthe. Ein solcher Regent wird dem Volke durch keinen unzugänglichen Fürsten ersetzt, mag er auch noch so liebenswürdig erscheinen, noch so viel Glanz um sich her verbreiten, noch so freigebig sein, noch so viel Verkehr und Leben ins Ganze bringen. Befriedigen kann er doch nicht Alle, und was dem Einen gegeben werden soll, muß dem Andern oft erst genommen werden. Den Mangel an Zugänglichkeit beim Fürsten fühlen aber Alle als Vernachlässigung, Zurücksetzung, Kälte und Gleichgültigkeit fürs Ganze, wie für das Individuum.

Wir haben hier wieder die strengste Kälte, und ich kann sie Dir nicht lebhafter schildern, als wenn ich Dir sage, daß selbst ich, Nordländer, der sonst die Kälte eben nicht scheut, die letzte Vorstellung des trefflichen Liebhabertheaters aus Scheu für den weiten kalten Weg versäumt habe. Ich war auf entfernten Visitenwegen im Wagen wahrlich fast erfroren,

ſo raſch und luſtig es auch ging, ehe die Stunde jener Vorſtellung herankam.

Wenn die Kälte gegen Norden verhältnißmäßig ſtärker iſt, ſo wird der König von Preußen und ſeine ſchöne Gemahlin eine ſehr beſchwerliche, wo nicht gar gefährliche Reiſe nach Rußland haben. Dieſe Reiſe macht hier große Senſation, denn man kann ſich nicht einbilden, daß es eine bloße Luſtreiſe, ein Freundſchaftsbeſuch ſein könne, und legt ihr große politiſche Zwecke unter. Man bedauert jetzt um ſo mehr, daß den Fürſten Schwarzenberg, auf dem Wege nach Petersburg, eine Krankheit befallen hat, und er in Lemberg hat liegen bleiben müſſen. Wenn der Aufenthalt des Königs von Preußen in Petersburg nicht länger währt, als ihn die Zeitungen angeben; ſo wird ihn der Fürſt Schwarzenberg ſchwerlich mehr dort treffen, ſollte er auch ſeine Reiſe auf die öffentlichen Nachrichten beſchleunigen können. Jeder, der dieſen Fürſten und den König von Preußen kennt, muß ihre Zuſammenkunft wünſchen; ſie würden ſich gegenſeitig gewiß ſehr gefallen. Große

Einfachheit, Rechtlichkeit und wahre Humanität charakterisiren beide in hohem Grade, und das volle Vertrauen, das leider nur zu oft den beiden Nationen zu einander gefehlt hat, würde gewiß nicht lange ausbleiben und von den heilsamsten Folgen sein können.

Aus Spanien hat man hier die öffentlichen Spanischen Blätter und Proklamationen der letzten Monate erhalten, und sie machen große Sensation. Es geht auch ein weitläufiges Memoire von dem Minister Cevallos, der den König nach Bayonne begleitete, hier in Französischer Sprache um, welches so befremdend ist, daß Viele an seiner Echtheit zweifeln.

Die hiesigen öffentlichen Zeitungen selbst fangen an Spanische Nachrichten bekannt zu machen, die im Widerspruche mit öffentlichen Nachrichten stehen. Man spricht von unvermeidlichem Kriege, ohne daß noch bis jetzt neue Beweggründe zu den alten bekannt würden. Die vortrefflich organisirte Landwehr wird fleißig geübt, selbst in der größten bittersten Kälte. Die Großen, welche alle Ba-

taillons von dieser Landwehr errichtet haben, und sie selbst kommandiren, bisher aber nicht Gelegenheit hatten, durch den Krieg sich zu bilden, treiben unter sich und mit alten erfahrnen Officieren sehr ernstliche Waffen- und Kriegsübungen. Der militärische Eifer wird mit jedem Tage immer mehr und mehr rege, und das Alter wie die Jugend zeigt sich bereit und fertig zu Allem, was der Kaiser für gut finden und befehlen möchte. Es ist eine innere Gährung und Bewegung in der ganzen Nation, die eine wichtige Zeit ahnen läßt, und ein fremder, aufmerksamer Beobachter muß sich freuen, eben jetzt mitten unter einer Nation zu sein, die durch höheres Interesse aus einer Ruhe und Behaglichkeit geweckt wird, welche man ihr so oft zum Nachtheil angerechnet hat. Aber mir kömmt der Charakter solcher Nationen, wie der der edelsten Weiber vor, die sich um Kleinigkeiten, die sie nicht wahrhaft interessiren, nicht leicht aus ihrer Behaglichkeit und Ruhe bringen lassen; aber des größten, ausdauernden Enthusiasmus und jeder Aufopferung fähig sind, sobald wah-

res hohes Interesse sie antreibt. Dann beschämen die schwach und bequem scheinenden oft an Muth, Stärke und Dauer die lauten Braven, die in jedem Augenblick, in jeder Lage allen Gefahren trotzen wollen. Die Geschichte der neuesten großen Staatsrevolution, hat ja auch die größten echt heroischen Charaktere unter den Weibern hervorgebracht.

Noch einen Zug aus dem bessern weiblichen Charakter finde ich bei diesem Volke: sie lassen sich durch allen Anschein der heranrükkenden Gefahr, und durch die ungewöhnlichere Anstrengung der Kräfte nicht von der Lust und dem sie begleitenden Genuß abwenden. Sie folgen jedem höhern Ruf, und thun das Erfoderliche als etwas Nothwendiges, Unvermeidliches, ohne viel Worte und Aufhebens davon zu machen, und versäumen darüber keineswegs die Lust und Freude des Tages.

Unzählige Lust- und Tanzsäle werden hier anjetzt eröffnet, und Alles freut sich dazu, wie bei uns die Kinder auf den heiligen Christ, der hier, im Vorbeigehen gesagt, weit weniger lustig und allgemein in Familien begangen

wird, als im protestantischen Deutschland, wo es freilich an dergleichen fröhlichen Volksfesten dermaßen fehlt, daß man sich wol an dem einen und fröhlichsten unter allen bestmöglichst halten muß. Nicht in einer der mir bekannten Familien habe ich hier das lustige Aufputzen und Kinderleben gesehen, das bei uns am Christabend in jeder Familie zu finden ist.

Wir erwarten heute Abend auch die Eröffnung des Apollosaals, und mit ihm eine neueröffnete Welt von Freude und Genuß. Die größten und angesehensten Häuser und Familien haben Gesellschaften zum Souper unter sich verabredet, und die Eröffnung des magischen Lustempels wird gewiß sehr glänzend sein. Mein nächster Brief soll Dir umständliche Nachricht davon bringen.

Ganze Bogen könnte man mit den lustigen Ankündigungen der Bälle und Maskeraden und allerlei Faschingslustbarkeiten anfüllen, die jetzt alle Wände und Mauern von Wien bedecken; in allen möglichen Formaten und Farben, meistens sehr weitläufig und kauderwelsch. Fast alle kleinern oder doch gerin-

gern Tanzsäle in den Vorstädten haben komische oft höchst possirliche Namen, die vermuthlich auch zur Anreizung dienen sollen. Den größten Theil des Tages über steht auch überall eine Menge Menschen vor diesen Anschlagezetteln, und liest sie mit großem Ernst und Eifer. Dies ist aber auch immer häufig der Fall vor Bilderladen, besonders wenn unter den ausgestellten Sachen geistliche Gegenstände sind; auch vor den häufigen Musikladen, in welchen die Neuigkeiten des Tages gewöhnlich an den Fenstern und Ladenbrettern angeheftet werden. Meistens sind es aber auch nur Kleinigkeiten, die hier gestochen werden. Die größern Sachen, die man hier findet, aber auch selten so vollständig, als man erwarten sollte, kommen aus Paris und Leipzig her. Sonst wußten Komponisten und Musikhändler die ausländischen Musikwerke wol zurückzudrängen, und man lernte, besonders aus dem nördlichen Deutschland, sehr wenige Musikwerke hier kennen. Wenn man das gewöhnliche Musikschreiben hier sieht, so begreift man wol, wie die Umstände Manchen dazu gezwun-

gen haben mögen. Die meisten Komponisten genießen hier keine bestimmte ansehnliche Gehalte, wie an andern großen Höfen und Theatern; sie leben meistens von ihren Arbeiten, die ihnen einzeln bezahlt werden, und deren immer weniger werden müssen, je mehr auswärtige Sachen um den geringen Preis des öffentlichen Verkaufs herkommen. Der kaiserliche Hof hat eigentlich gar keine Kapelle, sondern giebt einigen der ältesten und beliebtesten Künstlern eine kleine Pension zu ihrem übrigen Verdienst, um dafür die Hofmesse und einige Hoffeierlichkeiten bedient zu sehen. Einige andre haben kleine Gehalte als Organisten bei den öffentlichen Kirchen, oder auch Hauskapellen der Großen; fast nie aber hat Einer so viel, daß er davon leben und der Kunst frei nachhängen könnte. Einige Fürsten haben zwar ihre eigenen Kapellen, wie Fürst Esterhazy, Fürst Lobkowitz u. a. m. Die beschäftigen dann aber auch ihre Künstler hinlänglich selbst, und nicht oft wird sich unter ihnen ein so fruchtbares Genie, wie Haydn, finden, der mit den

Werken, die er für die Kirche und das Theater des Fürsten Esterhazy komponirte, zugleich ganz Europa, ja die ganze musikalische Welt bereicherte und beglückte.

Neunzehnter Brief.

Wien, den 15. Januar 1809.

Ich muß meinen Brief wol gleich mit der wichtigen Eröffnung des Apollosaals am Achten dieses anfangen. Es war wirklich ein glänzendes, einziges Schauspiel. Gegen zehn Uhr fing die große Welt an, sich dazu in Bewegung zu setzen. Um Mitternacht war die Gesellschaft am zahlreichsten.

Der Saal liegt in einer sehr entfernten Vorstadt, und so fuhr wol eigentlich Alles zu Wagen hinaus. Du kannst Dir die Menge der Equipagen, Remisen und Fiaker kaum groß genug vorstellen. Man kam bald vor dem Thor in die Reihe der sich dicht auf einander folgenden Wagen, und spürte bald den Aufenthalt, den das Anlangen und Aussteigen der ersten Wagen verursachte. Man mußte oft halten, und wer nach zehn Uhr ausgefahren war, hatte gewiß über eine Stunde mit

Halten und allmähligem Vorrücken zu thun, eh' er herankam. Wache zu Pferde auf beiden Seiten sorgte für das Reihehalten. Vor dem Hause und in einiger Entfernung davon brannten eine Menge Laternen, die aus der Ferne einen größern Eingang erwarten ließen, als man fand. Der Eingang war klein und eng. Man legte erst in Seitenzimmern Mäntel und Ueberröcke gegen Nummern ab, stieg dann eine ziemlich schmale Treppe hinan, die noch immer nichts Großes erwarten ließ; auch der Raum vor der Kasse, an welcher man das Eingangsbillet für fünf Gulden (1 Rthlr 16 Gr.) löste, war begrenzt. Nun kam man durch einige ziemlich gewöhnliche Zimmer, und endlich trat man auf eine Art von Perron, von welchem eine breite, schöne, offne Treppe nach dem Tanzsaal hinabführte. Von dieser Höhe hatte man einen wirklich ganz einzig glänzenden Anblick, bei dem man gerne verweilte, ehe man hinabstieg, und zu dem man gerne später zurückkehrte. Ein schöner großer Saal, mit sehr vielen großen Kronleuchtern und Wandleuchtern recht prächtig erleuchtet, ward ganz

überſehen. Längs den Seitenwänden waren Bänke en amphithéatre mit geputzten Damen angefüllt, die aus Vorſicht, um ſich der Plätze zu verſichern, ſchon früher hingefahren waren. Vor den Bänken war ein breiter Gang mit grünem Tuch ausgeſchlagen, auf welchem andre Zuſchauer auf- und abwallten. In der breiten Mitte des Saals drehten ſich die Tanzluſtigen in gemüthlichen Walzern, wozu eine verdeckte, ſehr vollſtändige, und überaus gut zuſammengeſetzte Muſik von der Höhe herab ſchallte, die ununterbrochen die ſchönſten, angenehmſten Walzer ſo vortrefflich ausübte, daß ich und Alle neben mir, ihre große Freude daran hatten. Hatte man dieſen Saal nun durchwandert, ſo kam man in einen andern eben ſo großen Saal, der wie ein Garten zierlich und künſtlich dekorirt war. Eine große Zahl von immer grünen Pflanzen, Lorbeerbäumen, Zedern, Hemlocks- und Balſam-Tannen, ſehr viele blühende Sträucher und unzählige Blumentöpfe ſtanden da, nach Art der Engliſchen Gartenpartieen geordnet, in Kaſten und Töpfen, unter Moos und aller-

lei künſtlichen Vorkehrungen, die einen Gartenboden bildeten, verſteckt. Grotten, Waſſerkünſte und Luſthäuſer, in deren einem auch ein Billard ſtand, und mannichfache Sitze, bildeten einen reich verzierten Garten, ſo gut es auf der Fläche eines Saals geſchehen konnte. Die Seitenwände des Saals waren mit Bäumen und Blumen luſtig gemahlt, und die gewölbte Decke ſtellte den Himmel darüber vor.

An dem einen Ende dieſes Saals war die Konditorei und Buffets, bei welchen man alle mögliche Arten von Erfriſchungen recht gut, warm und kalt, haben konnte. Beſonders war das Gefrorne ſehr gut, und von großer Mannichfaltigkeit. Dieſe wurden auf den verſchiedenen Sitzen in Lauben und Grotten auch gar luſtig verzehrt.

Durch einen Grottengang in der Breite des Saals, mit Waſſerkünſten, gelangte man in einen großen Speiſeſaal, in welchem zehn bis zwölf große runde Tafeln, zu zwanzig, dreißig Perſonen prächtig ſervirt ſtanden. Silber und Kryſtall war nicht geſchont; und auf den Tafeln war die Beleuchtung ſplendid.

In einem schmalern, aber langen Saale daneben, waren viele viereckige und längere Tafeln zu zehn, zwölf bis zwanzig Personen eben so prächtig servirt. Um die Tische herum waren viele Bediente in zierlichen Livereien mit der Bedienung beschäftigt. An den Tafeln in diesen beiden Sälen ward zu bestimmten Stunden, um zehn, elf, zwölf und ein Uhr, ein kompletes Souper sehr elegant servirt. Der gewöhnliche Preis war fünf Gulden, ohne Wein. Viele hatten aber ihr Souper zu höherm Preise bestellt.

Stieg man eine Treppe hinan, so kam man in eine ganze Reihe von kleinern Zimmern; in den meisten waren wieder kleinere Tische zu vier, sechs, zehn, auch mehrern Personen, elegant servirt. Hier aß man einzelne Speisen und Schüsseln, wie man sie verlangte, kalt oder warm. Alle diese Tafeln und Tische und Tischchen waren um elf Uhr so besetzt, daß ganze Gesellschaften, die ihr Souper um elf Uhr bestellt hatten, aber nicht vor Elf angekommen waren, damit bis zwölf Uhr warten mußten: einige auch bis ein Uhr.

Oben lief nun noch eine bedeckte, matterleuchtete Galerie um die beiden großen, herrlich erleuchteten Säle herum, von welcher man den schönen Anblick sehr bequem genoß. Ueber fünftausend Menschen, worunter sehr viel große elegante Welt im schönsten Putz, aber auch eben so viel, und vielleicht noch mehr, Bürger mit ihren Familien, in gewöhnlicher Kleidung waren, wallten nun die ganze Nacht in den Sälen und Galerien auf und ab; oder saßen in den Speisesälen und Zimmern an den Tafeln und Tischen, oder im Gartensaal auf all den mannichfaltigen Plätzen und Sitzen. Die wirklich überaus schöne Musik spielte die ganze Nacht durch mit recht vieler Abwechselung von starken, rauschenden und sanfteren Tänzen, von prächtigen Märschen und andern gefälligern Stücken. Man traf sich häufig mit Bekannten, kehrte mit ihnen um, setzte sich mit ihnen, verlor sich wieder und fand sich wieder. Fremde machten manche angenehme, auch wohl lustige Bekanntschaft; doch ging Alles mit der größten Decenz und Ordnung zu, und es ward Morgen, ohne daß man es recht gewahr geworden.

Beim Ausgange ergab ſich eine fatale Unordnung wegen der Mäntel und Wagen, wofür noch nicht Alles hinlänglich organiſirt worden war; mancher mußte in der bittern Kälte ohne Mantel zu Fuße nach Hauſe gehen, der gerne das Dreifache für einen Wagen bezahlt hätte. Die Meiſten hatten ihre Equipagen und Wagen wieder nachbeſtellt, die unmöglich ſo, wie es ein Jeder wünſchte, vorkommen konnten, manchmahl wol eine Viertelmeile von dem Hauſe ab geſtanden haben mögen. Es wird aber für die Zukunft eine beſtimmte Ordnung für eine große Anzahl von Fiakern gemacht werden, die da immer in Bereitſchaft ſtehen, und nach der Reihe wie ſie ſtehen, zu einem beſtimmten Preiſe fahren müſſen. Ich werde Dir wol noch mehr als einmahl von dieſer in ihrer Art einzigen Luſt zu erzählen haben.

Sonntag früh war bei Hofe ein großes Ordensfeſt für alle Vier große kaiſerliche Orden, von dem ich Dir aber nicht viel mehr zu erzählen weiß, als daß die ſehr ſchönen und zum Theil prächtigen Ordenkoſtümes ſich

sehr mahlerisch und groß ausnahmen, und einen sehr glänzenden Zug durch die Säle in der kaiserlichen Burg formirten; denn in das eigentliche Zeremonienzimmer ward man nicht eingelassen, ungeachtet ich durch die gütige Vorsorge des Grafen von Czernin mit einer sehr großen Einlaßkarte versehen war. Das geputzte Wiener Publikum, welches die Säle füllte, machte auch ein reizendes und glänzendes Schauspiel. Man sah da wirklich eine große Zahl schöner und reizender Weiber und Mädchen, im reizenden Winterkostüme so vortheilhaft angezogen und aufgesetzt als möglich. Einen neuen prächtigen Anblick hatte man unten wieder an den zahllosen herrlichen Equipagen, an denen mich die wunderschönen Pferde, immer ein Zug schöner als der andre, ganz besonders interessirten. Fast in keiner großen Stadt sieht man einen solchen Reichthum schöner herrlicher Pferde, von so verschiedenen Racen, als hier in Wien. In London sieht man freilich auch fast nichts als schöne Pferde, da sind selbst die Postkutschen und Frachtwagen mit schönen Pferden bespannt; aber doch

faſt alle nur von der einen Engliſchen Race. Hier ſieht man die ſchönſten Däniſchen, Spaniſchen, Engliſchen, Meklenburgiſchen Pferde, neben den herrlichen inländiſchen Racen und den ſchönſten Poliſchen, Wallachiſchen, Ungarſchen und Türkiſchen Pferden. Auch in den Wagen herrſchte eine große Mannichfaltigkeit und Pracht, und eben ſo in den Livereien. Schon die Menge von prächtig aufgeputzten Läufern vor den Wagen her, — denn jeder herrſchaftliche Wagen hat bei ſolchen Gelegenheiten deren zwei, — und die prächtig gekleideten Huſaren, im echten Ungariſchen Koſtüme, hinter dem Wagen, geben den Equipagen ein auffallendes Anſehen für einen Nordländer, der an jenen Luxus nicht mehr gewohnt iſt.

Im Theater am Kärnther Thor ſah ich letzt Faniska von Cherubini, die viele einzelne Schönheiten hat, auch einige recht große Sachen, in Ganzen aber doch ſehr ungleich iſt, und zuletzt ganz matt wird, und faſt gemein endet. Demoiſelle Fiſcher zeigte viel Kraft und Kunſt in der Rolle: Demoiſelle Marconi, die wenig Gelegenheit hatte,

ihre herrliche Contrealtſtimme zu zeigen, entwickelte aber in ihrer Rolle ein recht angenehmes Talent und viele Gewandheit als Schauſpielerin.

Unſre Madame Händel, ehmahlige Eunike, iſt hier, und bereits im Burgtheater in der Medea von Gotter und Benda aufgetreten. Wenn man nicht wüßte, wie viel ſie auf ihr neuausgebildetes Talent in Attituden giebt; ſo müßte man ſich wundern, daß ſie gerade in dieſer Rolle zuerſt auftrat; auch ward ſie von Vielen ſehr darüber getadelt. Ueberhaupt hab' ich nie von einer Kunſtdarſtellung in einem großen Publikum verſchiedenere Urtheile gehört, als über dieſe. Einige waren ganz entzückt, andere ganz unzufrieden. Man iſt unerſchöpflich in Witz über viele ihrer Attitüden, und erzählt ſich darüber die auffallendſten Sachen, von denen ich nichts gewahr geworden bin. Andre vertheidigen ſie dagegen mit Gründen und Entſchuldigungen, die unſer Einem nie einfallen würden. Es iſt wahr, ſie that und machte vieles abſichtlich, um ihren Reichthum in maleriſchen

Stellungen zu zeigen, wozu das ganze Genre sich auch paßt; manches that sie auch wohl, um körperliche Kraft und Gewandheit an den Tag zu legen; so warf sie sich die Kleider über die Schulter mit unglaublicher Leichtigkeit und Keckheit; unter dem Mantel, den sie sich über den Kopf warf, um den Jason nicht länger neben der Creusa zu sehn, sah sie verstohlen nach dem Publikum, und so manches Andre, das den Damen mehr mißfiel als den Herren: denn überall erschien ihre volle kräftige Gestalt und ihr schöner Kopf und herrliches Auge im allervortrefflichsten Lichte. Die Damen waren wirklich ganz besonders unzufrieden mit ihr, sie werden sich aber gewiß mit ihr aussöhnen, wenn sie sie erst in ihren Hauptrollen sehen werden. Doch leider in der stärksten ihrer Rollen, in der Johanna von Orleans, werden sie sie nicht sehen, denn das Stück ist nicht auf dem hiesigen Theater, und kann, nach der einmahl angenommenen Ordnung und Moral, nicht wohl hier erscheinen. Dieses ist mancher großen und interessanten Erscheinung auf der hiesigen Bühne

nachtheilig, besonders in Stücken von großem echtem Gehalt, die man abändert, um sie der hiesigen Sitte und Meinung anzupassen.

Ich habe auch die schöne Gemähldesammlung und das vortreffliche Kabinet von Hetrurischen Gefäßen des Grafen Lamberg gesehen, und großen Genuß daran gehabt. Der liebe edle Graf, der selbst als echter Kenner und Kunstfreund große Freude daran hat, und sich des Genusses freut, den Andre daran haben, hat mich so überaus freundlich eingeladen, ihn öfterer zum Frühstück zu besuchen, und die Sammlung recht mit Ruhe und Muße kennen zu lernen, daß ich sicher mehrmahlen Gebrauch davon machen werde, sobald das Wetter nur etwas gelinder wird. Diesmahl war die Kälte so groß, daß, ungeachtet nach Italienischer Sitte in die Mitte der Zimmer große Kohlenbecken gestellt waren, wir diese doch nur flüchtig durchliefen. Künftig hoff' ich Dir mehr und recht viel von der schönen Sammlung sagen zu können.

Von meiner Bradamante hab' ich letzt dem Dichter den ersten Akt, wie ich glaube,

zu ſeiner Zufriedenheit hören laſſen. Es geſchah beim Fürſten Lobkowitz am Fortepiano, und auch dieſer und Graf Palfy, die einzigen ausgewählten Zuhörer, ſchienen damit — ich darf wol ſagen über ihre und meine Erwartung — zufrieden zu ſein. Ich bin jetzt mit großer Luſt am zweiten Akt, und freue mich bei jedem Akte, den ich vorhabe, auf den folgenden, da das Intereſſe wirklich durch das Ganze hindurch ſteigend iſt, und viel Kunſtökonomie erfodert, um auch ſo in der muſikaliſchen Ausführung zu gelingen.

Es traf ſich eben nicht glücklich für meine Lunge, daß ich denſelben Mittag noch beim General Lunin war, wo ich ſo gerne öfter bin, und mit der kunſtreichen Liräſin dann immer ſchöne Gluckiſche und Italieniſche Szenen und Enſembleſtücke ſo gerne ſinge. Dem Nachmittage folgte auch noch ein recht großmuſikaliſcher Abend bei der Gräfin Erdödy, wo Bethoven wieder neue herrliche Sachen ſpielte und wundervoll phantaſirte, und die Damen auch meinen Göthe und Petrarca hören wollten. Dieſe petrarchiſchen Canzonet-

ten und Sonetten finden hier mehr als irgendwo das rechte Gehör, und ich habe sie seit ihrer Entstehung nicht so oft gesungen, als ich sie hier schon singen mußte. Doch erfüllt es mich jederzeit mit tiefer Wehmuth, wenn ich an die edle hohe Seele dabei gedenke, die mich zuerst dazu begeisterte.

Zwanzigſter Brief.

Wien, den 20. Januar 1809.

Obgleich das Abholen der Briefe von der Poſt hier nicht gebräuchlich iſt, und die Briefträger ſich zur Vertheilung der Briefe unter einander in ein beſonderes Zimmer einzuſchlieſſen pflegen; ſo trieb mich doch die Angſt und Sorge um erwünſchte Nachricht von Deiner Geneſung nach der Poſt, und ich ruhte nicht eher, als bis mir die Thür des Zimmers, in welchem ich die Briefträger mit den angekommenen Poſten beſchäftigt wußte, eröffnet wurde. Ich erwartete nun eine ungeſtüme, rauhe Scene mit den Leuten, die ſich nicht gerne durch Nachfrager in ihrem Geſchäft ſtören zu laſſen, und ihren Unwillen dann nicht fein auszudrücken pflegen, und ſiehe da, ich fand auch in den Briefträgern, die da in groſſer Anzahl verſammelt waren, die gutmüthigſten, freundlichſten Menſchen. Sie gaben ſich um

die Wette Mühe mir meinen Brief, auf dessen Ankunft ich mit größter Sicherheit bestand, herauszufinden, und fanden ihn endlich wirklich. Wie wohl mir die Erfahrung that, kann ich gar nicht sagen, ich hätte die runden, wohlgenährten Gesichter nach der Reihe herum brüderlich küssen mögen.

Mit den Postsekretären im Büreau hatt' ich gleich am Anfange schon eine ähnliche, erwünschte Erfahrung gemacht, als ich auf einen Brief von Dir bestand, den die Prager Post mußte hergeschickt haben, ohne nähere Bezeichnung meiner Wohnung, als mit poste restante. Drei Posttage hinter einander bestand ich darauf, und jedes Mahl hatte man die Gefälligkeit, in mehrern Fächern danach herumzusuchen, bis er am dritten Posttage wirklich als verspätet ankam und heraus gefunden wurde. Auch dies geschah mit der größten Bereitwilligkeit und Freundlichkeit. So ists hier durchaus mit allen Ständen, und man kömmt nicht leicht in den Fall, sich vor irgend eine Art von Menschen zu scheuen, es müßten denn die sogenannten Hausmeister sein.

Dies sind Hauswächter, eine Art von Porteurs, die gewöhnlich in einer kleinen Hofkammer wohnen, in Dampf und Rauch begraben; die sich leicht ereifern und grob werden, wenn man die Thür ihres Rauchnestes öffnet, um nach jemanden im Hause zu fragen, von dem sie gewöhnlich auch nichts wissen, als daß er da wohnt; wozu aber noch gehört, daß man den Namen Dessen, nach dem man fragt, ganz genau auf ihre Oesterreichische Weise ausspricht, sonst wird man sicher auf der Stelle mit „Nein" und mit einem kurzen störrischen „die Thür zu!" abgewiesen. Ist man so glücklich, in den Rauchhöhlen Frauen zu finden, so ist man besser daran: denn das weibliche Geschlecht hat hier im ganzen Wesen und Benehmen, und selbst im Verstande, einen sehr sichtbaren Vorsprung vor den Männern. Es scheint überall in der Ausbildung der Nationen so zu gehen, wie in der Familienbildung, wo man auch die Mädchen schneller wachsen und schneller klug und manierlich werden sieht, als die Knaben. Ein zehn- zwölfjähriges Mädchen ist gewöhnlich schon eine

schickliche Person, und kann, wenn es darauf angelegt wird, wol schon einen hohen Grad der Ausbildung haben; ja, bei der jetzt nur zu häufigen verkehrten Erziehung eine gemachte Dame sein; wenn bei den jungen Herren erst die Flegeljahre so recht anzugehen pflegen, oder bei verzärtelter Stubenerziehung eben anfängt ein süßes Herrchen sich zu bilden.

Meine innre Unruhe hat mich die Tage her in manche öffentliche Häuser herumgetrieben, wenn ich die Thüren solcher Häuser, in denen ich bekannte Gesellschaft zu finden wußte, aus Widerwillen gegen eine gleichgültige Unterhaltung in dieser Gemüthsunruhe vorüberging. Ich war in mehrern Kaffeehäusern, fand aber keins besonders elegant und bequem eingerichtet. Dieselbe rauchende Gesellschaft in allen Zimmern, an der man dennoch keine Gesellschaft hat, weil die Wiener nicht gewohnt sind, an solchen Orten sich mit Gesprächen zu unterhalten, oder gar, wie in Paris und London, über politische Dinge und Neuigkeiten zu streiten. Dabei ist die Wahl und Zahl der Zeitungen, die man dort findet, meist sehr

dürftig. Wiener Zeitung und Nachrichten, Todtenlisten, Gespräche im Reiche der Todten, und allenfalls die Petersburger und Prager Zeitung, die fast nichts als wiederholte Wiener Artikel enthalten, und der Neuwiedter, der zuweilen ein dreistes Wort wagt, das ist alles, was man gewöhnlich da, und meistens schon in den Händen Andrer findet, die ganz langsam daran, von Anfang bis zu Ende, lesen, als buchstabirten sie die Zeitungen; oft sie auch schon Zweien, Dreien zugesagt haben, auf die man dann warten muß. Nur in einem der größten Kaffeehäuser am Graben hab' ich eine Französische Zeitung gefunden, das heißt eine solche, die in Holland herauskömmt; wirkliche Pariser Zeitungen keine einzige, und nirgends. Aber vortreffliche Chokolade und Kaffee fand ich fast in allen den Kaffeehäusern eben so gut, als in Venedig; und dabei hab' ich denn zuweilen die langsamen Zeitungsleser ruhig ausgehalten, und mich mit den Charakteräußerungen der Spielenden unterhalten. Sobald es unter ihnen laut wurde, oder gar zu einer Art von Streit kam, waren es sicher

Fremde, und ich redete sie darauf mehrmahlen mit Zuversicht an, und betrog mich nie darin.

Der neueste Gegenstand der Unterhaltung in Gesellschaften, der selbst die Unterhaltung über die immer zunehmende Rüstung oft verdrängt, ist das Spiel der Madame Händel und Madame Bürger, welche letztere sich auch hier eingefunden hat, und mit der ersten wetteifern zu wollen scheint. Sie wird die Idee aber wol eben so bald fallen lassen müssen, als die Erwartung des Publikums nach den ersten Vorstellungen gefallen ist. Jetzt giebt Madame Bürger Deklamationen, in denen sie nicht glücklicher zu sein scheint. Madame Händel ist unterdeß in Phädra, in der Margarethe, in dem Hageſtolzen und in Scherz und Ernst aufgetreten, und hat noch immer ein getheiltes Publikum. Ein grosser Theil davon bewundert und beklatscht Alles von ihr, ein andrer ist ihr noch ganz entgegen; doch ist davon die Rolle der Margarethe ausgenommen, bei welcher sich Alle zu ihrem Lobe zu vereinigen scheinen. Indeß hat es alles Ansehn, daß sie hier bleiben wird,

ungeachtet die erſten Schauſpielerinnen, deren beſte Rollen ſie ſpielt, wol eben nichts dazu thun werden. Die größere Zahl der Direktoren iſt aber überzeugt, daß ſie eine wichtige Bereicherung der hieſigen Bühne ſein würde, und manche Lücke, die jetzt darin iſt, trefflich ausfüllen könnte. Sie ſelbſt hat noch immer den klaſſiſchen Boden Italiens in Gedanken, und will dort erſt an den antiken Meiſterwerken ihre Darſtellungskunſt vervollkommnen. Ich habe ſie letzt in dem Liebhabertheater gefunden, und ſie hat mich davon und von Euch mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit unterhalten.

Mein edler Dichter Collin hat mich wieder mit einer recht ſchönen muſikaliſchen Poeſie bereichert. An einem ſehr angenehmen und an geiſtreicher Unterhaltung lebenvollen Abend, las er mir ein ſchönes Oratorium: die Befreiung von Jeruſalem, vor; ein Gedicht voll Leben, Handlung und Gefühl, und vertraut' es mir zur muſikaliſchen Bearbeitung an. Es iſt reich an Chören von Himmelsgeiſtern und Höllengeiſtern, und ſo

werd' ichs um so lieber bei meiner ersten heimischen Muse bearbeiten. Mit jeder Unterhaltung, mit jedem Gedicht, das er mir vorliest, gewinne ich den guten edlen Menschen immer lieber und lieber; besonders angenehm hab' ich mit ihm letzt einen Mittag bei einem seiner liebsten Freunde und eifrigsten Anhänger, dem lieben herzigen Grafen Moritz Dietrichstein, zugebracht. Dieser machte uns die Freude, uns ganz en famille mit seiner liebenswürdigen Familie sein zu lassen, und unsre Unterhaltung war dadurch um so freier und lebhafter. Es war einer der angenehmsten Tage, die ich hier verlebt habe. Gerne tauschte ich für solche kleine runde Tafeln alle große Essereien und Gelage. Auch hab' ich das Glück, sie in den edlen Häusern Lobkowitz, Czernin, Fries u. a. oft zu genießen. Auch zu meiner vieljährigen Freundin und Beschützerin, der Baronesse Arensteiner, geh' ich lieber, wenn ich sie am kleinen runden Familientisch mit wenigen Freunden weiß, als wenn sie große gebetene Gesellschaft hat, ungeachtet sie mir den freien

Zutritt zu jeder Zeit verſtattet. Denſelben Geſchmack ſcheinen einige intime Hausfreunde zu haben, und ſo ſind wir wenige dann deſto ſicherer, uns da wohl zu befinden. Unter jenen finde ich gewöhnlich auch einen meiner Jugend- und Univerſitätsbekannten, den Hannöveriſchen Geſandten Grafen von Hardenberg, der würdige Bruder unſers vortrefflichen Staatsraths (jetzt Oberjägermeiſter), und einen Baron von Colnbach, ein Mann voll Geiſt, Witz und Leben, mit dem es dem Nachbar nie an angenehmer Unterhaltung fehlt. Wenn ich nicht irre, iſt er der Bruder eines ehemahligen Finanzminiſters, und war ſelbſt in wichtigen Aemtern angeſtellt.

In der Nähe ſolcher Männer erfährt man wol, daß es Wien nicht an Bildung und Unterricht fehlt: ſie leſen und beſitzen auch Alles, was die Deutſche und auswärtige Literatur Wichtiges und Aufhebenswerthes hat. Ihnen und jedem, der nur einigermaßen als ein ſolider Mann und guter Bürger bekannt iſt, verweigert die Cenſur auch niemals die Auslieferung ſelbſt ſolcher Bücher, die im Ka-

talogus der verbotnen Bücher aufgeführt stehen, und bei ihnen und durch sie findet und erhält man alles Lesenswerthe. Nur in den Buchhandlungen ist es damit ganz anders bestellt, als bei uns. Die Buchhändler werden nicht nur mit Allem, was sie kommen lassen, so lange von der Censur aufgehalten, die Alles durchlesen will und soll, ehe sie den Verkauf zugiebt, daß für Unsereinem nichts Neues in Wien zu finden ist, wenn man auch ein gutes halbes Jahr sich hier aufhält; sondern die Censur behält ihnen auch oft solche Werke, deren allgemeine Verbreitung sie nicht zugeben darf, gänzlich zurück, und zwingt sie zur Rücksendung ins Ausland. Aus dem langen Aufenthalt mit der Rückgabe der Bücher, die oft erst kurz vor der folgenden Messe, oft wenn die neuesten Neuigkeiten schon ein Jahr alt sind, in die Hände des Buchhändlers zurückkehren, folgt auch nicht selten das Uebel, daß der Buchhändler selbst die Sachen, die er als erlaubt zurück erhält, auf der Stelle wieder zum Zurücksenden nach Leipzig einpacken läßt; denn wenn er nicht ganz sicher ist,

ſie in der nächſten Zeit abſetzen zu können, ſo mag er ſie nicht für ſein alleiniges Riſiko über die Zeit, die ihm der Buchhandel zur Erklärung läßt, ob er ſie abſetzt oder an ſich behält, auf dem Halſe behalten. Er packt ſie alſo ein und ſchickt ſie zurück, ohne daß ſie dem Publikum zu Geſicht gekommen ſind.

Die Journal-Lektüre wird auch dadurch weniger intereſſant für das hieſige Publikum, daß die Fortſetzungen nicht frei und ungehindert zur beſtimmten Zeit abgeliefert werden können, weil die Cenſur die einzelnen Blätter und Stücke cenſirt, und ſolche, die ihr etwas Verdächtiges und Gefährliches zu enthalten ſcheinen, ſelbſt zurückbehält, und gar nicht ausliefern läßt. Daher für die Bibliotheken der Leſegeſellſchaften und Kabinette nicht leicht komplette Exemplare von Journalen Statt haben können. Die Buchhändler und Speditoren verlieren darüber auch natürlicher Weiſe Luſt und Muth, ſich auf Mehreres einzulaſſen, als bis wohin ihre ſichern Beſtellungen reichen. Daraus

entsteht denn natürlich das von den meisten Reisenden so sehr bejammerte und beschrieene Unglück, daß die Lektüre von Journalen und von dreisten, frei und keck gedachten und geschriebenen Werken hier sehr beschränkt ist: denn im Buchladen findet er dergleichen fast nie vorräthig. Das eigentliche große Publikum von Wien fühlt das nicht; denn es hat nicht das Bedürfniß nach jener Lektüre, noch weniger die Lesewuth des nördlichen Deutschlands. Wer aber die sogenannte Aufklärung und Veredlung der meisten großen Städte und Provinzen jenes Deutschlands kennt, die aus dem oft so leeren, so grundlosen kritischen Geschwätze, das sich weder auf echten Kunstgenuß, noch auf gründliches Wissen stützt, und oft nur auf sinn- und gedankenloses Nachbeten hinausläuft; oder wol gar in blindem Sektengeist besteht, der sich neue Tagesgötzen an die Stellen gestürzter alten Autoritäten schafft, und eitles Räsonnement, wenn es nur in sich einigermaßen zusammenhängt, und in recht muthwillige Kraftsprache ein-

gekleidet ist, für ewige Wahrheit und als Ersatz für echten Kunstgenuß und gründliches Studium hinnimmt und sich zu eigen macht; — oder wol gar das tolle Durcheinanderlesen des abgeschmacktesten Romanen- und Schauspielwesens kennt und beherzigt hat, und Kinder und Mütter, Ammen und Großmütter, Mägde und Knechte damit so recht eifrig beschäftigt gesehn, wie ihnen das moralische Tollkraut und Pfützenwasser zum dringenden täglichen Bedürfniß geworden; — und wer dann in den großen Tagen der Entscheidung, da es auf Kraft, Gemüth und Gesinnung ankam, so recht gewahrt hat, was jene allgemeine Aufklärung und Veredlung durch die freieste und zügellosesste Leserei bewirkt hat, und nun in der Zeit der Noth, wo Alles auf Muth, Entschluß, Verläugnung und Aufopferung ankömmt, wieder sieht, wie jene Menge der Edlen, Aufgeklärten die größte Sache der Menschheit treibt, oder vielmehr geschehen läßt, und am Ende wol die höchste Klage führt über — den uninteressan-

ten letzten Meßkatalogus; der — Du erläßt mir gewiß den Nachsatz zu dieser viel zu langen, dem Inhalte nach freilich noch viel zu kurzen Periode.

Ein und zwanzigster Brief.

Wien, den 26. Januar 1829.

Von den vielen großen und kleinen Musiken, die ich in den letzten Tagen wieder gehört, und mit denen ich ganze Bogen anfüllen könnte, wenn ich sie Dir alle nennen oder gar beschreiben wollte, denn hier lebt und webt Alles in Musik, muß ich Dir doch einen sehr angenehmen Abend bei Frau von Bigot besonders nennen. Sie hatte ihn mir zu Gefallen veranstaltet, um mir die großen Bethovschen Sonaten und Trio's hören zu lassen, von denen ich ihr letzt mit großer Theilnahme sprach, und das liebliche, seelenvolle Trio mit dem Waldhorn, welches der liebe verewigte Hutzler noch am letzten Musikabende vor seinem Tode so herrlich, so himmlisch bei uns blies, mir noch immer, wie sein zärtlicher Abschiedsruf, vor der Seele tönt. Frau von Bigot hatte den Violinisten Schupanzig dazu eingeladen, dessen ausgezeichnetes Talent sich

nirgend bestimmter und vollkommner ausspricht, als im Vortrag der Bethovenschen Sachen. Er begleitete den Abend das vortreffliche Spiel der Virtuosin auch mit seiner ganzen Feinheit und pikanten Originalität. Sie spielte fünf große Sonaten von Bethoven ganz meisterhaft; eine war immer herrlicher als die andre; es war die Blüte eines sehr vollen üppigen Künstlerlebens. In allen den Sachen ist ein Strom von Phantasie, eine Tiefe des Gefühls, für die es keine Worte, nur Töne giebt, und die auch nur in das Herz und aus dem Herzen eines solchen Künstlers kommen, der seiner Kunst ganz lebt, und mit ihr wachend träumt, und träumend wacht.

Eine kleine recht auserwählte Gesellschaft um einen runden Theetisch, genoß auch jeden Ton gar innig. Der sehr brave Architekt Moreau, der hier, und auch in Eisenstadt, für den Fürsten Esterhazy große Bauten besorgt, und den ich mit seiner liebenswürdigen Familie schon in den Häusern Arenstein und Eskeles öfterer gesehen hatte; er und seine sehr verständige, still theilnehmende Frau, wie

ich's selten an Französinnen gesehn habe; die Frau von Schoppen, die auch vortrefflich das Fortepiano spielt, zu der mich letzt schon die Frau von Hennigstein geführt, um einige Bethovensche und Clementische Sachen von ihr mit großer Fertigkeit und Sicherheit spielen zu hören; zwei junge Liefländer, Baron Bittinghofs mit ihrem Führer, von denen der älteste auch sehr brav das Fortepiano spielt und selbst komponirt — das war das auserwählte feine Publikum für die interessante Abendmusik, während welcher eine sehr hübsche, gebildete Schwester der Frau vom Hause uns guten Thee servirte. Das sind die seligsten Stunden, die die Kunst gewähren kann. Wenn andre größere Veranstaltungen und Zusammenstimmungen den Geist und die Phantasie auch mächtiger heben und bewegen können, diese erfüllen am sichersten das Herz, und lassen es mit der Phantasie so lieblich verschmelzen, daß beide eins werden, und eine inniger beglückende Existenz gewähren.

Graf Palfy hatte letzt ein fürstliches Diner bei sich veranstaltet, in welchem Ma-

dame Händel die einzige Dame und reine de la fête war. Die Häupter der größten Häuser und der Theaterdirektion waren da mit mehreren schätzbaren Künstlern vereinigt, und das Diner hatte das seltne Verdienst, daß es eben so unterhaltend und lustig, als splendid und geschmackvoll war. Ich machte dabei an meinen beiden Tischnachbarn neue Bekanntschaften. Das eine war der Fürst von Aremberg aus den Niederlanden, der die Regierung seinem Sohne abgetreten, und seit einigen Jahren hier lebt, wo er eine sehr interessante Tochter an den Fürsten von Schwarzenberg verheirathet hat. Ich lernte an ihm einen Mann von edlem, ruhigem Charakter, von feinem reifem Urtheil, und sicherm reinem Geschmack kennen; sein bescheidner, gefälliger Ton machte die Unterhaltung doppelt angenehm.

Das andre war ein Herr von Seckendorf, der unter einem angenommenen Namen Madame Händel begleitet, und die deklamatorische Kunst mit großem Eifer treibt. Ein feiner, angenehmer Mann, von Einsicht

und Gefühl. Das Wenige, was ich in solcher Gesellschaft mit ihm über Deklamation wechseln konnte, macht mich begierig, ihn deklamiren zu hören, und mit ihm weiter über die Kunst Ideen zu wechseln.

Denselben Abend sahen wir Madame Händel noch im Burgtheater, in Ifflands Selbstbeherrschung, die verständige Frau Baronessin spielen, die ihre Leidenschaft für ihren jungen hübschen Sekretär zu beherrschen strebt. Madame Händel wollte sich in der Rolle vermuthlich mit den streng richtenden Damen versöhnen, die in ihrem Spiel und Anstande zu viel Koketterie und Freiheit finden: denn wie sie äußerlich in graue Seide ganz eingehüllt war, so spielte sie auch die ganze Rolle mit einem Ernst und einer Eintönigkeit, daß man sich wol aus der Mahlerei des Ausdrucks bedienen möchte: Grau in Grau. Indessen fand sie in der Rolle großen Beifall; sie wurde häufig beklatscht und zuletzt herausgerufen. Als sie heraustrat, sagte sie eben so pathetisch, als sie den ganzen Abend deklamirt hatte: „nicht meine Kunst, nicht mein Talent, sondern das

Zartgefühl, mit welchem mein Freund und Lehrer Iffland, den edlen Charakter der Selbstbeherrscherin dargestellt, konnte und mußte ein solches Publikum entzücken;" machte einen Knicks, und trat ganz edel ab.

Nach der Rolle der Margaretha in dem Hageſtolzen ward ſie neulich auch herausgerufen, und begrüßte das Publikum ebenfalls im Charakter der naiven Bäurin. Sie kam in dieſem Charakter ländlich naiv angegangen, hielt ſich eine Weile das Schürzchen vor die Augen; Alle glaubten, ſie weine vor Rührung oder Beſchämung; ſchnell läßt ſie das Schürzchen aber fallen, lacht aus ihren hellen Schelmenaugen ganz naiv komiſch zum Publikum, und ſagt im kindlich naiven Ton: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ihr zufrieden ſeie; gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht!" und ſo mit zärtlichem Händegruß naiv abgetrippelt.

Von dem Konzert, das Demoiſelle Fiſcher letzt Morgens im kleinen Redoutenſaal gab, muß ich Dir noch etwas ſagen. Sie ſang Szenen von Righini, ihrem Lehrer, und

von Pär, mit großer Kraft und Kunſt, und ward auch ſehr applaudirt vom Publikum, das ſich aber für eine ſolche Künſtlerin wol zahlreicher hätte verſammeln können. Die Konzerte der Art kommen hier freilich zu oft und ſind in der Morgenſtunde zu nüchtern für alle diejenigen, die ſolche Verſammlungen mehr des Glanzes und des mannichfaltigen reizenden Anblicks wegen, als um der Muſik willen, beſuchen. Viele der großen Häuſer nehmen auch zu ſolchen Konzerten, beſonders wenn ſie, wie dieſes, als Benefiz im Kontrakt ausgemacht ſind, eine Anzahl Billette, machen aber keinen Gebrauch davon; welches für den Künſtler, der eben ſo gerne ein glänzendes, zahlreiches Publikum vor ſich, als eine gut gefüllte Kaſſe, haben mag, eben kein erfreulicher Umſtand iſt. Es war ſelbſt mit dem auf Abonnement veranſtalteten Quartett von Schuppanzig ſo. Viele Familien, auch aus meiner Bekanntſchaft, hatten ſich dazu abonnirt, ohne davon Gebrauch zu machen. Faſt alle reichen Leute haben hier den guten, hohen Sinn, daß ſie glauben ein jedes Unternehmen angeſehener

Künſtler unterſtützen zu müſſen, und es wird einem, der einen gewiſſen Namen hat, oft leichter eine Anzahl Theilnehmer zu ſeinem Unternehmen zu finden, als den freien für Alle ſchicklichen Tag und Stunde. In dem Konzert der Demoiſelle Fiſcher erfreute mich auch wieder die wunderſchöne Stimme der Demoiſelle Marconi, für die ich im zweiten Akt meiner Bradamante ſchon mit großer Luſt gearbeitet habe. Madame Millner, eine ziemlich bejahrte Künſtlerin aus dem groſſen Opernorcheſter, ſpielte auch die Harfe mit vieler Fertigkeit, und der junge Kraft ein Violoncellkonzert von großen Schwierigkeiten mit vieler Sicherheit und einem entſchiedenen Charakter fürs Große. In ihm blüht gewiß ein recht großer Künſtler auf.

Am Sonntage habe ich wieder den ungeheuer großen Apollosaal beſucht, der Mittwochs und Sonntags eröffnet wird. Was auch ein ſtrenger guter Geſchmack gegen dieſe Veranſtaltung und ihre einzelnen Theile vorbringen kann; das Ganze iſt ein impoſantes magiſches Ding. Das ſollte es auch wol eben nur ſein,

um die Menge deſto ſicherer anzuziehn, die hier an prächtige, glänzende Veranſtaltungen aller Art ſchon lange gewöhnt iſt, und durch den reinen einfachen, edeln Geſchmack gewiß nicht ſo angezogen werden würde. Der Sonntag ſcheint der Volkstag werden zu wollen. Es waren an ſieben bis achttauſend Menſchen da verſammelt, worunter vielleicht nicht fünfhundert vornehme Leute ſein mochten. Viele hatten das Anſehen von Pächtern und Landleuten aus der umliegenden Gegend. Was das aber für einen Wohlſtand verräth. Unter funfzehn bis zwanzig Gulden (fünf bis ſechs Thaler Sächſiſch) beſucht es ſo leicht kein Bürger oder Landmann: denn für ſolche Leute gehört es auch ausdrücklich dazu, dort ordentlich zu zehren. Fünf Gulden bezahlt er aber für den Eingang, fünf Gulden fürs Eſſen, und iſt er aus der Stadt, für den Weg nach dieſer entlegenen Vorſtadt, wenigſtens fünf Gulden für den Wagen hin und her; denn jetzt iſt die gute Einrichtung gemacht, daß man den Rückweg nach der Stadt für zwei Gulden mit einem nach der Reihe vorrückenden Fiaker ſicher

machen kann. Hinaus fährt Keiner unter drei Gulden, in den Stunden des stärksten Zudrängens, zwischen elf und zwölf muß man auch vier, fünf Gulden für den Wagen bezahlen. Trinkt der Bürger nun noch seine Bouteille Wein, und nascht während der langen Nacht aus der Konditorei, was die Wiener gerne mögen; so hat er für seine Person allein zwanzig Gulden ausgegeben. Nun aber waren viele ganze Bürger- und Landfamilien mit Frau und Kindern, ja oft schien es auch mit Gesellen und Mägden da: denn es gingen eben so viel lederne Kappen und gewöhnliche Pelzmützen als runde Hüte da herum. Dreieckige Hüte sah man gar nicht.

Man sagt zwar, der Unternehmer bezahle seine zahlreichen Arbeiter und Handlanger zum Theil mit Einlaßbilletten. Daß aber diese sich eine solche Bezahlung gefallen lassen, und für sich und ihres Gleichen davon Anwendung machen können, zeugt ebenfalls von einem großen Wohlstande der untern Klassen.

Die unzähligen Tafeln und Tische in den Sälen und Zimmern waren wieder alle faß die ganze

Nacht hindurch beſetzt. Nur an zwei großen Tafeln habe ich große adelige Geſellſchaft meiner Bekanntſchaft erkannt. Die eine war von der ſchönen Apponiſchen Familie beſetzt. Ich hielt mich den Abend von aller Geſellſchaft frei, um das Ganze in allen ſeinen Theilen recht zu verfolgen und kennen zu lernen, und habe manche artige Erfahrung zur Charakteriſtik dieſes guten luſtigen Volks gemacht.

Ganz eignes Vergnügen machte mir die ſchöne vollſtimmige Tanzmuſik in dem herrlich erleuchteten Saale: ſtundenlang bin ich darin auf und ab gegangen. Ich kam früh, um die Unbequemlichkeit des langſamen Herantückens und Wartens auf dem Wege weniger zu erleiden, und um die zahlreiche Verſammlung ſo allmählig ankommen und ſich placiren zu ſehn: denn die ſich einmahl eines Platzes verſichert haben, verlaſſen ihn nicht leicht wieder anders, als allenfalls nach den Speiſeſälen zu gehen. Zufällig traf ich gleich am Anfange auf den Kapellmeiſter Hummel, vom Fürſten Eſterhazy, und bezeugte ihm häufig meine Freude an den ſchönen Walzern, die da ſo gut vor-

getragen wurden. Hinterher erfuhr ich erſt, daß ſie meiſtens von ſeiner Kompoſition ſind, und er ſich der guten Anordnung dieſer ausgezeichneten Muſik annimmt. Wahrlich kein geringes Verdienſt um ein ſolches Publikum, das an die beſte Muſik der Art ſchon lange gewöhnt iſt.

Am demſelben Abend war nun noch die Maskerade im großen und kleinen Redoutenſaal, die auch ſehr zahlreich geweſen iſt; und nimmt man dazu die ſehr häufigen unzähligen Tanzſäle in allen Vorſtädten, wo ſich auch zuweilen tauſend und mehrere Menſchen an Einem Orte verſammeln; ſo ſind an dem Abend vielleicht ein vierzig bis funfzig tauſend Menſchen in der luſtigen Tanzbewegung geweſen. Das nenn' ich mir luſtig das Leben genießen, wenn gleich ein Vulkan unter den Füßen drohend tobt.

Bei einem fein und ſchön angeordneten Künſtlerdiner im Hauſe des Grafen Apponi habe ich geſtern auch das Glück gehabt, vor Tafel die ſchöne junge Gräfin ſingen zu hören. So zart, ſo edel, ſo empfindungsvoll, wie ihr

Aeußeres und ihr ganzes Weſen, iſt auch ihr Geſang. Mit einer lieblichen Stimme, rein aus der Seele geſungen, weiß ſie doch die mannichfachen Annehmlichkeiten der neuen Italieniſchen Methode ſehr glücklich anzubringen, und der Zuhörer, der ſich an jedem einzelnen Zuge erfreut, iſt am Ende durch das reinſte Enſemble innig gerührt. Ihr eignes Weſen und die gute Schule, die man an ihrem Geſange erkennt, fließen in eins zuſammen, und machen ein ſehr liebliches Ganzes. Die ganze edle, in ihrer blühenden Jugend auch ſchöne Familie, nahm ſo herzlichen reinen Antheil an allem Vorgetragnen, worunter auch eine höchſt einfache alte Arie von Händel ſeelenvoll von der ſchönen Gräfin vorgetragen wurde, daß mein Genuß dadurch ganz vollkommen beglükkend ward. Solche Stunden lebt und genießt man nur mit ſchönen, reinen Kunſtſeelen.

Auch vom Sonntage habe ich Dir noch einen recht hohen Kunſtgenuß nachzuholen. Frau von Pereira und Fräulein von Kurzböck hatten mir und einigen andern echten Muſikfreunden einen ausnehmend großen Genuß be-

reifet. Ihr jetziger Klavierlehrer, der vortreffliche Instrumentenmacher Streicher, der die würdige Tochter des genialen Augsburger Stein, auch eine brave Klavierspielerin, zur Frau hat, und dessen Aeußeres schon den denkenden und fühlenden Künstler verräth; hatte für die beiden kunstreichen Damen das herrliche Quartet aus f moll von unserm verewigten Prinzen Louis Ferdinand mit vieler Kunst und Geschicklichkeit für zwei Fortepianos gesetzt, und die sehr schweren Sätze mit der größten Sorgfalt lange mit den Damen eingeübt. So hörten wir nun an einem schönen hellen Morgen in Streichers Wohnung, auf zwei der schönsten Fortepiano's dieses Meisters, von schönen kunstvollen Händen jene höchst geniale Komposition mit einer Vollendung vortragen, wie man selten etwas hört. Die zarten Kunstseelen gingen mit so vielem Geist und Gefühl in die sublimen und schönen Gedanken und Phantasien des Komponisten ein, und übten die größten Schwierigkeiten mit so vieler Präzision und Rundung aus, daß sie wahrlich eine ganze Welt voll Musik

um uns her zauberten. Nur sehr wenige ganz auserwählte Kunstfreunde nahmen Theil an dieser hohen Lust, und das erhöhte sie noch. Die schöne, gefühlvolle Fürstin Kinsky, die ihr eignes vortreffliches Instrument dazu hergeschickt hatte, mit ihrer Schwester, und ihrem Schwager, die Frau von Hennigstein, und der Fürst Lobkowitz machten das ganze edle Publikum aus. Nur selten genoß ich ein so schönes Kunstwerk in so ganz vollendeter Darstellung, und ich kann wol sagen, mir war bei der Rückfahrt in dem offnen Wagen des Fürsten Lobkowitz unterm reinen sonnenhellen Himmel recht himmlisch wohl. Die großen und lieblichen Gedanken, der tiefmelancholische Charakter der ganzen Komposition, oft von den reinsten Sonnenblicken durchströmt, in denen sich ein Himmel öffnet, tönten noch so hell, so tief in meinem Innern nach; den Geist des edlen Prinzen, den ich gerade dieses Quatuor, in dem seine ganze bessere Seele so glühend lebt, so oft mit Entzücken vortragen hörte, umschwebte mich so rein, so hell, daß ich

die hohe Macht seines Genies und seinen unersetzlichen Verlust tiefer als je empfand, und sich die hohe Lust in innige Wehmuth auflöste.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Wien, den 30. Januar 1809.

Die Vortrefflichkeit der hieſigen Polizei bewährt ſich bei allen Gelegenheiten. Dieſer Tage ward plötzlich ein gewaltiger Feuerlärm geſchlagen; gleich in den erſten Minuten ſah man die vollſtändigſten Spritzen mit prächtigen Pferden beſpannt im Galopp nach der Brandſtätte fahren, die nicht weit von meiner Wohnung war, und in einer guten Viertelſtunde war Alles wieder ſtille. Die Einwohner blieben ruhig in den Häuſern, man ſah kaum zum Fenſter hinaus; auf der Straße ging jeder ſeinen Gang ruhig fort, und nur einige Buben von den Straßenkehrern liefen den ſchnelljagenden Spritzen nach. Eine jede Spritze gewährte wahrlich einen Anblick zum Mahlen, ſo rein, ſo glänzend, ſo wohlgeordnet und vollſtändig war Alles daran, und die kräftigen, wohlgenährten und wohlgekleideten

Männer auf dem Hintertheil der Spritze stehend, und auf den schönen trefflich aufgeschirrten Pferden sitzend! So ist Alles, was man der Art hier sieht, vollkommen und großstädtisch.

Das muß aber auch wol den Einwohnern eine Ruhe und Sicherheit in ihrem ganzen Wesen geben, die sie so sichtlich bezeichnet, und die man ihnen lieber gönnen, wol gar beneiden sollte, als zum Nachtheil anrechnen. Was soll denn die höchste Betriebsamkeit und Industrie bei den Völkern, die ihrer oft bedürfen, um nur nothdürftig zu existiren; was kann sie Höheres und Wohlthätigeres bewirken, als daß wenigstens Einzelne, deren Geschick das Glück begünstigt, zu der Ruhe und Sicherheit des Lebens gelangen, die hier das ganze Volk beglückt, von der Natur und der Regierung begünstigt, wie so wenige Völker der Erde, wie in diesem Augenblick der Zerstörung und Umwälzung vielleicht kein einziges Volk von Europa es ist. Ja selbst der höchste Zweck aller moralischen Bildung im Menschen kann für dieses Leben doch nur sein,

daß er zu der Ruhe des Gemüths gelangt, seinen Zustand, den Punkt, auf welchen ihn Schicksal und Weltlauf stellen und festhalten, für gut und befriedigend anzusehen, und keinen andern für so wünschenswerth zu achten, daß darüber die Ruhe und Zufriedenheit seines Lebens litten. So lange ein Mensch noch unruhig umhertreibt, und nach diesem sucht, nach jenem strebt, in seiner eignen Lage nur das Widrige, das am Ende jede Lage hat, sieht, in der andern ihm unerreichbaren, nur das Angenehme, das oft nur eiteln Glanz hat; so ist er, moralisch betrachtet, immer noch ein Kind, und vom festen Mann und sicherm glücklichem Bürger gleich weit entfernt.

Diese glücklichen Menschen sind wirklich vollkommen zufrieden und ruhig in sich selbst, genießen, was sie haben, mit dem Bewußtsein, daß sie es nirgend besser haben können, und sehnen sich auch nach keiner Aenderung. Natürlich entsteht aus dieser Sorglosigkeit und Zufriedenheit ein Gleichmuth, ein gewisses Phlegma, das demjenigen, der überall nur vorgreifende Geistescultur — denn zu seiner

Zeit kömmt dieſe nach der Ordnung der Dinge doch jedem Volke — überall nur raſtloſes Treiben nach höherer Induſtrie ſucht — die immer Mangel vorausſetzt, und mit ſittlichem Verderben endet, — oft wie Dummheit erſcheinen muß. Ja, ſei's auch wirklich wahr, was mir letzt ein geſcheidter Arzt aus ſeinen Erfahrungen bei den großen Medizinalanſtalten in den Deutſchen und Italieniſchen Staaten des Kaiſers mittheilte, daß der eigentliche Oeſterreicher, im ganzen Volk genommen, weniger Geiſtesfähigkeiten und ſchwächern Trieb zur höhern Ausbildung habe, als die Einwohner andrer Erbländer; ſo erſcheint er mir darum doch um nichts weniger liebenswürdig, und faſt möcht' ich ſagen beneidenswerth. Er iſt ganz der Menſch ſeines fruchtbaren geſegneten Landes, ſeiner väterlichen milden Regierung, und genießt, was jenes ihm ſo reichlich darbietet, und dieſe ſo wenig als möglich ihm verkümmert, mit Luſtigkeit; unbekümmert, ob es eine Weisheit auf Erden giebt, die dieſe Luſtigkeit durch höhere Würze veredeln könne. — Höher treibt es ja anjetzt nirgends die höhere

Kultur — oder gar eine ernste, finstere Weisheit, die dieser Lustigkeit selbst vorzuziehen wäre, für die uns denn doch der gütige Himmel, so lange er seine Sonne über uns scheinen und seinen Mond um uns leuchten läßt, Alle in Gnaden bewahren möge. Die ihr bisher am eifrigsten und redlichsten nachgegangen sind, haben's am Ende doch nur zu der Ueberzeugung gebracht, daß wir mit allen unsern hohlen Grübeleien und mit all unserm genußlosen Kunsttreiben, recht schlechte Staats- und Weltbürger geworden, und erst wieder Kinder werden müssen, um von vorne an, rein aus uns selbst, die bessere Menschheit hervorgehen zu lassen, um so auch wirklich etwas Reelles zu werden, nachdem wir lange genug geschienen haben. Diese reinen guten Kinder findet nun der edle Pestalozzi und Fichte hier sicherer und im ganzen Volke lebend, als irgendwo in der Welt; und so wird diesem auch der kleine Schritt vorwärts, den der Mensch hier auf Erden doch nur thun kann, wie stark er auch den Anlauf nehme, und den vermeinten Meistersprung thue, leichter und

gemüthlicher werden, wenn das letzte Glück, oder die erste bittere Noth sie dazu antreiben wird. Diese möge das gute Geschick noch lange von ihnen abhalten, damit das wohlthätige Himmelsauge doch noch irgendwo ein gemüthliches lustiges Volk auf Erden erblicke, das seinen alten guten Wohlstand froh und ruhig genießt.

Daß es aber zu keiner Zeit an gelehrten und talentvollen Oesterreichern gefehlt hat, und es auch jetzt Männer von ausgezeichnetem Verdienst in jedem Fache des Wissens und des Genies giebt, weiß Jeder, der nur einigermaßen mit der Deutschen Literatur bekannt ist; und daß man in jedem guten und großen Kreise der Gesellschaft Männer von echter und gründlicher Bildung aus allen Ständen findet, kann keinem Fremden, der das Glück hat, wie ich, Gesellschaften aus allen Ständen in großen und kleinen Zirkeln versammelt zu sehen, verborgen bleiben. Wer aber das Bedürfniß fühlt, mit Allen von Allem zu sprechen, wenn auch nur auf die flachste Weise kritisch und historisch, der muß hier freilich oft empfindlichen Mangel leiden.

Daß es in der ganzen Nation aber ein schönes Kunsttalent zu einer so feinen ätherischen Kunst, als die Musik ist, häufig giebt, ist doch auch gewiß kein unbedeutender Charakterzug; und sollte dieses Kunsttalent auch wirklich mit dem Besitz der sogenannten höhern Geistesfähigkeiten so unvereinbar sein, wie es in einzelnen Virtuosen häufig erscheint, so wäre doch noch sehr die Frage, welches Volk hier auf Erden glücklicher daran wäre, dieses, im Besitze eines so erfreulichen Kunsttalents, oder ein anderes zu der überall unbefriedigenden und unbefriedigten höhern Geisteskultur fähigeres Volk. Selbst der strenge Weise wird, wenn der empfängliche sinnliche Mensch noch nicht ganz in ihm untergegangen ist, an einem schönen großen Kunstwerke, oder auch wol nur an einem schönen echten Volksliede, das den Zustand eines rein menschlichen Gemüths froh oder rührend ausspricht, beglückendern Genuß haben, als an der Auflösung eines Problems in einer Wissenschaft, von welcher am Ende er sich wol selbst gestehen muß, daß sie auf einer willkührlich angenommenen Basis be-

ruht. Er müßte denn der Erfinder des Weltsystems sein, und dadurch eben auch den höhern Zustand seines Gemüths, den ganzen höhern Menschen in sich befriedigen. Auf Gemüth und Geist beruht alles wahrhaft Beglückende für den Menschen; wenn man nun aber nur zu häufig an neuern Nationen erkennt, daß gerade diese beiden erwärmenden und leuchtenden Sonnen im Menschen da am meisten untergegangen, oder doch verdunkelt worden sind, wo die Wissenschaften am häufigsten in die Breite getrieben, und für die, der Gründlichkeit und des höhern Aufschwungs gleich unfähige Menge, so recht populär verarbeitet wurden, in Säftchen und Pülverchen, in Pillen und Bonbons der unverständigen Menge von ehrlichen und listigen Quacksalbern und Marktschreiern treufleißig dargeboten und beigebracht; so möchte man das glückliche Volk doch segnen, das dereinst von seinen Pflegern, die wenigen bleibenden Resultate jener wissenschaftlichen Apotheker und Zuckerbecker erfahren wird, unbeschadet seines kindlich frohen Gemüths und Lebens.

Ein schönes Kunsttalent habe ich hier wieder in einem funfzehnjährigen jungen Menschen kennen gelernt. Es ist der Sohn des Oberbauinspektors Czerini, der mir letzt in einer kleinen veranstalteten Morgenmusik Rodesche Sachen, und auch eigne schwere Variationen auf der Violine mit großer Fertigkeit und Reinheit hören ließ. Im Schwierigen und Glänzenden kann der junge Mann gewiß das Höchste erreichen. Ob auch im Bedeutenden und Rührenden, das wird wol, wie bei allen frühen Kunstmännern, die erste Liebe erst entscheiden. Diesem pflegt nichts mehr entgegen zu stehen, als der Zwang und die Anstrengung, durch welche solche frühe Virtuositäten meistens hervorgebracht werden, und nicht oft geht aus dem Wunderkinde ein Wundermann hervor, wie Mozart, der schon im siebten, achten Jahre ein großer Klavier- und Violinspieler war.

In einem großen Konzert beim Fürsten Lobkowitz haben wir wieder das in einem Fürsten so seltne, ausgezeichnete Talent des Erzherzogs Rudolph bewundert. Die

schwersten Konzerte von Bethoven und Sonaten von Prinz Louis Ferdinand spielte der Erzherzog mit großer Besonnenheit, Ruhe und Genauigkeit. An demselben Abend hörten wir auch den dritten Akt von Zingarellis Oper Romeo und Julie, der so viel Rührendes und Pathetisches hat, von der schönen Fürstin Kinsky und dem Fräulein von Goubeau singen, und ich habe fast nie zwei schönere Stimmen zusammen gehört. Die Stimme der Fürstin hat besonders in der Tiefe einen weichen, vollen, echt Italienischen Klang, die der Fräulein von Goubeau ist eine der größten, stärksten Stimmen, die ich kenne. Ausdruck und Vortrag gelang auch ihr in dieser Musik mehr als in andern Sachen, die ich bereits von ihr hörte. Es war ein reizender hoher Genuß, die beiden herrlichen Stimmen in so schöner Vereinigung zu hören.

Auch der Erzherzog Ferdinand, Bruder der Kaiserin, besucht die Konzerte des Fürsten Lobkowitz, scheint aber kein großer und ruhiger Theilnehmer an der Musik zu sein. Es ist wirklich rührend und erfreulich

zu ſehen, mit welchem freudigen Gefühl und eifrigem Beſtreben die hieſigen größten fürſtlichen Familien die kaiſerlichen Prinzen bei ſich empfangen; und wie wohl es dieſen, von allem Prunk und aller Steifheit entfernten Herren, in dem Familienkreiſe ſolcher Häuſer am runden Theetiſche wird. Selten wird man eine ſo allgemeine heiße und treue Anhänglichkeit an das regierende Haus finden, als hier von den oberſten Ständen bis zu den geringſten ganz allgemein und in allen Menſchen lebt.

Das adelige Liebhabertheater beſuchen die Erzherzöge auch, und nehmen recht herzlichen Antheil daran. Zuletzt ſah ich das breite Schauſpiel, Lorenz Stark nach Engel, ſehr gut dort aufführen; es war faſt durchgängig gut beſetzt. Nur iſt das Stück zu lang, und noch breiter als lang. Mich wundert es oft, daß man zu ſolchen Vorſtellungen nicht lieber kleine freie, luſtige Stücke wählt, die Allen, auch den Spielenden, noch mehr Unterhaltung und Freude gewähren würden; oder edle, echte Kunſtwerke, wie Göthe's Taſſo und Iphigenia, die man auf öf-

sentlichen Theatern nicht sehen kann, oft auf nicht sehen mag.

Der Lorenz Stark erinnerte mich an eine pikante Szene, die ich einst mit Lessing und Engel in Berlin erlebte. Lessing kam damahls aus Italien, und während seiner Abwesenheit war der Philosoph für die Welt von Engel erschienen, und eben in einem der letzten Stücke eine strenge Kritik gegen Lessings Emilie Galotti, von der ich mir jetzt nur so viel erinnere, daß der letzte Akt als nicht hinlänglich motivirt getadelt und gesagt würde, man könne zu dem Stück auch einen andern fünften Akt machen. Lessing fand dieses Stück des Philosophen für die Welt in Engels Gegenwart auf dem Tische liegen, las die Kritik und lobte sie; fügte aber hinzu: einen andern fünften Akt, mein lieber Engel, will ich aber zu jedem Stücke machen; ja geben Sie uns, welches Stück Sie wollen, und ich mache Ihnen auch den sechsten Akt dazu. Engel war damahls sehr ernstlich beschäftigt mit seinem Deutschen Hausvater, und noch einem frühern Trauerspiel,

mich dünkt, die Geißel, ein Sujet aus dem siebenjährigen Kriege, von dem auch schon länzst mehrere Bogen abgedruckt waren; es ließ sich in beiden Stücken nur noch an einzelne Szenen, mit denen Engel nicht zufrieden war, und die er sich nicht zu Dank dialogiren konnte. Wahrscheinlich hat ihm jene Drohung Lessings, der so etwas nicht leicht unerfüllt ließ, die Beendigung jener Stücke noch mehr erschwert, so lange Lessing lebte. Hernach nahm seine Trägheit immer mehr zu, und er zerstückelte seinen fertigen Hausvater sogar zu einer Erzählung für die Horen: den Lorenz Stark, aus welcher Herr Ziegler nun wieder ein Schauspiel gemacht. Als Charakteristik hat es gewiß seinen großen Werth; Engel hat den Charakter des Deutschen Bürgers sehr wohl aufgefaßt und durchgeführt, und besonders ist der Hang im Deutschen Hausvater, bei den besten Absichten und Handlungen für das Wohl der Seinen, durch Launen und beißende Sticheleien alle seine Wohlthaten zu vergällen, sehr bedeutend.

Mein zweiter Akt der Brabamante ist

auch vollendet, und wir haben ihn jetzt bereits beim Fürsten Lobkowitz mit gleich gutem Erfolg probirt. Das Diner nachher, bei welchem viele Künstler, auch der brave Beethoven, zugegen waren, war eines der heitersten, das ich hier erlebt habe.

Der vortreffliche Violoncellist des Fürsten, Herr Kraft, hat jetzt, da das erste Abonnement von Schupanzig zu Ende ist, wieder ein solches wöchentliches Quartett auf Subskription eröffnet, und es freut mich sehr, daß dieser angenehme Genuß mir auch für die Zukunft bleibt. Es wird aus lauter andern braven Künstlern bestehen, und dadurch auch die Annehmlichkeit der Abwechselung und Mannichfaltigkeit haben. Doch an dieser fehlt es hier nicht leicht; hier hat jeder Tag und fast jede Zeit des Tages ihre angenehme musikalische Unterhaltung von sehr verschiedener Art, und ich habe mir, nach meinem ersten Sommeraufenthalte in Wien, gewiß nicht vergeblich das Vergnügen gewünscht, auch einmahl einen Winter hier verleben zu können. Reicher

und angenehmer habe ich noch keinen Winter meines Lebens verlebt, so sehr mich auch das Glück in mehreren der ersten Länder Europa's begünstigte.

Drei und zwanzigſter Brief.

Wien, den 2. Februar 1809.

Das herrlichſte Frühlingswetter, welches uns ein ſtarker Regen gebracht, hat mich in den vergangenen Tagen oft aus der Stadt gelockt. Faſt rund um die eigentliche alte Stadt Wien, die dem Umfange nach kaum den ſechſten Theil von dem Raume einnimmt, den die ſehr weitläufigen Vorſtädte anfüllen, mit denen ſie rund umgeben iſt, kann man auf den Wällen und Baſteien der alten Feſtungswerke ſehr angenehm zu Fuße promeniren, und um ſo ungeſtörter, da keine Wagen und Reiter hinaufgelaſſen werden. Der größte Theil des Weges iſt auch ſehr gut planirt, und mit Grand überfahren, und wird ſorgfältig erhalten. Man hat auch an den meiſten Stellen ſchöne Alleen angelegt, großentheils mit Wallnußbäumen bepflanzt, und auf der Hauptbaſtei, bei der kaiſerlichen Burg, wovon ſie auch den Namen führt, ſind mehrere angenehme

Pflanzungen mit anmuthigen Zelten und Baracken angelegt, in denen man in der schönen Jahrszeit allerlei Erfrischungen findet. In der Mittagsstunde wird diese Promenade schon fleißig besucht, und bald wird sie der Sammelplatz der ganzen schönen Welt werden.

Auch außerhalb der Thore kann man rund um die Stadt in neu angepflanzten und chaussirten Alleen angenehme Spaziergänge machen, und diese hab' ich in den letzten schönen Tagen besonders gerne besucht, bis ein neues großes Schauspiel mich und alle Welt weiter hinaus, bis ans Ende der Leopoldsstadt, lockte, wo man eigentlich erst an die große Donau kömmt, über welche die lange Taborbrücke geht. Die Stadt selbst, sammt ihren übrigen Vorstädten, liegt an einem Arme der Donau, und zwar an dessen südlichem Ufer. Nur die Leopoldsstadt liegt mit den Inseln, welche durch die eigentliche Donau und ihre Arme gebildet werden, auf der Nordseite. Der Prater und der Augarten, zwei herrliche öffentliche Lustpflanzungen, zu deren Genuß ich mit allen Wienern dem nahen Frühlinge

freudevoll entgegensehe, nehmen den größten Theil der Insel ein.

Das schnell eingefallene Thauwetter hat nun das Eis der Donau gebrochen, und einen herrlichen majestätischen Eisgang erzeugt, welcher der Taborbrücke den Untergang droht. Um die Mittagsstunde eilt ganz Wien hinaus, das prächtige Schauspiel anzustaunen. Ungeheuere Eisschollen treiben auf dem gewaltig einherströmenden Wasser herum, und thürmen sich wie Hügel in mahlerischen Gruppen auf. Der Strom muß sehr schnell gebrochen sein, und bereits viele Ueberschwemmungen hervorgebracht haben: denn man sieht Rehe und Hirsche, zum Theil lebend, zum Theil schon vom Eise erdrückt, auf den großen Eisschollen herumtreiben. An dem jenseitigen Ufer, zu welchem der andre Theil der Brücke führt, welche in der Mitte durch kleine Inseln, an die man sie gelehnt, unterbrochen wird, nimmt die Ueberschwemmung mit jeder Stunde überhand. Eine Landfrau, die sich mit ihren fünf Kindern auf einen alten Baum gerettet, ist von einem braven Brückenmeister mit Le-

denkgefahr herübergeholt worden. Die Brücke selbst, die von Holz ist, und auf hölzernen Jochen ruht, ist schon stark beschädigt; das Eis hat bereits mehrere Joche fortgerissen, und dem Strome freieren Lauf gegeben. Große Massen von Holz und andern in Masse aufgesetzten Produkten, führt der Strom herbei und vorüber, setzt sie hie und da auf Eisschollen, die wie schwimmende Inseln erscheinen, ab, und giebt dem Strome und dem ganzen Ufer, so weit das Auge reicht, eine neue, wilde, mahlerische Gestalt. Dazu das Rauschen, Rollen, Krachen, dumpfe Brausen des Stroms und des Eises; es ist ganz unbeschreiblich groß und wild.

Der Postenlauf wird durch den Verlust mehrerer Brücken schon sehr gehemmt. Die Posten müssen große Umwege nehmen, und die Felleisen mit vielen gefährlichen Anstalten herübergeschafft werden. Fahrende Posten kommen gar nicht mehr hinaus und herein.

Die große und schöne Welt strömt darum fast jeden Mittag in so großer Anzahl hinaus, daß dieses neben der graufigen, schauderhaften

Naturerscheinung wieder ein sehr angenehmes unterhaltendes Schauspiel giebt. Ich habe mich indeß dadurch doch nicht abhalten lassen, dem ersten Kraftschen Quartett beizuwohnen, und dort einige schöne Quartetten von Haydn, Bethoven und Romberg mit vieler Kraft und Genauigkeit ausführen zu hören; dabei auch die Bekanntschaft eines neuen sehr braven Violinisten gemacht, der mit großer Fertigkeit und Reinheit einen recht edlen Vortrag verbindet. Kraft selbst singt und spricht auf seinem herrlichen Violoncell, und ich höre ihn noch mit demselben Vergnügen, welches er mir vor einigen und zwanzig Jahren in Berlin gewährte. Diese Quartettmusik, die eigentlich von Wien ausgeht, hat sich hier auch noch am besten erhalten. Bei allen andern größern Veranlassungen denkt man doch oft mit Wehmuth an jene Zeit zurück, wo unter der Regierung Josephs, der selbst ein Kenner und geschickter Ausüber der Musik war, die Orchester, wie die Theater, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten. Damahls begnügte man sich aber auch mit einem großen

Operntheater und Orchester; jetzt will man beides in allen drei Theatern haben, und das ist durchaus unausführbar. Gewiß hat Wien noch eine hinlängliche Anzahl sehr geschickter Tonkünstler, um aus ihnen Ein vortreffliches Orchester zu bilden; so auch gewiß schöne Stimmen und gebildete Sänger und Sängerinnen genug, um Eine vollkommne große Oper haben zu können; beides aber für drei Theater zugleich haben zu wollen, ist eine Anfoderung, die überall unausführbar wäre. Unglücklicher Weise hat man den Abonnenten aller drei Theater angewöhnt, für ein Abonnement, in Einem und in allen drei Theatern, Alles, Oper, Operette, Ballet, Tragödie und Lustspiel zu finden, und so kann keins nirgend die Vollkommenheit haben, die alle haben würden, wenn ein Theater für die große Oper und das Ballet, ein andres für das Trauerspiel und Lustspiel, und ein drittes für die romantisch-komische Oper und Spectacelstücke und Farçen bestimmt wäre. Dazu kömmt noch, daß man dem alten Burgtheater, auf welchem man zu jener echten Kunst-

zeit, wie auf andern großen Theatern Deutschlands, Alles vereinigt und Alles vollkommner sah und hörte, daß man diesem, als dem eigentlichen Hoftheater, welches der Hof auf die bequemste Weise und am liebsten besucht, sein altes Recht erhalten will, Alles dort zu geben, auch Opern im neuen romantischen Genre, wozu jenes Theater weder Raum, noch Maschinerie, noch Dekorationen hat. Kann aber in diesem Alles gegeben werden, — wie? ist nicht die Frage — so kann es noch weit eher und besser in dem größern, geräumigern und besser eingerichteten Theater am Kärnther Thor, und noch viel besser in dem prächtigen, größesten und schönsten Theater an der Wien auch gegeben werden. So wird denn wirklich die ganze Woche hindurch in allen drei Theatern Alles zugleich gegeben, und nirgends so, wie es bei der großen Einnahme, bei dem allgemeinen Geschmack und Bedürfniß fürs Theater, so gut geschehen könnte, und für eine so herrliche Kaiserstadt geschehen müßte. Das Schlimmste ist, daß sich Künstler und Publikum bei jener verfehlten Einrichtung an eine mangelhafte

unvollkommne Ausübung gewöhnen, überzeugt, daß sie so nirgends zu erreichen und zu verlangen ist.

Das wunderschöne Duett von zwei Forteviano's bei Streicher haben wir am Sonntage noch einmal genossen, und die kunstreichen Damen trugen es wieder mit derselben Vollkommenheit vor. Wie hätte mir dabei wol einfallen können, daß ein noch höherer Genuß derselben Art mir so nahe bevorstände, und doch hab' ich ihn eben in so hohem entzückendem Grade gehabt, daß ich ihn Dir kaum zu beschreiben vermag. Schon längst hatte man mir von der Gemahlin des Majors von Ertmann vom Regiment Neumeister, der in der Nähe von Wien in Garnison steht, als von einer großen Klavierspielerin gesprochen, die besonders die größesten Bethovischen Sachen sehr vollkommen vortrüge. Ich war also darauf vorbereitet, und ging mit großer Erwartung zu ihrer Schwester, der Gemahlin des jungen Banquiers Franke, welche die Güte hatte, mich von der Ankunft der Frau von Ertmann unterrichten zu lassen, um ihre Be-

kanntschaft zu machen. Eine hohe edle Gestalt und ein schönes seelenvolles Gesicht spannten meine Erwartung beim ersten Anblick der edlen Frau noch höher, und dennoch ward ich durch ihren Vortrag einer großen Bethovschen Sonate wie fast noch nie überrascht. Solche Kraft neben der innigsten Zartheit hab' ich, selbst bei den größten Virtuosen, nie vereinigt gesehen; in jeder Fingerspitze eine singende Seele, und in beiden, gleich fertigen, gleich sichern Händen, welche Kraft, welche Gewalt über das ganze Instrument, das Alles, was die Kunst Großes und Schönes hat, singend und redend und spielend hervorbringen muß! Und es war gar nicht einmahl ein schönes Instrument, wie man sie sonst hier so häufig findet; die große Künstlerin hauchte dem Instrumente ihre gefühlvolle Seele ein, und zwang ihm Dienste ab, die es wol noch keiner andern Hand geleistet hatte. Du kannst Dir denken, wie glücklich es mich macht, daß die edle hohe Künstlerin einige Zeit hier bleibt, und mir erlaubt, sie oft an ihrem Fortepiano zu finden.

Eine angenehme Ueberraschung hatt' ich auch noch an diesem Fortepiano; ich fand unsern lieben Ruß aus Dessau da, der seinen Sebastian Bach und Händel in der Nähe einer solchen Künstlerin noch ganz anders übt und spielt, wie schon ehedem. Er weiß diese beiden Kunstheiligen und Kirchenväter fast ganz auswendig, und trägt sie mit großer Deutlichkeit und mit weit mehr Bedeutung vor, als ehemahls. Er hat seit einem Jahre das Glück gehabt, beider Meisterwerke gemeinschaftlich mit jener großen Künstlerin zu üben, (denn auch diese spielt sie meisterhaft), und davon großen Gewinn gezogen. Er hat mich diesen Morgen auch besucht, und ich habe mit ihm eine Szene gehabt, die ich allen jungen Künstlern zum Muster aufstellen möchte. Er erzählt mir, daß es ihm in Wien sehr wohl ginge, daß er mit Unterrichtgeben einige tausend Gulden im Jahr verdiene, und damit in Wien mehr habe, als er nach seiner gewohnten mäßigen Weise zu leben gebrauche. Da ich ihn bis jetzt in keinem der mir bekannten musikalischen Häuser fand, so fragte ich ihn

nach den Familien, in welchen er Unterricht gäbe; und er nennt mir verschiedene von denen mir bekannten, in welchen ich aber nur ganz kleine Kinder wußte. Ich frage ihn verwundernd weiter, wie er so ganz kleinen Kindern schon in der Musik Unterricht geben könne? „In der Musik?“ frägt er seinerseits wieder verwundert; „nein, in der gebe ich gar keinen Unterricht, die will ich für mich stets gerne mit derselben Liebe üben und genießen, wie bisher. Ich gebe den Kindern Unterricht im Lesen und den ersten Naturkenntnissen, nach der Methode meines Onkels Ollivier, mit dem ich vor ein paar Jahren hieher kam. Musik lieb' ich viel zu sehr, um sie mir durch Unterrichtgeben zu verkümmern; der widme ich alle meine freien Stunden, die ich mir durch jenen Unterricht erwerbe.“ Ist das nicht recht rührend, gut und weise für einen Jüngling, der eben nicht lange die Universität verließ, auf welcher er sich auch durch seine Kenntnisse in der Mathematik und andern ernsten Wissenschaften eben so vortheilhaft auszeichnete, als von Kindheit an durch sein äu-

kerst feines musikalisches Gehör, mit welchem sein seliger Vater, der würdige Musikdirektor Rust in Dessau, von den frühesten Jahren des Kindes an, so auffallende Erfahrungen machte, und seine große Leichtigkeit, die schwersten gearbeitetsten Sachen zu fassen und zu behalten. Von meinem Anerbieten, ihn in mehrere große Häuser einzuführen, wollte der besonnene junge Mann keinen Gebrauch machen, da er hinlänglich beschäftigt wäre, und seine freien Musikstunden auch nicht gerne durch größere Zerstreuungen sich schmälern wollte. Mein Billet zu Krafts Quartetten nahm er aber sehr gerne an, um die schönen Arbeiten Mozarts und Bethovens, die er auch innig liebt, und sehr gut vorträgt, dort auf eine angenehme Weise zu genießen. Ich habe lange keine Erfahrung bei jungen Leuten gemacht, mit denen ich mich überall so gerne abgebe, als diese heutige. Sie wird Euch gewiß auch freuen, da ihr des braven jungen Mannes Liebe und Andacht für die alten Italienischen Musikheiligen schon immer so liebtet, wenn er mit Euch und seinem liebenswürdigen Bruder

die herrlichen Chöre von Palestrina, Benevoli, Leo, Feo und Fasch sang und spielte.

Einen neuen sehr angenehmen musikalischen Effekt hab' ich letzt auch in einer frohen glänzenden Gesellschaft im Hennigsteinschen Hause erlebt. Es war eigentlich ein großer Ball da, in welchem sehr viel schöne junge Welt sehr lustig, und zum Theil recht schön, tanzte; unter den Tänzerinnen prangte besonders die junge Gräfin Potocka, von deren musikalischem Talent ich Dir wol schon sprach, durch recht feinen, graziösen, ausgebildeten Tanz. Die trefflichen Söhne und Freunde des Hauses, die ganz in Musik leben, obgleich sie alle Familienväter sind, und viele schöne herrliche Kinder haben, formirten selbst das Orchester zu dem Ball, der bis spät in die Nacht dauerte, und machten mit vieler Abwechselung eine so unterhaltende Tanzmusik, als kaum zehn dazu bestellte Musikanten hätten hervorbringen können.

Nach dem splendiden Nachtessen eröffneten sie die Szene mit einem allerliebsten musikali-

schen Spaß; sie sangen mit acht Männerstimmen, worunter einige recht schöne Tenor- und Baßstimmen waren, eine ganze Instrumentalsymphonie, die wirklich oft so klang, als hörte man von weiten ein ganzes Orchester. Die Blasinstrumente wurden von Einigen mit sehr vieler Diskretion und Feinheit nach dem Effekt nachgeahmt, den sie in der Ferne machen.

An demselben Abend hatte ich auch schon einem eleganten Ball bei dem Holländischen Gesandten beigewohnt: denn große und kleine Bälle, und größere Schmausereien als gewöhnlich, worin eigentlich der hiesige Carneval, oder, wie man hier sagt, der Fasching besteht, werden jetzt in allen großen Häusern gegeben, und weit häufiger, als man bestreiten kann, wenn man nicht Gesundheit und guten Humor aufs Spiel setzen will. Wie es die Damen aushalten, welche die ganze Woche hindurch täglich tanzen, und dabei oft trotz den Männern schmausen, immer doch frisch aussehen und lustigen Gemüths sind, das begreif' ich oft nicht. Es ist ein Kerngeschlecht, mit dem es unser Nordisches, durch Empfindsamkeit und allerlei

Ziererei geschwächtes Geschlecht nicht leicht aufnehmen soll.

Der Eisgang dauert fort, scheint aber doch seine höchste Höhe erreicht zu haben. Sein letzter Anblick erinnerte mich durch viele Momente und durch den ganzen Charakter an Lesueurs herrliches Gemählde von der Sündfluth, vor dem ich so manche Stunde in Paris stand, und mit jedem Augenblick neues Licht und Leben hineinsah. Der Postenlauf ist gehemmt; selbst die Leopoldsstadt steht zum Theil, und der Prater ganz unter Wasser. Die zierliche Brücke des Grafen Rusomovsky über einen Arm der Donau, hat das Eis mit fortgerissen. Große Niederlagen von Baumwolle und Holz werden fortgeschwemmt. Schlimme Nachrichten von großen Ueberschwemmungen kommen von allen Seiten, besonders von Ungarn ein. Da stehen Dörfer und Städte unter Wasser, daß nur die Thurmspitzen hervorragen, und bei Presburg soll sich die Donau selbst ein neues Bett gemacht haben.

Vier und zwanzigster Brief.

Wien, den 7. Februar 1809.

Wie schwer es hier hält, die Wohnungen von Privatpersonen auszufragen, und wie selten sie einem Fremden hinlänglich bezeichnet werden, um ihre Zimmer in großen Häusern von mehreren Höfen, rechten und linken, Vorder-, Hinter- und Mitteltreppen mit ihren Gängen und Galerien herauszufinden; davon habe ich eine bittere Erfahrung gemacht beim Aufsuchen der Heldinnen meiner Brabamante, deren Wohnungen mir von so vielen Theaterpersonen und von den Kammerdienern, Kommissionären und Portiers der großen Häuser der Direktoren so oft unzulänglich beschrieben wurden. Endlich habe ich denn aber das Vergnügen doch errungen, die nähere, persönliche Bekanntschaft der Damen Milder, Laucher und Marconi zu machen. Bei jeder von ihnen hatte ich's von neuen zu bedauern, ihre persönliche Bekanntschaft so lange verfehlt

zu haben. Alle ſcheinen die ihnen in unſrer Oper auch von dem Dichter ſchon zugedachten Rollen gerne anzunehmen. Collin hat bei der Wahl und Bearbeitung des Sujets die talentvollſten Mitglieder der Oper und das Eigne eines jeden Talents ſtets vor Augen gehabt; ja er hat die Haupttheater ſelbſt und ihre Maſchinerien, Dekorationen und Garderoben dabei weiſe beachtet, und ſo können wir, bei dem guten Willen, den mir auch die Künſtler bezeugen, einen deſto ſichern Effekt von der Aufführung erwarten.

Sollteſt Du wol glauben, daß ich noch bis jetzt nach der Wohnung zweier lieber Männer vergeblich ſuche, die mir gleich bei meiner Ankunft das Vergnügen machten, ſich unſrer frühern Bekanntſchaft in Weimar und Halle zu erinnern, und mich aufzuſuchen? Es iſt der Dichter Stoll und der Doktor Klinger. Mit dem erſten ging es mir beſonders fatal, und die ganze Sache iſt zu charakteriſtiſch, als daß ich ſie Dir nicht erzählen ſollte. Stoll hatte mir das Haus einer entfernten Vorſtadt, in welchem er wohnte, genau genug

beſchrieben, auch Treppen und Stock und Seite genau angegeben; ich war mehrmahlen im rechten Hauſe, im rechten Stock und vor der rechten Thür, und konnte ihn dennoch nicht finden. Ich beſtand darauf, mich nicht zu irren, und kehrte mehrmahlen nach dem Hauſe zurück; niemand wollte aber etwas von einem Doktor Stoll wiſſen. Endlich kömmt auf mein mehrmahliges Erkundigen eine artige, verſtändige Frau aus derſelben Thür, welche zu Stoll führen ſollte, die er mir auf das genaueſte beſchrieben hatte; auch ſie frag' ich erſt vergeblich nach dem Doktor Stoll: endlich fang ich ihr an den jungen blonden Mann mit krauſen Haaren, hellen blauen Augen und etwas wüſtem poetiſchem Anſehen zu beſchreiben, der durchaus bei ihr logiren müßte; und nun erkennt ſie ihn, deſſen Namen und Titel ſie aber nicht wußte, oder ich nicht ganz nach ihrer Weiſe ausgeſprochen haben mochte, und ſagte mir: ja, ein ſolcher habe einen Theil ihres Logis eine Zeitlang bewohnt, ſei aber geſtern ausgezogen. Wohin? nach dem großen Bürgerſpital. Welcher Hof, welche Treppe,

welches Stock, welche Seite, das Alles wußte sie nicht. Nun sollt' ich in einem der größten Häuser von Wien, in welchem einige tausend Menschen in zehn bis zwölf verschiedenen Höfen wohnen, deren jede zehn, zwölf verschiedene Treppen hat, die wieder jede nach vier, fünf verschiedenen Stocken führt — Da sollt' ich mir den gestern eingezogenen Mann heraussuchen, den ich mir in dem Zimmer selbst, das er noch gestern bewohnte, mit großer Noth kaum hatte ausfragen können. So geht es einem Fremden hier täglich, der nicht einen langsamen, bequemen, meistens müssigen, und seinem Herrn neugierig aufpassenden Lohnbedienten stets zur Seite haben will, der auch oft nicht viel mehr jene Männer und ihre Wohnungen kennt, und sich weniger darum bemüht, sie auszufinden. So lange man im Gasthofe wohnt, wo ein solcher Mensch seine Gesellschaft und Beschäftigung findet in alle den Stunden, da man seiner nicht bedarf und seine Nähe nur lästig wird, läßt man sich's wol gefallen, an ihn gekettet zu sein, in einer Privatwohnung ist es aber unausstehlich. Auch hat man hier

mit dem Fiaker die Bequemlichkeit, daß er gewohnt iſt, abzuſteigen, und denjenigen, nach dem man frägt, im Hauſe aufzuſuchen. Es wird aber, beſonders in der Kälte, auch leicht wieder unbequemer im Wagen ſo lange ſitzen zu bleiben, als ſelbſt auf und abzuſteigen und nachzuforſchen. Man unterläßt an Ende manchen Gang und Beſuch in der troſtloſen Vorausſetzung, daß man ſeinen Zweck doch nicht erreiche. Nach mehreren berühmten Künſtlern, wie die Herren Zauner, Schönberger u. a. habe ich ſo ſchon mehrmahlen vergeblich geſucht. Der letzte war auch eben ausgezogen, ohne daß man in ſeiner alten Wohnung wußte, wohin. Seine ſchönen Landſchaften genieß ich indeß deſto bequemer und öfterer in dem Hauſe des Grafen Fries, das mit Kunſtſchätzen angefüllt iſt, und in einigen andern großen Häuſern. Er ſoll in Begriff ſein, nach England gehen zu wollen.

Daß ſich die Wiener an übelklingende Benennungen ihrer Straßen und Gebäude nicht ſtoßen, haben ſie mit den Pariſern gemein. In mancher andern, ſelbſt großen Stadt,

würden es gewiß Viele anstößig finden, ihre Wohnung mit dem Namen: Bürgerspital zu bezeichnen. Hier fällt das niemanden auf. Dieses Haus ist auch keineswegs ein Spital, sondern nur von dem sehr ansehnlichen Fond eines Bürgerspitals erbaut worden. Es ist eins der größten, weitläufigsten Gebäude Wiens, in dessen Höfen man sich noch leicht verirren kann, wenn man Alles schon sehr gut zu kennen glaubt. Viele sehr ansehnliche Familien und eine große Anzahl kleiner Familien und einzelner Menschen bewohnen es schon seiner Lage und seiner großen luftigen innern Höfe wegen, sehr gerne. Es hat eine Hauptfronte nach dem Platze des Lobkowitzschen Palasts, eine andere nach einer der Hauptstraßen Wiens, der Kärntherstraße; seine beiden Seiten bilden wieder eigne Straßen, die nach andern Plätzen und nach einem der Haupttheater, und nach dem Palast des Herzogs Albert und der schönsten Basteipromenade führen; seine innern Höfe bieten mehrere bequeme Durchgänge nach allen Seiten dar, und sind mit großen und kleinen Läden aller Art, mit Kaffee- und

Bierhäusern verſehen. — Eben in dieſem Bürgerſpital wohnt auch ein großer Muſikfreund und Kenner, und großer Freund und Verehrer von Bethoven, Herr von Senesgall, der ſelbſt ein guter Violoncelliſt iſt, und bei welchem ſich ein neues wöchentliches Quartett für den Sonntag Mittag etablirt hat, von dem wir den letzten Sonntag das erſte hatten. Nachdem ein Bethovenſches ſchweres Quintett gut vorgetragen worden war, hatten wir das Glück, von der Frau Majorin von Ertmann eine große Bethovenſche Phantaſie mit einer Kraft, Seele und Vollkommenheit vortragen zu hören, die uns Alle entzückte. Es iſt nicht möglich, etwas Vollkommneres auf dem vollkommnen Inſtrumente zu hören. Es war ein ſchönes Streicherſches Fortepiano, das heute zu einem ganzen Orcheſter beſeelt wurde. Streicher hat das Weiche, zu leicht Nachgebende und prallend Rollende der andern Wiener Inſtrumente verlaſſen, und auf Bethovens Rath und Begehren ſeinen Inſtrumenten mehr Gegenhaltendes, Elaſtiſches gegeben, damit der Virtuoſe, der mit Kraft und Bedeu-

tung vorträgt, das Instrument zum Anhalten und Tragen, zu den feinen Druckern und Abzügen mehr in seiner Gewalt hat. Er hat dadurch seinen Instrumenten einen größern und mannichfachern Charakter verschafft; so daß sie jeden Virtuosen, der nicht bloß das Leichtglänzende in der Spielart sucht, mehr wie jedes andre Instrument befriedigen müssen. Seine ganze Arbeit ist auch von einer seltnen Güte, Würde und Dauer.

Schon den Abend vorher hatte ich das Glück, die Frau von Ertmann in einer großen Gesellschaft bei ihrem Schwager Frank zu hören. Bei dieser war es aber mehr auf den Tanz angesehen, der bald darauf folgen sollte, und den viele schöne junge Welt mit Begierde erwartete. Sie hatte also absichtlich nur angenehme kleine Sätze ausgewählt, um die Neugierde der zahlreichen Gesellschaft zu befriedigen. Aber auch jene spielte sie mit einer Präzision und Eleganz, die eine große Meisterschaft voraussetzt. Diese aber entwickelte sie in jener herrlichen Phantasie, mich dünkt aus Es moll, ganz und in einem er-

ſtaunenswürdigen Grade. Ich beſinne mich nicht, je etwas Größeres und Vollendeteres gehört zu haben. Dieſes große Kunſttalent gehört aber nicht dieſem Lande an. Frau von Ertmann iſt eine geborne Graumann aus Frankfurt am Main, lebt aber ſchon ſeit mehreren Jahren in dieſem kunſtreichen Lande, und zog ihren größten Gewinn von Bethovens Nähe.

Der Tag ſollte wieder einmahl ganz, von Morgen bis Abend mit Muſik angefüllt ſein. In der Frühſtunde hatte ich ſchon einem Quartett bei Herrn von Ezerini beigewohnt, wo eine ſehr angenehm pikante Klavierſonate mit Violinbegleitung und ein ſchönes Quintett von Saiteninſtrumenten, beides von Rieß, exekutirt wurde. Der Komponiſt ſpielte ſelbſt das Fortepiano mit vieler Fertigkeit und Zartheit. Der junge Ezerini bewies auch hiebei eine große, ſichere Exekution.

Den Abend wurde bei dem Grafen von Apponi der Geburtstag der ſchönen Gräfin mit einem feinen Konzert, vor ein.r edlen, ſehr ausgewählten, wiewol gemiſchten Geſell-

ſchaft aus der großen und feinen Welt, in einem ſehr ſchönen Konzertſaale recht paſſend künſtleriſch gefeiert. Da hört' ich nun wieder einen Liebhaber auf dem Fortepiano, der mich und alle Anweſenden, durch ſeine große Fertigkeit und Sicherheit nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Es war ein junger Ungariſcher Graf Amadei. Er ſpielte ein ſehr ſchweres Trio vom Prinzen Louis Ferdinand faſt eben ſo kräftig und geiſtvoll, wie der herrliche Komponiſt es ehedem ſelbſt wol ſpielte; und dann noch ſehr ſchwere Variationen, die Herr Rieß für ihn beſonders komponirt hatte, mit bewundernswürdiger Kraft und Bravour.

Nach ihm hörten wir wieder, auch auf dem Fortepiano, ein junges vierzehnjähriges, muſikaliſches Talent, das überaus viel verſpricht, und in Kompoſition und Ausübung für ſein Alter ſchon viel leiſtet. Es iſt ein Knabe jüdiſcher Nation, mit Namen Moſcheles, der hier bei Salieri die Kompoſition ſtudirt. Er ſpielte uns Variationen von ſeiner Arbeit, die gut gemacht waren, mit recht vielem Ausdruck und präciſem Vor-

trog. Es ward ihm am Ende auch noch ein Thema aufgegeben, um es auf der Stelle zu variiren, und auch das gelang ihm recht gut. Wenn er damit gleich die Erwartung der gespannten Gesellschaft nicht ganz erfüllen mochte; — denn wahrscheinlich erwartete diese, recht viele rauschende Schwierigkeiten zu hören, die bei solchen Veranlassungen so leicht anzubringen sind, und gewöhnlich auch angebracht werden, wenn sie gleich nicht auf das Thema und dessen Modulationen gar strenge passen —; so zeigte er nur gerade in der Art der Ausführung ein um so schätzbareres Talent zur Melodie. Alle Variationen waren voll Gesang, den er auch mit mehr Empfindung vortrug, als das Alter eines Knaben zu gestatten pflegt. Wenn dieses angenehme Talent zur Singekomposition, mit Weisheit und Gründlichkeit geleitet, sich ganz ausbildet, so kann die musikalische Welt an ihm einen sehr gefälligen graziösen Komponisten erhalten. Es freute mich daher doppelt, zu erfahren, daß er in die Hände Salieri's gekommen, und dieser sich an ihm, ganz aus freien Stücken, als ein edler, uneigennütziger

Künſtler bewieſen hat, und fortwährend beweiſet.

Die übrige Muſik des ſchönen Abends beſtand aus dem Quintett des Fürſten von Lobkowitz, der auch ſelbſt mit andern geſchickten Dilettanten ein angenehmes Duett und Quartett aus Italieniſchen Opern ſang. Dieſe Singemuſik, beſonders aus komiſchen Opern, iſt hier für Konzertmuſiken ſehr im Gange: man hört faſt nichts Anders, ſelbſt in ſolchen kleineren Veranſtaltungen, wo bloß am Fortepiano geſungen wird. Den feinen und innigen Genuß des Liedes, der Romanze und Kantate ſcheint man hier ganz zu entbehren; und doch iſt dies eine der reichſten und intereſſanteſten Quellen für den Geſang. In Italien, beſonders in frühern Zeiten, aber auch wol noch in ſpäteren, ergetzten die größten Komponiſten ſich und ihr feines muſikaliſches Publikum ſelbſt durch den Vortrag ſolcher rein empfangenen und frei ausgeübten Kompoſitionen, die durch keine Konvention, durch kein Theaterbedürfniß in Form und Ausführung zu leiden hatten. Die ſchönſten ältern

Kanzonetten, Kantaten und Duetten verdankt die Singemusik jenem weisen Gebrauche, sich immer der Veranlassung und dem Lokale gemäß mit kleinern und größern Kompositionen zu unterhalten. Die Deutsche Kunst ist nun eben ganz besonders reich an jenen kleinern, ihrem innern Gehalte nach oft sehr hoch stehenden Kompositionen für den stillen, reinen Genuß kleiner Zirkel. Die Wiener Komponisten haben sich zwar weniger damit beschäftigt als andre, doch haben Bethoven und Kanne in der letzten Zeit auch hierin sehr angenehme und bedeutende Kompositionen geliefert.

Die schöne Königin des Festes durfte leider nicht singen, da ihre zarte Gesundheit von den letzten häufigen Bällen etwas gelitten hatte.

Wenn ich Dir nun noch sage, daß ich zwischen diesen Morgen-, Tags- und Abendmusiken noch die Freude hatte, der Fürstin von Lobkowitz, die eben ein leichtes, glückliches Wochenbett verläßt, und ihren liebenswürdigen Töchtern einige Akte aus Schillers Wilhelm Tell vorzulesen, und Abends an ei-

ner witzigen feinen Szene Theil zu nehmen, die beim Diner der Frau von Arenſteiner zur Geburtstagsfeier ihrer von Allen geliebten Schweſter verabredet wurde; ſo haſt Du einen Tag, wie man ihn wol nur in Wien erlebt.

Aber ſo auch nur hat das Leben in großen Städten einen reellen Werth. Bietet es nicht die reichen Quellen und vollſtändigen Mittel zur höchſten Kunſtausbildung und mannichfachen Unterhaltung jeder Art dar; ſo zieh' ich meine ſtille Heimath, in der ich Alles, was ich mir ſelbſt zu bereiten vermag, mit aller Bequemlichkeit genießen kann, für immer weit vor. Jener Reichthum allein kann die großen Unbequemlichkeiten aufwiegen und überwiegen, die das Leben in jeder großen Stadt mit ſich führt. Wiewol Wien auch hierin wieder, durch das nahe Beiſammenwohnen faſt Aller, die eigentlich die glänzende Welt ausmachen, durch die vortrefflichen Polizeianſtalten, und die Wohlfeilheit der Kommunikationsmittel und Schauſpielpreiſe, einen großen Vorzug vor allen mir bekannten großen Städten hat. Ich

kann hier nicht nur mit den wohl eingerichteten Fiakern, die unglaublich ſchnell und gut fahren, für ein paar Gulden, mehrere Stunden nach allen Seiten von Wien herumfahren; ich kann ſelbſt für fünf bis ſechs Gulden (zwei Thaler Sächſiſch) eine ſehr gute Remiſe auf den halben Tag, vom Diner bis nach dem Schauſpiel ganz zu meiner Diſpoſition haben, und bin damit bedient, wie mit meiner eignen Equipage. Das übermäßige, allgemein eingeführte Trinkgeld für große und kleine Häuſer, wie es ehedem in London war, jetzt noch in Hamburg und andern Städten gebräuchlich iſt, fällt hier auch niemanden zur Laſt. Wo man hier auch an Bediente, welche die Mäntel aufheben, oder die hohen Treppen hinableuchten, ein Trinkgeld giebt, iſt's doch gar nicht der Rede werth.

Wien hat auch noch den großen Vorzug vor allen andern großen Städten, daß man ſich alles Zwanges im Anzuge ſo weit überhoben hat, als es der Wohlſtand und die gute Sitte nur irgend geſtatten. Man kann hier überall in den größten und angeſehenſten Häu-

ſern mit dem einfachſten Frack gehen, ja auch wol in Stiefeln, ſobald es nicht eine elegante, abſichtlich zuſammengeladene Geſellſchaft mit Damen iſt. Männer von gewiſſem Alter und Anſehen, oder bekannter ſchwacher Geſundheit erſcheinen aber auch in ſolchen Geſellſchaften ohne Bedenken in Stiefeln. Und auch die andern haben dazu nur Schuh und Strümpfe anzuziehn. Von vollkommnem Putz und hofmäßigem Staat iſt, außer bei großen Hoffeſtlichkeiten, hier nie die Rede. Diejenigen, die bei großen Diners auch noch ſo erſcheinen, thun es aus alter Gewohnheit und Vorliebe für die alte Franzöſiſche Tracht: gezwungen iſt niemand dazu. Wer alſo einmahl die gute Engliſche Sitte hat, ſeine feine Reinlichkeitstoilette täglich zu machen, und täglich reine Wäſche anzuziehn, hat für ſeinen Anzug hier ſehr wenig zu ſorgen.

Iſt man nun einmahl in einer Geſellſchaft, ſo wird man, wie groß und prächtig das Haus auch immer ſein mag, durch keine Etikette beengt, die auf irgend einen Unterſchied der Stände deutete, und ſich in Behandlung

und Bedienung der Verſammelten im mindeſten äußerte. Alles verſammelt ſich in denſelben Zimmern, vermiſcht ſich zur freien Unterhaltung nach Gefallen, placirt ſich, wie es die Gelegenheit und allgemeine Schicklichkeit giebt, nimmt Theil am Spiel oder nicht — auch dieſes iſt jetzt viel weniger allgemein in großen und kleinen Geſellſchaften verbreitet und nothwendig als ehemahls — und niemand wird in der ſplendiden Bedienung auf irgend eine Weiſe zurückgeſetzt, oder auch nur durch ſichtliche Unterſcheidung beleidigt.

Deshalb hat hier aber doch nicht ein ungeregeltes Durcheinanderlaufen aller Stände Statt, wie ehemahls in Frankreich und beſonders in Paris, wo allein die glänzende und reizende Repräſentation und die Kunſt, angenehm zu unterhalten, galt und entſchied, und man mit Prinzen und Prinzeſſinnen, wie mit allen Andern, in der größten Familiarität ſein konnte; welches vielleicht mehr als irgend etwas Anderes zu dem Unglück des Hofes und des Adels mitgewirkt hat.

Der hohe Adel hält hier etwas, und auch

wol recht viel auf ſeinen Adel, und es iſt ſelbſt fremden Adeligen von ſehr guten Häuſern gar nicht leicht, in ihre innern Zirkel und Familiengeſellſchaften zu dringen, oder gar zu einem freien Hausverkehr mit ihnen zu gelangen. Wer wollte das aber auch wol tadeln? Der Adel iſt hier zahlreich und ſehr bemittelt, iſt alſo durch nichts gezwungen, wie ehemahls der verarmte Adel in Frankreich, ſich mit dem bloßen Reichthume, in welcher Geſtalt er ſich auch zeige, zu vermiſchen. Warum ſoll er denn nicht, im Beſitz aller Mittel zum frohen, geachteten Leben, der Wahl und Abgeſchloſſenheit für ſich und ſeines Gleichen genießen, die jeder kluge Bürger, der ſein Leben zu ordnen und zu genießen verſteht, auch in ſeinem Kreiſe, ſo weit es ſeine äußere Lage irgend erlaubt, zu erhalten ſucht und verſteht. Jeder Stand gewinnt unläugbar durch eine weiſe Abgeſchloſſenheit an Würde und echtem Lebensgenuß.

Wenn der hohe Adel nur für ſich keine Prärogative verlangt und behauptet, die den übrigen Staatsbürgern drückend und nachthei-

lig werden, und wenn da, wo er ſich freiwillig mit andern Ständen vermiſcht, und dieſe ſeine Annäherung ſuchen und wünſchen, ſein Benehmen dem guten Tone gemäß iſt, den die gute Geſellſchaft von Jedem fodert und zu fodern berechtigt iſt, wenn in ihr die Freiheit und Behaglichkeit Statt haben ſoll, ohne welche es keine gute Geſellſchaft giebt. Jenes ſcheint hier aber nicht Statt zu haben, und dieſes findet man bei dem hieſigen Adel in ſehr hohem Grade, und immer ſichtrer und feiner je höher der Adel iſt. Wie oft ich auch Fürſten und Grafen, Miniſter und hohe Militärperſonen in gemiſchten Geſellſchaften aus allen Ständen gefunden habe; ſah ich doch nie von einem einzigen, daß er Zwang und Störung in die Geſellſchaft brachte; ſie waren vielmehr oft die Seele der angenehmen Unterhaltung und der geſelligen Luſt, und gewiß nicht bloß mit den ſchönen Damen artig.

Die Damen des hohen Adels miſchen ſich aber, außer den großen öffentlichen Veranſtaltungen, gar nicht, oder doch ſehr ſelten, mit denen anderer Stände, und das ſcheint mir

auch sehr anständig und zweckmäßig. Die nähere Verbindung unter den Frauen zieht auch die Gemeinschaft der ganzen Familien und Häuser bald nach sich. Jede Frau, weß Standes sie auch sei, kann aber den sittlichen Kreis um sich her, in welchem sie gewöhnlich lebt und herrscht, nicht bestimmt genug abschließen, nicht rein genug erhalten; ihr bringt jede willkührliche Ausbreitung und freie Vermischung Nachtheil. Reelle Jugend- und Kunstverbindungen können darin vielleicht allein unschädliche Ausnahmen gewähren.

Dafür aber herrscht hier auch unter den meisten Damen des hohen Adels eine Reinheit und Anständigkeit des Tons, die Achtung und Ehrfurcht einflößt, und die man in frühern Jahren hier weniger allgemein zu sehen gewohnt war. Denn wer Wien vor zwanzig, dreißig Jahren gekannt hat, macht hier leicht die auffallende Erfahrung, daß man jetzt nichts von Damen hört und sieht, die einen auffallenden Ruf von freier regelloser Lebensart hätten, wie ehemahls, zu der Zeit der strengen Kaiserin und ihrer berüchtigten Keusch-

heitskommiſſion. Wahr oder falſch galten damahls mehrere Damen aus dem höchſten Adel dafür, und das Publikum war unerſchöpflich in luſtigen Anekdoten von ihnen. Davon hört man jetzt nichts. Auch ſcheint die Erziehung in großen Häuſern wirklich ſehr verbeſſert und veredelt zu ſein.

Etwas recht Großſtädtiſches und von dem ehemahligen Wien auch ſehr Verſchiedenes iſt der Umſtand, daß von Verſchiedenheit der Religionen hier gar nie die Rede iſt, obgleich der Hof gar nicht auf dem vom kühnen Neuerer Joſeph mit Macht und Gewalt gebrochenen Wege fortzugehen ſcheint. Der Hof iſt vielmehr ſehr religiös, und die Geiſtlichen ſollen vielen Einfluß haben. Dieſe müſſen alſo wol ſelbſt in den letzten zwanzig, dreißig Jahren ihre Religionsbegriffe berichtigt und gereinigt haben. Gleichgültigkeit, wie die Toleranz ſo manches andern modernen Volks iſt, ſcheint es hier nicht zu ſein: man hört auch nicht mit Leichtſinn oder gar Spöttelei, wie in Rom ſelbſt ſo häufig geſchieht, von der Religion und ihren Verehrern ſprechen. In allem Neu-

fern aber unterscheiden sich hohe und niedere Staats- und Zivilbeamten von verschiedenen Religionsparteien — deren es in manchem andern Staate gar nicht einmahl geben kann — selbst große Häuser und Familien von verschiedenen Religionen durchaus in nichts. Jeder scheint auch den Glauben und die Meinung des Andern zu respektiren, ohne es ihm für Toleranz anzurechnen, die eigentlich für den denkenden und reinfühlenden Menschen schon eine Beleidigung ist. Eines jeden redliche Gesinnung und Meinung muß dem Andern heilig sein.

Ich weiß nicht, ob Joseph durch seine rasche Reformation mehr wollte oder mehr wollen durfte; dieses scheint er aber, so weit mein Erfahrungskreis reicht, erlangt zu haben; so oft man auch selbst Wiener davon sprechen hört, daß Manches von ihm kühn begonnen, und auf halbem Wege stehen geblieben, auch wol gar wieder zurückgegangen ist. In Manchem wollte er aber auch wol, aus großer Vorliebe für sein Vorbild, der Zeit und der Reife seiner Nation zu keck voreilen,

oft auch wol ihr eine, ihrem Charakter heterogene und widerſtrebende Kultur einimpfen. Wie wenig aber damit für die echte gründliche Geiſtes- und Charakterbildung einer Nation gewonnen iſt, ſieht man ja jetzt wol an mehr als einer Nation. Darüber haben denn ja auch neuerlich Männer Deutſcher Nation ſo geſprochen, daß Unſereiner wol verehrend ſchweigen mag.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Wien, den 15. Februar 1809.

Die Tanzluſt ſteigt jetzt hier gegen das Ende des Faſchings bis zur Tanzwuth, und es iſt unbegreiflich, wie Jung und Alt die täglichen Bälle beſtehen können. In den zahlreichſten Familien hört man Alle von den Redouten und vom Apollosaal als von gewöhnlichen, nicht zu verſäumenden Abenden und ſpät durchwachten Nächten ſprechen, und dabei hält es jedes nur einigermaßen große und beſuchte Haus für unausbleiblich nothwendig, eigne Bälle für den Kreis ſeines Umganges, und ſelbſt für Viele, die ſonſt nicht in den Kreis gehören, zu veranſtalten. Recht große Häuſer machen die koſtbarſten, glänzendſten Veranſtaltungen zu ſolchen Bällen, die denn auch auf eine bei uns unerhörte Weiſe rein ausgenoſſen werden. Ein großer Ball, den die Fürſtin Lubomirska gab, dauerte bis zehn Uhr des

andern Morgens. Ein eben ſo glänzender Ball des Grafen Rusamovsky, der gleich darauf folgte, währte bis zum andern Mittage. Dieſer hatte noch dazu bei dem ſchönen Frühlingswetter, das wir eine Zeitlang wieder gehabt, eine angenehme phantaſtiſche Veranſtaltung dazu getroffen, nach welcher man in ſeinem großen ſchönen Lokale in einem Saale tanzte, deſſen eine Seite offen iſt, und den Blick nach einer ſchönen Gartenpartie hat, die glänzend erleuchtet war. Nun fiel aber kurz vorher wieder recht bittre Kälte ein, ſo daß wir neuen völligen Winter haben; deſſen ungeachtet hat man die ganze Nacht in jenem poetiſchen Saale getanzt, und die Muſiker haben, in Mäntel gehüllt, in freier Luft geſeſſen.

So fand ich in einer der letzten glänzendſten Redoutennächte, als ich frühmorgens aus dem Apolloſaal dahinkam, mehrere junge Kavaliere, ſelbſt Damen, abſichtlich im größten Zugwinde der Eingänge ſtehen und umhergehen, um ſich von der ſchrecklichen Hitze, welche ſie ſchon die Nacht hindurch in den Redouten-

sälen ausgestanden, abzukühlen. Gesicht und Haare träuften ihnen von Schweiß, und dennoch standen sie im größten Zugwinde, um sich zu erfrischen. Ich habe das zwar wol auch in frühern Jahren häufig gethan, und kann es noch thun, ohne mir zu schaden, aber von Andern und Mehreren hatte ichs lange nicht gesehn. Von vielen dieser Braven, Unverwüstlichen ward bei der Gelegenheit erzählt, daß sie letzt, während des schrecklichen Eisganges in der schlimmern Zeit, zum Versuche über die Donau in kleinen Kähnen hin und her gefahren sind. Wenn sie das thaten, um Muth und Kraft für die böse kommende Zeit zu stärken; so ists wol gar recht und hoch lobenswerth.

Es war wol drei Uhr, als ich nach der Redoute kam, und es in beiden, dem großen und kleinen Redoutensaal, so stickend voll und heiß fand, daß es kaum auszuhalten war: die Luft bestand auch nur in einem steten langsamen Auf- und Abwallen durch die beiden recht schön erleuchteten Säle, deren jeder seine starkbesetzte Musik hatte, und längs den

Galerieen und Zimmern, in welchen gespeist und getrunken wurde. Masken waren, im Verhältniß der fünf, sechs tausend Theilnehmer nur wenige, und fast gar keine ausgezeichnet schöne. Aber sehr viel schöne, feine und glänzende Anzüge der Damen waren da zu sehen. Besonders eine große Pracht von Shawls der schönsten Art. Manche Dame war von Kopf bis zum Fuß in solche Shawls und deren feine Stoffe gekleidet. Da war nun auch, wie im Apollosaal, die vollkommenste Vermischung aller Stände, und es fand durchaus nicht die geringste Absonderung und Distinktion Statt.

Verzehrt schien da bei weiten nicht so viel zu werden, als im Apollosaal; die Anstalt und Bedienung ist da auch lange nicht so gut. Im Apollosaal war es den Abend nicht so voll, als die vorigen Tage, das heißt, es waren nicht über vier tausend Menschen da, deshalb aber für die Anwesenden nur um so angenehmer. Ich befand mich dort in sehr guter Gesellschaft, und genoß die Nacht wirklich aufs erfreulichste in dem schönen mazischen Lokale,

unter dem angenehmen Getöne der vortrefflichen Tanzmuſik. Auch machte ich einige neue Bekanntſchaften, die ich bisher verfehlt hatte, von denen ich Dir nur die des braven Barons von Hormeier, Verfaſſer des trefflichen Oeſterreichiſchen Plutarchs, nennen will, den ich da in Schlegels Geſellſchaft fand. Mehrmahlen hatt' ich ihn ſchon vergeblich in ſeiner Wohnung aufgeſucht, die er faſt nur zu Nacht beſucht; ſo unabläſſig iſt er im Kriegsbureau beſchäftigt. Das iſt auch der Fall mit Collin, den man daher auch äußerſt ſchwer bei Tage zu ſehen bekommen kann. Indeſſen macht er mir des Morgens wol die Freude, mich auf eine Viertelſtunde zu beſuchen; und der Graf Ezernin bringt uns zuweilen an ſeiner gaſtfreien, feinen Tafel zuſammen. Da wird denn vor oder nach der Tafel jedesmahl aus unſrer Bradamante geſungen, deren dritten Akt ich nun auch zur vollkommnen Zufriedenheit des Dichters, und, wie es ſcheint, auch des Grafen, der ein gründlicher Kenner und feiner Kritiker iſt, vollendet habe. Es intereſſirt ſich faſt niemand eifriger

für dieſe unſre Arbeit, als er, und es iſt ein wahrer Genuß, ihm das Neuhervorgebrachte ſogleich warm ans Herz zu legen. Er empfindet es nicht nur ganz, er geht auch in die Ideen und Abſichten des Künſtlers ein. Bei dieſen kleinen Verſuchen am Fortepiano hab' ich denn auch einige Mahle an einer ſehr liebenswürdigen Gräfin Stadion und ihrem feinen gefühlvollen Bruder, gar erfreuliche, theilnehmende Zuhörer gehabt, denen ich das Beſte gerne bis zum letzten lauten Athemzuge hören laſſe. Sonderbar iſts aber, daß mir das Singen nie phyſiſch ſaurer wurde, als hier, und meine Stimme nie weniger frei war. Ob es die Strenge der hieſigen Luft und die unglaublich ſchnelle und häufige Witterungsveränderung macht? Das große unruhige Leben hab' ich doch auch in andern großen Städten getrieben, und mich ihm wol noch mehr hingegeben. Hier bring' ich doch die mehrſten Abende nach dem Schauſpiel beim ruhigen Abendthee zu, und den ganzen Vormittag, von ſieben bis zwölf wenigſtens, bei der Arbeit; iſt eben keine intereſſante Muſik zur Mit-

tagsſtunde zu beſuchen, ſo auch wol bis zwei, drei Uhr, nach dem die Stunde des Mittags fällt. Die gewöhnlichſte iſt um zwei Uhr; in großen Häuſern, mit Ausnahme einiger wenigen und der fremden Geſandten, die auch wol ſpäter eſſen, um drei Uhr.

Zu dieſen frühen Mittagsſtunden paßt aber der ſpäte Anfang des Theaters gegen ſieben eben nicht ganz, und ich habe oft bemerkt, daß die galante genießende Welt mit den Stunden von fünf bis ſieben nicht recht wußte was anzufangen. Das Liebhabertheater geht auch ſo ſpät an, und iſt daher auch wegen ſeiner Entfernung ſchwer mit den Abendgeſellſchaften zu verbinden. Indeſſen haben wir letzt doch einen ſehr angenehmen muſikaliſchen Abend bei dem Fürſten Kinsky noch nach der Vorſtellung des Liebhabertheaters gehabt. Von dieſem wurden zwei kleine Stücke, ganz meinem Wunſche gemäß, ſehr angenehm und ſchön gegeben. Das erſte war eine Kleinigkeit aus dem Franzöſiſchen: das alte Gemählde, (dort, glaub' ich, heißt es: le maréchal Catinat); nachher wurde das Wai-

senhaus gegeben, welches Madame Weissenthurn für diese Gesellschaft recht vortheilhaft zu einem Schauspiel umgeschaffen hatte. Es wurde aber auch so hübsch, so zart, so lebhaft von Allen zusammen gespielt, daß ich mit allen Zuschauern die größte Lust daran hatte. Die Gräfin Kiehnburg und mein lieber Landgraf von Fürstenberg spielten wieder vortrefflich; aber auch ein junger Fürst Odercalchi und die Grafen Bräuner und Schafgotsch spielten überaus gut. Selbst Kinder und junge Leute, die in dem Stücke vorkamen, gingen so gut in den Sinn des Ganzen ein, daß dieses wirklich höchst erfreulich wurde.

In der angenehmen Abendmusik beim Fürsten Kinsky spielte der Ungarische Graf Amadei mit Seidler und Kraft Trio's vom Prinzen Louis Ferdinand sehr schön, und selbst die ansehnlichen schönen Zimmer, in denen musizirt und nachher in der Gesellschaft von schönen, höchst artigen Damen, bei dem besten zwanglosesten Ton, sehr splendid und fein soupirt wurde, machte den Abend zu ei-

nem der angenehmſten, den die größte, reichſte Stadt nur immer gewähren kann. Der zweite Prinz von Mecklenburg-Schwerin, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhält, war auch da; er ſchien die Fatigue des täglichen und nächtlichen Tanzes auch angreifender zu finden, als die jungen Kavaliere hier. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, mit welcher Dauer und kräftigen Luſtigkeit dieſe das Weſen treiben.

Die letzte Redoute, die auch wieder ſehr zahlreich war, zeichnete ſich dadurch beſonders aus, daß, als mit dem Schlage Zwölf der Tanz aufhören mußte, die große Menge ſich nach und nach verlor, und von eins bis drei, vier Uhr die elegante große Welt faſt allein da blieb, und eine ſchöne prächtige Verſammlung, eine ſich frei bewegende große Aſſemblee in dem herrlichen Lokale bildete. Das war wieder ein neuer, recht großſtädtiſcher Anblick für mich.

Ich wünſche den lieben glücklichen Menſchen von ganzem Herzen, daß ſie den nächſten Faſching eben ſo luſtig, und freier noch von aller Beſorgniß genießen mögen. Muthi-

ger und vertrauensvoller kann man indeſſen der Gefahr nicht entgegen gehen, als es hier geſchieht. Alle, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, ſind von der Nothwendigkeit des Krieges und von einem glücklichen Ausgange ſo innig überzeugt, daß die täglich zunehmenden, ſich jetzt ſehr groß entwickelnden Zurüſtungen eigentlich eine neue große Luſt mehr für ſie ſind. Es iſt ein hoher Genuß, eine brave heitre Nation in der hohen Stimmung zu ſehen, die ſich überall ſo einfach und naiv äußert, daß man wol ſieht, es iſt durchaus keine Ueberſpannung dabei, die für eine plötzliche Erſchlaffung beſorgt machen könnte.

Man ſieht Oeſterreich jetzt mehr als je in ſeiner vollen Kraft daſtehen. Denn wann zeigt ſich ein Staat wol mehr in ſeiner vollen Kraft, als wenn gute betriebſame Bewohner eines fruchtbaren, an Hülfsquellen reichen Landes, unter der gerechten und milden Regierung eines geachteten und geliebten Fürſten, mit ihrem Zuſtande zufrieden, voll Vertrauen, voll Luſt und Liebe die Maßregeln der Regierung mit Gut und Blut zu unterſtützen

ſtreben; wenn die Regierung, einig mit ſich ſelbſt, nur Das will und anordnet, was zur Erhaltung des glücklich erzielten Zuſtandes unumgänglich nothwendig iſt; dieſes aber auch ganz will, und mit ganzen kräftigen Maßregeln bewerkſtelligt, koſte es auch was es immer wolle — dann zeigt ſich ein Staat in ſeiner vollen Kraft.

In dieſer vollen Kraft ſteht jetzt Oeſterreich mehr als jemahls da, ſo wenig es auch noch vor kurzen den Anſchein dazu hatte; es hat ſeine große innre Kraft zum erſten Mahl recht erprobt und angewandt. Widerſtand und Druck ward ſeiner vielleicht erſchlafften Elaſticität wohlthätig.

Kluge und muthige Männer am Ruder des Staats, patriotiſche Staatsbürger voll Ehrgefühl und Vaterlandsliebe, erwogen nun erſt, vielleicht zum erſten Mahl ganz, die großen innern Kräfte des noch nie ganz benutzten, viel weniger, gleich andern Europäiſchen Staaten, abgenutzten Staats, und ſetzten mit weiſer Uebereinſtimmung und Anordnung jene Kräfte in Bewegung.

Es ward eine reguläre Armee von vier bis fünf mahl hundert tausend streitbaren Männern, besser, als je vorher, organisirt, gekleidet, bewaffnet, geübt; besser, als je vorher, zum innern Schutz des Landes eine Landwehre von nahe an zwei mahl hundert tausend Mann errichtet, und ebenfalls gut organisirt, bewaffnet und gekleidet; zum Schutz der Städte eine Bürgermiliz organisirt, die man sehen muß, um einen Begriff von ihrer Schönheit und militärischen Haltung zu haben. Tag und Nacht ward zeither und wird immer noch in den Stückgießereien, Gewehrfabriken, Pulvermühlen und Münzen gearbeitet, um die zahlreichen Truppen mit allem Nöthigen zu versehen und mit baarer Löhnung ins Feld zu schicken. Magazine wurden durch die thätige Theilnahme und kräftige Mitwirkung echter Patrioten auf eine unglaubliche Weise schnell gefüllt; Pferde für die Kavalerie, Artillerie und das Fuhrwesen vollauf herbeigeschafft, und bei dem letztern eine neue bessere Einrichtung getroffen. Kein Vorurtheil, keine noch so alte üble Gewohnheit wird geschont, wo es noth-

wendige reelle Verbesserung gilt. Man sieht an Allen, daß diese aus Einer Quelle kommen, und Alles von Einem Geiste angeordnet und mit seltner Kraft in Thätigkeit gesetzt wird. Es wird endlich noch die Ungarische sogenannte Insurrektion (allgemeines Aufgebot) aufgeboten, die nun auch noch Einmahl hundert und funfzig tausend Mann stellen und mit allem Nöthigen versehen wird. Wenn deren Eifer für die gegenwärtige Unternehmung dem der Oesterreicher gleich kömmt, so müssen sie, bei ihrem kriegerischen Charakter und großen Ruf und Respekt, den sie selbst schon längst beim Feinde haben, einen großen Ausschlag geben. Selten hört man Französische Offiziere von den letzten Kriegen sprechen, ohne die Aeußerungen großer Achtung für die Ungarische Kavalerie zu vernehmen. Die angesehenen Offiziere, die man von ihnen hier sieht, flößen Jedem Respekt und Vertrauen ein. —

Das Alles muß man hier in der Oesterreichischen Monarchie haben entstehen und werden sehen, um daran zu glauben. Ohne Ge-

räuſch, ohne Aufbrauſen, ohne lauten Enthuſiasmus ſtellte ſich Jeder, Viele vor aller Aufforderung, gab ein Jeder Alles und mehr als gefodert und erwartet wurde; wie eine heilige Pflicht für Staat, Kaiſer und Eigenthum that ein Jeder Alles, was er vermochte, und konnt' es thun ohne Anſtrengung, ja ohne Störung in dem gewohnten luſtigen Wohlleben; denn nichts gleichet dem Wohlſtande in den Oeſterreichiſchen Erbſtaaten. Armuth und Elend ſind da gänzlich unbekannt; nur der trägſte Taugenichts, der durchaus nichts thun wollte, könnte hier in die Nothwendigkeit zu betteln kommen. Bürger und Landmann erwerben in den fruchtbaren Ländern und gewerbreichen Städten, bei mäßigen Abgaben zu Erhaltung des Staats, mit mäßiger Arbeit hinlänglichen, ja überflüſſigen Unterhalt; Alles lebt da wohl, iſt anſtändig bekleidet, wohnt gut und reinlich, genießt das luſtigſte Wohlleben, das wol je ein gutes heitres Volk genoß. Für das ſchwache hülfloſe Alter, für unbemittelte Kranke, für das zahlreiche Militär, ſind öffentliche wohlthätige Anſtalten in Menge vorhanden,

die an Größe, an Ordnung und zweckmäßiger Einrichtung Alles übertreffen, was Europa der Art kennt.

Wohl dem theilnehmenden Menschenbeobachter, der in diesem Winter die Kraftäußerungen, den frohen Muth dieses Volks beobachten, mitgenießen konnte! Einen erfreulichern Anblick hat ihm nie ein Staat, ein Volk dargeboten. Alles geschah und nichts unterblieb; das Schwerste geschah mit Lust und Leichtigkeit, das gewohnte Leben ward mit Lustigkeit fortgesetzt.

Mitten in dieser Zeit der höchsten Anstrengung, wie jeder Ausländer glauben mußte, wurden neue Lustbarkeiten erfunden und eingerichtet, kostbarer, als je eine selbst hier in Wien; und nie hatte etwas der Art größern, allgemeinern Erfolg. Ein Fremder ließ sich einfallen, in einer der entferntesten ungepflasterten Vorstädte, wohin im Winter ohne Wagen nicht zu kommen ist, einen großen, glänzenden, phantastischen Lustort mit ungeheuern Kosten zu errichten, wie ihn keine andre große Stadt in Europa hat; der Einlaßpreis

ward doppelt so hoch angesetzt, als die bisherigen Preise solcher Lustbarkeiten gewesen waren, die Bewirthung so elegant und splendid eingerichtet, daß auch dafür ungewöhnlich hohe Preise angesetzt werden mußten, und dennoch — Man muß den Apollosaal in diesen Monaten mehr als einmahl, man muß ihn oft besucht haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie allgemein er besucht wird. Es hat schon mehrere Abende gegeben, wo dieser Lustort mit sieben bis acht tausend Menschen angefüllt war, wovon nicht der zehnte Theil aus Leuten von Stande und der großen Welt bestand. Ganze Bürgerfamilien vom geringsten Stande, Ackerbesitzer und Pächter aus den umliegenden Gegenden mit ihren Familien, ja Bediente und Hausknechte füllen die glänzenden, herrlich dekorirten und erleuchteten, von voller Musik durchtönten Säle und Zimmer, besetzen häufig die zahllosen großen und kleinen Tafeln und Büffets, mit dem schönsten, prächtigsten Silbergeräthe und den besten feinsten Speisen und Getränken vollauf angefüllt. So groß auch die Vorräthe des

kühnen Unternehmers immer sein mochten, so gab es doch Nächte, in denen am Ende fast nichts mehr zu haben war. Man weiß, daß in Einer Nacht für vier und sechszig tausend Gulden Eß- und Trinkwaaren verzehrt wurden; die Einnahme für den Einlaß, zu fünf Gulden die Person, belief sich auch über vierzig tausend Gulden, und so ward in der Einen Nacht über hundert tausend Gulden (zwischen dreißig und vierzig tausend Thaler Sächsisch) von dem Unternehmer eingenommen; und das geht immer noch so fort. Wo ist nun wol die Stadt, das Volk in Europa von so allgemein verbreitetem Wohlstande?

In London und Paris sah man von jeher die höchste Pracht des Hofes, des Adels, der reichen Geld- und Machtmenschen, neben der traurigsten Armuth und Dürftigkeit niederer Klassen, ja neben dem scheuslichsten Elende verlaßner Nothleidenden. In Wien sucht man vergeblich nach einem zerlumpten, ausgehungerten Menschen; begegnet man einem in auffallend schlechter Kleidung, so erscheint er auch mitten unter der wohlgekleide-

ten Menge wie ein Komiker, und iſt es auch meiſt in ſeiner Sphäre, iſt wol ein luſtiger, wohlgenährter Kauz, der luſtige Narr ſeiner Gelage. Alles athmet hier Frohſinn und Luſtigkeit; Tauſende und aber Tauſende drängen ſich von Morgen bis in die Nacht durch die engen Straßen auf und ab; nie aber hört man Zank und Streit, oder gar Schlägerei unter ihnen; es laufen zwei gegen einander, daß es dröhnt, und beide lachen; Püffe und Stöße theilen ſich im Gedränge der Menge wie elektriſche Schläge mit, und die ganze Menge lacht, und macht einen Spaß daraus; ſie drängen ſich nach den Schauſpielen hin um zu lachen, und lachen ſchon in voraus, oder kommen im luſtigen Gedränge von da her, haben ſich dort herzlich ſatt gelacht, und lachen noch gerne auf dem Heimwege. Keiner zeigt die ekle Verachtung der luſtigen Schwänke, die ihn eben froh unterhalten, wiewol in andern Städten ſelbſt die angeblich gebildete Menge die Späße, die ſie eben herzlich belacht hat, mit „dummes Zeug!“ „Kein geſunder Menſchenverſtand!“ hinterdrein belohnt.

Tobenden Lärm hört man nirgend bei der größten Menge. Hört man einmahl heftig drein fluchen und schimpfen, so sind's meistens Fremde, die man auch bald an ihrem Dialekte erkennt. Wagen rollen die herrlich gepflasterten, stets sauber gehaltenen, die ganze Nacht hindurch, auch beim hellsten Mondschein, erleuchteten Straßen auf und ab; kaum achtet der Fußgänger darauf; er ist sicher, daß ihm der Wagen nicht zu nahe kömmt. Nirgend wird man Polizeiveranstaltungen oder Beamte gewahr. Die zahlreichen Polizeisoldaten stehen in unscheinbarer Uniform, unbewaffnet auf den Hauptplätzen und an den Ecken der Hauptstraßen fast unbemerkt, ihr Auge unbeweglich auf die Distanz gerichtet, die einem jeden zur genauen Beobachtung angewiesen ist; ihre Ablösungen geschehen ohne alles Aufsehen, und werden kaum bemerkt, von sehr vielen gar nicht. Ihre Waffendepots sind so klug vertheilt, daß sie überall leicht zu Waffen gelangen, und sich gegenseitig unterstützen können. Die reitenden Polizeisoldaten sind besonders Abends und Nachts mit eben

ſo wenig auffallendem Geräuſch in Bewegung, um überall ein wachſames Auge zu haben. Alles iſt ſo gut voraus bedacht und veranſtaltet, wird faſt unbemerkt beachtet und gelenkt, ſo, daß Wien vielleicht auch hierin die einzige große Stadt iſt, die alle Vortheile einer vollkommnen Polizei genießt, ohne die damit gewöhnlich verbundenen Nachtheile merklich zu erleiden.

Vielleicht iſt dieſes aber auch nur bei einem ſo gutmüthigen, zufriednen Volke möglich. Man hört durchaus nichts von groben Exzeſſen; Mordthaten und ihre Beſtrafungen ſind hier etwas höchſt Seltnes, und erregen die größte Senſation. Einen Fremden muß das hier ſchon auffallen, wie die dicken Weiber der Roitzen, Serviſcher oder Türkiſcher Handelsleute, mitten durch das größte Volksgedränge und in den kleinſten entfernteſten Gäßchen mit ihrem grotesken Puz von Goldmünzen behangen, ruhig umhergehen. Um den Kopf, um den Hals und die Bruſt, oft auch um den Leib, ſind ſie ganz mit Schnüren und Bändern behangen, an denen eine große Menge

wirklich geprägter gangbarer Dukaten und andere Goldmünzen dicht aneinander aufgereiht sind. Ihr ganzer Anzug besteht übrigens aus dick über einander gezogenen Röcken und Miedern von prächtigem Seidenzeuge und feinem Pelzwerk, die wieder an allen Seiten mit seidenen Tüchern und Bändern behangen sind: so daß ein solches Weib eine ganze galante Trödelbude darstellt. In andern großen Städten dürfte sie schwerlich so ungestraft auf den gedrängt vollen Straßen und Gassen herum schlendern, wie hier, wo man sie kaum drauf ansieht, viel weniger noch mit gierigen Augen verfolgt. Meistens gehen sie noch oben drein ohne männliche Begleitung.

In den Gasthöfen hat es oft das Ansehn, als könnte man sich nicht genug vor Diebstahl hüten: denn man sieht häufig an den Thüren der Fremdenzimmer große eiserne Vorhängeschlösser hängen, damit der Gast sicher ist, daß kein andrer, als er, den Schlüssel zu seinem Zimmer hat. Aber das liegt wol mehr an der innern Einrichtung der Gasthöfe, in denen nicht Ein Wirth mit seinen Leuten nach einer

beſtimmten Ordnung allein die Aufſicht und Bedienung beſorgt, und in der großen Menge von Fremden mit häufigem Bedientengefolge, die alle Gaſthöfe dergeſtalt anfüllen, daß ſich jetzt recht angeſehene Fremde oft in den ſchlechteſten Gaſthöfen, mit recht ſchmutzigen, ſchlecht verſehenen Zimmern behelfen müſſen, ehe ſie eine Privatwohnung finden können, die auch faſt nicht mehr zu haben iſt. Bei manchem Reiſenden entſteht aus dieſem gewaltigem Gewülle auch wol ſchon die Beſorgniß, beſtohlen zu werden. Ich bin von Anfang an nicht vorſichtiger und beſorgter in meinen Sachen geweſen, als gewöhnlich, und bin noch nicht um das Mindeſte gekommen, obgleich ich in meinem Gaſthofszimmer häufig verſchiedene Geſichter zum Aufräumen und Betten fand, ich mochte den Schlüſſel dazu abgegeben haben oder nicht. Meiſtens wird auch nur der Mißtrauiſche und übermäßig Sorgſame beraubt.

Sechs und zwanzigster Brief.

Wien, den 20. Februar 1809.

Ich habe hier wieder einige sehr interessante Bekanntschaften gemacht, und muß es äußerst bedauern, sie so lange verspätet zu haben. Aber so geht es immer, wenn man sich auf die Zusagen solcher Leute verläßt, die selbst in der großen Welt sehr verbreitet sind. Niemand ist das hier vielleicht mehr, als eben der berühmte Italiener Carpani, den ich gleich den ersten Abend im Arensteinerschen Hause und oft wieder in den täglichen Abendspiel-Assembleen dort und auch an andern Orten sah, der mir längst die Bekanntschaft der Gräfin Rzevuska verhieß, und mit dem ich nie über die bequeme Stunde zur Einführung einig werden konnte. Letzt hatte ich endlich das Glück, mich mit ihrer höchst interessanten Familie bei dem General Lunin zu einem musikalischen Abend zusammenzufinden, bald darauf auch wieder mit ihr auf einem großen,

sehr eleganten Ball bei der Frau Baronin von Arenſteiner zuſammen zu ſein, und da mit ihnen einen Tag zu verabreden, an welchem man mich zum Diner erwarten wollte. Wie wohl es mir gleich das erſte Mahl da geworden iſt, kann ich Dir gar nicht ſagen. Die Gräfin iſt eine gar liebe, feine, gefühlvolle Frau, die ganz in der Muſik lebt und webt; bei ſich hat ſie noch eine ſehr liebe, fein ausgebildete Tochter, und eine ſchöne, höchſt intereſſante Schwiegertochter, eine geborne Prinzeſſin Lubomirska; auch der Sohn iſt ein lieber, herziger, trefflicher junger Mann, voll Muth und Leben. Alle hatten ſehr große Freude an meinen petrarchiſchen Sachen, und wir haben verabredet, recht bald meine Roſamonda beim Fortepiano durchzugehen. Die Gräfin und ihre Schwiegertochter ſind beide ſehr muſikaliſch, ſpielen und ſingen aus Partituren, und komponiren gewiß auch ſelbſt, wiewol ſie mir noch ein Geheimniß daraus machen wollen. Ich brachte da einen höchſt angenehmen Mittag zu, bis zum Abend, da der Prinz von Homburg die Güte hatte, mich

abzuholen, um mich bei der Gräfin Fuchs einzuführen, die eine sehr hübsche, einnehmende und angenehm unterhaltende Frau ist. Ich sah sie schon früher bei dem Fürsten Esterhazy, und wußte auch, daß sie mich bei sich sehen wollte, konnte aber meinen eignen Wunsch nicht eher erfüllen. Von beiden habe ich eine sehr willkommne allgemeine Einladung erhalten, und werde gewiß auch Beides so viel benutzen, als mir's die Zeit erlaubt, die hier aber jeden Tag viel zu kurz, und mit jedem Tage immer kürzer wird, ungeachtet die Tage nach dem Kalender immer länger werden sollen.

Noch eine angenehme Damenbekanntschaft habe ich dieser Tage an einer sehr hübschen und fein gebildeten Frau von Poutot gemacht, die auch gar fein und angenehm das Fortepiano spielt. Ich fand auch ihren ehemahligen Lehrer Clementi dort, den Du auch schon mit mir in London gekannt hast, und den ich letzt ganz unverhofft die Freude hatte, in einem Morgenkonzert wieder zu finden. Er hat sich physiognomisch in der lan-

gen Zeit gar nicht geändert, ist noch der magre, feine, freundliche Mann, dem man sein Alter nicht ansieht, voll innerm konzentrirtem Leben, voll Witz und heitrer Laune. Aber die eine böse Laune, die er während seines ganzen ziemlich langen Aufenthalts in Italien behauptet hat, will er auch hier behaupten: er will gar nicht spielen. Hier hat er nun nicht den in Italien sehr wohl gegründeten Vorwand, daß es keine gute Instrumente gäbe, selbst aus seiner eignen Londner Fabrik sind mehrere hier. Er findet hier auch so viel Freunde und Verehrer, die seine große Kunst zu würdigen und zu schätzen wissen, welches in Italien auch eben nicht der Fall ist, wo der Gesang über Alles geschätzt und geliebt wird. Auch ehemahlige Schüler findet er hier, die seine feinen geschmackvollen Arbeiten vortrefflich vortragen, unter denen das Fräulein von Kurzböck ganz vorzüglich seinen eignen Beifall hat. Das will gar sehr viel sagen: denn er ist ganz unbeschreiblich genau und kritisch im Vortrage seiner Kompositionen, deren innere Feinheit und Gediegenheit schwerlich ei-

ner ganz erkennt, der sie nicht von ihm, oder einem seiner besten Schüler, hat vortragen hören. Ich hoffe, seine schöne Schülerin, die Frau von Poutot, wird ihn bewegen, uns einmahl etwas hören zu lassen. Am meisten wünscht' ich ihn wieder so recht aus dem Innern der Seele phantasiren zu hören; ein Genuß, der mich in London damahls mehr als alles Andre ergetzte.

Große Freude habe ich den letzten Sonntag auch an Clementi's herzlicher Freude, und ich kann wol sagen, an seiner Bewunderung gehabt, mit der er die Frau Baronin von Ertmann zum ersten Mahl hörte. Es war in dem Quartett bei Semesgall, wo sie mit Seidler ein Quartett von Bethoven meisterhaft vortrug und Seidler solches ganz vortrefflich begleitete. Selbst Clementi rief mehrmahlen entzückt aus: elle joue en grand maitre. Wer ihn kennt, weiß, was das aus seinem Munde zu bedeuten hat, aus dem vielleicht noch keine Schmeichelei in der Kunst gekommen, und der sein Urtheil mit der schärfsten Goldwage der reinsten Kritik abzuwägen pflegt.

Für die nächste Zeit werden wir das Glück verlieren, diese große Künstlerin öfterer zu hören; sie folgt ihrem Gemahl wieder nach der Garnison, wo er sich zum Marsche bereiten muß. Alles bricht jetzt auf; an den Grenzen ist Alles schon in Bewegung zum Vorrücken. Man glaubt hier auch alle gegenseitige Deutsche Kontingente bereits in Bewegung und im Vorrücken. — Indeß ist und bleibt hier Alles voll guten Muths und Vertrauen.

Am Sonntage hatt' ich bei einem Diner des Fürsten Lobkowitz den erschütternden Anblick, in der ehrwürdigen Mutter des Fürsten, die gewöhnlich sehr eingezogen in einem Theil seines Palastes lebt, die im Aeußern nicht unähnliche Schwester der unglücklichen Prinzessin Lamballe zu erkennen, was ich bisher gar nicht wußte, und mich um so mehr mit Schauder durchdrang. — Es ist schwer, bei solchem Anblick, solcher Erinnerung den tiefen Ingrimm des Herzens zum Schweigen zu bringen. —

Neulich habe ich auch mit der Demoiselle Milder die ersten Akte meiner Brada-

mante durchgegangen, und die auffallende Erfahrung gemacht, daß ihre schöne Stimme, auch in der Nähe, beim Fortepiano eben so weich und voll ist, als in der Ferne. Eine sehr seltne Eigenschaft. Große, volle Stimmen, die einen weiten Raum ganz ausfüllen, pflegen in der Nähe fast immer etwas unangenehm Schnarrendes, als hörte man das Triebwerk der Maschine, oder gemäßigt, etwas Bedecktes zu haben. Ihre Stimme erhält sich auch in der Nähe ganz in ihrem Charakter. Ich hatte auch die Freude, zu sehen, daß ihr die Rolle der Bradamante ganz anpaßte, und keine Note daran zu ändern war, Das konnt' ich mir aber auch von der Aufmerksamkeit und Theilnahme versprechen, mit der ich sie in allen ihren großen Rollen mehrmahlen gehört und beobachtet habe.

Nachher gelang es mir endlich, einen bequemen Platz zu dem Volks- und Faschingsspiel zu finden, welches die Wiener seit mehreren Wochen fast täglich beseligt. Es ist eine Farce nach Molieres malade imaginaire, Rogus Pumpernickel betitelt.

Das meiſte Vergnügen machte mir der echte Komiker Haſenhut, den ich ſchon letzt im Intermezzo bewundert habe. Er hat in ſeinem leichten graziöſen Spiel wirklich etwas von meinem Pariſer Liebling Brünet. Ein alter braver Komiker Weidmann iſt ſchon mehr Farceur, aber darum nur deſto beliebter beim Publikum. Der erſte iſt noch nicht lange auf dem Theater an der Wien, ſonſt iſt er die Seele des Leopoldſtädtſchen Volkstheaters geweſen, das durch ſeinen Abgang einen unerſetzlichen Verluſt erlitten hat. Der Ausgang des Pumpernickels ſpielt ſehr glücklich im Apolloſaal, wo ſich zuletzt alle handelnden Perſonen bis auf den Hausknecht zuſammenfinden, und der alte kranke Herr ſelbſt mit dem in eine Wäſcherin verkleideten Haſenhut eine Menuet gar graziös und komiſch abtanzt. Das Haus war gepropft voll; auch der Kaiſer und die Kaiſerin waren da. Die Tauſende alle im höchſten Chorus laut lachen, ja oft aufſchreien zu hören vor Luſt, war für Unſereinen, an die kalten trocknen Aeußerungen des Nordens gewöhnt, ſchon ein er-

freuliches Schauspiel. Und wie der ganze Weg nach der Stadt hinein nachher von dem Lobe der Komiker und von Jubel über all die tausend Späße erschallte! Glückliches Volk!

Bei dem Abendgange mit der großen und durch die große Menge fiel mir erst die Wohlthat der hiesigen Brückeneinrichtung recht auf. Jede Brücke ist in vier Theile getheilt, die durch hölzerne Seitenwände gesondert sind. Die beiden mittlern Abtheilungen werden befahren, eine von den aus der Stadt kommenden, die andere von den nach der Stadt fahrenden Wagen; so ist auch wieder von den beiden äußersten Abtheilungen die eine für die herauskommenden Fußgänger und die andre für die hineingehenden bestimmt. Auf diese Weise begegnet sich nie ein Fahrender oder Gehender, und es kann kein Gedränge, keine Verwirrung auf den Brücken entstehen. Von der größten, gedrängtesten Menge kann man nur gezwungen werden, etwas langsamer zu gehen, wenn man sich nicht durcharbeiten kann oder mag. Mit solcher Vorsicht sorgt hier die Polizei in voraus für alle Mit-

tel zur Verhinderung aller Unordnung.

Ehegestern Abend haben wir denn auch vor einer mehr auserwählt seinen, als zahlreichen Versammlung im kleinen Redoutensaal, die erste Attitüden-Ausstellung der Madame Händel gehabt. Es ist doch ein ganz entschiednes Künstlertalent. In einer Folge von Darstellungen aus dem Leben der Maria und dann wieder als Niobe, hat sie Momente des tiefsten Schmerzes, mit so hoher Ruhe verbunden, gehabt, daß sie zuweilen wie das Model des Guido und Dominichino aussah. Ihr schöner Kopf, der sich ganz wundervoll erhält, war bei der künstlerischen, mahlerischen Beleuchtung, um welche mehrere der ersten hiesigen Künstler eifrig besorgt waren, oft ganz außerordentlich schön. Mehrere Zeichner, unter denen selbst Füger war, der die Künstlerin sehr schätzt, waren im Hintergrunde beschäftigt, einige ihrer Attitüden zu zeichnen, wofür sie ihnen denn auch freundliche Winke und Grüße von der Höhe zuwarf. Die Aufmerksamkeit und Rührung der schönsten Frauen Wiens, die da vor ihr saßen und kein

Auge von ihr verwandten, war bei diesem gedämpften, milden Lichte ein zweites, eben so interessantes Schauspiel für mich. Auch hatte Madame Händel ihre Darstellungen durch Tableaus und Gruppen bereichert, zu welchen ihr Demoiselle Milder mit vieler Liebe und glücklicher Wirkung, und eben so die Kinder einer Künstlerfamilie vom Theater sehr guten Beistand leisteten. Demoiselle Milder zeigte besonders sehr hohen Anstand, und recht viel Grazie in der Bewegung ihrer schönen Arme.

Das wiederum schnell eingetretene schöne Frühlingswetter versammelt jetzt von zwölf bis zwei, drei Uhr die ganze schöne Welt von Wien, und auch selbst die Menge auf der herrlichen Burgbastei, von deren schönen breiten Gängen man die freie Aussicht über die weiten, reichbebauten Vorstädte und ihre Umgebungen hat. Die große Wohlhabenheit und der üppige Luxus, der sich da in schönen und reichen Morgenkleidungen und in den allgemein verbreiteten seidnen und samtnen langen Ueberröcken, den köstlichsten Shawls und Tüchern und den kostbarsten Gewändern aller Art zeigt, macht schon

in dem hellen Sonnenlichte eine glänzende Wirkung. Auch iſt das Geſchlecht faſt durchgängig ſehr reizend und gefällig, oft auch ſchön. Dazu kommen nun freilich auch viel ſchöne Poliſche, Ruſſiſche und Engliſche Frauen, und unter den Männern ſehr viele ſchöne Italieniſche Geſichter, die ſich gleich auf den erſten Anblick auszeichnen. Unter den Weibern werde ich weniger große und ſchöne Italieniſche oder gar Griechiſche Geſichter gewahr, als ich nach dem großen Handelsverkehr mit dem Orient und Italien erwartet hatte.

So ſehr mich aber auch dieſe glänzende Morgenpromenade ergetzt, und ſo gerne ich auch die Feder gegen die Stunde niederlege, um aus meinem Hauſe in die Promenade zu treten; ſo verſäume ich doch nicht leicht darüber das ſchöne Quartett des Herrn Kraft und das des Herrn Schuppanzig, welches auch wieder, auf ein erneutes Abonnement, begonnen hat. Wie ich in Caſſel, wo ich es mir zur Pflicht machte, allen Proben von Mozartſchen Opern ganz beizuwohnen, damit ſie wenigſtens von Seiten des Orcheſters möglichſt

gut exekutirt wurden, den großen Gewinn davon hatte, die herrlichsten Meisterwerke besser und vollständiger als je vorher kennen zu lernen, und in ihnen die tiefsten Tiefen und den höchsten Aufflug mit ganzer Aufmerksamkeit zu ergründen und zu verfolgen; so gewähren mir diese Quartetten wieder den großen Gewinn, die neuern und letzten Arbeiten der Art von Haydn, Mozart und Bethoven, von denen mir seit der Zeit, da ich selbst nicht mehr die Violine übe, doch Manches entgangen war, ganz und vollständig kennen zu lernen. Durch das neu etablirte Liebhaberquartett hoffe ich nun auch noch die Freude zu erleben, einige der ältern Haydnschen Quartetts, meine ewigen Lieblinge, wieder zu genießen. So fließen für mich hier reiche Quellen des Künstlergenusses, die wenige Künstler recht zu benutzen und zu genießen scheinen. Nur zu leicht beschränkt sich der Künstler auf die ihm zunächst liegenden und ganz vorzüglich interessanten Werke anderer Meister, wo nicht gar auf seine eigenen.

Für diesen vollen und reichen Genuß in meiner Kunst, versäumt' ich zwar bisher man-

che andre Merkwürdigkeit dieſer großen Kaiſerſtadt wiederzuſehen, die mich bei meinem erſten Aufenthalte ſchon intereſſirte, beſſe ſolches aber noch ſpäter nachzuholen, wenn ich mit meiner Arbeit, die nun ganz nahe der Vollendung iſt, völlig zu Stande ſein werde.

Ich muß zuweilen über das Verwundern und den Unglauben der Künſtler und ſelbſt Komponiſten, die mich beſuchen, lachen, wenn ſie kein Inſtrument bei mir ſehen und hören, daß ich ſtets ganz ohne Beihülfe der Inſtrumente komponire. Die Meiſten gewöhnen ſich an, die Hände bei der Arbeit immer auf dem Klaviere zu haben, und man ſieht es daher auch ihren Figuren und mehr noch den engen Lagen ihrer Harmonie leicht an, weß Urſprungs ſie ſind. Ueberläßt ſich der Komponiſt aber ganz ſeiner erhitzten Phantaſie, ſo gewöhnt er ſich eher an eine freie Behandlung aller Partieen, hört auch bald und beſſer ſein ganzes Orcheſter um ſich herum ertönen, und hat nicht ſelten hier Töne auszuſtreichen, die zu laut durchſchreien, dort auszufüllen, was ihm zu leer klang. Den größten Gewinn hat er

in diesem Verfahren bei den großen Massen, die er freilich dafür aber auch nie wieder so voll und groß in der wirklichen Ausübung zu hören bekömmt, als er sie bei der Arbeit in seiner Seele ertönen hörte. Ich denke noch immer mit Rührung daran, als meine Trauerkantate auf Friedrich den Großen, bei der großen Begräbnißzeremonie in Potsdam aufgeführt wurde, und am Ende des letzten Chors, dem ich durch einen eignen Eingang einen imposanten Eintritt bereitet hatte, der mir aber bei der Ausführung doch gar nicht kräftig genug wurde, und nun draußen auf dem großen Platze vor der Garnisonkirche die Kanonen gelöst wurden, ich meinen nächsten Nebenmann heftig beim Arm ergriff und ihm zurief: die Salve hat mir beim Eintritt dieses Chors gefehlt, so dachte ich ihn mir bei der Arbeit. Kontrebässe, Pauken und Posaunen hatten den Effekt, der mir damahls vor der Seele schwebte, nicht erreicht.

Sieben und zwanzigster Brief.

Wien, den 25. Februar 1809.

Nun habe ich meine Oper völlig beendigt, und sie dem Kopisten zum Ausschreiben übergeben, um bald Proben davon halten zu können. Bis dahin will ich nun mein freies Leben recht genießen. Die letzten Tage und Abende waren auch schon recht reich an angenehmen Genuß. Zum ersten Mahl seit zwei Monaten, in welchen ich die Oper von vier Akten beendigte, habe ich auch wieder angenehme Morgenbesuche machen können und bei heiterm Himmel auch entfernte Gänge gemacht, die ich hier sehr gern mache, da die Vorstädte und die großen Zwischenräume, die sie von der eigentlichen Stadt trennen, eine freiere Atmosphäre und Bewegung gewähren.

Bei der Lady Fizgerald habe ich letzt, zur Feier ihres Geburtstages, in einer kleinen Gesellschaft am runden Tische, einen sehr angenehmen Mittag gehabt. Nachher tanzte sie

mit ihrer Tochter eine Shawl-Gavotte sehr reizend und schön; die Tochter sang auch recht artig. Sie ist kaum vierzehn Jahr alt, aber klug und gewandt wie die Mutter, wenn auch noch nicht ganz so reizend: eine vollkommnere Englische Physiognomie sah ich fast nie. Abends erwartete die Lady am zierlich bereiteten Englischen Theetisch mehr Gesellschaft;, ich konnte aber nicht bleiben, weil ich noch eine sehr erfreuliche Einladung zur Gräfin Rzewuska hatte, wo die edle, höchst interessante Schwiegertochter einen eben so glänzenden als angenehmen Abend zur Geburtstagsfeier ihrer verehrten Schwiegermutter bereitet hatte. Es waren da, mit hiesigem Adel, fast alle die großen Polischen und Russischen Familien versammelt, die sich hier aufhalten, unter denen mehrere sehr schöne Frauen und Mädchen waren. Die Gräfin Lunin sang wieder sehr viel und in den allerverschiedensten Genres am Fortepiano; vieles sehr schön und interessant.

Beim Souper hatten wir eine ganz eigne, sehr angenehme Musik von fünf männlichen

Singstimmen, die eine Menge Tyroler Lieder und Walzer, auf eine ganz eigne Weise, im Chor sangen. Viere halten meistens nur den vollen Akkord aus, und Einer singt durch die Fistel im hohen Kontrealt die Melodie recht angenehm, mit einem ganz eignen Vortrage; halb gestoßen und halb zusammengezogen. Zuweilen gleicht sein Gesang dem eines großen fremden Vogels. Die Naivetät und Originalität der Melodien, die oft sehr pikant sind, und immer dem Ohr gefällig, tragen viel zu dem sonderbaren und doch sehr angenehmen Effekt bei. Dieser Chorgesang hat sehr viel Aehnliches mit dem Russischen, den man bei den Regimentern und auf den Admiralschiffen hört; nur findet dabei der bedeutende Unterschied Statt, daß die Russen fast alle ihre Melodien in der weichen Tonart singen, die dagegen in den Gesängen der heitern, lustigen Tyroler gar nicht vorkömmt. Die freien Bergbewohner kontrastiren darin sehr auffallend mit den gedrückten Leibeigenen des flachen Nordens. Das Beste war, sie sangen beständig rein, und unter den akkompagniren-

den Stimmen hatten einige einen überaus schönen, vollen Klang. Man konnte sich wirklich nicht satt daran hören, und der Effekt war um so angenehmer, da die Sänger sehr sinnig in ein Nebenzimmer gestellt waren. Ihr hättet ganz kindische Freude daran gehabt, und es gewiß bald glücklich nachgeahmt. Dies sonderbar Chor gehört eigentlich zum Theater an der Wien, wo es oft in den beliebtesten Volksopern angebracht wird, und jedesmahl große Freude gewährt.

Auch die Frau von Schoffen habe ich einen dieser Vormittage wieder, Sonaten von Bethoven, Clementi und Kozeluch mit großer Fertigkeit und Präzision auf ihrem schönen Fortepiano spielen hören. Ihrer gütigen Einladung verdankte ich letzt auch einen sehr interessanten Familienabend. Zur Geburtstagsfeier ihres würdigen Vaters führte ihre talentvolle Tochter mit den schönen liebenswürdigen Kindern der jungen Frau von Hennigstein ein paar kleine Stücke aus dem Théatre d'éducation der Frau von Genlis ganz allerliebst auf. Man hätte die kleinen feinen

Leute für geübte Schauspieler halten sollen, so frei und unbefangen spielten sie; und doch war es erst das zweite Mahl, daß sie diese Uebung machten. Nachher wurden auch Tableaus von lebenden Personen mit Kunst und Glück gegeben. Mehrere Damen und Herren aus der Familie nahmen mit den allerliebsten Kindern Theil daran, und man lernte ihre Wohlgestalt und schönen bedeutenden Züge in dieser Kunstanwendung erst recht kennen. Zwischenein ward auch manche angenehme Singmusik gemacht. Es war ein kunst- und genußreicher Abend, der mit einem feinen Souper beschloß. Im vorigen Winter sollen die interessanten Tableaus hier sehr im Gange gewesen, und besonders groß und kunstreich im Arensteinerschen Hause gegeben worden sein.

Auch hat die Hennigsteinsche Familie im vorigen Winter Italienische komische Opern mit vielem Erfolge gegeben, die dieses Jahr nur, wie so manches andre, durch die Unruhe der Zeit verdrängt werden: denn im vorigen Winter war außer dem diesjährigen Deutschen Liebhabertheater auch noch ein Französisches,

das in seiner Art vollkommen gewesen sein soll, und ein eben so ausgezeichnetes großes Italienisches Operntheater im Palast des Fürsten Lobkowitz fast ganz von Dilettanten besetzt.

An Kozeluchs seiner, gebildeten Tochter habe ich letzt auch in dem lieben Hennigsteinschen Hause eine sehr schöne geschmackvolle Klavierspielerin kennen gelernt. Nach dem alten Uebel großer Städte hatte ich ihren Vater, meinen alten Jugendbekannten von Prag her, in der ersten Zeit lange verfehlt, ungeachtet ich seiner Thür, auf meinem täglichen Wege zum Fürsten Lobkowitz stets nahe vorbeizing; bis ich ihn endlich erfrug, und er mich letzt eines Abends besuchte. Er ist hier ein sehr geachteter Klavierlehrer, der sich fast den ganzen Tag über mit Unterrichtgeben beschäftigt. Seine meiste Arbeit besteht jetzt darin, daß er den Engländern die harmonische Begleitung zu ihren alten Englischen und Schottischen Nationalliedern macht; worüber er einen förmlichen, ihm einträglichen Akkord abgeschlossen hat. Die guten modernen Insulaner begreifen und fühlen nicht, daß jene herrlichen

Melodieen, so wie sie empfangen wurden, auch ohne Harmonie gesungen sein wollen.

Seidler hat den letzten Sonntag ein recht glänzendes Morgenkonzert im kleinen Redoutensaal gegeben, es war das zahlreichste und beseelteste, das ich hier noch gesehen habe. Er selbst spielte ganz vortrefflich, und Schuppanzig auch ein Doppelkonzert von zwei Violinen mit ihm überaus brav. Der Tenorist Grell sang nicht angenehm, und Kreuzer spielte eine Phantasie auf dem Fortepiano.

Als wir aus dem Konzerte kamen, brannte es in der Schloßorangerie. Das Feuer ward, wie gewöhnlich, bald gelöscht, hatte aber doch die eben um die Mittagsstunde auf der Burgbastei versammelte Menge der Promenirenden länger beisammen gehalten, und noch zahlreicher als gewöhnlich werden lassen. Es war ein seltner, reicher und lustiger Anblick, das ganze geputzte Wiener Sonntagspublikum da in einem Umfange von einigen tausend Schritten zusammengedrängt auf und abwallen zu sehen. Ich versäumte darüber selbst meinen Mittag, den ich hernach promenirend auf man-

cherlei angenehme Weise zu ersetzen wußte. Am Ende kam ich gar nicht unerwünscht zu einer kleinen Kaffeegesellschaft im trefflichen Hartelschen Hause. Man hat hier die eigne Gewohnheit, gegen Abend um sechs, sieben Uhr noch einmahl Kaffee zu trinken; so daß in Häusern, wo auch der Abendthee eingeführt ist, dieser leicht dem zweiten Kaffee gleich nachfolgt. Beides, Kaffee und Thee, wird hier ganz vollkommen getrunken, und auch das ist auszeichnend: denn gewöhnlich findet man nur eins von beiden so vollkommen gut servirt: den Kaffee im Süden, und den Thee im Norden. Sonderbar kömmt es mir aber immer noch vor, daß mit der Tasse Kaffee zugleich, wie in Italien mit der Chokolade, auch ein Glas frisch Wasser präsentirt wird, und die Damen wenigstens ganz unfehlbar das kalte Wasser gleich hinter dem heißen Kaffee trinken, und zwar so oft, als sie sich Kaffee eingießen lassen. Unbegreiflich ist's, wie sie dabei ihre schönen Zähne so gut erhalten: denn nirgend, selbst in Frankreich nicht, sieht man schönere Zähne als hier, oft an ziemlich bejahrten Frauen

eben so schön, als an jungen Frauen und Mädchen.

Eine sehr interessante Bekanntschaft habe ich letzt an einem musikalischen Abend bei Frau von Poutot gemacht, wofür ich nicht ohne Zwang den letzten Theil einer schönen Vorstellung des Liebhabertheaters verließ. Es ist der berühmte Arzt Franke, der seit kurzen aus Rußland zurückgekommen ist, um in sein Vaterland nach dem Breisgau zu gehen, dort den Rest seines sehr thätigen, nützlichen Lebens in Ruhe sich selbst zu leben. Es ist noch ein sehr stattlicher Mann, dem man eine kräftige Natur und einen sehr bestimmten Charakter auf den ersten Blick ansieht; der in der Unterhaltung sich auch bald als einen denkenden und theilnehmenden Mann zeigt, und bei einer hohen, stolzen Gestalt und Gebehrde, doch sehr viel Einnehmendes hat. Ein Weltmann im besten Sinne des Worts. Er schien auch sehr viel Antheil an der Musik zu nehmen. Das liebe, talentvolle Fräulein von Zois, das ich mehrmahlen schon mit dem größten Vergnügen in dem angenehmen Liebhaberkon-

zert gehört, sang hier den Abend am Fortepiano mit großer Annehmlichkeit und recht innigem Ausdruck. Auch kleine Lieder und Kanzonetten hörte ich sie hier endlich einmahl mit Sinn und Gefühl singen und genießen, und that darin denn auch gerne das Meinige hinzu. Der Staatsrath Franke nahm auch daran sehr großen Antheil, und Clementi erklärte das Petrarchische Sonett: Pace non trovo für seinen Liebling. Schon mehrmahlen hat ers mich, wo er mich wiederfand, singen lassen.

Das Frankesche Haus ist sonst hier selbst in Wien ein ganz ausgezeichnetes musikalisches Haus gewesen. Die Gemahlin des jungen Doktor Franke, der leider in Willna zurückgeblieben ist, soll eine der interessantesten und fertigsten Sängerinnen mit ausnehmend schöner und großer Stimme sein, und selbst in Willna die Musik beseelt und zu einer bis dahin unerhörten Ausbreitung und Ausübung befördert haben.

Es freut mich sehr, daß die Kriegsumstände den vortrefflichen Mann noch von der Fortsetzung seiner Reise abhalten, und ich

seine nähere Bekanntschaft werde machen können; wozu er mir in der schmeichelhaftesten allgemeinen Einladung Weg und Mittel sehr erfreulich darbietet.

So macht' ich letzt auch in dem Baron von Spielmann, ehemahligem Finanzminister, und dessen talentvollen Tochter eine längst gewünschte interessante Bekanntschaft. Auch sie war mir durch Mehrere aus der großen Welt, und selbst aus der Familie, längst zugesagt, aber immer verschoben worden. Letzt führte mich aber Herr von Eskeles, der es mir zugesagt hatte, gerne hin, und wir brachten eine unterhaltende Abendstunde dort zu. Nervenübel haben leider die Gesundheit des edlen Mannes, den man auf den ersten Anblick für eine sehr kräftige Natur hält, dergestalt zerrüttet, daß er sein Zimmer und seinen Sopha schon Jahrelang nicht mehr verlassen konnte; er fühlt fast unausgesetzt ein Erbeben und Erklingen in allen Nerven. Sein Kopf und Geist ist aber dabei frei, und seine Unterhaltung eben so gehaltvoll, als lebendig. Die einzige Tochter, die ihm in seinem großen

prächtigen Hause noch Gesellschaft leistet, ist ein ausgezeichnetes musikalisches Talent; sie hat lange für die erste Klavierspielerin in Wien gegolten, und spielt auch noch sehr sauber und fertig; gesteht aber selbst, daß sie, seitdem sie sich mehr mit der Komposition beschäftigt hat, die Ausübung nicht mehr mit dem großen Eifer und Fleiß treibt, als ehemahls. Sie hat sogar eine vollstimmige Messe komponirt, die mit vielem Beifall öffentlich gehört worden ist. Einige recht angenehme Variationen, Tänze und Lieder von ihrer Arbeit ließ sie mir auch am Fortepiano mit der großen Freundlichkeit und Bescheidenheit hören, die ein schöner Charakterzug ihres ganzen Wesens zu sein scheint.

Den lieben alten Vater Haydn kann ich immer noch nicht wieder zu sehen bekommen; so oft wir auch hinausschicken, uns nach seinem Befinden und einer ihm gelegenen Stunde erkundigen zu lassen, erhalten wir von seinen Leuten stets die Antwort, er sei sehr schwach, und könne niemanden sehen. Auch Clementi verlangt sehr danach, ihn wiederzusehen; er konnte seit seiner Ankunft noch nicht dazu ge-

langen. Ich fürchte, sein edler Geist entflieht uns bald. Obgleich er eigentlich schon seit einem Jahre so gut als moralisch todt ist für die Welt, so fürchtet man doch immer das letzte Erlöschen des herrlichen himmlischen Lichtes, das uns ein halbes Jahrhundert hindurch so herrlich vorgeleuchtet hat.

Nicht ohne die innigste Rührung vermag ich daran zu denken, wie eins seiner ersten Cassatio's, wie er seine ersten, heitern Quartette nannte, mein frühster Kunstgenuß und zugleich der schönste Paradeur meiner frühen Knabenvirtuosität war; wie seine an innerm Gehalt und Charakter immer wachsenden Quartetten mir die beste Nahrung und Bildung und zugleich das entzückendste Vergnügen gewährten; wie auf meinen häufigen Reisen in England, und besonders in Frankreich, seine herrlichen Symphonien fast überall das Größte und Schönste war, was ich zu hören bekam; und dann später wieder seine größeren Singewerke für die Kirche und Konzertmusik auch mir den reichsten, angenehmsten Genuß gewährten; und ich dennoch diesen Helden, die-

sen Heiligen der Tonkunst durch einen Zusammenfluß von Umständen, nie eher selbst zu sehen bekam, ihm meinen heißen Dank für alle die Belehrung und Ergetzung nicht eher auf seine Lippen, auf seine väterliche Hand drücken konnte, als bis die höchste Geistes- und Körperschwäche es ihm selbst, wie mir, fast zum Leiden machte. Mit der innigsten, tiefsten Rührung schrieb ich bald darauf in sein prächtiges Stammbuch eine Chorkomposition zu den herrlichen Versen aus Göthe's Euphrosine *).

Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.

*) Sie steht jetzt abgedruckt im dritten Heft meiner Kompositionen zu Göthe's Liedern, Oden u. s. w.

Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der jüngere schließt dem ältern immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis, Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlossen gestreckt.

und fügte aus dem innersten Herzen hinzu: „Auch die Hülle des ewig unter uns fortlebenden Geistes, der uns ein neues, genußreiches Leben erschuf, das so lange, als Töne der höchste Ausdruck des Unendlichen bleiben werden, jeder Nachwelt fortblühen wird, auch sie so früh erschüttert zu sehen, erfüllte mein Innerstes mit der tiefen Wehmuth, die der Seele des Dichters entquoll, und der ich zum Gedächtniß der mir unvergeßlichen, feierlichen

Stunde Töne zu geben wagte. Denn ich preiſe mich glücklich, tief in das ſeelenvolle Auge geblickt, die liebreich ſegnende Hand an mein Herz gedrückt, mit Inbrunſt an meine Lippen gedrückt zu haben."

Nie habe ich etwas mit tieferer Rührung niedergeſchrieben, und recht innig habe ich dabei gefühlt, wie ich, verläßt uns der Edle einſt, vereint mit dem edlen Dichter Collin, ſeine Apotheoſe kräftiger und heißer als je etwas ſingen könnte, und — trennt uns das jetzt ſchrecklich waltende Schickſal nicht zu grauſam, gewiß auch ſingen werde. Wie ſehr mich auch zuweilen mit andern, im Stillen ruhig beobachtenden Seelen, die Leichtigkeit und anſcheinende Saumſeligkeit, mit der manches Wichtige, Große, ſchnell zu Beeilende, dem äußern Anſcheine nach behandelt wird, beunruhigt, und mit leiſem innerm Schauer durchdringt; wird es mir doch ſchwer, an dem Glück der muthigen, vertrauenvollen, guten Seelen zu verzweifeln, die, in der ſichern Ueberzeugung, die Regierung habe überwiegende Motive zu

dem Unternehmen, und könne dem Kriege ohne Schande nicht ausweichen, voll frohem Muth und Vertrauen der Gefahr entgegen gehen.

Acht und zwanzigster Brief.

Wien, den 1. Merz 1809.

Bei meinen freien, oft ganz absichtlosen Gängen in den Straßen und auf den Hauptplätzen Wiens, lerne ich die Stadt erst recht kennen. Es giebt zwar keine so große weite Plätze, wie man von dieser Kaiserstadt erwarten sollte, wenn man von dreimahl hundert tausend Einwohnern und all den einzelnen Prachtgebäuden, und großen Kunst- und Lustveranstaltungen fürs große Publikum hört und liest. Aber die Plätze: der Hof, der hohe Markt, der neue Markt, der Graben, der Platz vor St. Stephan, sind doch dem begrenzten Umfange der eigentlichen Stadt Wien, wenn man nur nicht an den drei, vier Meilen weiten Umfang ihrer ungeheuern Vorstädte gedenkt, eben nicht so ganz unangemessen, und alle sind schön bebaut, und mit künstlichen Brunnen und Sta-

tuen verziert, die, wenn sie auch gleich nicht alle wahrhaft schöne, doch ansehnliche, den Platz zierende Kunstwerke sind.

Die größte Zierde einer großen Stadt besteht immer in einer großen wohlhabenden Bevölkerung, der man Wohlleben und lustigen Lebensgenuß ansieht; und diese hat gewiß keine Stadt in der Welt in höherem, oder auch nur in so hohem Grade, als Wien. Alles lebt und webt im lustigsten Gewühle, und Tausende haben auch stets Zeit und Muße genug, vor den sehr schön aufgeputzten reich angefüllten Läden der Gold- und Silberhändler, den Sammet- und Seidenzeug-Läden und Putzläden, und alle den unzähligen Niederlagen der zahllosen Fabriken aller Art, welche Wien und ganz Ober- und Niederösterreich mit seinen zugehörigen Provinzen in so großer Anzahl und Vollkommenheit besitzt, stundenlang stehen zu bleiben. In Wien selbst wird unglaublich viel Gold und Silber auf alle mögliche Weise verarbeitet; ganze Straßen sind mit Goldschmieden und Silberarbeitern, mit Gold- und Silberdrahtziehern, mit Goldplat-

nern, Vergoldern, Stickern, Posamentirern angefüllt, und unzählige Laden prangen mit den prächtigen Wiener Borten und Spitzen und allen Erzeugnissen jener Arbeiter.

Man versichert, daß den Drahtziehern ganz allein, deren Meisterzahl man zwischen vierzig und funfzig angiebt, jährlich an zwanzig tausend Mark inländisches, aus eignen Bergwerken gewonnenes Silber von der kaiserlichen Kammer kontraktmäßig geliefert werde.

Sehr viele prächtig aufgeputzte Läden prangen mit den Arbeiten der Argenta-Fabriken, die fast nur Wien eigen sind. Sie verfertigen aus stark versilbertem weißem Kupfer die prächtigsten Tafelservice, Leuchter, Caffee- und Theegeschirre, Alles in den schönsten Formen und der sorgfältigsten Ausarbeitung, so daß ihre Arbeiten fast dem Silber gleich bezahlt werden, und dieſem fürs Auge und die Dauer fast auch in nichts nachgeben.

Wie viel inländisches Kupfer, Messing, Glockengut, Zinn und Eisen in den zahlreichen Fabriken in und um Wien verarbeitet wird, kann man sich schon durch den reichen Ver-

rath der zahllosen Niederlagen und Läden aller Art überzeugen, wenn man auch nicht die größern Veranstaltungen von Kanonenfabriken und Bohrereien, Gewehrfabriken und Gießereien in der Nähe der Stadt zu besuchen Zeit und Lust hat.

Besonders zeichnen sich für einen Fremden unter den ausgestellten Metallarbeiten die von der Orientalischen Kompositionsfabrik aus; man sieht allerlei auffallende Arbeiten von Kupfer in Orientalischem Geschmack, im Feuer vergoldet, auch emaillirt und gemahlt.

Auch die brillantirten Stahlarbeiten und nach Englischer Art geschlagenen, mit Silber plattirten Tisch-, Haus- und Leibgeräthe, sieht man häufig und schön ausgestellt.

Die Arbeiten der hiesigen großen vortrefflichen Porzellainfabrik zeichnen sich nicht weniger vortheilhaft aus durch Mannichfaltigkeit und Schönheit der Formen und Mahlerei, besonders aber durch eine ganz einzig prächtige und dauerhafte Vergoldung.

Außer den Putzläden, vor denen gemeinhin eine Pariser Modepuppe fast in mensch-

licher Größe aufgeputzt steht, weilen die schönen Damen auch gerne vor den schön aufgeputzten Läden der Seidenzeuge und Sammete die hier auch von der größten Schönheit und Mannichfaltigkeit häufig fabrizirt werden.

Wenn man den Vormittag an einem hellen Tage einen Gang macht vom Hof durch den Kohlmarkt über den Graben und St. Stephansplatz, die Kärntherstraße entlang, welche die ganze Stadt in schiefer Richtung durchschneidet, und nur hie und da durch die auffallendßen glänzendßen Fabrikate, womit die Häuser und Läden aller jener Straßen und Plätze angefüllt sind, sich zum Stillstehen und Betrachten verleiten läßt; so kann man drei, vier Stunden zugebracht haben, ohne es zu merken. Dabei ist man unaufhörlich umgeben und umwühlt von dem lebhaftesten Getreibe des Handels, der von hier aus nach Ungarn und der Türkei, nach Italien, dem ganzen Reiche und den Hansestädten getrieben wird. Den ehemahligen sehr lebhaft getriebenen Handel nach den Niederlanden hat Wien jetzt mehrentheils ein. Den Verkehr mit

Italien und der Türkei bezeichnen jetzt recht sichtlich die ungeheuern Vorräthe von Baumwolle, für die man keine bedeckte Niederlagen mehr hat, die in Säcken auf großen Pfählen, wie sonst das Holz, aufgestapelt stehen; und dennoch sind und bleiben alle Landstraßen damit immer noch angefüllt. Die Nähe des Krieges und des veränderten Systems läßt sich auch daran schon deutlich genug spüren.

Selbst die Geflügelmärkte besucht man nicht ungern, um die unglaublichen täglichen Vorräthe von dem feinsten, größten und mannichfaltigsten Geflügel aller Art zu sehen. Das gewöhnliche zahme Geflügel sieht man da von einer Größe, Fülle und Zartheit wie fast nirgend; außerdem die größten und schönsten Birk- und Auerhähne, Hasel- und Rebhühner, Fasanen in der größten Menge und Schönheit, (die Böhmischen werden allen andern vorgezogen), wilde Tauben und Enten und Gänse, und eine Menge kleiner Vögel, deren Provinzialbenennungen Unsereiner weder verſteht noch behält.

Hasen, Hirsche, Rehe sieht man auf andern Plätzen wieder aufgehäuft. Nieder- und Oberösterreich versorgt Wien unablässig mit dem großen Reichthum seiner Landeserzeugnisse. Auch Biber sieht man da häufig; oft dreißig, vierzig Pfund schwer; das Pfund wird nach dem jetzigen Course zu sechs, acht Gulden bisweilen verkauft. Sie können von unglaublicher Fettigkeit und Zartheit sein, und ein Ausländer muß sich deshalb oft erst daran gewöhnen, wie er in Hamburg wol erst frische Austern essen lernt, weil er in seiner weit entfernten Heimath daran gewohnt wurde, sie stets altzuwerden zu essen.

Die Triester Austern hat man hier auch den ganzen Winter hindurch sehr gut und frisch gehabt, und die seltensten, schönsten Fische aus den fischreichen Landseen der Provinzen und selbst aus dem Meere, kommen hier, wie auch die prächtigsten Hummer, häufig für die Tafeln der Großen und Reichen an. Ich habe zehn, zwölf Pfund starke, sehr feine zarte Fische auf großen Tafeln gesehen, deren jeder sechzig, achtzig Gulden zur Stelle

in Wien koſtete. Der Faſching behauptet auch darin nun wieder ſein altes Täfelrecht, und die großen Diners und Soupers werden immer häufiger und üppiger.

Wenn Wien aber auch nicht reich iſt an ſolchen vollendeten Meiſterwerken der Baukunſt, die der Künſtler und jedes Zeitalter als ewige Muſter der Kunſt anpreiſen können und müſſen, ſo beſitzt es doch eine große Anzahl von prächtigen, impoſanten Gebäuden, die eine Zierde jeder großen Stadt ſein würden. Die Hof- und Staatskanzelei, die Ungariſche, die Oeſterreichiſche Kanzelei, das Münzhaus, die Zeughäuſer, die Univerſität, die Reitſchule, das neue Zollhaus, der erzbiſchöfliche Palaſt, die St. Stephanskirche mit ihrem herrlichen Thurme, das Deutſche Haus u. a. m. ſind Gebäude, deren Anblick dem höchſten Begriff des Großſtädtiſchen völlig entſprechen.

Unter den Privatgebäuden giebt es auch viele von ſeltner Größe und Schönheit. Obenan ſteht der herrliche alte Kinzkyſche Palaſt, deſſen Anblick mich oft in die ſchönſten Städte

Italiens hinzaubert, und vor dem ich nie vorübergehe, ohne in stiller Betrachtung zu verweilen. Man muß von sehr eklem Geschmacke und von großer Strenge in seinen Grundsätzen von Reinheit, Schönheit und Vollendung sein, wenn man nicht noch viele andere Paläste der Städt schön und groß finden wollte. In den Vorstädten findet man auch viele Gebäude von schöner Architektur, wie Belvedere, der Schwarzenbergische Sommerpalast, das Gartenhaus des Fürsten Kaunitz u. a., und mehr noch Gebäude von erstaunenswürdigem Umfange und Größe in der Ausführung und Einrichtung; wie alle die großen Krankenanstalten, Hospitäler, Invalidenhäuser und dgl., deren jedes oft für sich eine kleine Stadt ausmacht, und den höchsten Begriff von Reichthum und Größheit geben.

Wer ein Freund von großen alten, zum Theil prächtigen Kirchen und Klostergebäuden ist, findet hier nun gar Unterhaltung für viele Wochen, ja wol Monate. Ich habe mich bis jetzt noch mit der herrlichen St. Stephanskirche begnügt, eins der größten Werke Go-

thischer Baukunst, und denke nächstens auch ihren hohen Thurm zu besteigen.

Das schönste Frühlingswetter ladet jetzt oft zu jedem möglichen Gang ins Freie, und hätte der Eisgang nicht so viel Wasser im Prater zurückgelassen; so würde man den auch schon häufiger besuchen. Um die Mittagsstunde werden indeß doch schon Spazierfahrten hinaus gemacht; mich haben meine häufigen Morgenmusiken bis jetzt nur noch davon abgehalten, die gerade um die gewöhnliche Stunde der Morgenpromenade Statt haben.

Daher ist es mir auch sehr lieb, daß die Liebhaberkonzerte der Frau von Rittersburg, welche Abends von sieben bis zehn gehalten werden, wieder angehen, und die Fastenzeit über fortdauern werden. Die Einrichtung wird künftig auch für die Zuhörer vortheilhafter sein; man wird die Musik im mittlern Zimmer allein plaziren, und die Zuhörer in den beiden geöffneten Nebenzimmern sitzen lassen. In diesem Konzerte werden besonders angenehme Italienische Singsachen sehr gefällig ausgeführt. Die Frau von Ritterburg

selbst singt sehr angenehm, und das Fräulein von Zois und die junge Frau von Franke, alle auch sehr hübsche reizende Geschöpfe, singen zusammen mit einigen Italienischen und Deutschen Tenor- und Baßstimmen Ensembleſtücke aus Italienischen Opern und Operetten mit vielem Geist und Geschmack. Man fühlt sich oft in die Italienische Bühne angenehm versetzt, wozu die äußerliche, liebliche und belebte Repräsentation gewiß nicht wenig beiträgt. Ein Italienischer Banquier, Bridi, dessen Tenorstimme in einzelnen Tönen noch ihre frühere Schönheit und Fülle ausdrückt, singt da oft mit vielem Vortrage und Ausdruck. An schönen Baßstimmen zeichnet sich da ein Herr von Kiesewetter, Herr von Hennigstein und ein Italienischer Abbe aus. Auch der Fürst von Lobkowitz nimmt mit seiner starken, vollen Baßstimme, mit der er ganz in die Italienische Vortragsweise eingeht, oft lebhaften Antheil an den Ensembleſtücken. Sein Orchester macht da den größten Theil der Instrumentalmusik aus, von welchem einzelne Symphonien und Ouvertüren

oft sehr brav ausgeführt werden. Mehrere gebildete Dilettanten verstärken aber auch oft das Orchester. Den allerliebsten Guitarrenspieler Giuliani hört' ich in diesem Konzert auch zum ersten Mahle, und mich verlangte sehr danach, ihn oft wieder zu hören.

Eine große Annehmlichkeit für die Unterhaltung gewährt dieses Konzert auch durch das angenehm gemischte Publikum aus allen Ständen. Man findet hier die ersten Männer des Staats und des Hofs mit den Familien des kleinen Adels und Bürgerstandes auf eine sehr gute freie Weise vereinigt, und oft hat man noch nach dem Konzert eine angenehme Stunde der Unterhaltung.

Bei dem Fürsten von Lobkowitz währen die schönen Quartetten und die Abendkonzerte für den Erzherzog Rudolph noch immer fort, ungeachtet der Fürst selbst im Begriff ist, zu seinem Bataillon nach Böhmen zu gehen. Letzt haben wir da auch einen sehr braven Schüler unsers Seidlers, den ältesten Sohn des Generals Germalows, mit großer Fertigkeit und Reinigkeit ein schweres Konzert auf

der Violine vortragen hören. Seidler ſelbſt zeichnet ſich bei jedem Konzert durch eigne Konzertſätze und durch ſeine vortreffliche Art aus, dem Erzherzoge die ſchweren Beethovenſchen und Louis Ferdinandſchen Trio's zu begleiten, worin der brave Violoncelliſt Kraft oft auch ſeine alte Meiſterſchaft zeigt.

Kleine Proben von den beiden erſten Akten meiner Bradamante, hab' ich auch ſchon bei dem Fürſten Lobkowitz gehalten, deſſen Haus die wahre Reſidenz und Akademie der Muſik iſt. Zu jeder Stunde kann man da in dem beſten ſchicklichſten Lokale Proben nach Gefallen veranſtalten, und oft werden mehrere Proben und Uebungen in verſchiedenen Sälen zu gleicher Zeit gehalten. Große Proben möcht' ich nicht gerne eher halten, als bis wir das Ganze beiſammen haben, wozu der Kopiſt aber noch wenigſtens acht Tage bedarf. Auch werden die Proben zu Glucks Armida, die nächſtens wieder gegeben werden ſoll, und die Proben zu einer neuen Oper von Weigl, die zu ſeinem jährlichen Benefiz beſtimmt iſt, darin noch etwas hinderlich. Doch meint der eifrige

Beſchützer der Brabamante, der Fürſt Lobkowitz, noch, mit dieſer das Theater nach Oſtern wieder zu eröffnen. Wenn er nur nicht ſelbſt früher zur Armee wird gehen müſſen! Denn Alles iſt jetzt in der größten Bewegung; nach den Baierſchen und Sächſiſchen Grenzen rücken bereits einige hundert tauſend Mann vor. Die entfernteſten Grenzregimenter rücken nach, und fangen an hier vorüber zu ziehen. Auch die Landwehre ſetzt ſich bereits in Bewegung, und mehrere der Kavaliere ſind ſchon zu ihren Bataillons abgegangen. Alles drängt ſich zum freudigſten Antheil, niemand will zurückbleiben. Ganze Bogen könnt ich Dir mit Beiſpielen von dem thätigſten Patriotism anfüllen. Was Alle am meiſten mit Sicherheit und Vertrauen erfüllt, iſt die Ueberzeugung, daß im Generalkommando und im Miniſterio die größte Einigkeit herrſcht, daß Alle, von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugt, in vollkommner Uebereinſtimmung zu Einem Zwecke wirken, daß dem Erzherzoge Karl das Generalkommando ohne alle Einſchränkung anvertraut werden

würde, und dieser also diesmahl nur mit dem Degen Krieg gegen den Feind, nicht auch den lästigen innern Krieg mit der Feder zu führen haben werde; daß der Kaiser und das Kabinet die Armee nur begleiten werden, um für die Unterhandlungen mit Deutschen Fürsten, die man der intendirten Sache geneigt glaubt, und zur Anordnung eines neuen großen Ganzen in der Nähe zu sein. Trügt man sich nicht in der Gesinnung der Deutschen Fürsten, und eilt man, ihnen die freie Aeußerung ihrer Gesinnung zu erleichtern; so müssen die Wirkungen so großer Anstalten und eines so allgemein verbreiteten Enthusiasm nothwendig auch sehr groß werden.

Druckfehler.

Seite 26, Z. 13, ſt. Heer l. Herr. S. 58, Z. 5, ſt. Krollwiz l. Krellwiz. S. 63, Z. 11, ſt. Feſthaſtung l. Feſtſtellung. S. 68, Z. 9, ſt. an l. im. S. 77, Z. 14, ſt. Eigenheit l. Reinheit. S. 79, Z. 7, ſt. ſeine l. ſeine. S. 83, Z. 1, ſt. Putiatim l. Putiatine. S. 104, Z. 13, ſt. mir l. nur. S. 121, Z. 12, ſt. herrliche l. herzliche. S. 124, Z. 1, ſt. Zweiter l. Reunter. S. 152, Z. 15, ſt. Minneſpiel l. Mienenſpiel. S. 136, Z. 12. ſt. Gulden l. Thaler. S. 144, Z. 15, ſt. Dritter l. Zweiter. S. 160, Z. 15, ſt. Worte l. Verſe. S. 179, Z. 16, ſt. Brabamonte l. Brabamante. S. 195, Z. 4, ſt. Statiſt l. Styliſt. S. 224, Z. 5 von unten, ſt. Operafeſt l. Opferfeſt. S. 229, Z. 7, ſt. Willchurſti l. Willchurski. S. 290, Z. 1, ſt. Prater l. Theater. S. 302, Z. 2 von unten, ſt. Muſikſchreiben l. Muſikkreiben. S. 315, Z. 4, ſt. Kleider l. Kinder. S. 315, Z. 13, ſt. allervortreflichſten l. allervortheilhafteſten. S. 341, Z. 2, ſt. Porteurs l. Portiers.

Anhang

Anzeigen
einiger
Verlagswerke
des
Kunst- und Industriekomptoirs
in Amsterdam.

I.

Memoiren des Obersten von Massenbach über den Preußischen Staat, unter den Regierungen Friedrich Wilhelms des Zweiten und Friedrich Wilhelms des Dritten. 1ster, 2ter und 3ter Band, mit 4 Karten 9 Rthlr. 20 Sgr.

Ohne die Karten 8 Rthlr. 8 Sgr.

Erster Band mit 4 Karten.

Stamfort stellt mich dem Herzoge in Sanssouci vor (1735). — Des Herzogs Aeußerungen über Differenzial- und Integralkalkül. — Rath, den er mir ertheilt, das Feld dieser Spekulationen zu verlassen, und mich auf Terrainkunde zu legen. — Die hohe Idee, welche mir diese Unterredung von dem Herzoge

einflößt. — Die Unruhen in Holland. — Rath, welchen Friedrich II. dem Statthalter ertheilt. — Steigende Krisis, in welcher sich der Erbstatthalter befindet. — Stamfort's Brief. — Der Minister Herzberg. — Seine räthselhaften Worte. — Schoonhoven. — Hans im Busch. — Wir machen ein Korps mobil. — Ball im neuen Palais. — Der König und die Gräfinn Ingenheim. — Ordre zum Marsch. — Langes Verweilen in Wesel. — General Gaudi. — Sein Urtheil über den Herzog. — Ich werde schwankend in meinem Glauben. — Wir marschiren nach Holland. — Des Herzogs Operationsplan. — Unverdiente Belohnung, die mir zu Theil wird. — Wir räumen das Gebiet der Republik. — Die, Stamforten mitgetheilte Idee: Preußen müsse gemeinschaftlich mit der Republik die, zwischen der Maas und dem Meere liegenden Festungen, als Mastricht, Breda, Bergen-op-zoom besetzen, und auf solche Art von Wesel ab, eine neue Barriere für die Republik bilden, nachdem die ehemahligen Barrierplätze durch Kaiser Joseph II. vernichtet worden wären. — Stamfort's kalte Antwort.

Des Herzogs Aeußerungen in Breslau, Ende Septembers 1790. — Pillnitz. — Das Jahr 1791. — Die Beschäftigungen des Generalquartiermeisterstabes in dem Winter 1791. — Ausbruch des Krieges gegen Frankreich. — Friedrichs II. Betrachtungen über die Wissenschaft: Operationspläne anzulegen; das Gerathenste seiner militairischen Werke. — Wir marschiren nach dem Rhein. — Unsere Versammlung bei Koblenz. — Sie ist fehlerhaft. — Mangelhafte Verpflegungsanstalten. — Die Karthause bei Trier. — Unterredung mit dem Herzoge in dem Hause in Kon-

saarbrück. — Marsch in die Gegend von Luxemburg. — Longwy ergiebt sich. — Wir marschiren nach Verdün. — Bedenklichkeiten wegen dieses Marsches. — Aufschlüsse auf den Höhen von St. Michel. — Des Herzogs Weisheit. — Sein Operationsplan. — Des Herzogs Mangel an Festigkeit. — Verdün fällt in unsere Hände. — Einzug in Verdün. — Gefahr, in welcher sich der König und die Prinzen seines Hauses befanden. — Die Warnungen der Emigrirten: der König möchte die Erfrischungen nicht annehmen, welche ihm von drei Verdunschen Damen gereicht werden würden, weil diese Erfrischungen und Blumenkränze vergiftet sein könnten. — Der König kehrt sich nicht an diese Warnungen; er vertrauet der Schönheit und Tugend. — Grausames Schicksal dieser Damen. — Die Armee geht über die Maas. — Die Hauptquartiere in Regret und Glorieux. — Des Herzogs Humeur. — Unsere Rekognoscirungen. — Wir reiten chapeau-bas. — Unser Marsch nach Montfaucon. — Ich schwimme durch die Aisne. — Unterredung mit dem Französischen General Duval. — Scene in Landres. — Wir verfolgen die Franzosen. — Fehler, den wir begehen. — Grandpré. — Vormarsch am 13ten. — Lager bei La Chapelle. — Des Herzogs Aeußerungen auf den Höhen von Servon. — Der Herzog auf dem Berg Sinai. — Sein Operationsplan. — Die Zügel werden ihm zum zweiten Mahl entrissen. — Marsch in der Nacht vom 19ten zum 20sten. — Es kömmt zur Kanonade. — Die Vorgänge auf dem rechten Flügel beim Anbruch des Tages. — Der Französische Offizier und der Graf Forstenburg. — Die Vorgänge während der Kanonade. — Aeußerung des Herzogs. — Die Ahn-

lichkeit der Höhen von Valmy mit den Höhen von Johannisberg (1761). — Was für einen Eindruck diese Aehnlichkeit auf das Gemüth des Herzogs macht. — Unsere Retraite. — Des Herzogs unfreundliche Worte. — Ankunft bei Luxemburg. — Der Herzog und Forstenburg. — Marsch nach Frankfurt. — Prinz Wilhelm, Sohn des Herzogs, wird verwundet. — Des Herzogs Betrübniß und Fassung. — Seine Aeußerung über den Kronprinzen. — Der Herzog ist böse auf den General Wolfrath und mich, weil wir den Vorschlag machen, sofort zum Angriff des Feindes auf den Höhen von Ober-Ursel zu schreiten. — Merkwürdige Worte des grauen Schnurrbarts. — Der Oberstlieutenant Rüchel. — Die Illumination in Homburg. — Unser Marsch nach Reifenberg. — Des Herzogs Aeußerungen über die Wegnahme von Frankfurt. — Mein Vorschlag: wie man hätte Kastel bei Maynz nehmen können.

Die Eröffnung des zweiten Feldzuges. — Meine Ansicht über die Lage der allgemeinen Angelegenheiten zu Anfange des Jahres. — Machinationen der Feinde des Herzogs. — Die Armee geht bei Bacharach über den Rhein. — Oberst Szekuli. — Die Scene an der Rheinbrücke. — Der humane Generaladjudant. — Trost, den mir der Herzog ertheilt. — Das Schicksal übernimmt meine Vertheidigung. — Der gefangene und verwundete Französische Offizier. — Der Herzog rettet mir das Leben. — Affaire bei Weiler. — Des Herzogs Kälte in großer Gefahr. — Affaire bei Alzey am krummen Rhein. — Die Höhe bei Oppenheim. — Großer Verstoß des Obersten von Rüchel gegen die Kunst, sich zu orientiren. — Die Feinde ziehen sich hinter die Queich zu.

rück. — Unsere Plane. — Das Diner in Frankenthal. — Es entscheidet die Wahl des Operationsplans. — Wir marschiren nach Kaiserslautern. — Gespräche über die Kunst, eine Armee anzuführen, in der Abwesenheit eines Königes, der nicht selbst kommandiren kann, und seinem Feldherrn doch auch nicht alle Gewalt überlassen will. — Der Hof und das Lager. — Der militairische Beichtvater. — Wallensteins Betragen in ähnlicher Lage. — Der Herzog im Lager bei Kaiserslautern. — Konnte Houchard nicht von Tholey abgeschnitten, oder auf seinem Rückzuge wenigstens nicht recht derbe gedrängt werden? — Gerechter Zorn des Herzogs über die Türkheimer Operationsplane. — Erste Ursache des Hasses, welchen er gegen den Major von Phull in seinem Herzen trug. — Der Herzog in Pirmasens. — Merkwürdiger Brief, welchen der Herzog vor dieser Schlacht geschrieben. — Nichts sagende Antworten des Obersten von Mannstein und des Königes auf denselben. — Des Herzogs richtige, meine falsche Ansicht. — Mein Unglauben. — Gefahr, in welche ich wegen dieses Unglaubens gerathe. — Schlacht bei Pirmasens. — Freude des Königes über den erfochtenen Sieg. — Luchesini's Aeußerungen dämpfen diese Freude. — Mein erneuerter Operationsplan. — Wir bleiben in Unthätigkeit versunken. — Die Ereignisse Ende Septembers 1793. — Der militairische Taschenspieler, oder der Oberst Szekuli. — Umgehung des Hornbacher Lagers. — Kanonade bei Bitsch-Eschweiler. — Der König verläßt die Armee. — Friedrich Wilhelm II. und der Verfasser im Marmorpalais zu Potsdam (1795). — Kanonade auf den Bubenhäuser Höhen (Nov. 1793). —

Der Herzog bei Hornbach. — Seine trübe Stimmung. — Sein endlicher Beschluß. — Der Oesterreichische General Wartensleben macht Einwendungen. — Der Herzog trägt mir auf, diese Einwendungen zu beantworten, und beharrt auf seinem Entschluß, die Bliß und Erbach zu verlassen. — Rückzug nach Kaiserslautern. — Merkwürdige Unterredung mit dem Herzoge über Regieren, Genießen und über die Vermählungen der Großen. — Des Herzogs heller Blick in die Zukunft. — Seine Betrübniß. — Er will bei Kaiserslautern siegen oder sterben. — Meine Ansicht von der Stellung bei Kaiserslautern. — Die Schlacht bei Moorlautern. — Der Herzog im Schlosse zu Bergzabern. — Erwähnung der Manifeste im Jahr 1792. — Die beiden Französischen Briefe. — Rückzug nach Worms. — Mit Unwillen zerreißt der Herzog den Brief, worin ich ihm die Vorstellung mache: wir müßten nicht sogleich zu weit zurückgehen, und Kreuznach zu behaupten suchen. — Der Herzog läßt mich nach Oppenheim rufen; übergeht den Vorfall mit dem zerrissenen Briefe mit schonendem Stillschweigen; erforscht meine Meinung: ob die Armee auf dem linken Rheinufer bleiben, oder über den Rhein zurück gehen müsse; und schickt mich nach Berlin, jeder Idee Eingang und Genehmigung zu verschaffen. — Des Herzogs Schreiben an den König. — Meine Unterredung mit Bischoffswerder. — Der Herzog verläßt die Armee. — Mein Kummer darüber. — Ich tadle den Herzog und sage ihm freimüthig, was ich denke: Er hätte die Armee nicht verlassen müssen; — die großen Schläge würden in den Niederlanden geschehen; Holland werde

bedrohet werden; Er habe Geschichte studirt, und Er allein kenne der hohen Werth Hollands, und seinen Einfluß auf die Vertheidigung des Rheins, also auch auf die Vertheidigung Deutschlands. — Der Herzog will mich kurz entlassen; ich bleibe und stehe in meinen Verwürfen. — Ich klage ihn des Undanks und der Verkennung wahrer Verdienste an. — Für seine Feinde verlange Er Belohnungen und Orden; Einen Mann, der ihm und der Armee große Dienste erzeigt, vernichte Er; und dieser Mann heiße Grawert. — Wir scheiden im Unfrieden.

Beilagen.

1) Eine Parallele König Friedrichs II. und seines Neffen, des Herzogs von Braunschweig. 2) Die merkwürdige Stelle aus dem seltenen Buche: Lettres sur l'ouvrage intitulé: La vie du général Dumourier. 3) Merkwürdiger Brief des Herzogs von Sachsen-Weimar, die Meldung von dem Abmarsch der Feinde am 19ten September 1792 betreffend. 4) Briefe eines Ungenannten an den König Friedrich Wilhem II. und an den Herzog von Braunschweig, geschrieben in den Monaten Juni und August 1792. 5) Briefe, welche der Herzog von Braunschweig bei der Niederlegung des Armee-Kommando's an den König geschrieben, nebst den Antworten des Königes. 6) Uebersicht des Feldzuges im Jahr 1793. 7) Uebersetzung der zweiten Französischen Beilage. 8) Uebersetzung der vierten Französischen Beilage. 9) Uebersetzung der fünften Französischen Beilage.

Zweiter Band.

Meine Stimmung nach der Abreise des Herzogs von der Armee. — Entschluß, den Kriegsdienst zu verlassen und mein Leben auf dem väterlichen Gute in größerer Eingezogenheit zu beschließen. — Rückerinnerungen an jugendliche Schwärmerei. — Die Bildsäulen meiner Voreltern. — Sehnsucht zur Armee zurück zu kehren. — Mein Operationsplan. — Der Haager Traktat. — Betrachtungen über einen Staatsminister, der weder Geschichte, noch Politik, noch den Krieg kennt. — Haugwitz macht Amiens zum Offensiv-Objekt des Feldzuges; Möllendorf hat Saarlouis oder Metz auf dem Korn. — Wir fangen an, uns nach der Sambre in Bewegung zu setzen; unsere Avantgarde ist schon in Cöln angekommen. — Plötzliche Abänderung. — Die Sicilianische Vesper an den Ufern der Weichsel. — Glänzende Eröffnung des Feldzuges durch den Generalfeldmarschall von Möllendorf in dem Geiste des Prinzen Ludwigs von Baden, des Feldherrns Kaiser Leopolds I. — Schreiben dieses Fürsten an den Grafen Zinzendorf. — Warum wir nicht fortfahren, in diesem Geiste zu handeln. — Malmesbury und Kynkel. — Möllendorfs merkwürdiges Memoire vom 27sten Junius. — Wir temporisiren; wir wollen die Sache hinhalten. — Betrachtungen. — Nachtheilige Gefechte in der ersten Hälfte des Monats Julius. — Wir müssen uns aus dem Gebirge zurückziehen und versinken in Unthätigkeit. — Nachtheiliger Einfluß derselben auf den Geist der Armee. — Der 9te August (1794) zu Pfeddersheim und Kreuznach. — Mein Schreiben an

den Herzog am 15ten August. — Seine Antwort vom 25ten. — Vergebliche Bemühungen, die Oesterreichischen Niederlande, Holland, Deutschland und Preußen zu retten. — Das Gefecht bei Kaiserslautern. — Forstenburg wird tödtlich verwundet. — Die Scene in Bürstadt, oder: die Engherzigkeit wirft einen verachtenden Blick auf die Bemühungen der Großherzigkeit. — Das Hohenlohische Korps soll nach Polen marschiren. — Des Herzogs Brief vom 17ten November. — Das Hohenlohische Korps erhält in Leipzig Contre-Ordre. — Ich reise nach Potsdam. — Beobachtungen an den Ufern der Spree. — Der General Mannstein und die königlichen Hunde. — Meine zu Bischofswerder gesprochenen Worte. — Rückreise nach dem Rhein. — Ich theile dem Herzoge meine Beobachtungen mit. — Seine merkwürdige Antwort vom 9ten Januar (1795). — Meine militärisch-politische Patrouille nach Heidelberg. — Die zweite Konferenz mit dem General Geckendorf. — Die weitaussehenden Plane dieses Generals. — Die Gefahr wird äußerst dringend; ich wende mich an den Herzog. — Warum ich ihm den Vorzug gebe, vor alle den Männern, welche zu jener Zeit an der Spitze der Armee standen. — Des Herzogs Operations-Entwurf, den ich mit seiner Genehmigung für meine Arbeit ausgebe. — Meine Bemühungen in Hochheim. — Der Feldmarschall und seine Briefe. — Phull; seine Kälte und Scheelsucht. — Grolmann und sein redliches Bemühen, das Gute zu befördern. — Die höchstwichtige Nachricht des Herzogs, vom 28ten Januar, entscheidet endlich den Feldmarschall, mich nach Berlin zu senden. — Kälte, mit welcher ich von dem Generalsab-

Gedanken des Königs empfangen wurde. — Erste Audienz beim König. — Die von Senfft und Knobloch aufgesetzte Denkschrift. — Meine Ansicht der Dinge. — Manteuffels Anfall gegen den Herzog. — Meine Unterredungen mit Bischoffwerder. — Ich verändere mein politisches Glaubensbekenntniß. — Die Tafel beim Kronprinzen. — Sagacität und Impassibilität des Majors von Köckritz. — Meine Gedanken an der Tafel des Kronprinzen. — Hohe Spannung meiner Phantasie; sie schafft Bilder, die an Erscheinungen grenzen. — Der Prinz Heinrich. — Lange Unterredung mit diesem Fürsten. — Er will Friede mit Frankreich; aber zu einer Allianz Preußens und Frankreichs hält er den Zustand der Dinge nicht reif genug. — Sein Urtheil über den Herzog und Möllendorf. — Zweite Audienz beim Könige. — Erklärungen über die von Senfft, Knobloch und Zastrow aufgesetzte Denkschrift. — Der Versuch, den Kronprinzen zu sprechen und ihm meine Ansicht der Dinge vorzulegen, mißglückt zum zweiten Mahl. — Ich reise nach Braunschweig, und lege dem Herzoge mein neues politisches Glaubensbekenntniß vor. — Er ist nicht meiner Meinung. —. Heftige Aeußerungen Stamfords über Preußens Betragen. — Seine Diatribe gegen Frankreich. — Meine Ankunft in Beckenheim. — Kälte des Feldmarschalls. — Erklärungen. — Mein Schreiben an den Herzog vom 29ten Februar. — Seine Antwort vom 1sten.

Ich lege mein Amt als Generalquartiermeister des Hohenlohischen Korps nieder, und kehre nach Potsdam zurück. — Meine schriftstellerischen Arbeiten: die Grenzen Frankreichs; die Beleuchtung des

Mackischen Operationsplans; die Beschreibung des Kriegstheaters zwischen dem Rhein und der Mosel; die freimüthigen Bemerkungen über den Feldzug 1795. — Meine ungedruckte Denkschrift: Wie kann Deutschland gerettet werden. — Ich verlasse die Ideenwelt und kehre in die Wirklichkeit zurück. — Meine Ansichten über die Nothwendigkeit einer besser organisirten Generalquartiermeister-Stabes. — Die Obersten von Grawert und Knobloch. — Mein heftiges Schreiben an den königlichen Generaladjudanten Oberstlieutenant von Zastrow. — Dessen sauersüße Antwort. — Die Verhältnisse mit dem Herzog von Braunschweig werden wieder angeknüpft. — Mein Schreiben an den Herzog vom 28sten September 1795. — Des Herzogs Antwort vom 30sten eben dieses Monats. — Mein Schreiben vom 28sten November, nebst zwei Beilagen: 1) Charakterisirung aller Personen, welche Einfluß auf die Regierungsgeschäfte haben, und in der Folge haben könnten; ein Fragment aus meinem Tagebuch. 2) Ueber die Nothwendigkeit der engen Verbindung der Kriegs- und Staatskunde. — Des Herzogs Antwort auf diese Einsendungen. — Merkwürdige Unterredungen mit Bischoffswerder. — Er ertheilt mir einen heilsamen Rath. — Schreiben an einen wichtigen Mann, und Betrachtungen über die Lage der allgemeinen Angelegenheiten zu Anfang des Jahres 1796, oder Beantwortung der Frage: Soll Preußen mit Frankreich brechen? — Antwort des wichtigen Mannes. — Diese meine Denkschrift, über die Lage der allgemeinen Angelegenheiten, wird dem Staatsminister Baron Hardenberg vorgelegt.

Beilagen.

Erste Abtheilung.

1) Bemerkungen über die Unternehmung auf Landau aus Pfeddersheim am 18ten Mai 1794. Hiezu gehören ein Schreiben des Obersten von Grawert und eine Denkschrift desselben. 2) Ein Memoire des Generals-Feldmarschalls von Möllendorf, welches er am 27sten Juni 1794 den bevollmächtigten Ministern der Seemächte hat überreichen lassen. 3) Gedanken über die wahrscheinlichen Operationen der Franzosen am Ende des Feldzuges — am 29sten September 1794. Von einem Königl. preuß. Offizier. 4) Ueber die Nothwendigkeit des Friedens, Von dem Major von Phull. Hochheim am 15ten Dezember 1794. 5) Ueber die Bewegungen der Armeen, um Mainz zu entsetzen, und über die Bewegungen dieser Armeen nach dem Verluste dieser Festung. Von dem Major von Phull. Hochheim am 26sten Dezember 1794. Eine Anmerkung zu dieser Denkschrift von dem Major von Massenbach. Gr. Gerau im Januar 1795. 6) Schreiben des Königs an den Generalfeldmarschall von Möllendorf. Berlin den 5ten Januar 1795. 7) Allerunterthänigstes Pro-Memoria des Generalfeldmarschalls. 8) Kein Entwurf eines Briefes an den Oberstlieutenant von Lecoq zu Heidelberg. Wirklich abgegangenes Schreiben des Generalfeldmarschalls an den Oberstlieutenant von Lecoq. 10) Schreiben des Königs an den Generalfeldmarschall von Möllendorf. Berlin den 10ten Januar 1795. 11) Ein Memoire des Staatsministers, Baron von Hardenberg. Frankfurt am Mayn den 13ten Januar 1795. 12) Das

haben wir im vierten Feldzuge dieſes Krieges zu fürchten? Eine Denkſchrift des Majors von Maſſenbach. Gr. Gerau den 19ten Januar 1795. 13) Schreiben des Königs an den Generalfeldmarſchall von Möllendorf. Berlin den 31ſten Januar 1795. Die in Berlin von dem General von Grumſau, dem Oberſten von Knoblech und dem Oberſtlieutenant von Zaſtrow bearbeitete Denkſchrift. 14) Verordnung. — Der Major von Maſſenbach an den Oberſtlieutenant von Zaſtrow. Gr. Gerau den 19ten Februar 1795. 15) Der König an den Generalfeldmarſchall. Berlin den 23ſten Februar 1795. 16) Antwort des Oberſtlieutenants von Zaſtrow an den Major von Maſſenbach. Berlin den 28ſten Februar 1795. 17) Bericht des Majors von Maſſenbach von ſeiner Unterredung mit dem k. k. General von Seckendorf, am 4ten März 1795. 18) An den Feldmarſchall von Möllendorf, von dem..... (ein ſehr merkwürdiges Schreiben)..... den 5ten März 1795. 19) Der Major von Maſſenbach an den k. k. Oberſten von Gomez. Frankfurt am 6ten März 1795. 20) Die Antwort des Oberſten von Gomez. Mühlheim den 8ten März 1795. 21) Der Major von Maſſenbach an den königlichen Generaladjudanten, Oberſtlieutenant von Zaſtrow. Gr. Gerau den 6ten März 1795. 22) Der Major von.... an den Major von Maſſenbach. Lippſtadt den 15ten März 1795. 23) Der König an den Erbprinzen zu Hohenlohe. Berlin den 18ten März 1795. 24) Der Feldmarſchall von Möllendorf an den Erbprinzen zu Hohenlohe. Lippſtadt den 19ten März 1795. 25) Der König an den Erbprinzen zu Hohenlohe. Berlin den 20ſten

März 1795. 26) Der Oberstlieutenant von Zastrow an den Major von Massenbach. Berlin den 21sten März 1795. Nebst der Abschrift eines Schreibens des Königs an den Feldmarschall von Möllendorf, vom 20sten März. 27) Der Major von Massenbach an den Oberstlieutenant von Zastrow. Gr. Gerau den 25sten März 1795. 28) Antwort des Oberstlieutenants von Zastrow. Potsdam den 25sten März 1795. 29) Der Feldmarschall von Möllendorf an den Erbprinzen zu Hohenlohe. Lippstadt den 26sten März 1795. 30) Der Major von Massenbach an den Major von Phull. Gr. Gerau den 24sten März 1795. 31) Die Antwort des Majors von Phull. Osnabrück den 1sten April 1795. 32) Eine Bemerkung über diesen Brief, und der Entwurf des Obersten von Grawert zu dem Marsche der königlich preußischen Armee nach Westfalen. 33) Der Major von Massenbach an den Herzog von Braunschweig. Frankfurt den 31sten März 1795. 34) Antwort des Herzogs. Braunschweig den 3ten April 1795. 35) Ueber die gegenwärtige Lage der Dinge in Westfalen, zu Ende März 1795: oder: wie muß Wesel entsetzt werden? Von dem Major von Massenbach.

Zweite Abtheilung.

1) Ueber die Grenzen Frankreichs. 2) Wie kann Deutschland gerettet werden?

Dritter Band.

Parallele: allgemeine Trauer bei der Nachricht von der Annäherung des Todes Friedrichs II. Gleichgültigkeit bei der Nachricht vom Tode Friedrich Wilhelms II. — Bischofswerder sinkt mit der königli-

chen Leiche in die Gruft. Das Imposante dieses Schauspiels. — Bescheidenheit des Oberstlieutenants Köckritz. — Die Begräbnißnacht. Das Palais des neuen Königs. Die Dunkelheit, die in demselben herrscht. Ein Blick auf den neuen König. — Mein Vorhaben, ihm die Lobrede auf Mark Aurel zuzueignen. — Das neue Kabinet, wie es zusammengesetzt wurde, und wie es hätte zusammengesetzt werden sollen. — Herzensergießungen gegen den Herzog von Braunschweig. — Wallenstein, als Einheit der Kriegsverwaltung; Richelieu, als Einheit der ganzen Staatsverwaltung. — Des Herzogs Humeur. — Der Friede von Campo-Formio. — Mainz wird von den Oestreichern weggeworfen. — Meine Ansichten, eine Vorlesung. — Der Herzog ist mit mir nicht zufrieden; ich nicht mit ihm. — Mein Entschluß, aus dem Generalquartiermeisterstabe zu treten. — Wodurch ich verhindert werde, diesen Entschluß auszuführen. — Meine Denkschrift vom 1sten April 1798. — Des Geheimen Cabinetsraths Mentzens Aeußerungen; ich bekämpfe seine Philantropie; er tadelt meinen Machiavellismus. — Mein Urtheil über den Etampstritt, die Galbernsche Taktik, und die sogenannten Herbst-Manöver. — Ueber die Bildung der Generale im Frieden, eine zweite Vorlesung. Die Coalition. Der König wird von allen Seiten bestürmt, derselben beizutreten. — Ansichten des Herzogs. Wie er meine Meinung erforscht. Die Politik Preußens im Anfange des Jahres 1799. Zwei Observations-Armeen. Mein für die Coalation entworfener Operationsplan für den Feldzug 1799. Das Jura-Gebirge. Die Confidenztafel. — Der neue Englische Gesandte findet die Meinung des Königs

für die neue Coalition noch kälter, als das Eis der Nordsee. Mein Schreiben an den General Rüchel vom 29sten März 1799. — Die Denkschrift eines Ungenannten: Ueber Preußens politische Lage zu Anfang des Jahres 1799. — Das Lager bei Petershagen. Charakterlosigkeit des Herzogs; Weisheit des Königes. — Gedanken des Generals von Tempelhoff über die Frage: Soll Preußen der Coalition gegen Frankreich beitreten? Tempelhoff erwirbt sich durch diese Schrift ein Recht auf die Achtung aller vernünftigen Männer, und zieht sich den Haß der Staatsminister zu. — Der König und der Verfasser auf der Parade zu Potsdam. — Eindruck, welchen Bonaparte's Rückkunft aus Aegypten auf mich macht. — Ursache, warum ich von dem, was mir im Frühjahr 1800 begegnet, in diesen Memoiren nicht spreche. Auch meine Beobachtungen bei der Schlesischen Revue 1800 werden für die Nachwelt aufbewahret. Die bewaffnete Neutralität; ihre muthmaßliche Folge.

Der Oberste Massenbach an den Obersten Köckritz und an den König, über die Lage der Dinge in Deutschland zu Anfange des Jahres 1801 und über die Art, wie sie benutzt werden könne, Preußen eine größere Macht und dauerhaftere Consistenz zu geben. Mein Memoire vom 13ten Januar 1801. Bemerkungen über die jetzigen allgemeinen Angelegenheiten, in Bezug auf die militärische Grenze der Preußischen Monarchie. — Meine Besorgnisse. Trost, den mir der Generallieutenant von Geusau ertheilt. Sein nicht unmerkwürdiges Schreiben vom 4ten Februar 1801. Der Feldprobst Kletschke an den Obersten Massenbach. Der Herzog von Braunschweig in Potsdam zu Ende des Monats März 1801. Die be-

denklichen Physiognomien. Auflösung der Demarkations-Armee. Der Herzog legt das Commando nieder. Wir besetzen das Hannöverische und sperren die Elbe und Weser. Das Memoire des Hannöverischen Majors von der D..., welcher den Feinden seines Königes und Kurfürsten die Art und Weise angiebt, wie sie sich gegen seinen König und Herrn zu betragen haben. Unser Kordon zwischen der Elbe und Weser. Der Herzog will nicht, daß wir Bremen besetzen sollen, weil diese Besetzung gegen die Deutsche Reichsverfassung sei. — Es entgeht seiner Aufmerksamkeit, daß wir das Land eines Kurfürsten besetzen. Ursachen, warum die Reichsstadt Bremen von uns besetzt werden mußte.

Meine Ankunft in Braunschweig. Huld des Herzogs. Impuls, welchen er mir ertheilt. Der Minister-General mit der Schärpe in Hannover. Minden. Der Selbstmord eines jungen hoffnungsvollen Mannes, veranlaßt durch seine Liebe zum Pharao-Spiel und durch meine Dienstpflicht. Aufenthalt in Bremen. Genußreiches Leben, das wir führen. Der General, welcher Front nach Osten macht, und den Engländern den Rücken kehrt.

Freudenvolle Tage meiner Kameraden. Meine innere Unruhe und mein Trübsinn. Mein langes Schreiben an den Obersten und Generaladjudanten von Zastrow. Seine kurze, gehaltvolle Antwort. Kecke Denkschrift über Preußens kraftlose Politik. — Beweis, daß der Besitz der Sächsischen Lausnitz Preußen nothwendig ist, und daß das Haus Brandenburg zu dem Besitze dieses Landes ein größeres Recht habe, als das Haus Oesterreich. — Meine Briefe an den Obersten Köckritz an den Staatsminister von Haug-

wiß, und an den Herzog von Braunſchweig. — Antwort dieſes Fürſten. — Die Anſichten eines berühmten Staatsmannes. Schreiben deſſelben an einen Deutſchen Fürſten, der auf einer zu niedrigen Stufe politiſcher Aufklärung ſteht, als daß er die Ideen dieſes Mannes hätte begreifen können. — Merkwürdige Denkſchrift dieſes Ungenannten. — Ich verlaſſe Bremen. — Ankunft in Braunſchweig. — Huld und Herablaſſung des Herzogs: Er genehmigt meine Denkſchrift vom 26ſten Mai. Er muntert mich auf, die neue Organiſation des Generalquartiermeiſterſtabes zur Sprache zu bringen. — Er will den Oberſten Phull aus dem Generalquartiermeiſterſtabe entfernt wiſſen. — Er ſelbſt giebt die Mittel an, wie dieſe Entfernung eingeleitet werden müſſe. — Opfer, welches der Herzog von mir verlangt. — Neue Compoſition des Generalquartiermeiſterſtabes. — General Grawert, Generalquartiermeiſter. — Der Oberſt Lecocq, der Oberſtlieutenant Scharnhorſt und ich, Generalquartiermeiſter-Lieutenants. — Rath, welchen mir der Herzog ertheilt, mich dem Könige und der Königinn zu nähern. Er will, daß ich ſuchen ſoll, Einfluß zu bekommen auf die Wahl der Bücher, welche die Königinn leſen würde. — Der Herzog ſpricht von den Thaten ſeiner Jugend mit der Beſcheidenheit, die ihn charakteriſirte, aber auch mit dem Feuer, welches ihn belebte. — Des Herzogs Anſichten über die Vertheidigung Oſtpreußens. — Meine Ankunft in Magdeburg. — Prophetiſcher Ausruf auf den Wällen dieſer Feſtung. — Ankunft in Charlottenburg. — Des Königes Aeußerung, in wenigen Worten, über meine ihm von Bremen aus überſchickte Denkſchrift. — Das Miniſter-Diner. —

Der Graf Haugwitz. — Köckritz unschickliche Winke. Auch mein zweites Schreiben an den Graf Haugwitz bleibt unbeantwortet. — Meine Bemühungen, des Herzogs Entschluß wegen der Reise nach Ostpreußen zu befestigen. — Die in meinem Aufsatz: Ueber die wahre Vergrößerung der Preußischen Monarchie, enthaltenen Ideen werden noch einmahl zur Sprache gebracht. — Ich wende mich an meinen Freund Guionneau, um durch ihn meine Ideen dem Minister-General, Grafen von Schulenburg Kehnert einzuimpfen. — Guionneau's Brief vom 3ten August. — Mein Schreiben an den Herzog vom 5ten Sept. 1801. — Der General Rüchel an den Obersten Massenbach, am 22sten September. — Der Herzog an denselben, über die strategische Einrichtung des ostpreußischen Kriegstheaters in einem Briefe vom 8ten September. — Vertheidigungs-Entwurf Ostpreußens, ein Aufsatz des Direktors Langener. — Instruktion König Friedrichs II. an den General Anhalt, schickliche Lagerstellungen zur Vertheidigung Ostpreußens aufzusuchen.

Schreiben des Herzogs über das ihm mitgetheilte Werk des Französischen Generals Lespinas, die Organisirung der Artillerie betreffend. Meine Unterredung mit dem Könige über diesen Gegenstand. — Mein Brief an denselben. Merkwürdige Aeußerung dieses Fürsten auf der Parade zu Potsdam. — Der Major Holzmann; auch dieser Mann arbeitet daran, den König zu isoliren. Verfassung der Preußischen Artillerie. Tempelhoff's noch nie gedruckte Gedanken über Artillerie. — Die Königinn. Sie fühlt das Bedürfniß ihren Geist auszubilden. Delbrück empfiehlt ihr die Lektüre von Wielands Agathon.

Mit schuldiger und großer Bescheidenheit mißbillige ich diese Wahl. Nicht Psyche und Danae; Amalia von Hessen, und Sophia Amalia von Dännemark müßten, glaubte ich, der Königinn als Muster großer Frauen auf Thronen dargestellt werden. — Oelbrück. Zöllner, Ancillon. Der König. Meine ihm am 11ten Dezember (1801) überreichte Rede: Ueber die Verbindung der Kriegs- und Staatskunde, und über die Regententugenden König Friedrichs II. Des Königs Rührung. Die heißen Thränen, mit welchen ich seine Hand benetzte. Ein König, den man mit solcher Freimüthigkeit anreden durfte, ist ein humaner, Wahrheit liebender Fürst. — Des Obersten Köckritz große Kälte; des Major Holzmanns Eifersucht. —

Beilagen zum dritten Bande.

1) Ueber die Anlegung der neuen Festungen in Oberschlesien, Süd- und Ostpreußen, und über die ersten Versammlungslager der Reserve — schlesischen, süd- und ostpreußischen Armee. — 2) Einige Bemerkungen über die jetzigen allgemeinen Angelegenheiten in Bezug auf die militairische Grenze der Preußischen Monarchie, aufgesetzt am 14ten Januar 1801. 3) Schreiben des Generallieutenants von Geusau an den Obersten Massenbach, vom 4ten Februar 1801. 4) Anmerkung des Feldprobsts Kletschke zu den obigen Bemerkungen. 5) Memoire über die Besetzung des Mörnischen von dem Major v. d. D. — 6) Beweis, daß das Haus Brandenburg ein größeres Recht an die Lausnitz hat, als das Haus Oesterreich. 7) Ansichten des Herzogs von Braunschweig, über die Vertheidigung Ostpreußens. Im Juni 1801 aufgesetzt.

8) Der Oberſte Grionneau an den Oberſten Maſſenbach am 3ten Auguſt 1801. 9) Der Oberſte Maſſenbach an den Herzog von Braunſchweig, am 5ten September. 10) Der General Füchel an den Oberſten Maſſenbach. 11) Vertheidigungs-Entwurf für Oſtpreußen, ein Aufſatz des Directors Langener. 12) Inſtruktion des Königes Friedrichs II. über die Aufſuchung von feſten Lagerplätzen in Oſtpreußen. 13) Einrichtung der Königl. Preußiſchen Artillerie, wie ſie im Jahre 1797 von dem Major von Pontanus in Vorſchlag gebracht und ausgeführt worden iſt. 14) Gedanken des Generals von Tempelhoff über die Verminderung der Artillerie. Ein bis jetzt noch nicht gedruckter Aufſatz. 15) Weitere Entwickelung der Gedanken über die Verminderung der Artillerie, von dem General von Tempelhoff. Ein ebenfalls noch nie gedruckter Aufſatz.

II.

Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Verfalls des Preußiſchen Staats ſeit dem Jahre 1794. Vom Obriſten von Maſſenbach, Chef des Generalſtaabs und General-Quartiermeiſter-Lieutenant. Zwei Theile, mit 4 Situationskarten und Planen 4 Rthlr.

Ohne Karten 2 Rthlr. 12 Sgr.

Hauptinhalt.

Betrachtungen über den Feldzug des Jahrs 1794. — Entwurf zur Wiedereroberung der Mosel und der Maas. — Wie man das am 20sten September (1794) bei Kaiserslautern gelieferte Gefecht beurtheilen müsse. — Bemühungen, den Verlust der Oesterreichischen Niederlande und der Republik Holland zu verhindern. — Der im Januar 1795 in Anregung gebrachte Operationsplan. — Betrachtungen über Englands und Rußlands Politik, in Beziehung auf Preußen. — England und Rußland sind Feinde Preußens. — Betrachtungen über Frankreichs Politik, in Beziehung auf Preußen. — Frankreichs natürliches, von keiner Leidenschaftlichkeit geleitetes Interesse ist: der Freund Preußens zu sein. — Die Ansicht des Verfassers. Seine Hoffnungen und Wünsche. Sein Ehrgeiz. Seine Arbeiten. — Preußens Befestigungssystem. — Organisation des Generalquartiermeisterstabes. — Hindernisse, welche zu bekämpfen sind. — Unvollständiger Sieg über diese Hindernisse. — Der September, Oktober und November des Jahrs 1805. — Unglück bringender Marsch der Schlesischen Armee, von der Oder nach der Gegend von Erfurt. — Fruchtlose Vorstellungen dagegen in Breslau, in Dresden, in Leipzig. — Der Ende November in Erfurt entworfene Operationsplan. — Große Besorgnisse in der Nacht vom 27sten zum 28sten November. — Ruf nach Potsdam. — Die Monate Dezember und Januar in Berlin. — Preußens Schicksal wird in diesen Monaten entschieden. — Der im Monat März (1806) entworfene Operationsplan. — Der Krieg gegen Schweden,

oder vielmehr die Reise nach Pasewalk. — Während meines langen Aufenthalts in Pasewalk verbreiteten sich die Gerüchte von dem nahen Ausbruch eines Krieges Preußens gegen Frankreich. — Mein Unglaube. — Meine Sendung nach Charlottenburg. — Meine schmerzhafte Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Gerüchte und der Unvermeidlichkeit dieses verhängnißvollen Krieges. — Meine Ansichten. — Meine Briefe an den König. — Tendenz dieser Briefe: 1) Aufhellung der Mißverständnisse durch persönliche Zusammenkunft der Monarchen; Phull und Haugwitz verwerfen diese Idee. 2) Erhebung des Geistes und des Muthes bei der Unvermeidlichkeit der Gefahr. 3) Erste Ideen des zu befolgenden Operationsplans. — Meine Rückkehr nach Pasewalk. — Mein Schreiben an den Herzog von Braunschweig. Im Anhange desselben: Vollständige Entwickelung des Operationsplans, Ordre de Bataille, und Art, wie die Generale nach ihren Einsichten, Fähigkeiten und Charakteren eingetheilt werden müßten; Organisation der Geschäfte im Königlichen Hauptquartier. — Kalte Antwort des Herzogs. — Reise von Pasewalk über Charlottenburg nach Schlesien. — Thätigkeit des Grafen Hoym, die Mobilisirung der Armee zu beschleunigen. — Mißverständnisse mit dem Generallieutenant von Grawert. — Diese Mißverständnisse klären sich auf. — Meine öffentliche Rede in Breslau. — Ankunft in Löwenberg. — Reise nach Dresden. — Höchste Beschleunigung des Marsches von dem Bober nach der Elbe. — Uebergang über die Elbe auf sechs Punkten. — Herrlicher Zustand der Truppen, trotz der großen Märsche. — Triumphalischer Marsch über die Elbe-Brücke in Dresden. —

Vierzehntägiger Stillstand. — Mein Kampf in Dresden, wegen Anstellung des Prinzen Louis Ferdinand, als Führer der Avantgarde. — Wir marschiren nach Freiberg. — Prinz Louis Ferdinand geht zu einem Böhmischen Grafen auf die Jagd. — Meine Entrüstung. — Nachdruckvoller Brief, den ich erlasse. — Wir marschiren nicht nach Hoff, oder Ankunft des Hauptmanns von Müsling. — Marsch von Chemnitz nach Jena und Saalfeld. — Betrachtung über diese Bewegung: Der erste Schritt, welchen wir in diesem Feldzuge thun, ist auch der erste Schritt zu unserm Untergang. — Das Kreuzen der Sachsen mit der Hauptarmee. — Maßregeln, welche getroffen werden, es zu verhindern. — Ich trage nicht die Schuld der aus diesen Unordnungen entspringenden Folgen. — Ruf nach Erfurt. — Meine Bekümmernis bei Erblickung des Herzogs. — Seine physische und moralische Abspannung. — Die Konferenzen am 5ten und 6ten Oktober. — Die Verzweiflung, mit welcher ich nach Jena zurückreise. — General Grawert und Prinz Louis Ferdinand kommen mir entgegen. — Nur ihnen erlaube ich einen Blick in mein zerknirschtes Gemüth. — Die Rapporte des Generals Grafen Tauentzien. — Vorschläge, welche der Fürst zu Hohenlohe dem Herzoge von Braunschweig am 8ten und 9ten Oktober macht. — Meine Ansichten, meine Wünsche, meine Ahnungen. — Der Morgen des 10ten Oktobers; die Kanonade; der Büchsenspanner; der Tod des Prinzen Louis Ferdinand. — Die Prophezeihung in Freiberg ist eingetroffen. — Ich werde vom Fürsten nach Blankenhayn geschickt. — Die Art, wie ich empfangen werde; ich stehe Chapeau bas. — Ich vertheidige

mich nicht. — Unterredung mit dem Herzoge auf dem Marsche von Blankenhayn nach Weimar. — Der Herzog in der Mühle zu Mellingen. — Das Lager bei Weimar. — Der Ettersberg, und die Eckartsberge. — Meine Prognostizirung am 11ten Oktober. — Idee, in welcher ich eine Stellung für die zweite Armee ausſuche. — Meine Beſorgniſſe wegen des linken Flügels. — Der Nebel am Morgen des 12ten. — Lücken, die wegen noch nicht erfolgter Ankunft der Fourrierſchützen, und wegen dieſes Nebels auf dem rechten Flügel des Lagers entſtehen. — Unſchädlichkeit dieſer Lücken. — Betrachtungen über dieſes Lager. — Ankunft des Königes und des Herzogs auf der Chauſſee, ohnweit des kleinen Sumpfs. — Der Herzog will nicht glauben, daß wir bereits heute am 12ten Oktober in der linken Flanke umgangen ſind. — Meine Ueberzeugung, daß General Graf Tauentzien wenigſtens den hohen Rand des Saalthales behaupte. — Die am 13ten Morgens früh 4½ Uhr erhaltene Ordre, nach Weimar zu kommen. — Bedeutende Aeußerungen der Herrn von Watzdorf und von Funk. — Die Sachſen wanken. — Zerſtörung, die auf allen Phyſiognomien im Schloß zu Weimar herrſcht. — Der König. — Seine Befehle, wegen Sicherung der rechten Flanke des Marſches der Armee. — Letzte Unterredung mit dem Herzoge. — Seine beſtimmten Befehle: wir ſollen nicht angreifen; wir ſollen die Arriergarde machen. — Mein Erſtaunen, als ich auf dem linken Flügel der Armee ankomme, und ſehe, daß General Graf Tauentzien nicht nur den Landgrafenberg, ſondern auch den Dornberg verlaſſen hat. — Das Selbſtgeſpräch. — Wir müſſen ſogleich das Lager verändern. — Wodurch die Ausführung

dieser Idee verhindert wird. — Meldung des Generals Bila. — Marsch nach Dornburg. — Der Herr von Montesquieu. — Instruktionen, welche die Generale Schimmelfennig, Bila und Holzendorf erhalten. — Die Vorposten lassen in der Nacht vom 13ten zum 14ten Oktober keine, also auch keine beunruhigende Nachrichten in das Hauptquartier melden. — Die ersten Kanonenschüsse; der dicke Nebel; der Vorschlag: den linken Flügel in der Richtung nach Uttenbach zurück zu werfen, und dadurch der in der Nacht angekommenen Ordre des Herzogs, uns nicht von der Hauptarmee abschneiden zu lassen, zu entsprechen. — Warum dieser Vorschlag nicht ausgeführt wird. — Fehler, welche dadurch entstehen: wir verlassen den Anstützungspunkt des rechten Flügels; wir entfernen uns vom General Rüchel; wir schlagen uns bei den Vorposten. — Die Verhältnisse des kommandirenden Generals, des Divisionsgenerals, und des Generalquartiermeisters. — Disposition zur Schlacht. — Bestimmung der Generale Holzendorf und Rüchel. — Mißlicher Anfang der Schlacht. — Die Ordnung wird hergestellt. — Wir avanciren; der Feind weicht. — „Die Schlacht ist gewonnen," kömmt der General Rüchel in diesem Augenblick an; und General Rüchel kann in diesem Augenblick ankommen. — Die Nichtankunft dieses Generals ist die Ursache, warum wir diesen glücklichen Erfolg nicht benutzen. — Mörderisches Gefecht in unserer Front. — Das Schicksal des Tages steht auf dem Wendepunkt; der General Rüchel erscheint noch immer nicht; wir sind geschlagen. — Ankunft des Generals Rüchel nach unserer vollendeten Niederlage. — Vergebens will seine

Tapferkeit wieder gut machen, was seine verspätete Ankunft verdorben hat. — Allgemeine Flucht. — Betrachtungen. — Drei Ursachen haben den Verlust der Schlacht herbeigezogen. — Aufzählung dieser Ursachen. — Warum ich mich nicht nach Erfurt flüchte. — Die Verwundete in dem Bauernhause zu Ramsla. — Selbstgespräch. Der Major Oppen. — Ankunft in Sömerda. — Befehle, welche der König mir ertheilt. — Wir entgehen am 16ten der Gefangenschaft. — Nachtmarsch. — Ankunft in Sondershausen. — Durch die Einleitung des Marsches über Stollberg und Quedlinburg werden zwei Tage gewonnen. — Gute Aufnahme der Truppen in Quedlinburg. — Schreiben an den Gouverneur von Magdeburg, an den Minister Graf Hoym, an den General von Geusau. — Der Fürst erhält das Kommando über die ganze Armee. — Betrachtungen, Wünsche, Hoffnungen. — Ahnungen. — Ich gehe mit Courrierpferden nach Magdeburg, in der Hoffnung, den König oder seinen Generaladjudanten noch zu sprechen. — Ankunft am Sudenburger Thor. — Unsägliche Unordnung vor und in der Stadt. — Der Gouverneur empfängt mich mit den Worten: „Er habe keine Magazine für die Armee!" — Entschluß, nach der Oder zu marschiren. — Anordnung der Märsche und der Verpflegung. — Ursachen, warum wir von Rathenow nicht über Fehrbellin, sondern über Hohen-Nauen marschiren. — Besorgnisse in Neustadt an der Dossow. — Verabredung mit dem General Blücher. — Das Projekt in Ruppin. — Die schriftliche Eingabe. — Die an General Blücher ergangene Ordre. — Seine ausweichende Antwort. — Die Ordre wird erneuert, auf der Höhe

von Schönermark, in Fürstenberg, in Cychen. — Manöver, welches der Fürst entwirft, und mit Hülfe des Generals Blücher ausführen will. — Durch das vergebliche Warten auf den General Blücher verlieren wir wenigstens 6 Stunden Zeit, nämlich 3 Stunden ohnweit Granse und 3 Stunden bei Cychen. — Höhe beim Dorfe Hardenbeck. — Der Feind ist in Boitzenburg. — Unsere ganze Cavallerie, die wir bei uns haben, bestehet aus 86 Pferden. — Man kann den Feind nicht rekognoziren. — Es wird der Entschluß genommen, links über Criwitz, Schönermark und Rieben zu marschiren. — Die Nacht in Schönermark. — Die Projekte. — Die Patrouillen. — Rapport des Herrn von Rostitz: Es befinde sich kein Feind in und in der Gegend von Prenzlau. — Wir marschiren nicht über Rieben, sondern über Prenzlau, des Brotes wegen. — Der Feind läßt sich sehen. — Wir beschleunigen unsern Marsch. — Der Parlementär. — Mein Irrthum. — Das nachtheilige Gefecht diesseits Prenzlau. — Die Thore von Prenzlau werden von unsern Truppen verlassen. — Der Feind ist Meister von Prenzlau. — Unser falscher Aufmarsch. — Die mit Bagage- und Munitionswagen angefüllten Quarrees. — Der feindliche Generalquartiermeister vor unserer Front. — Der Rapport des Obersten Hüser. — Katastrophe. — Berechnung unserer Stärke. — Schluß des Berichts. — Allgemeine Betrachtung.

Zu diesem Werke gehören folgende 4 Situations-Karten und Plane: 1) Karte des Feldzugs von 1806. 2) Die Schlacht bei Vierzehnheiligen. 3) Die Gegend von Prenzlau. 4) — — — — —

III.

Rückerinnerungen an große Männer.
Vom Obriſten von Maſſenbach u. ſ. w.
2 Rthlr.
Ordinaire Ausgabe 1 Rthlr. 12 Ggr.

Haupt-Inhalt.

Friedrich der Zweite, König von Preußen. a) Friedrich der Feldherr und Held. b) Friedrich der Staatsmann. c) Friedrich der Staatswirth. d) Friedrich der Verehrer alles Großen und Edlen. e) Sein Tod. f) Die Lage der Welt und Preußens nach Friedrichs Tod. g) Napoleon am Sarkophag Friedrichs.

Prinz Heinrich, Bruder Friedrich des Zweiten.

Anhang.

Verſuch einer Parallele der Feldzüge Friedrichs und Napoleons. — Friedrichs Güte gegen den Verfaſſer dieſer Schrift. — Seine Unterredungen mit ihm. — Auch die beſten Könige werden betrogen, oder Friedrich der Ball, womit ſein Kammerdiener ſpielt.

NB. Dieſe Werke ſind auch ſämmtlich ohne die dazu gehörigen Kupfer, Plane und Karten zu erhalten.

IV.

Hiſtoriſch-Militäriſches Handbuch für die Kriegsgeſchichte der Jahre 1792 bis 1808, enthaltend eine genaue Ueberſicht aller Feldzüge und Landungen, welche in dieſem Zeitraume Statt gefunden haben. Von Carl Freiherr von Groß, ehemahligen Obriſtlieutenant in Holländ. Dienſten. Mit einem topographiſch-militäriſchen Atlaſſe von 24 Karten und Planen. gr. 8. 6 Rthl. 18 Ggr. ohne Karten 3 Rthl.

Herr Oberſtlieutenant von Groß iſt als praktiſcher Soldat eben ſo rühmlichſt bekannt, als taktiſch-militäriſcher Schriftſteller. Er wohnte den Feldzügen 93 und 94 in den Niederlanden gegen die Franzoſen bei. Im Jahre 1795 vertheidigte er die Feſtung Grave gegen dieſelben auf das ruhmvollſte. Im Jahre 1799 war er mit bei der Engliſchen Expedition in Nordholland. Die Kataſtrophe von 1806 betrachtete er mit Kenneraugen in Weimar, ſeinem jetzigen Aufenthalte. Als militäriſcher Schriftſteller hat er ſich unter andern durch ein Werk über die höhere Taktik ꝛc. rühmlichſt bekannt gemacht.

Der Nutzen und das Intereſſe eines kompendiöſen hiſtoriſch-militäriſchen Handbuchs über den ganzen Revolutionskrieg ſeit 1792 leuchtet jedem ein, und bedarf hier alſo keiner Auseinanderſetzung. Das ge-

genwärtige umfaßt ihn ganz von seinem Anfange, oder dem Feldzuge in Champagne 1792 bis zur Eroberung von Finland im laufenden Jahre. Die Karten und Plane sind vortrefflich gestochen, und enthalten: 1) Plan der Position von Valmy am 20sten Sept. 1792. 2) Expedition des Generals Custine in Deutschland, im Jahre 1792. 3) Die Schlacht von Jemappes. 4) Karte des Feldzugs in den Niederlanden, in den Jahren 1793 und 1794. 5) Expedition des Generals Dumourier in den Niederlanden, im Jahre 1792. 6) Die Schlacht von Neerwinden, 1793. 7) Die Bataille von Hondschooten, 1794. 8) Die Bataille von Fleurus, 1794. 9) Karte zu dem Feldzuge von 1796 und den folgenden in Italien. 10) Retraite des Generals Moreau. 11) Karte von Nordholland; die Bewegungen der Gallo-Batav. und der Englischen Armeen, vom 19. Sept. bis zum 6 Oct. 1799. 12) Landung der Engländer bei Aboukir im März 1801, mit einem Grundriß ihrer Werke während der Belagerung von Alexandrien. 13) Plan der Bewegungen der Engländer vor und während der Belagerung und Capitulation von Cairo, welches sie von der südlichen Seite und die Türken von der nördlichen auf beiden Ufern des Nils blockirten (1801). 14) Die Schlacht von Marengo. 15) Karte des Marsches der sieben Franzöſ. Armeekorps über den Rhein nach der Donau und dem Lech, und der Angriffe, welche gegen Ulm am 14. und 15. Oct. 1805 Platz hatten. 16) Plan der Schlacht von Austerlitz. 17) Plan der Stellung der Hohenlohiſchen Armee vor und nach der Schlacht von Jena am 14. 1806. 18) Plan des Treffens bei Jena am 14. Oct. 1806. 19) Plan des Treffens bei Auerstädt. 20) Karte der Gegend von Prenzlow. 21) Die Schlacht

bei Eilau und die Märſche der Ruſſiſch-Preuß. und Franzöſ. Armeen nach dieſer Schlacht. 22) Die Schlacht von Friedland. 23) Die Belagerung von Copenhagen, im Herbſt 1807. 24) Karte des Kriegstheaters zwiſchen den Schweden, Ruſſen und Dänen (1808).

V.

Die Hebräerinn am Putztiſch und als Braut, 3 Bände mit 9 Kupfern. Von A. Th. Hartmann. 6 Rthlr. 12 Ggr.

Inhalt.

Erſter Band, der auch den beſondern Titel führt: Ueberſicht der wichtigſten Erfindungen in dem Reiche der Moden bei den Hebräerinnen von den roheſten Anfängen bis zur üppigſten Pracht. —

Erſter Zeitraum. Von den früheſten Zeiten bis zur Einwanderung der Hebräer in Egypten.

Zweiter Zeitraum. Von dem Einzuge der Hebräer in Egypten bis zu ihrer Beſitznahme von Paläſtina. 1) Allgemeine Betrachtungen über die Weiberein in Egypten; 2) über Schminke und Wohlgerüche; 3) über die Wichtigkeit der Egyptiſchen Mineralien für den Putz.

Dritter Zeitraum. Von der Wanderung der Hebräer durch die Arabiſche Wüſte bis zu ihrer Anſiedelung in Paläſtina.

Vierter Zeitraum. Von der Beſitznahme Paläſtina's durch Joſua bis zu Davids Tod. 1) Blick in das Arbeitszimmer einer Hebräerinn. 2) Ueber das Walken, Reinigen der Kleider und die Wollenfärberei bei den Hebräern. 3) Von dem vortheilhaften Einfluß der Verbindung Paläſtina's mit mehrern benachbarten Völkern auf den Putz der Hebräerinnen.

Fünfter Zeitraum. Von Salomons Regierungs-Antritt bis zum Babyloniſchen Exil. I. Von dem wichtigen Einfluß des Phöniziſchen Handels und Kunſtfleißes auf den Putz der Hebräerinnen. 2) Von den metallenen Zierrathen. 3) Von Perlen, Korallen und Edelſteinen. 4) Von Wohlgerüchen, Salben und der verſchiedenartigen Zubereitung derſelben. 5) Von der Wolle und den vorzüglichſten Gattungen derſelben. 6) Von dem Purpur nach ſeinen Hauptgattungen und dem Karmoſin und den daraus bereiteten Färbereien. 7) Von buntgewebten, goldgewirkten Zeugen. Folgen der Nachbarſchaft Aegyptens auf die einzelnen Verſchönerungskünſte der Hebräerinnen.

Zweiter Band. Sechſter Zeitraum. I. Von der Rückkehr der Juden aus dem Babyloniſchen Exil bis zur Zerſtörung von Jeruſalem unter Titus. II. 1) Erſtes Untergewand, Augenſchminke, Ohrring, Naſenring, Halsſchmuck, Armſchmuck, Fußſchmuck, Schnürſohlen, Schleier. 2) Haarſchmuck, Rauchbüchschen, Salbenfläſchchen, Spiegel. 3) Kopfputz, eine netzförmige Haube — ein halbkugelförmiges Aufband — eine heimartige Umſchlingung, Stirnbinde. 4) Haargeſchmeide, goldene Sonnen und Mon-

de, goldene Schlangen, Amulete, Riechbüchschen, Rosenessenzen, mehrere Gattungen von Ohrgehängen und Nasenringen. 5) Zweites Untergewand, Gürtel, Beutel, Fingerringe, Schleier. 6) Mehrere Gattungen von Obergewändern, Ueberwurf und Befestigung durch Spangen. Eine dritte Art von Schleier. 7) Feierkleid, Schleppe, Pfauengang. Beilage von Schminken und von Färbereien des Körpers. III. 1) Lage des weiblichen Geschlechts in Palästina unter den Feldbewohnern und unter Städtern. Erscheinung der Palästinerinnen bei öffentlichen Feierlichkeiten und Ergötzungen derselben in den einsamen Gemächern des Harems. Hebräische Hetären und Tänzerinnen. Sprache der Liebe und Galanterie in Palästina. 2) Brautbewerbung, Verbereitung zur Hochzeit. Abschied vom väterlichen Hause. Heimführung der Braut, Ankunft im Hause des Bräutigams, Vermählungsfeier.

Dritter Band. Erklärung der Kupfer. Quellenverzeichniß nebst ausführlichen Erläuterungen und dreifachem Register. Hier findet der Leser genaue Erörterungen über den Byssus der Alten, die Phönizischen Purpurfärbereien, über die bunten Webereien von Babylon, Phönizien und Aegypten, über die wohlriechenden Pflanzen und Spezereien Asiens, über die Edelsteine, deren die Bibel erwähnt, über den Arabisch-Ostindischen Handel und mehrere Theile des Asiatischen und übrigen Alterthums.

In sofern es der Verlagshandlung erlaubt sein möchte, ihr Urtheil über den Standpunkt dieses Werks auszusprechen, so dürfte sie es als ein Seitenstück zu Herrn Hofrath Wettigers Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer Römerinn und zu

des Herrn Hofrath Heeren Ideen über die Politik und den Handel der alten Welt dem gebildeten Publikum empfehlen.

VI.

Ansichten von der Gegenwart und Aussicht in die Zukunft 2 Rthlr. 12 Sgr.

Je reicher unsere Zeit an den größten, wunderbarsten Ereignissen ist, desto leichter wird sie mißverstanden und verkannt. Das Streben des Verfassers dieses Werks ging dahin, eine klare, eindringende Darstellung aller bedeutenden Erscheinungen, aller Zweige des Lebens in unsern Tagen zu liefern, und dadurch belehrend, ermunternd, warnend zu der Mitwelt zu sprechen, aber auch eine rein historische Ansicht des Zeitgeistes zu begründen.

Nachdem er in einem Rückblick auf die Vergangenheit drei Hauptresultate der Geschichte aufgestellt, und dadurch für seine nachfolgende Ansicht einen festen Standpunkt genommen, geht er von den dermahligen politischen Verhältnissen der Welt aus, und schildert das große Werk, das in dieser Zeit, hier dunkel, dort schon klarer, hervortritt. Den

Sinn, mit dem man die großen neuen Ereignisse aufnimmt, den gewaltigen Geist, der auf den Trümmern des Alten ein neues umfassendes Werk bereitet, die Ideen einer Universalmonarchie, des sogenannten Staatengleichgewichts, und eines höhern Staatenvereins, bildet er mit sichern Zügen ab. Zunächst in Beziehung auf das Deutsche Vaterland würdigt er die großen Zeiterscheinungen, und geht dann auch auf die Verhältnisse der andern Staaten und der Fürsten über.

Mit gleicher Treue enthüllt er den herrschenden Geist in der Religiosität und Moralität, in der Toleranz und Aufklärung unsrer Tage, in dem heutigen Katholizismus und Protestantismus, und dem Geist, der in Kunst und Wissenschaft waltet. Daran schließen sich beherzigenswerthe Worte über die heutige Erziehung und die Verfassung der Nationen. Anstalten an, und Wahrheit und Ernst spricht sich in der Darstellung des herrschenden Sinnes der einzelnen Stände, der Geistlichkeit, der Gelehrten und Künstler, des Adels, des Soldaten, des Kaufmanns, des Bürgers und Landmanns, so wie des weiblichen Geschlechts. Darauf schildert er den Egoismus als die Sünde der Zeit und die wahre Erbsünde, und schließt diese Betrachtung mit einer umfassenden Ansicht des Verhältnisses unserer Erdtheile in sich und unter einander.

Von hier aber erhebt er sich zu einer neuen Ansicht in die Zukunft, um die Mitwelt zu trösten über manchen großen Verlust, und sie aufzurufen zu ernster Besonnenheit, zu Thatkraft, freier Regsamkeit aller Kräfte, zur Hoffnung und zum festen lebendigen Glauben. Staate, Kirche, Freiheit, Kunst und

Wiſſenſchaft, und die Staaten, ſucht er in dem Lichte darzuſtellen, in dem ſie der Nachwelt erſcheinen, in der Geſtalt, die ſie in einer ſchönern Zukunft erringen werden.

Es genügt, auf die Reichhaltigkeit dieſer Schrift, die ſich eine nicht bloß ephemere Dauer verſpricht, aufmerkſam gemacht zu haben, und man glaubt zur Empfehlung derſelben nichts weiter hinzufügen zu dürfen. Möge ſie Eingang finden, und den Zweck nicht verfehlen, dem ſie ihr Daſein verdankt!

VII.

Uranſa. Taſchenbuch auf 1810. 1 Rthlr. 12 Sgr.

Mit Beiträgen von Charlotte von Ahlefeldt, A. Apel, Hofrath Böttiger, Luiſe Brachmann, H. A. Dippold, de la Motte Fouque, Fr. Kind, F. Laun, A. Mahlmann, Jean Paul Fr. Richter, Minna C., L. A. Varnhagen, und Ungenannten.

Sowol durch ausgeſuchten Inhalt, als durch äußere Eleganz und den Werth der ſämmtlich nach Originalgemälden und Originalzeichnungen der Herren Hartmann, von Kügelchen, Nacke u. a. m. ſorgfältig geſtochenen Kupfer,

wird sich dieses Taschenbuch vortheilhaft auszeichnen. Die Redaktion schmeichelt sich um so mehr einer günstigen Aufnahme, da sie sich bereits in ihren frühern Bemühungen um die Herausgabe des Taschenbuchs der Liebe und Freundschaft, von welchem diese Urania gleichsam die Fortsetzung gibt — ehrenvoller Beweise der öffentlichen Aufmerksamkeit und Theilnahme erfreuen durfte. Hier noch das Verzeichniß der diesmahligen Kupfer. 1) Titelkupfer: Urania, nach der Antike im Museo Pio Clementino. 2) Der Kopf des Dante, nach einem italienischen Originalgemälde, gestochen von Arndt. 3) Die Sybille, nach von Kügelchen, gestochen von Seyffert. 4) Die Hebe, nach Hartmann, gestochen von Heinrich Schmidt. 5) Saul und David, nach von Kügelchen, gestochen von Stölzel. 6) Die drei Marien am Grabe, nach Hartmann, gestochen von Krüger. 7) Die heilige Familie, nach Naeke, gestochen von Heinrich Schmidt.

Amsterdam, den 15ten Sept. 1809.

Kunst- und Industriekomptoir.

Voorburg Wal beim königl. Palais No. 218.

* * *

Das schon seit einigen Jahren mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommene

Erinnerungsbuch

ist auch für das Jahr 1810 erschienen, und kostet, schön in Leder gebunden und mit einem Bleistift versehen, in allen guten Buchhandlungen 1 Rthlr. Diejenigen, welche es noch nicht kennen, werden finden, daß es für alle Stände ein recht eigentlich brauchbares und zugleich sehr bequem eingerichtetes Taschenbuch ist.

Inhalt.

1) Schreibkalender mit leerem Raum für jeden Tag zu Notizen. Jedes Blatt enthält immer die sieben Tage einer Woche. 2) Jüdischer Kalender. 3) Tabellen für Einnahme und Ausgabe, oder auch für Gewinn und Verlust. 4) Tabellen über Rechnungsmünzen, Münzfuß, Wechselgeschäfte, Handlungsgewicht, Längen-, Getreide- und Weinmaß der vornehmsten Europäischen Handelsstädte. 5) Berechnung des Betrags von 100 Rthlr. Hamburger Banko in Louisd'or à 5 Rthlr. dieser zu 10 bis 12 Mark Banko. 6) Berechnung des Französischen Geldes gegen Hamburger Courant (17 Guldenfuß), Conventionsmünze (10 Guldenfuß), Preußisch Courant (21 Guldenfuß) und Reichsgeld (24 Guldenfuß). 7) Berechnung der Conventionsmünze gegen Reichsgeld. 8) Berechnung des Reichsgeldes gegen Conventionsmünze. 9) Interess-Tabelle für Thaler. 10) Interess-Tabellen für Gulden. 11) Rabbat-Tabellen für Thaler.

12) Rabbat-Tabellen für Gulden. 13) Meilen-Tabelle. 14) Verzeichniß der vornehmſten Meſſen und Märkte. 15) Mehrere Bogen weißes Papier.

Ferner ſind kürzlich erſchienen und in allen Buchhandlungen für 3 Rthlr. 8 Sgr. zu haben:

Briefe
über
die Auflöſung
des
Raſtadter Kongreſſes
den
Geſandtenmord
und den
Wiederausbruch des Krieges
im Jahre 1799
von
C. U. D. Freiherrn von Eggers.

In zwei Bänden.

Vertraute Briefe

geschrieben auf einer

Reise nach Wien

und den

Oesterreichischen Staaten

zu Ende des

Jahres 1808 und zu Anfang 1809

von

Johann Friedrich Reichardt

Korrespondent des kaiserlichen Nationalinstituts zu Paris und des königlich Hollandischen zu Amsterdam, und Mitglied der königlich Schwedischen Akademie der Musik zu Stockholm.

Zweiter Band.

Amsterdam 1810

Im Kunst- und Industrie-Comtoir.

(Voorburgwal bei dem königl. Palais, No. 218.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Neun und zwanzigſter Brief.

S. 1—16.

Concert der Frau von Ritterſburg. Pärs Camilla, Italieniſch auf dem Theater im Palaſt des Fürſten von Lobkowitz. Armida von Gluck im Hoftheater. Große Probe von Bradamante. Konzert bei dem Fürſten von Lobkowitz. Konzertaufführung der Bradamante bei demſelben. Dem. Milder. Laucher. Marconi. Baron von Drieberg. Deklamatorium der Mad. Händel und des Herrn Patrik Peale. Konzert des jungen Kraft. Dem. Fiſcher. Banquier Peſchier. Rückkehr des Weſtfäliſchen Geſandten aus Paris. Erhöhte Theaterpreiſe.

Dreißigster Brief.

S. 17—32.

Allgemeiner Eifer für den Krieg. Graf Stadion. Die Fürsten Lobkowitz und Kinsky. Hofmeister, Komtoirdiener, Schauspieler, Statisten, Alles zieht in den Krieg. Große Oper im Theater an der Wien ohne Komparsen. Collin dichtet Kriegs- und Siegslieder. Weigl und Gierowetz komponiren sie. Betrachtung über das Oesterreichische Volk, ihr Wohlstand, ihre Zufriedenheit. Würdiger Charakter der Staatsbeamten und hohen Militärpersonen. General Kienmeier. Verschwiegenheit des Kabinets; echter Patriotismus. Graf d'Esterno und dessen Familie. Herr von Trott, Baron von Dedem. Herr Dodun. General Andreossi.

Ein und dreißigster Brief.

S. 33—47.

Pär's Leonore. Agnes Sorel von Gierowetz. Dem. Lauchert. Grell und Vogel. Die Schweizerfamilie von Weigl. Weinmüller. Vogel. Dem. Milder. Staatsrath Frank Anekdote von einem Französischen Arzte. Gierowetz. Die Herrn von Hope und Kunst. Attitüden der Mad. Händel beim Fürsten von Lobkowitz und dem Grafen Friese. Schnelle Wetterveränder-

rung. Graf Stadion der Jüngere. Der Baron Faßbender. Friedrich Schlegel. Hormayr. Carpani. Gentz. General Meier.

Zwei und dreißigſter Brief.
S. 48—64.

Genauigkeit der Wiener Poſterpedition; ihre Vertheidigung gegen einen Ausfall in den Friedenspräliminarien. Nothwendige Vorſicht bei Beſtellung der Briefe. Luſtige Artikel über Wien in auswärtigen Zeitungen. Zurückberufung des Würtembergiſchen Geſandten. Miniſter von Stein. Gutmüthigkeit der Wiener; guter Charakterzug. Anekdote von einer Niederöſterreichiſchen Dame. Ein junger Engländer an der Tafel des Fürſten Kaunitz. Hammer. Ankündigung und Einladung zu einer neuen Orientaliſchen Zeitſchrift: Fundgruben des Orients.

Drei und dreißigſter Brief.
S. 65—78.

Morgengang im Augarten und Prater. Abend bei der Gräfin von Fuchs. Tyroler Sängerchor. Gemäldeſammlung des Grafen von Lamberg. Beneſizkonzert der Herrn Weinmüller,

Vogel und Saal. Haydn's Schöpfung im Burgtheater zum Benefiz der Musikerwitwen. Zwei Mahl. Veränderlichkeit der Witterung. Bethoven bleibt in Wien. Frau von Ertmann. Clementi. Ruft.

Vier und dreißigster Brief.
S. 79—94.

Neues Leben nach den Fasten; die Theater bleiben leer. Ochsenheimer. Koch. Mad. Rose. Mad. Händel. Patrik Peale. Mad. Bürger. Iffland. Imperatrice Sessi. Dem. Milder. Patriotische Musikaufführung im großen Redoutensaal. Seidler. Moschelles. Albrechtsberger. Romberg. Kaiser Joseph. Haydn. Opera Buffa. Crescentini. Brizzi. Mangel an Singeanstalten.

Fünf und dreißigster Brief.
S. 95—113.

Stein; dessen Oper: die Geister der Mitternacht. Kanne. Mäzel, dessen künstlicher Trompeter und militärische Musik. Der Palast des Herzogs Albert. Herzog Albert. Der kaiserliche Hof. Aufhebung der Deutschen und Ungarschen Garde.

St. Stephansthurm; herrliche Aussicht. Große Feueranstalten. Prometheus. Herr von Seckendorf und Doktor Stoll. An meines Vaters Geist, ein Gedicht von Stoll.

Sechs und dreißigster Brief. S. 114—132.

Entschiedner Krieg. Ankunft eines Russischen Kuriers. Ungarsche Kavaliere gehn fleißig nach Ungarn, ihre Nation zur Rüstung anzutreiben. Herzog Albert. Zwei Züge der Wohlthätigkeit an ihm. Graf Palfy, dessen Rede an die Ungarn. Fürst Esterhazy, meist in Eisenstadt. Lebhafte Maskerade. Durchmarsch schöner Kavallerieregimenter. Schöne Aussicht vom Kahlenberge und Leopoldsberge. Quartett bei Frau von Szemsgall, Frau von Ertmann, Banquier Hering. Hauptmangel in den Orchestern. Baron Braun. Fürst Lobkowitz. Schönbrunn. Botanischer Garten. Kaiserliche Treibhäuser. Menagerie.

Sieben und dreißigster und acht und dreißigster Brief. S. 133—178.

Die Porzellanfabrik. Architekt Moreau. Die größte kaiserliche Kaserne. Das große militärische

Lazareth. Das groſse Bürgerſpital. Frank. Wien im Ueberblick. Klagen Anderer. Des Verfaſſers Erfahrung und Meinung dagegen. Das ehemahlige Wien vor Joſeph. Joſeph. Leopold. Franz II. Erfreuliche Ausſicht für die Zukunft.

Neun und dreißigſter Brief.
S. 179—192.

Friedrich Schlegel, kündigt Vorleſungen über die Geſchichte an. Auguſt Wilhelm Schlegels Vorleſungen über die dramatiſche Kunſt und Literatur. Geiſt dieſer Vorleſungen.

Vierzigſter Brief.
S. 193—205.

Prag. Das rothe Haus. Gute Geſellſchaft bei der table d'hôte. Herr Liebich und Herr Czechtitzky. Reiſe nach Rakonitz, dem Schloſſe des Fürſten von Lobkowitz. Rauhe Witterung gegen das gewöhnliche milde Böhmiſche Klima. Herrliche Obſtkultur. Stockung der Gebirgskultur. Armuth. Der Landmann. Schöne Pferde. Hemmung der Poſten. Möllnicker Wein.

Ein und vierzigster Brief.

S. 206—224.

Vertröstung von einem Tage zum andern auf meinen Paß. Angenehme Unterhaltung im Theater. Direktor Liebich in dem Amerikaner. Demoiselle Brunetti. Madame Schmidt. Oper Elisene, von Rösler. Eine große glänzende Kunstepoche sichert weder die Künstler noch das Publikum vor einem nahen Rückfall oder gar Verfall keineswegs. Gebrüder Piris. Aufforderung in der Leipziger musikalischen Zeitung, Glucks Biographie zu bearbeiten. Anekdoten über Mönche und Mönchswitz. Anerkennung des ehemaligen Kurfürsten von Hessen-Cassel. Ankunft des Westfälischen Gesandten. Graf d'Esterno aus Wien.

Zwei und vierzigster Brief.

S. 225—229.

Aengstlichkeit und Härte der Prager Polizei. Ankunft in Schmiedeberg. Neue interessante Bekanntschaften in diesem schönen Gebirge. Minister von Rheden. Einladung desselben nach Buchwald. Anmuthiger Berg nahe bei der Stadt, angepflanzt von dem Forstmeister Eckstein. Schmiedebergs Anbau ansehnlicher Wohnhäuser und Fabrikgebäude. Kurze Schilderung von Schmiedeberg.

Drei und vierzigster Brief.

S. 230—237.

Die erste Ausflucht ins Gebirge, ist nicht sonderlich geglückt. Schöner Anbau Gustav Alberti's. Desselben große Bleiche. Wanderungen in den anmuthigen Gegenden um Waldenburg. Zwei Gemählde von Michel Angelo Bounarotti und Raphael, die Kreuzigung Christi und die heilige Veronica. Eine heilige Familie von Titian und Baroccio. Apostel Paulus von Spagnoletti. Fürstenstein mit seinem neuerbauten Gothischen Schloß. Besteigen des romantischen Zobtenberges.

Vier und vierzigster Brief.

S. 238—254.

Köstlicher Genuß zu Buchwald, und Entwurf eines treuen Bildes davon.

Fünf und vierzigster Brief.

S. 255—268.

Kleine Reise ins Land. Erdmannsdorf, Landgut, dem Grafen von Kalkreuth zugehörig. Stonsdorf, Gut des Grafen Reuß. Wanderun-

gen mit meinem Freunde Schaum in der schönen Gegend um Hirschberg. Freundliche Aufnahme des Postdirektors Hahn. Der Hausberg und ein entfernterer höherer Berg, der Helicon. Der Kavalierberg. Baron von Stechow und seine Frau, eine geborne Gräfin Sandrezki, von welchen ich mit Güte und Freundlichkeit empfangen wurde. Das Gut Lehnhaus. Herrliche Ruinen auf dem Gretisberge. Schönau, ein Gut des Landraths von Vogt. Reise über Goldberg nach Liegnitz. Interessante Bekanntschaften mit dem Major v. Langwehrt, Regierungspräsident von Erdmannsdorf, Baron v. Rothkirch, Stadtdirektor Streit, Assessor Hampe. Ankunft zu Breslau.

Sechs und vierzigster Brief.

S. 269—283.

Hartlieb, ein neu erkauftes Gut des Präsidenten von Schuckmann; dessen würdige Gemahlin, eine geborne v. Littwitz. Abgestattete Besuche bei einigen Freunden zu Breslau. Edle Gastfreiheit des Herrn Buchhändlers Wilh. Gottlieb Korn. Bürde, Ebel, Bierey. Absterben meines alten werthen Gönners, Minister v. Hoym, des Kriegsrath v. Kleber, des Majors Kessel, des

Geheimeraths Langhans u. a. m. seit meiner ersten Reise. Der vortreffliche meisterliche Komiker Herr Becker und seine talentvolle Frau.

Sieben und vierzigster Brief.
S. 285—296.

Fünf wichtige Verordnungen für die Preußische Monarchie. Einführung der Ordnung für sämmtliche Städte der Preußischen Monarchie, vom 19. Novbr. 1808, in mehreren Städten Schlesiens. Schlesien ist danach durchaus unter die angeordneten Departements gezogen worden. Oberpräsident desselben von Massow. Breslau und Glogau als bisherige Kammern, sind in zwei Regierungen zu Breslau und Liegnitz umgeformt worden. Streit aus Liegnitz, als Polizeipräsident zu Breslau. Zu den Regierungen sind jetzt ländständische Mitglieder erwählt worden. Die drei Oberamtsregierungen zu Breslau, Glogau und Brieg heißen jetzt Oberlandgericht. Die jetzige Geschäftsvertheilung ist vernünftiger und zweckmäßiger. Kommentatoren und Kritiker der oben genannten Edikte und Verordnungen.

Acht und vierzigster Brief.
S. 297—304.

Angenehmer Ruhepunkt im Hause des gastfreien Herrn von Muzius auf Bertheldorf. Herr von Hildesheim. Gastfreie Aufnahme auf dem Schlosse des Herrn Grafen von Schafgotsch. Das romantisch liegende Stonsdorf. Der Kühnast und seine Ruinen. Justizdirektor Gelisch. Genußvolle Stunden am Fortepiano mit den liebenswürdigen Töchtern der Geierschen Familie. Landschaftsmahler Reinhardt. Ball im Hause des Grafen von Schafgotsch. Gebirgsleben.

Neun und vierzigster Brief.
S. 305—312.

Schmiedeberg als Mittelpunkt mannichfacher Wanderungen in dem Gebirglande. Handlung des Herrn Wäber und seiner ihm assoziirten Schwiegersöhne, Alberti und Parchwitz. Kommerzienrath Waldkirch. Flachs Verdienst in Hinsicht der Erweiterung des Handels nach Italien, und dessen Creas-Fabrik. Gebauers sehr bedeutende Bandfabrik. Friedrich Alberti Lese- und Tischgesellschaft unter dem Namen Odeon. Die ein-

sam gelegene Holländerei über dem Dorfe Buschvorwerk.

Wanderung durch's Riesengebirge.
S. 313—326.

Wege zu den sehenswürdigsten Punkten des Riesengebirges für künftige Luftwandeler. Zöllners und Adams Briefe über Schlesien. Die beste Karte des Riesengebiges von Hofern. Die Böhmische Seite ist für Wagen und Reiter die bequemste und zugänglichste. Weg, die Schneekoppe von der Schlesischen Seite zu besteigen, ist von Schmiedeberg aus durch die Forst. Das ganze Schlesische Riesengebirge zu begehen, ist von Schmiedeberg aus der beste Weg. Ansehnliche Ruinen eines Schlosses auf dem mit Holz und Gebüsch angenehm bewachsenen Berge Kühnast. Der Kochelfall. Zackenfall. Elbfall. Das große Rad. Die Sturmkoppe. Der große Berg. Die Sturmhaube. Die Hempelbaude. Die Riesenkoppe ist selten gänzlich von Wolken frei. Charpentier und Buch Bemerkungen, daß die Felsen hier nicht bloß aus Granit bestehen, sondern mit Gneus und Basalt abwechseln.

Reizende und romantiſche Momente, wenn man beim Hinabſteigen des Berges den gradeſten Weg durch die Schmiedeberger Forſt nimmt. Die Falkenburg. Auffallende Naturerſcheinung bei Adersbach in Böhmen.

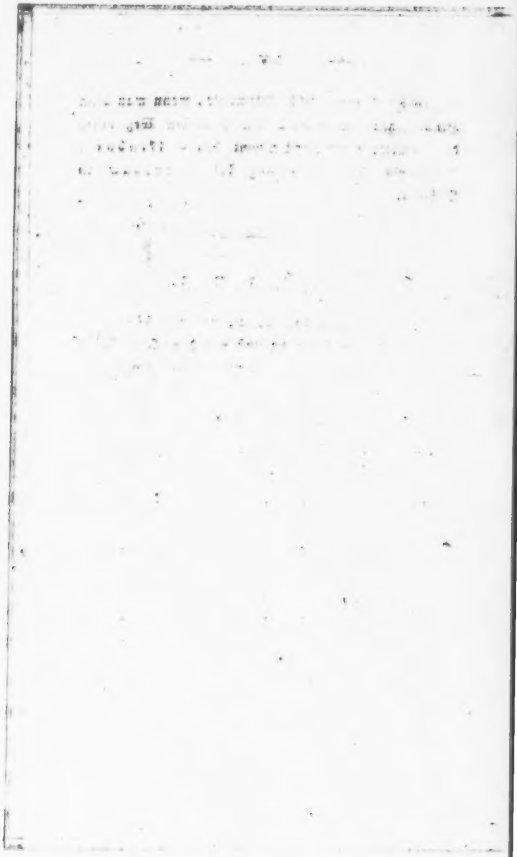
Anhang.

Vorwort. Auszüge aus Briefen aus Königsberg in Preußen, über die daſelbſt von dem Hrn. Schulrathe Zeller errichtete Peſtalozziſche Anſtalt. — S. 331 — 414.

* * *

Lieder Oeſterreichiſcher Wehrmänner von H. J. von Collin.

Oeſterreichs Landwehr . . . . . S. 422
Kriegseid 425
Gebet 428
Der Greis 431
Der Bräutigam 434
Mein! 437
Oeſterreich über Alles 441
Wehrmannsluſt 445



Neun und zwanzigſter Brief.

Wien, den 6. März 1809.

Das war eine muſikaliſche Woche, wie ich ſie faſt noch nie erlebt habe, und doch waren faſt alle muſikaliſche Veranſtaltungen in dem einen Fürſt Lobkowitziſchen Hauſe. Dieſer edle Kunſtenthuſiaſt wollte nun noch, im Begriff zur Armee zu gehen, Alles zuſammendrängen, was ihm an Kunſtgenuß beſonders lieb und theuer iſt. So hatten wir Montag Vormittag bei ihm Opernprobe für die Aufführung des folgenden Tages; des Abends mit ihm Konzert bei der Frau von Rittersburg, wo wieder Italieniſche Opernſtücke ſehr angenehm geſungen wurden. Dienſtag Abend ward auf dem recht hübſchen Theater im Palaſt des Fürſten die Oper Camilla von Pär, vor einer zahlreichen gemiſchten Geſellſchaft, mit vieler Würde und Zuſammenſtimmung Italieniſch aufgeführt. Der Fürſt ſelbſt machte den Schloßvogt ſehr

gut, und spielte ihn mit vieler Lustigkeit, seiner langen Krücke ungeachtet. Fräulein von Goubeau, deren, oder deren Eltern große Bedenklichkeit, mit andern als mit adeligen Frauenzimmern aufzutreten, dieses interessante Schauspiel in diesem Winter eigentlich so lange verzögert hatte, sang die Rolle der Camilla sehr gut, Vieles auch ganz vortrefflich; weniger interessant war ihr Spiel. Aber ein Italienischer Sänger, Bassi, der im Hause des Fürsten lebt, spielte den Grafen ganz vortrefflich; er ist dabei ein schöner Mann von hohem Anstande; ehemahls hat er auch eine sehr schöne Tenorstimme gehabt, die aber leider jetzt sehr schwach ist. Das war auch der Fall mit einem Major Kall, von ansehnlicher und angenehmer Repräsentation, der seine Stimme durch eine Krankheit eingebüßt, für die gesellschaftliche Lust aber an deren Stelle eine ganz eigne seine Kunst zu pfeifen gesetzt hat. Den Neffen machte der brave kaiserliche Tenorsänger Simoni sehr gut, und die komische Baßpartie sang der Sänger Bern, in Diensten des Fürsten, mit einer schönen

klingenden Baßſtimme; er war nur im Spiel für eine ſolche feine, dem Theater ziemlich nahe ſitzende Geſellſchaft zu ſehr Karrikatur, auf die in Italien beliebte Manier. Zwei recht liebe Töchter des Kapellmeiſters Branizky, in Dienſten des Fürſten, machten die andern weiblichen Rollen recht hübſch und ſangen recht artig. Beſonders war die jüngere, die eben zum erſten Mahl auftrat, zum Bewundern frei und unbefangen. Das Orcheſter des Fürſten, welches durch einige vorzügliche Dilettanten verſtärkt wurde, ſpielte auch recht brav. Kleider und Dekorationen waren mit Geſchmack und anſtändiger Pracht veranſtaltet, und ſo war das Ganze wirklich ein Schauſpiel, wie man es nicht leicht irgendwo von Dilettanten erwarten und wiederfinden ſoll. Nach dem Schauſpiel war großes Souper für eine glänzende Geſellſchaft. Dieſe glückliche Vorſtellung ließ es recht lebhaft bedauern, daß ein ſo geringes Hinderniß eine ſolche feine intereſſante Unterhaltung ſo lange hatte verſchieben laſſen, daß ſie nun, durch die Zeitumſtände behindert, nicht öfterer ge-

nossen werden konnte. Sonst pflegt der Fürst den ganzen Winter über mehrere große Italienische Opern in seinem Hause zu geben, so wie solche auch auf seinen Schlössern in Böhmen gewöhnlich im Sommer und Herbste Statt haben.

Mittwoch Vormittag hatten wir wieder eine kleine Probe von den beiden letzten Akten meiner Bradamante. Nachmittags Quartett beim Fürsten, in welchem der Graf Amadei wieder sehr brav das Forteplano spielte. Abends hatten wir Glucks Armida im Hoftheater, die aber den Abend so weit unter meiner Erwartung blieb, daß ich lieber gar nicht davon sprechen mag, bis ich eine bessere Aufführung gesehn haben werde. Angenehme, erwünschte Gesellschaft, in der ich mich befand, konnte mich allein bis zu Ende des Schauspiels im Theater festhalten. Welche mächtige Gefühle durchdrangen mich, besonders bei dem letzten Duett, in hohen Rückerinnerungen an Berlin! —

Donnerstag Vormittag hatten wir eine große vollständige Probe von meiner ganzen Oper,

die viel beſſer ausfiel, als ich es von einer erſten großen Probe erwartet hätte. Das Orcheſter hat mir allen möglichen guten Willen, und in vielen Partien auch recht viel Fähigkeit bewieſen. Einer der erſten Sänger hatte das Herz frei auszuſprechen, was vielen andern deutlich genug auf dem Geſichte geſchrieben ſtand. Er ſagte mir: „Ihre Muſik hat mich überraſcht: das hab' ich nicht erwartet. Wie in aller Welt haben Sie ſolch ein Werk in ſo kurzer Zeit hervorbringen können?" Wenn ich die Maſſe von Muſik, und beſonders die Arbeit in den häufigen Chören betrachte, und dabei des täglichen Genuſſes des größten Wohllebens bedenke, möcht' ich mich faſt ſelbſt darüber wundern. Den Nachmittag ließ ich's mir noch bis ſpät Abends ſauer werden, mit den Sängerinnen die Partien noch einmahl am Fortepiano durchzugehen. Abends war wieder großes Konzert für den Erzherzog Rudolph beim Fürſten Lobkowitz, wo neue ungeheure Sachen von Bethoven mit vieler Fertigkeit ausgeübt wurden. Wir hatten dabei auch noch einen ſehr intereſſanten Wettſtreit zwiſchen den

beiden vornehmen Sängerinnen, der Gräfin Lunin und Fräulein von Goubeau, die beide ihre ganze Kunst und ihr schönes Talent mit sichtlichem Eifer anstrengten. Die schöne große Stimme des Fräuleins von Goubeau erschien dabei in ihrer ganzen Herrlichkeit, und schien in der glänzenden Gesellschaft über die größere und feinere Kunst der Gräfin Lunin zu siegen. Die Aufmerksamkeit und Unruhe der beiden theilnehmenden Väter war fast eben so interessant anzusehen, als der Gesang der Töchter anzuhören.

Freitag Abend hatten wir denn eine große vollständige Konzertaufführung meiner Bradamante im Konzertsaal des Fürsten, der auch die Erzherzöge, der größte Adel und die feinsten Kenner und Dilettanten Wiens aus allen Ständen, sammt allen hiesigen Kapellmeistern, beiwohnten. Ich hatte das Vergnügen da Salieri, Beethoven, Weigl, Clementi, Kozeluch, Girowez, Umlauf, Ries und fast Alles, was sonst noch von Kapellmeistern und Komponisten hier ist und sich eben hier aufhält, zu Zuhörern zu

haben. Theilnehmende Freunde haben beobachtet, daß dieser wichtige Areopag nicht nur dem Komponisten seinen ausgezeichneten Beifall bewiesen habe, sondern die ganze Gesellschaft schien mit dem Werke, wie der Dichter, sehr zufrieden zu sein, und äußerte ihren enthusiastischen Beifall bei jeder effektthuenden, oder ihnen gefälligen Stelle auf eine sehr erfreuliche Weise. Die Sängerinnen Milder, Lauscher und Marconi thaten Wunder für eine erste große Ausführung der Art, und ließen hören, daß ihre schönen Stimmen in dieser Oper mehr als je glänzen und effektuiren konnten.

Ein Baron von Drieberg, der mir angenehme Briefe aus Berlin brachte, der sich lange in Paris aufgehalten, und selbst ein braver Komponist sein soll, kam so zu gelegener Zeit an, daß ich ihn noch zu der glänzenden Abendgesellschaft mitnehmen konnte; er und auch Seidler, die alle meine Berlinischen großen Opern kennen, schienen mit dieser neuen letzten Arbeit auch vorzüglich zufrieden zu sein.

Bei all dieſem eignen Kunſttreiben hab' ich geſtern und ehegeſtern noch einigen öffentlichen Veranſtaltungen mit Vergnügen beigewohnt. Madame Hendel gab mit ihrem Begleiter, der ſich Patrik Peale nennt, das langerwartete Deklamatorium im kleinen Redoutenſaal, der mit einem ungewöhnlich glänzenden Publikum angefüllt war. Ihre Art zu deklamiren kennſt Du. Herr Peale hat mir ſehr gefallen, und ganz beſonders im erzählenden Ton, in welchem er ſehr fein das zarte Mittel zwiſchen mahleriſcher Darſtellung und trockner Erzählung hält. Auch in ſeinen ihm eignen Verſuchen, die Deklamation mit Akkorden auf dem Fortepiano zu begleiten, und die Modulationen der Stimme den harmoniſchen Modulationen der Begleitung anzuzeigen und mit ihr zu verſchmelzen, hab' ich mehr gefunden, als ich erwartete. Meine Begriffe von der gänzlichen Verſchiedenheit der Natur der Rede und der des Geſanges ſind dadurch erſchüttert, und ich ſelbſt bin auf neue Betrachtungen geleitet worden. Indeß war auch bei dem neuen Verſuche nicht zu verken-

nen, daß die absichtliche Bemühung, die Deklamation dem Geſange anzunähern, ohne daß ſie doch ſelbſt zu Geſang werde, etwas Eintöniges und Singendes in die Deklamation brachte, welches ſich zu dem widerlichen Jammern und Winſeln hinneigte, welches uns in früherer Zeit an Ramlers übertriebener Deklamation ſo zuwider war.

Ein ganz anderes Publikum war in demſelben Saale Tags darauf in dem Morgenkonzert des jungen Violoncelliſten Kraft verſammelt, der mit recht vieler Fertigkeit und Sicherheit ſchwere Sachen von Romberg und von ſeiner eigenen Arbeit ſpielte. Demoiſelle Fiſcher ſang auch wieder ſehr brav in dieſem Konzert. Man hört ſie in ſolchen Veranlaſſungen, wo ſie Gelegenheit hat, in ſelbſtgewählten Kompoſitionen die ganze Kunſt und Ausbildung ihres Geſanges anzubringen, und wo es der äußern Repräſentation nicht bedarf, ganz vorzüglich gern, und nie verfehlt ſie dabei des vollen Beifalls, den ſie verdient.

In beiden Verſammlungen fand ich unter den ſchönen gefühlvollen Damen recht viel

rothgeweinte Augen. Die Landwehr marſchirt jetzt faſt täglich aus, und alle Offiziere, deren Bataillons in den andern Oeſterreichiſchen Provinzen und in Böhmen ſtehen, begeben ſich immer mehr und mehr dort hin.

Bei einem anſehnlichen Diner beim Banquier Peſchier fand ich mich letzt auch mit vielen Fremden zuſammen, die alle von ihrer Abreiſe ſprachen, und mit einem Frankfurter verabredete auch ich, im Fall der Noth, Geſellſchaft zu machen. Indeſſen werde ich mich nicht eher entfernen, als bis die Geſandten abgegangen ſind, und der Erzherzog Karl ſelbſt zur Armee geht. Man hatte auch ſeine Abreiſe ſchon ſeit einigen Tagen als ganz gewiß angegeben; ſie iſt aber wieder verſchoben worden. Die fremden Geſandten ſind auch noch alle hier, erwarten indeß täglich ihre Rückberufung. Damit kontraſtirt aber wieder völlig die Rückkehr des Weſtfäliſchen Geſandten, der im vorigen Monat nur kurze Zeit allein hier war, dann zu ſeiner Gemahlin nach Paris ging, und jetzt mit ihr, auf ausdrückliches

Geheiß des Franzöſiſchen Kaiſers hieher gegangen und eben angekommen iſt. Auf ſein Befragen hat er auch hier die Verſicherung erhalten, daß der hieſige kaiſerliche, für den Weſtfäliſchen Hof beſtimmte Geſandte, Graf Grüne, in kurzer Zeit nach Caſſel abgehen werde.

Ich kann Dir alſo durchaus noch weiter nichts Beſtimmtes melden, als daß der Krieg, aller dieſer anſcheinenden Widerſprüche ungeachtet, unvermeidlich und gewiß zu ſein ſcheint; daß ich mich deſſenungeachtet aber, um mein angefangenes Werk nicht unvollendet zu laſſen, ſo lange hier aufhalten werde, als der Rückweg noch offen bleibt. Nach wirklich ausgebrochenem Kriege noch hier zu verweilen, würd' ich doch Bedenken tragen, obgleich man mit mir, als einem Fremden, der für die kaiſerlichen Hoftheater beſchäftigt, und den man ſelbſt ganz hier zu ſtiriren wünſcht, wol eine Ausnahme machen möchte. In dieſer letzten Rückſicht hat man mir bereits ſehr anſehnliche Vorſchläge gethan; die gegenwärtige unruhige, Schickſal ſchwangere Zeit widerſtrebt denn aber

doch zu sehr einem festen förmlichen Abschlusse.

Die Meinung der Oberdirektion über die Zeit der ersten Aufführung meiner Oper ist auch wieder eben so getheilt, als sie es damahls über die Wahl der ersten Oper war. Die sich damahls ganz dezidirt für die Bradamante entschieden, wollen nun auch, daß sie zur rechten Zeit und für das rechte Publikum zuerst erscheine. Das große Opernpublikum und mit ihm die Seele der großen Oper, der Fürst Lobkowitz, verläßt nun aber zum größten Theil diese Hauptstadt; alle die edlen Patrioten wollen durchaus thätigen Antheil an dem wichtigen Kriege nehmen. Den Fürsten hält nur noch seine bevorstehende Ernennung zum Ritter des Ordens vom goldnen Vließe hier, sonst wäre er schon in Böhmen. Die meisten gehen in diesen Tagen ab.

Ich kann das Schicksal meiner Oper um so sicherer so edlen Händen anvertrauen, da ich ihren Eifer dafür in allen ihren Aeußerungen und Handlungen nur zu sehr erkenne. Sie bezahlen mir die Oper sogleich, als wäre sie

wirklich schon aufgeführt, und zwar reichlicher, als sie bisher die Kompositionen großer Opern bezahlt haben; sie wollen hernach meine Rückkehr für die erste Aufführung abwarten, und mir die doppelten Reisekosten wieder ersetzen, wenn ich ihnen meine zweite Oper herbringe.

Andre Mitglieder der Direktion sagen unzufrieden wieder dagegen, man müsse gerade jetzt die neue Oper geben, theils weil sie manche kriegerische Beziehung hat, und als ein Zeitstück betrachtet werden kann; theils aber auch, um das Publikum, welches man durch die Erhöhung der Theaterpreise unzufrieden gemacht und zum Theil von den Theatern entfernt hat, wieder durch Neuigkeiten herbeizuziehen.

Diese Neuerung kam freilich jetzt eben nicht zur gelegensten Zeit. Sie war sehr billig und vernünftig beschlossen zur Zeit, als man Iffland mit großen Anerbietungen gerufen hatte, und auch täglich seiner Ankunft entgegen sah, als man den großen Tänzer Dûport mit noch größern Vortheilen aus

Paris verschrieben, und eben so einen neuen berühmten Französischen Balletmeister und mehrere kostbare Künstler kommen lassen wollte. Diese verursachten eine neue jährliche Ausgabe von wenigstens hundert tausend Gulden. Es war also billig, die durch den seit Jahren so sehr gefallenen Cours des Papiergeldes zu gering gewordenen alten Theaterpreise verhältnißmäßig zu erhöhen, und das ganze reiche und wohlhabende Publikum würde sich für eine solche Vermehrung seines täglichen Vergnügens, zur Zeit der Ruhe, auch gerne einen etwas höhern Preis gefallen lassen haben. Nun aber, da der Krieg auszubrechen bereit ist, ein sehr großer Theil des Theaterpublikums Wien verläßt, und der zurückbleibende wol selbst in der Zeit der Sorge und Ungewißheit die Lust des Theaters weniger suchen und genießen möchte; da Iffland, Düport, der Balletmeister und seine Gesellen nicht gekommen sind, die ansehnlichsten Französischen Mitglieder des Ballets, ihrer Verbindungen und Aeußerungen

wegen, vielmehr fortgeschickt werden; jetzt geschah die Einführung einer solchen Preiserhöhung wol eben nicht zu rechter Zeit. Viele der wichtigsten Mitglieder der Direktion, wie die Fürsten Schwarzenberg, Lobkowitz u. a. haben auch dagegen protestirt; die Mehrheit der Stimmen hat aber für die Einführung entschieden. Die Folge davon zeigt sich auch schon sehr merklich; die Theater sind meistens leer. Doch beweist sich auch hier wieder der gutmüthige ruhige Charakter des Volks; nirgend kam es noch zu tumultuarischen, oder auch nur lauten Aeußerungen des Unmuths. Man begnügt sich, wegzubleiben, und dadurch sein Mißfallen deutlich genug auszudrücken. Wenn man damit die energischen, oft wüthenden Szenen des Englischen Volks bei solchen öffentlichen Veranlassungen, und namentlich auch bei den Preiserhöhungen in den neuen prächtigen Theatern von London vergleicht; so kömmt einem das ganze hiesige Publikum wie eine wohlgezogene, in geregelter Eintracht lebende Familie vor.

Solche Familien pflegen nun zwar selten die geistreichsten und kräftigsten zu sein; es lebt sich aber doch gar gut und friedlich mit ihnen.

Dreißigster Brief.

Wien, den 15. März 1809.

Der patriotische Eifer des ganzen Volks wächst mit jedem Tage; Alles, was die Flinte tragen kann, will mit in den Krieg, drängt sich dazu. Es ist ein großer herzerhebender Anblick. Diese glückliche Stadt, dieses lustige Wohlleben verlassen die braven Männer, die rüstigen Jünglinge der Landwehr, beschützen jetzt die stattlichen Bürger mit demselben Eifer, demselben frohen Muth, derselben Lustigkeit, mit welchen sie sonst ihren Gewerben und Vergnügungen nachgingen. Man muß den feierlich frohen Ausmarsch und Durchmarsch der Truppen, auch bei dem abscheulichsten Wetter der stets wechselnden, verspäteten Jahrszeit, mit ansehen; man muß die feierliche Einweihung der Fahnen in der herrlichen, vom Hofe und Volk angefüllten St. Stephanskirche mit angesehen haben, bei welcher die Kaiserin und die Erzherzöge, nach einer feurigen pa-

triotischen Predigt, selbst geweihte Nägel in die Fahnen der Landwehre einschlugen, und sie dann in feierlicher Prozession zu Fuße begleiteten, um sie auf dem weiten, mit vielen Tausenden vom Militär und Volk angefüllten Platze den Bataillons mit herzlichen patriotischen Anreden zu übergeben; man muß den lebhaften, allgemeinen Eindruck gesehen, den freien vollen Jubel mit angehört haben, um sich einen Begriff davon zu machen, was ein mit seinem Zustande und seiner Regierung zufriedener Bürger heißt und ist. Mütter, Weiber, Geliebte, Geschwister aus allen Ständen füllen an solchen Tagen unter Regen und Schneegestöber, Wege und Wälle, und sehen ihre Männer, Söhne, Freunde, Brüder mit frohem Muthe und vertrauenvollem Auge zur Vertheidigung ihres geliebten Vaterlandes, in welchem ihnen Allen so wohl wird, ins Feld ziehen. Von der schönen Kaiserin, die selbst an allen solchen Ausmarschtagen nicht Wind, nicht Wetter scheut, und zu Fuß auf den Wällen erscheint, bis zum netten zierlichen Hausmädchen, war Alles eben so froh als

gerührt bei den herzerfreulichen Szenen, und das Ganze gab ein großes Bild von hoher Glückseligkeit.

Auch die Adeligen aus den größten und reichsten Familien erscheinen hier als wahre Staatsbürger. Fürsten und Grafen errichteten nicht bloß ihre Landwehr-Bataillons und stellten sich selbst an deren Spitze; viele von ihnen marschiren als Subalterne in Bataillons, die von Bürgerlichen, oder Männern aus dem sogenannten kleinen Adel, errichtet und kommandirt werden. Noch jetzt, in den Tagen des völligen Ausmarsches, drängen sich viele edle Jünglinge und Männer des hohen Adels in die Reihen der Landwehrmänner. Der liebe feine junge Graf Stadion, der Ursache genug hatte hier zu bleiben, und es anfangs auch Willens war, hat dem innern Drange doch nicht widerstehen können; er hat sich schnell equipirt, und ganz unerwartet sah ich ihn gestern neben dem Gliede eines Landwehrbataillons marschiren, welches der Baron von Steigentesch errichtet hat und kommandirt. Manchem des hohen Adels war es

nicht genug, ein Bataillon Landwehr errichtet zu haben und zum Schutz des Landes an die Grenzen zu führen; er errichtete auch noch auf eigene Kosten eine oder mehrere Kompagnien Jäger, und führt sie selbst an, sicherer, so den Feind zu sehen; wie mein lieber Fürst Lobkowitz, der in der letzten Zeit, bei all seinem eifrigen Kunsttreiben, die Errichtung seiner Jäger mit dem größten Eifer und mit einem Aufwande getrieben, der selbst seine großen Einkünfte weit übersteigt. Andre folgen dem edlen Beispiele des Fürsten Kinsky, der sein Bataillon Landwehr einem Andern übergab, und für sich lieber als Hauptmann in ein Linienregiment eintrat, um ja vornan im Kampfe zu sein. Unzählige Beispiele von echtem Bürgersinn in allen Klassen und Ständen ließen sich aufzählen, und thätige Patrioten werden es hoffentlich auch wol thun. Wien und Oesterreich wird dem Ausländer darin in einem ihm neuen, befremdenden Charakter erscheinen.

Die größten Handelshäuser sehen sich entblößt vom größten Theil ihrer Comtoirgehülfen

und Diener. Buchhalter, Kassirer, Kopisten, Alles will mit gegen den Feind. Die Kinder vieler der ersten Häuser, wie das Haus Lobkowitz, Dietrichstein u. a. m. bleiben ohne Hofmeister und Lehrer, weil auch diese sich nicht des thätigen Antheils begeben wollen. Ganze Bataillons von studirenden Jünglingen wurden errichtet. Die Schauspiele verlieren durch diesen allgemeinen Eifer manches Mitglied, und bleiben ohne Figuranten und Statisten. Vergangene Woche hat man in dem großen Theater an der Wien eine große Oper, die viel Spektacle hatte, fast ohne alle Komparsen und Statisten geben müssen, weil sie alle schon abmarschirt, oder doch schon in Bataillons eingetreten waren. Hier werden jene gewöhnlich durch bürgerliche Leute, nicht durchs Militär besetzt. Dies ist auch eine der Ursachen, aus welchen sich der Fürst Lobkowitz zu dieser Zeit der Aufführung unsrer Bradamante widersetzt, die so sehr viel Spektacle hat, und bürgerliche und militärische Komparsen und Figuranten die Menge erfodern wird.

Die Zurückgebliebenen werden nicht weniger thätig durch ansehnliche Beiträge aller Art für die Landwehrmänner, ihre zurückgebliebenen Weiber und Kinder, und für den Fall, daß diese durch den Krieg verwaist würden, auch durch Beförderung und Verbreitung belehrender aufmunternder Schriften und Korrespondenzen. Collin, der edle Mann und Dichter, verließ den tragischen Kothurn, und sang Kriegs- und Siegsgesänge für's Volk voll Kraft und Leben. An einem Morgen der vergangenen Woche hat er sie mir mit dem ganzen Gefühl des Patrioten und Dichters vordeklamirt, und eins davon selbst nach seiner eigenen Melodie vorgesungen. Er lebt und webt ganz in der Ehre und dem Glück seiner Nation. Weigl und Girowetz komponiren seine Lieder. Diese werden mit großen feierlichen Zubereitungen in den Theatern und großen öffentlichen Konzert- und Redoutensälen, nicht zum Antriebe, sondern zur Erhebung und Stärkung der Zurückgebliebenen, mehrmahlen mit voller großer Musikbesetzung abgesungen werden. Die Einnahme solcher

Aufführungen, die gewiß groß sein wird, ist auch den Witwen und Waisen der fallenden Landwehrmänner bestimmt.

Wie oft sich auch der theilnehmende Menschenbeobachter beim Anblick der Zerstörung, welche die letzten Eroberungskriege über Europa gebracht, damit getröstet haben mag: daß im Grunde doch wenig wahre, reingenossene Glückseligkeit in der jetzigen eiteln, mit sich selbst in Zwiespalt lebenden Europäischen Welt zerstört wurde; daß so wenigen Menschen doch eigentlich recht wohl in ihrer Haut ist, so wenige Familien in der vollen Einigkeit der Gesinnungen, im ruhigen Genuß ihrer selbst und der durch Fleiß und Ordnung errungenen Vortheile leben; daß die meisten Menschen fast immer über den ihnen gebührenden Platz und Wirkungskreis hinausstreben, ihren eiteln Begierden, deren vollkommenste Erfüllung so selten wahren Lebensgenuß gewährt, so weit über ihr Vermögen hinaus den Zügel schießen lassen; daß vom Höchsten bis zum Niedrigsten fast Alles im Zustande des Banquerotts sich befindet, und daher fast Allen mit der Ver-

änderung ihres Zustandes gedient ist, selbst vom Bessern zum Schlechtern, weil sie das Bessere nicht recht erkannten, würdigten und festzuhalten wußten, das Schlechtere ihnen als neu, wol reizend entgegen glänzt; — wie oft diese Betrachtung den theilnehmenden Menschenbeobachter auch getröstet haben mag, hier in Wien, in den kaiserlichen Erblanden wird ihm dieser Trostgedanke nicht leicht kommen können, hier wird wirklich ein echt gegründeter Wohlstand auf die froheste Weise allgemein genossen. Ueberall ist man im Besitz alles Dessen, was das Leben äußerlich angenehm macht, überall wird es mit der sichern Behaglichkeit und Lustigkeit genossen, die nur aus dem Vertrauen auf die Dauer und Unzerstörbarkeit des Zustandes hervorgeht, und durch welches er wirklich dauernd wird. Man will nicht mehr als man hat; man ist zufrieden damit, es ohne Plackerei genießen zu können. Der gemeine Mensch schreitet nicht leicht über diesen Kreis des reellen Bedürfnisses und Genusses hinaus; politische, moralische Grillen und Grübeleien kümmern ihn nicht leicht; das

für ihn Unerreichbare läßt ihn das ihm Näherliegende, ihn ganz Befriedigende, keinen Augenblick verabsäumen; er lacht gar herzlich des eiteln Bestrebens andrer Völker nach einer chimärischen Weisheit und Tugend, einer eingebildeten Vollkommenheit, der am Ende doch wol nur die erbärmlichste aller Untugenden und Unvollkommenheiten, die Eitelkeit, zum Grunde liegt. —

Freilich sieht man bei solchem eiteln Streben nur zu oft das einfache, wahrhaft gefühlte Leben, die Pflichten des Bürgers und Staatsbürgers verabsäumen; ja man kann es fast als einen sichern Erfahrungssatz annehmen, daß, je eifriger das Bestreben eines Bürgers und Hausvaters nach jener eingebildeten, eiteln moralischen Vollkommenheit äußerlich hervortritt, je geplagter und gedrückter auch seine nächste Umgebung sein wird. Wer philosophische Bauern, mystisch-poetische Schuster, pädagogische Groß- und Kleinmeister und politische Freiheitsschwärmer in ihrem innersten Familienleben gekannt und beobachtet hat, wird jene traurige Erfahrung in der moder-

nen Welt nur zu oft bestätigt gefunden haben.

Von allen dem lassen sich die wohlgenährten lustigen Oesterreicher nichts anfechten; sie genießen ihr sicheres Leben, im Vertrauen auf ihren Gott und Kaiser und auf ihr unerschöpfliches Vaterland, rein aus, vermehren sorgenfrei und ohne künstliches Herbeischleppen und Einimpfen heterogenen fremden Gesindels, ihr lustiges Geschlecht, das früh zwanglos in den Ton der Alten mit einstimmt, bauen ihr schönes fruchtbares Land zu eigenem Gewinn, ohne übermäßige Anstrengung, lustig an, und führen meistens ihren Handel und ihe Gewerbe in noch schönere südlichere Länder, deren schlechtere innere Verfassung ihnen meistens zu einem wohlthätigen Spiegel für ihren eignen glücklichern Zustand dient. Von keiner Seite sieht der glückliche Oesterreicher einen Nachbarn, dessen Anblick nicht sein Hochgefühl für sein wohlthätiges Vaterland erhöhte. Für die guten glücklichen Oesterreicher wäre jede gewaltsame Veränderung Verlust und Verschlimmerung; auch bei der schonendsten Ansicht könnte durch

fremde Einwirkung nur aus den gutmüthigen, behaglichen, luſtigen Kindern der Natur, jetzt noch offen und empfänglich jeder moraliſchen Verbeſſerung und Vervollkommnung, welche die Zeit und ihr wohlthätiger Geiſt ſchon von ſelbſt leiſe herbeiführen wird, ein Volk von gewitzigtern, gierigen, ſich ſelbſt zerſtörenden Egoiſten werden.

Wenn man hier in großen bürgerlichen Häufern Gelegenheit hat, ſich mit den wirklich thätigen Staatsbeamten und Geſchäftsmännern, unter denen es recht viele denkende und unterrichtete Männer giebt, über die Nation und ihren Zuſtand zu unterhalten: ſo hat man oft die Freude zu ſehen, daß urtheilsfähige Männer keinesweges blind für ihr Volk und ihre Regierung eingenommen ſind; ſie kennen ſehr wohl die Fehler und Mängel beider, urtheilen nach Erfahrung und durchdachten Gründen darüber, ohne ihre Nachbarn und deren einzelne Vorzüge an wiſſenſchaftlicher Ausbildung zu verkennen, oder gar herabzuſetzen, wie es bei dem erſten Erwachen unter Joſeph ſo oft der Fall war, und faſt

immer bei jeder Nation es ist, die aus irgend einem moralischen, oder religiösen Schlaf plötzlich aufgeschüttelt wird, und nun schnell einige rasche Schritte zu ihrer Verbesserung und Vervollkommnung thut. Nie wird man von jenen Männern aber gewagte oder frech ausgesprochene Urtheile und Foderungen zu gewaltsamer Aenderung und Neuerung hören. Sie sehen und würdigen das überwiegende Gute des gegenwärtigen Zustandes zu richtig, und erkennen mit sicherm Auge den tiefliegenden Keim zu jeder Verbesserung und Veredlung, die immer bei ganzen Staaten, wie beim einzelnen Menschen, am wohlthätigsten und kräftigsten aus der eignen gesunden Natur hervorwachsen, die sich auch nicht leicht da, wo sie mächtig genug ist, um etwas Rechtes und Bleibendes hervorzutreiben, durch einzelne ängstliche Gegenwirkungen zurückdrängen läßt. Unter jener Klasse von Männern, die schon durch ihr Amt und Geschäft zum ruhigen Zurückbleiben in der Heimath gezwungen sind, findet man auch die meisten derer, die mit dem gegenwärtigen, nach ihrer Meinung zu

rasch begonnenen Kriege nicht ganz zufrieden sind, und nicht den ganzen vollen Erfolg für Deutschland davon erwarten, von dem die eifrig Rüstenden und Verdringenden so überzeugt sind, wie man es sein muß, wenn man etwas Großes und Ganzes bewirken will. Aber darum hört man jene doch nie über den einmahl gefaßten Entschluß der Regierung laut werden. Mit der Vorsicht und Würde echter Staatsbürger wägen sie wol im vertrauten Gespräch und räsonnirenden Streit Gründe gegen Gründe ab; aber nie hört man Meinung gegen Meinung mit Ungestüm behaupten. Auch bei den angesehenen Militairpersonen findet man fast durchgängig diese weise Mäßigung und die ruhige Ansicht, die sich nicht muthwillig über Gegenstände täuscht und Beschämung bereitet. So erlebt' ich letzt den recht bedeutenden Moment in einer kleinen feinen Mittagsgesellschaft, daß der sehr brave, durch Ansehen und Charakter Achtung und Vertrauen einflößende General Kienmair, bei Gelegenheit der bittern Aeußerung eines Fremden gegen den Feind, der

bekriegt werden sollte, mit großer Würde und Besonnenheit von der Achtung sprach, die man einem solchen Feinde selbst schuldig wäre: die ganze Unterredung nahm dadurch einen Charakter an, den man nur unter den gebildetsten Menschen findet. Von solchen Männern läßt sich denn doch wol etwas erwarten.

Das Ministerium kann daher auch seine Absichten und Pläne um so leichter vor der Menge geheim halten, und man muß wirklich sehr gute Verbindungen und das Vertrauen wichtiger Personen haben, um etwas davon zu erfahren. Die im Büreau des Erzherzogs Carl Tag und Nacht arbeitenden Offiziere und Geschäftsmänner meiden selbst die meisten Gesellschaften, und wo sie sich einfinden, sind sie gewiß nicht die lautesten und beredtesten. So auch die aus dem Bureau des auswärtigen Departements: und ich mache darin ganz neue Erfahrungen, die nicht wenig von wahrer Charakter- und Geistesbildung zeugen.

So zeigt sich hier wirklich der wahre echte Patriotism in jeder Gestalt, und es wäre gewiß nicht wenig zu verwundern, wenn so gute

und große Zubereitungen der Ausführung nicht entsprechen ſollten, bei der am Ende freilich Alles auf den Einen leitenden Geiſt ankömmt.

Die Geſandten ſind noch alle hier, und ich habe vor einigen Tagen noch bei dem Weſtfäliſchen Geſandten mit andern derer, ein ſehr angenehmes Diner erlebt. Du weißt, es iſt ein Graf d'Eſterno, deſſen Vater lange Franzöſiſcher Geſandter in Berlin war, und der dort erzogen worden; ein lieber, milder, feingebildeter und unterrichteter Mann; ſeine Gemahlin iſt eine Schweſter des jetzigen Franzöſiſchen Geſandten in Petersburg, Grafen von Caulincourt, eine Frau von impoſanter Geſtalt, aber ſehr angenehm einnehmendem Weſen und Charakter, eine treffliche Mutter und Erzieherin ihrer ſehr lieben, zum Theil ziemlich erwachſenen Kinder, bei denen ſie einen ſehr braven jungen Schweizer zum Führer haben. Herr von Trott aus Caſſel, auch ein feingebildeter junger Mann, iſt der erſte Geſandtſchaftsſekretär; und ſo iſt das ganze Haus des Geſandten von einer ſeltnen harmoniſchen Bildung. Ich fand da auch den alten

Baron von Deden, der so lange Holländischer Gesandter in Konstantinopel war, und an dessen Sohn wir in Berlin und Cassel einen so angenehmen Gesandten hatten, und dessen Tochter die liebenswürdige Gemahlin des Generals von Knobelsdorf ist. Auch den feinen Diplomatiker, Herrn Dodun, fand ich dort, der mit Caillard und Sieyes in Berlin war, und jetzt hier erster Gesandtschaftssekretär bei der Französischen Gesandtschaft ist. Den Gesandten selbst, General Andreossi, der sich hier sehr beliebt zu machen gewußt hat, hab' ich mehrmahlen beim Holländischen Gesandten gesehen, mit dem er sehr genau verbunden lebt. So lange die Gesandten noch ruhig hier bleiben, lasse ich's mir gerne, auch ohne weiteres Geschäft, hier wohl sein, und benutze um so besser die freie Zeit, das bisher Versäumte nachzuholen.

Ein und dreißigster Brief.

Wien, den 17. März 1809.

Außer einer schwachen Aufführung von Paër's Leonore, die deßhalb auch sehr wenig Wirkung that, hab' ich in der letzten Zeit Agnes Sorel von Girowetz sehr gut und mit vielem Vergnügen gesehen und gehört. Die beiden Hauptrollen waren durch Demoiselle Laucher und Herrn Grell sehr gut besetzt. Die erste spielte mit ausnehmender Anmuth und Grazie, und sang die gefällige, ihrer etwas schwachen Stimme von geringem Umfange angemeßne Musik auch sehr hübsch und lieblich. Es war in ihrem ganzen Wesen, in Gestalt, Geberde, Ton und Vortrag eine schöne Uebereinstimmung, die nie ihre sichre Wirkung verfehlt. Herr Grell sang seine Rolle auch vorzüglich gut; seine Stimme hat, seitdem wir ihn in Berlin in der großen Italienischen Oper hörten, an Klang und Fülle gewonnen, sein Vortrag an Gehalt und Würde.

Auch als Akteur leiſtete er in gutem Anſtande mehr, als mancher von ihm erwartete, und es war recht erfreulich anzuſehen, wie das Publikum ihn bei jeder gelungenen Szene, ja bei jedem glücklichen Zuge durch belohnenden Beifall aufzumuntern ſtrebte, deſſen er auch um ſo mehr bedurfte, da Herr Vogel neben ihm mit großem Anſtande und auffallend ſchöner Repräſentation ſpielte.

Das Orcheſter ging unter der Direktion des Komponiſten ſelbſt diesmahl auch beſſer zuſammen, als ich es ſeit lange gehört hatte. Es kam ihm freilich zu Statten, daß zum guten Vortrage dieſer Muſik mehr Diskretion als Energie gehört, welche man am allerwenigſten bei den hieſigen Orcheſtern findet, die ſich ſelten mit Luſt und Muth zuſammennehmen, und eignen warmen Antheil an den Kunſtwerken beweiſen, die ſie auszuführen haben. Das ganze angenehme Stück ging gar lieb und gut zuſammen. Die Muſik iſt durchaus von großer Annehmlichkeit, und hat etwas ſo Friſches bei ihrem graziöſen Charakter, der ſonſt ſo leicht languiſſant wird, daß ich ſie

hier wieder mit neuem Vergnügen gehört habe, ungeachtet ich sie doch unlängst in Cassel mehrmahlen hatte geben lassen.

Ehegestern sahen wir nun auch Weigl's neue Operette, die wir einige Wochen länger haben erwarten müssen, da der brave Komponist bei einer der ersten Proben von einer Ohnmacht befallen wurde, die einen Stickfluß fürchten ließ, und ihn einige Wochen im Bette gehalten. Das Publikum bezeigte ihm die Freude über seine Genesung und sein neues Werk sehr fühlbar dadurch, daß es bei der ersten Vorstellung desselben, die zu seinem Benefiz bestimmt war, das Haus, welches seit der Erhöhung der Preise fast immer leer geblieben war, zum ersten Mahle wieder ganz anfüllte. Es ward dafür aber auch mit einem recht angenehmen genußreichen Abend belohnt. Die Musik der Schweizerfamilie ist von Anfang bis zu Ende überaus angenehm und gefällig, und hat ganz allerliebste naive Melodien und einige sehr effektuirende Ensemblestücke, wozu ganz besonders ein Männerduett zwischen Tenor und Baß gehört, welches

Weinmüller, der den Vater, und Vogel, der den Liebhaber machte, auch in Gesang und Aktion ganz vortrefflich vortrugen. Demoiselle Milder übertraf sich in der Hauptrolle, als ein von Liebe ganz übernommenes, überwältigtes Schweizermädchen, als Schauspielerin selbst, und sang mit ihrer gewohnten Vortrefflichkeit.

Diese Rolle ist eine Art von Nina, aber an sich weniger interessant, weil der Charakter nur so eben an Verrücktheit streift, und, wie alle übrigen Charaktere, dem Schweizercharakter ganz fremd ist. Das Stück hat mir daher gar nicht gefallen, und es that mir wieder recht wehe, ein großes Publikum solche Empfindeleien und Winseleien mit Enthusiasmus applaudiren zu sehen. Weigl hatte aber auch Alles dazu gethan, sein Publikum zu ergetzen; in einem Gesange der Demoiselle Milder war sogar eine Wendung angebracht, die dem Tyroler Gesange, welcher das Publikum seit einiger Zeit so ergetzt, eigen ist. Er ward dafür auch mit großem Jubel aufgenommen. Die Instrumentalpartie war wieder nach Weigl's angenehmer

Manier, wie im Waisenhaus, voll gefälligen lebendigen Spiels, und belebte auch manche bloße Aktions- und Deklamationsszene, die aber in den naiven ländlichen Charakter des Ganzen eben nicht wohl paßte.

Ich hatte noch das Glück, die angenehme Vorstellung in der Gesellschaft des Fürsten Lobkowitz und seiner edlen Familie zu sehen; der Fürst war ihr zu Gefallen den Tag noch in Wien geblieben, und ging darauf gleich zur Armee ab, wohin jetzt Alles eilt. Nur der Erzherzog Carl weilt mit seinem Generalstaabe noch hier. Sonst sieht man fast kein Militär mehr. Die herrliche Bürgermiliz bezieht alle Wachen, und giebt durch ihre überaus reiche, prächtige Bekleidung, Bewaffnung und vortreffliche militärische Haltung, einen neuen großen Beweis von der Wohlhabenheit und Würde des hiesigen Publikums.

Ich erlebe davon auch im geselligen Leben wieder so manchen neuen Beweis, da mir die Entfernung mehrerer großer Häuser, die mich sonst mit der Macht angenehmer Gewöhnlichkeit an sich zogen, jetzt mehr Freiheit nach

mancher andern Seite läßt. Doch sind mir mehrere von jenen, auch nach der Entfernung des Herrn vom Hause, mit der alten gewohnten Gastfreiheit offen geblieben.

Einen sehr erfreulichen Mittag habe ich letzt bei dem vortrefflichen Staatsrath Franke im kleinen Familienkreise zugebracht, und ihn so höchst interessant über sein thatenreiches Leben sprechen hören, daß ich Dir künftig, nach öfterem Verkehr mit dem merkwürdigen Manne, so viel mir davon im Gedächtniß zurückbleiben wird, gerne wiederholen will. Eine sehr artige Anekdote von einem Französischen Arzte, die im Laufe des Gesprächs vorkam, und für einen aufmerksamen Beobachter der Thiere besonders merkwürdig ist, will ich Dir doch gleich versetzen. Ein berühmter Französischer Arzt findet eine Dame seiner Bekanntschaft sehr betrübt über den Beinbruch ihres Schooshundes; da er Theil an ihrer Betrübniß nimmt, erbietet er sich, den Hund zu kuriren, und nimmt ihn mit nach seinem Hause. Das Bein ist bald geheilt, und der Hund seiner Beschützerin wieder zugestellt. Nach eini-

gen Monaten aber hört der Arzt vor seiner Thür jämmerlich heulen, sieht hinaus, und findet seinen geheilten Patienten mit einem andern Hunde, den er herbeigeschleppt, und der auch das Bein gebrochen hat, vor der Thür; worauf der Arzt aber, die Thür wieder schließend, sehr ernsthaft sagt: Non, non, mon ami, ce n'est pas ma pratique, allez vous en! (Nein, nein, mein Freund, das ist eben nicht mein Fach, geh du nur deiner Wege!) Mancher gute gefühlvolle Deutsche Arzt, der zum Geschlecht der Weiberheilande gehört, hätte die vertrauenvollen Patienten wol schwerlich abgewiesen, und sich dadurch in der Gunst empfindsamer Frauen wol einen Grad höher aufgeschwungen. Hier, glaube ich, wäre das auch eben nicht übel angebracht gewesen, denn die Lessern unter den Weibern scheinen hier noch etwas stark an der Empfindelei zu kränkeln.

Einen andern sehr angenehmen Mittag verdank' ich dem braven Kapellmeister Girowetz, der eine recht respektable Gesellschaft unterrichteter Geschäftsmänner und Gelehrten bei

sich versammelt hatte. Ich machte da mehr als eine Bekanntschaft, die ich wünschen mußte früher gemacht zu haben. Einige brave Männer aus der Provinz verdarben nichts an der guten Gesellschaft.

Eine dritte verdank' ich dem Herrn von Hope vom auswärtigen Departement, der mich mit seinem Schwager, Herrn von Kruft, bekannt machte, ein junger Mann aus demselben Departement, der ein sehr braver Klavierspieler und geschickter Komponist ist. Ich hatte da auch das Vergnügen, den Kapellmeister Salieri zu finden, und mit ihm einige Stunden so interessant zu verleben, wie man sie nur mit solchen feingebildeten und in der thätigsten Kunstwelt gereiften Künstlern zubringen kann. Was mich hier aber befremdet und betrübt, ist, die berühmten Künstler nie in freundlichem geselligem Verein beisammen zu finden.

Wie Du siehst, ist mir ein neues Publikum wieder aufgegangen, das ich sehr erweitern könnte, wenn mir mehr am weiten Um-

fange, als an der innern Güte der Gesellschaft gelegen wäre.

Bei dem Grafen von Friese habe ich gestern einen ganzen erfreulichen Tag genossen. Nachdem ich den Mittag wie gewöhnlich en famille da zugebracht, versammelte sich zum Abend eine große ansehnliche gemischte Gesellschaft, um die dort sehr wohl veranstalteten und zubereiteten Attitüden der Madame Händel zu sehen, die wir auch letzt, bei einer ähnlichen Veranstaltung auf dem Haustheater des Fürsten Lobkowitz bewunderten, wo sehr viel große und schöne Welt zu dem interessanten Kunsttalent versammelt war, und Madame Händel nach ihren schönen mannichfachen Attitüden und Tableaus, uns einige Monologe aus Schillerschen Trauerspielen vortrefflich deklamirte.

Die Gräfin von Friese hatte allen den bisherigen Darstellungen jener Künstlerin nicht beiwohnen können, weil sie mit ihrer gewohnten liebevollen mütterlichen Zärtlichkeit ihr letztes Kind noch stillt, und dieses selbst an der Brust der zärtlich besorgten Mutter kränkelt,

und ihr viel Angst macht. Deshalb hatte ihr der Graf diese Kunst-Soirée veranstaltet, die wirklich von jeder Seite recht interessant ausfiel. Vor einer feinen sehr gewählten Gesellschaft in einem schönen Zimmer, bei einer mit Kunst und Einsicht veranstalteten Beleuchtung, schien die brave Künstlerin mit vieler Lust und Liebe ihre Darstellungen zu geben. Die Folge von Situationen aus dem Leben der Maria gelangen ihr wieder ganz vorzüglich, und besonders die einfachen Darstellungen nach Meistern aus der alten ehrwürdigen Deutschen Kunstschule. Diese scheint sie mit vielem Sinn und gutem Geist beobachtet und studirt zu haben. Die Gesellschaft wurde noch spät durch Mehrere, die vom Hofspiel dazu kamen, vermehrt, und blieb bei angenehmer feiner Bewirthung den Abend sehr froh beisammen. Sehr schöne Frauen und Mädchen waren da wieder versammelt, und bestätigten die alte Erfahrung, die man nicht in allen großen Städten macht, daß das schöne Geschlecht hier in allen Ständen schön und graziös ist, und eine besonders schöne frische Karnation und

seine Haut hat, welches man doch von dem hiesigen rauhen, unglaublich schnell wechselnden Klima kaum erwarten sollte. Wir sind hier wieder von recht strengem Frost und höchst rauhem Nordwinde schnell in kompletes Regenwetter übergegangen, das uns nun hoffentlich wieder schönes Frühlingswetter bringen wird, und das ich Euch Lieben zu Eurer Reise von Cassel nach unserm lieben Siebichenstein von Herzen wünsche.

Hier ist nun auch der zweite Graf Stadion, Bruder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, aus München angekommen, wo er kaiserlicher Gesandter war, um die Stelle des verstorbenen Barons Faßbender, als Generalintendant der kaiserlichen Armeen, anzutreten. Selten ist wol ein Staatsmann mit so vieler Liebe und Theilnahme von Hof und Publikum bedauert, der Tod eines öffentlichen Beamten so allgemein bejammert worden, als der des Barons Faßbender, über dessen große Rechtlichkeit, wie über seine Fähigkeit nur Eine Stimme war. Während seiner Krankheit, die mehrere Wochen

mit abwechselnder Gefahr dauerte, war sein Haus vom Morgen bis in die Nacht von Menschen aus allen Ständen belagert, die Nachrichten von seiner Besserung einzuziehen wünschten; dem Hofe mußten die Aerzte mehrmahlen des Tages über den Gang der Krankheit raportiren; dem Publikum wurden tägliche Bülletins darüber mitgetheilt, und gerade die letzten lauteten, zur großen Freude Aller, am hoffnungsvollsten. Ja, ich war mit einem seiner Aerzte an seinem Todestage beim Diner zusammen, und dieser versicherte uns, seit der letzten Nacht sei mehr Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden, als je; und doch — in derselben Stunde, in der wir uns dessen mit dem Arzte hoch erfreuten, starb er. Sein Verlust ward von Vielen als unersetzlich angesehen; dennoch war man fast allgemein zufrieden gestellt, sobald der Graf Stadion an seine Stelle ernannt worden war; ja Viele, die diesen edlen, geist- und lebenvollen Mann, von gründlicher und feiner Bildung, genau kennen, glauben sogar, daß in ihm noch etwas gewonnen ist, was jenem edlen

Manne vielleicht abging. Bei derselben Rechtlichkeit und Geschicklichkeit sehen sie in ihm auch noch einen feinen Negoziateur, den Viele bei diesem Kriege, der das Wohl von Deutschland betreffen soll, für eben so nöthig, als den großen Feldherrn zum Anführer erachten. In dem Generalintendanten der Armee nun auch zugleich denjenigen in der Nähe des Anführers und des Kaisers zu haben, der mit den einverstandenen oder überwundenen Fürsten sogleich negoziiren und abschließen kann, sehen Viele für einen großen Gewinn an. Wenn die Herren sich nur nicht in den Deutschen Fürsten irren werden!

Bisher sah ich den Grafen Stadion nur wenige Augenblicke; er ist noch zu sehr mit der Uebernahme eines so wichtigen, ihm ganz neuen Amtes beschäftigt.

Es freut mich, zu sehen, daß unser Friedrich Schlegel an dem Grafen Stadion einen eben so guten Freund und Beschützer findet, als er an Faßbender hatte. Schlegel wird mit dem Grafen, als zu seinem Kriegsbureau gehörig, mit dem Charakter eines kai-

ferlichen Hofsekretärs mitgehen, und das Kriegsjournal schreiben. So wird der treffliche Hormayer den Erzherzog Johann nach Tyrol begleiten, und Carpani einen andern Erzherzog nach Italien. An guten Federn wird es also zur Beschreibung großer Thaten nicht fehlen, wo sich diese hervorthun werden. Genz, der seit einiger Zeit hier ist, und im Büreau des auswärtigen Departements arbeitet, wird den Minister Stadion begleiten, der um den Kaiser bleibt, welcher der Armee zu folgen gedenkt.

Man versichert aber ganz allgemein, daß der Kaiser dem Erzherzoge Carl die gänzliche Vollmacht über die Armee und die völlige Führung des Krieges gegeben, ihm auch das Recht zu strafen und zu belohnen vollkommen übertragen hat. Der Erzherzog hat dieses auch bereits an dem sehr geschätzten General Meier ausgeübt, und ihn von der Armee entfernt, weil er das Vorrücken der äußersten Grenztruppen nicht, der Ordre gemäß, schnell genug betrieben haben soll. Man giebt dieses auch als eine Ursache des längern Verweilens

vom Erzherzoge Carl in Wien an, der gern erſt alle ſeine Truppen beiſammen haben will, ehe er die Kriegesoperationen anfängt. Viele glauben aber, daß jene Verzögerung eigentlich in dem langen Ausbleiben eines Kouriers ſeinen Grund hat, den man aus Petersburg erwartet. Natürlich iſt man hier auf die Rolle, welche Rußland und Preußen in dieſem Kriege ſpielen werden, höchſt begierig und aufmerkſam. Für den Preußiſchen Hof ſcheint der hieſige die beſten Geſinnungen und Intentionen zu haben.

Zwei und dreißigster Brief.

Wien, den 23. März 1809.

Indem ich mich eben, beim fortwährenden regelmäßigen Empfang Deiner postäglichen Briefe, der guten Ordnung der kaiserlichen Posten erfreue, die Dir auch, ungeachtet der jetzigen unruhigen Zeit und unregelmäßigen Witterung, meine Briefe so richtig zufördern, daß wir wieder das alte Glück aller meiner Reisen erfahren, auf welchen allen uns nie ein Brief verloren ging, finde ich in einem so eben erschienenen neuen Journal *) folgenden Ausfall gegen die hiesige Postverwaltung.

„Die Briefe aus dem Kaiserlichen in die Fremde werden nur bis an die Grenze frankirt, kosten aber bis dahin schon 12 Kreuzer, wenn das Porto seit einiger Zeit nicht abermahls erhöht worden ist. Auf das sichere Eintreffen eines so bezahlten Briefes kann man

*) Friedenspräliminarien, 1stes Heft, 1809. S. 101.

aber durchaus nicht rechnen; um dies zu können, muß er rekommandirt werden, wofür wieder 6 bis 12 Kreuzer bezahlt werden muß. Dann soll man allerdings den großen Vortheil haben, daß einem ein Rezepisse von dem Empfänger durch die Post unentgeldlich besorgt wird; aber es ist mir auch begegnet, daß ich, Trotz dem doppelten Postgelde, jenes Rezepisse nicht erhielt. Billig darf man hier fragen: wozu Rekomandationen, da jeder Brief, den ich der Post anvertraue, ihr heilig sein muß."

Ich bin nun im fünften Monat hier, habe fast posttäglich Briefe auf die Post gegeben, weder im Posthause, noch sonst irgendwo im Publikum, hat mir je Einer hier etwas vom Rekommandiren der Briefe gesprochen; ich habe also während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Wien keinen einzigen Brief rekommandirt, und von allen meinen Briefen ist kein einziger verloren gegangen. Das ist doch wol die bündigste Widerlegung jener Anklage, die auch ihre Verdammung in sich selbst enthält. Denn es geht daraus hervor, daß der Ankläger

ger bei Beſtellung ſeiner Briefe die gewöhnliche Nachläſſigkeit der meiſten Reiſenden begangen, ſeine Briefe durch Bothen auf die Poſt zu ſchicken. Dieſe haben denn freilich lieber ſechs Kreuzer als zwölf, auch wol gar lieber vier und zwanzig Kreuzer als achtzehn oder zwölf verſchluckt.

Würde ſichs der Erzähler wol ſelbſt haben gefallen laſſen, ſechs, zwölf Kreuzer für die Rekommandation eines Briefes hinzugeben, ohne auch dagegen das Rezepiſſe zu empfangen? Aber ſein Bothe iſt zurückgekehrt, und hat geſagt: nicht bloß die zwölf Kreuzer bis an die Grenze, auch noch ſechs oder zwölf Rekommandationsgebühren hab' ich für den Brief bezahlen müſſen. — Und das Rezepiſſe? — Haben ſie mir gar nicht einmahl geben wollen! — Und nun gehts auf die Poſt und ihre Beamten los.

Hätte der Schreiber des Briefes, der froh ſein kann, wenn ſein Brief nur gar abgegeben worden iſt, ſeinen Brief ſelbſt nach der Poſt gebracht; ſo hätte er eben ſo wenig als ich nöthig gehabt, Rekommandationsgeld zu be-

zahlen, um seinen Brief eben so sicher bestellt zu wissen, als die meinigen alle bestellt wurden. Hätte er aber aus Aengstlichkeit seine Briefe rekommandiren wollen; so würde er auch sein Rezepisse nicht im Stiche gelassen, und solches sicher bekommen haben.

Wenn ich auch in nichts so leicht mißtrauisch bin; so bin ich's doch bei Bestellung der Briefe, an denen mir etwas gelegen ist, und nie werd' ich auf Reisen solche Briefe dienenden Händen anvertrauen, besonders wenn ich sogar weiß, daß etwas dafür bei der Abgabe zu bezahlen ist. Ich kann mich zu gut in die Stelle solcher Leute versetzen, die gar keinen Begriff von der Wichtigkeit der Briefe haben, und bei deren Geldgier, Bedürfniß und Leichtsinn ein Stück Geld, das für solch einen Papierlappen hingegeben werden soll, von dem, nach ihren Begriffen, doch kein Mensch was rechts hat, eine große Versuchung ist.

In Baiern muß das Postporto verdoppelt worden sein, denn ich zahle seit einiger Zeit für alle Briefe, die ich von Dir über Passau

erhalte, doppelt so viel, als im Anfange meines Aufenthalts. Hier fodert man mir hingegen immer nur noch das alte Porto bis an die Grenze ab. Da ich weiß, daß dort bei uns das Porto auch erhöht worden ist, so mag ich Dir nicht einige kleine Französische und Deutsche Schriften beilegen, welche zur Beantwortung der beleidigenden und übertriebenen Artikel auswärtiger Zeitungen, und zur Belehrung des Volks und der Landwehr, in der letzten Zeit hier erschienen sind.

Solche tolle Artikel, welche Wien von Wölfen umgeben und so ungestüm belagern lassen, daß sie vor den Thoren der Stadt die Männer der Landwehr aus den Stiefeln herausfressen, so daß nichts als die steifen Stiefel von ihnen übrig bleiben, oder das Volk in solcher Uneinigkeit und bürgerlichen Gährung schildern, in allgemein organisirten Straßenraub, in Horden von Räubern und Mördern, die die Poststraßen umlagern, so, daß man gezwungen ist, die besten Truppen gegen sie zu schicken, um sie zurückzutreiben oder in Zaume zu halten u. s. w. die begnügt man

sich zur Belustigung und Aufmunterung des Volks in den hiesigen Zeitungen abdrucken zu lassen, und mit einigen wenigen Anmerkungen zu begleiten.

In Ganzen ist mir das Merkwürdigste an allen öffentlichen Aeußerungen, daß man immer noch an dem wirklichen Ausbruche des Krieges zu zweifeln scheint, oder ihn doch nicht als nahe bevorstehend ansehen und vorstellen mag. Der Erzherzog Carl ist auch noch immer hier, und soll seine Abreise bis auf den dreißigsten verschoben haben. Es scheint aus Allem hervorzugehn, daß man erst eine entscheidende Erklärung von Rußland erwarten wolle, so vortheilhaft Privatbriefe von dorther auch lauten.

Auch die Gesandten weilen noch hier, bis auf den Würtenbergischen, der bereits abgerufen worden, und auf dem Punkte ist abzureisen, weil man hiesiger Seits die schnelle Einberufung aller im Würtenbergischen angesessenen Gutsbesitzer, ohne Ausnahme, bei Strafe der Konfiskation ihrer Güter, für eine Kriegserklärung angesehen, da es die hiesigen ange-

sehensten Staatsmänner (beide Grafen Stadions z. B.) und mehrere angesehene Generale der Armee trifft. Man wendet auch bereits Repressalien von hieraus dagegen an.

Unter allen öffentlich angekündigten und feilgebotenen neuesten Schriften hat nichts mehr Aufmerksamkeit erregt, als da es vor einigen Tagen ganz allgemein verlautete, es wären Memoiren vom Minister von Stein erschienen. Die Buchhandlung, welche man ausdrücklich als die verlegende bezeichnete, ward mehrere Tage bestürmt. Ich behauptete gleich, daß es ungegründet wäre, daß es ganz dem Charakter des Ministers von Stein widerspräche, in jetziger Zeit Memoires zu publiziren, die seinen unglücklichen König und dessen nächste Umgebung nothwendig kompromittiren müßten. Kein edeldenkender Preuße oder Staatsbeamte, der dem Preußischen Staate früher angehört hat, wird jetzt wol die traurigen Erfahrungen, die er in der letzten Zeit gemacht, dem öffentlichen Gespötte und der Schadenfreude zur Nahrung aufstellen mögen, ohne durch die dringendste Selbst-

vertheidigung dazu nothgedrungen zu ſein.

Wenn ich jetzt dicke Bücher ohne Zahl mit Scandaleſis, mit unglücklichen Details und weiſen Kritiken und Rathſchlägen, die zu nichts mehr nützen können, angefüllt ſehe, und dabei bedenke, welche ungeheure Erfahrungen ich ſelbſt in den letzten Jahren gemacht, und wie mir, für die Neugier gar nicht unintereſſante Materialien zu noch weit dickern Büchern zu Gebote ſtänden; ſo ſchaudert mich oft vor der bloßen Möglichkeit, daß irgend ein Motiv mich hätte bewegen können oder noch bewegen könnte, in dieſer Zeit und Lage des Preußiſchen Staats und Hofes öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Wie oft ich auch darum angegangen worden, bleibe ich doch bei dem einmahl gefaßten Entſchluß, in der nächſten Zeit davon nichts öffentlich bekannt werden zu laſſen. Es hat mich daher auch um ſo mehr gekränkt, hören zu müſſen, daß man mich in meinem Vaterlande für den Verfaſſer einiger mit Bitterkeit geſchriebenen Schriften über Danzig und Preußen gehalten, da ich doch bis jetzt auch nicht eine Zeile über dieſe

Gegenstände öffentlich bekannt gemacht habe.

Diese meine eigne Ueberzeugung ließ mich um so sicherer auf die Handlungsweise des Ministers von Stein schließen. Man hat ihn auch oft hier in Wien anwesend gesagt, aber er ist gewiß keine Stunde hier gewesen, und soll in seiner ruhigen Zurückgezogenheit, wie einst Sülli und Malesherbes, ganz als Philosoph leben, und sich einzig und allein mit den Wissenschaften und dem wissenschaftlichen Unterrichte seiner liebenswürdigen Familie beschäftigen.

Einen neuen Beweis der Gutmüthigkeit des hiesigen Volks giebt auch die allgemeine Theilnahme an dem traurigen Schicksale Preußens. Nicht einen einzigen Menschen hab' ich mit Schadenfreude, oder auch nur mit Uebermuth oder Kälte davon sprechen hören, aber wol unzählige Mahle und bei allen Veranlassungen hört' ich mit der wärmsten Theilnahme darüber sprechen. Sehr biedere glaubwürdige Männer versicherten mir auch, man habe hier in dem unglücklichen Preußischen Kriegesjahre den traurigen Begebenheiten mit der größten

Aufmerksamkeit und Theilnahme gefolgt, und die Hauptmomente des Verlusts und die fürchterliche Katastrophe wie eigenes Unglück empfunden, und im Publikum sei der Wunsch für den König von Preußen oft laut geworden, daß ihm die Hülfe, die er erwarten konnte, nicht entstehen möchte.

Ein besonderer, nicht unrühmlicher Charakterzug des hiesigen Volks, der mir gleich anfänglich aufgefallen, bewährt sich auch in dieser kritischen Zeit. Es herrscht hier nämlich gar nicht die Anekdotensucht, wie bei uns im nördlichen Deutschland, noch weniger die langweilige Sitte, Geschichten aller Art erzählend so an einander zu reihen und in einer unabgerissenen Folge an den kleinsten Fäden nach Aehnlichkeiten und wörtlichen Veranlassungen auf einander folgen zu lassen, daß dadurch alle eigentliche Konversation, aller Wechsel der Ideen und wirklichen Erfahrungen unmöglich gemacht wird. Wenn sich nun gar ein Schwätzer in solchen Gesellschaften findet, der den Ruf des guten Erzählers hat, welchen er oft bloß durch die breiteste Auslegung des kleinsten

unbedeutendsten Details erhält, und der gewohnt ist, die ganze Schnur von Schnurren, die er lebenslang aufgefädelt hat, tagtäglich ablaufen zu lassen; so ist der, der sich mit solchen langweiligen Lustigmachern oft zusammentrifft, gar übel dran. Einen solchen hab' ich hier aber in keiner Gesellschaft gefunden, und überall nur selten Geschichten und Anekdoten so ins Blaue hinein erzählen hören. Wo dergleichen erzählt wurden, betrafen sie bekannte Personen, oder mit Fremden in Wien erlebte Szenen. Einige von diesen kann ich Dir wol als charakteristisch hersetzen.

Eine Niederösterreichische alte Dame von großer Naivetät, sah einen Ehrenmann ohne seine alte Frau in eine Gesellschaft treten, die sich zum Spiel versammelte, und redete ihn so an: „das ist mir nicht lieb, Herr Hofrath, daß Ihre Frau nicht zu unserer Partie kömmt, und lieber zu Hause sitzt. Eine alte Frau spielt oder trinkt. Nun wär's mir doch lieber, sie spielte hier mit uns, als daß sie für sich allein zu Hause trinkt."

Aus dem ehemahligen großen gastfreien

Hause des Fürsten von Kaunitz, der gerne Fremde aller Art an seiner täglichen reich besetzten Tafel hatte, erzählt man noch folgende ganz lustige Szene.

Ein junger Engländer, ganz nach der Sitte seines Landes auf dem Landsitze seines Herrn Vaters erzogen, kam auf seiner ersten Reise in die große Welt nach Wien, ward dem Fürsten Kaunitz bekannt, und von ihm zur Tafel eingeladen. In seinem heißen Eifer, von all den unzähligen Speisen der fürstlichen Tafel eben so treulich, als von den drei, vier gewohnten Nationalschüsseln auf der Tafel seines Herrn Vaters zu essen, ward er nicht gewahr, daß man, nach der damahligen Wiener Sitte, keine Gläser und Flaschen auf die Tafel zu setzen, jedesmahl wenn man trinken wollte, den Wein, nach dem man verlangte, fodern mußte. Er kam also, ohne etwas getrunken zu haben, zum Platzen angefüllt, in seinen Gasthof zurück, und schalt aus Leibeskräften den fatalen Gebrauch, einen Fremden so ungeheuer viel zu essen und auch so gar nichts zu trinken zu geben. Ein jun-

ger Offizier von Familie hörte diesen komischen Erguß des Zorns, und machte sich den Spaß, den Fürsten Kaunitz ungesäumt davon zu benachrichtigen. Dieser schickte sogleich nach dem Gasthofe, und ließ den jungen Engländer für den nächsten Mittag wieder zur Tafel einladen. Vor der Tafel befahl er aber allen seinen Leuten, den Engländer gar nicht zum Essen kommen zu lassen, sondern ihm unaufhörlich zu trinken anzubieten. Das geschah: so wie ein Bedienter von der linken Seite dem jungen unaufmerksamen Manne den Teller mit Essen gereicht hatte, kam ein anderer sogleich von der rechten und bot ihm ein Glas Wein an; während er nun aber trank, nahm ein dritter den unberührten Teller wieder fort, und so gelang es, daß der ehrliche Insulaner voll guten Weins von Tafel aufstand, ohne einen Bissen gegessen zu haben. Als er darauf in seinem Gasthofe wieder mit schweren Knieen anlangte, rief er unter tausend Flüchen aus: „Nun erst hab' ich eure verfluchte Mode recht kennen gelernt; zuerst gebt ihr einem zu fressen, daß man bersten möchte, und vier und

zwanzig Stunden darauf ordentlich zu trinken.“ Diese weise Reisebemerkung ist im Grunde nicht viel sonderbarer, als so manche andre, die sich Wien von überweisen Kritikern hat gefallen lassen müssen.

Von meinem hiesigen täglichen Leben kann ich nur das Alte wiederholen, daß ich Vormittags wieder fleißig an der Vollendung meiner zweiten Oper arbeite, und jeden Mittag in den vortrefflichen Häusern meiner hiesigen Gönner und Freunde sehr angenehm zubringe, zu denen die höchst interessante Familie Rzewuski ein sehr bedeutender Zuwachs geworden. Da traf ich mich auch oft mit einem Herrn von Hammer, der lange in Constantinopel war, und ein berühmter Orientalist ist. Ich lerne an ihm auch einen recht lieben kindlich naiven Mann kennen: er ist ein Freund unsers Johannes Müller, und hat im Charakter recht viel Aehnlichkeit mit ihm. Er hat sich die letzte Zeit sehr ernstlich mit der Errichtung einer Gesellschaft von Liebhabern und Kennern der Orientalischen Literatur beschäftigt, welche eine Orientalische Zeitschrift unter

dem Titel: Fundgruben des Orients, hier in Wien herausgeben wird. Es ist so eben davon eine Ankündigung und Einladung auf zwei Foliobogen erschienen, worin es unter andern heißt: „Im Mittelalter, wo Asien in Europa einbrach, durch die Eroberung der Araber in Spanien und Europa, in Asien durch die Züge der Kreuzfahrer nach Palästina, erhellte der Genius des Orients zuerst mit seiner Fackel die Finsternisse Gothischer Barbarei, und milderte durch seines Odems Wehen den rauhen Anhauch nordischer Sitte. Das funfzehnte Jahrhundert sah den Fall des Reichs der Araber in Spanien, und den Sturz des Reichs der Griechen in Constantinopel, aber es sah auch eine neue Morgenröthe abendländischer und morgenländischer Kultur. Seitdem ist in Europa das Orientalische Studium vielfach angeregt, der wesentliche Werth und Nutzen desselben zur Urkenntniß der Wissenschaften und Religionen, zur Geschichte und Bildung der Menschheit allgemein anerkannt worden. England und Holland, Italien und Spanien, Frankreich und Deutschland haben

um die Palme gewetteifert; des literarischen Wohlstands zu geschweigen, der im Sitz des Osmanischen Kaiserthums durch Bibliotheken und Akademien, durch Gelehrtenverein und Druckerei bis auf unsere Zeiten emporgehalten wird. Ungeachtet seiner Wichtigkeit, ungeachtet der vielfältigen Bemühungen gelehrter Männer, ist dieses Studium noch nicht dem Wunsche der besten und größten gemäß, allgemein verbreitet, und stehet dem der Griechen und Römer noch keineswegs zur Seite, nicht sowol weil es durch Schwierigkeit Viele abgeschreckt, als weil es durch Mangel an Hülfsquellen und Ermunterung Wenige anlockt." u. s. w.

Diese Zeitschrift, zu welcher der Graf Wenzeslaus von Rzewusky, selbst ein Mitarbeiter, die fehlenden Druckkosten zuschießt, soll in zwanglosen Heften von 17 bis 19 Bogen erscheinen, und jährlich einen Foliobaud von 300 Seiten liefern, und Alles umfassen, was nur immer aus dem Orient kömmt, oder auf denselben Bezug hat. Orientalische Uebersetzungen, Abhandlungen, Bemerkungen, Nach-

richten, Auszüge, Notizen, Beschreibungen, Zeichnungen und Aufsätze aller Art in den gangbarsten Sprachen Europa's, um auf Theilnehmer rechnen zu können, von allen Nationen und aus allen Gegenden Europa's und Asiens. Die weitläufige Korrespondenz der Unternehmer läßt sie auf Nachrichten aus Constantinopel, aus den Häfen der Levante, aus Persien, Syrien und Egypten rechnen. Jeder Heft wird sieben stehende Artikel enthalten: 1. Sprachwissenschaften, 2. Rede und Dichtkunst, 3. Geschichte, Alterthümer und Münzenkunde, 4. Geographie und Statistik, 5. Philosophie und Rechtswissenschaft, 6. Mathematische und physische Wissenschaften, 7. Bibliographie und andere Miszellanen. Den Herausgebern, deren die meisten in Constantinopel und Wien leben, stehen dort und hier alle Bibliotheken und Privatsammlungen von Manuskripten offen.

Der Preis von vier Heften oder einem Bande ist 25 Gulden Wiener Kourant; Bestellungen übernimmt die Schaumburgische Buchhandlung in Wien.

Drei und dreißigster Brief.

Wien, den 27. März 1809.

Endlich habe ich auch einen schönen hellen frischen Tag in dem köstlichen Augarten und Prater genießen können. Mit frohen Rückerinnerungen sah ich diese beiden großen herrlichen Lustorte Wiens wieder, die doch ganz einzig in ihrer Art sind. Der schöne künstlich- und doch freigepflanzte Augarten ist überaus reich an anmuthigen Partieen, voll der schönsten herrlichsten alten Bäume aller Art und lieblichen Ruheplätze. Gerne wär' ich, nach einer langen Promenade rund über die Stadtwälle, durch die lange Vorstadt und in dem weitläufigen Augarten umher, auch zum Mittage da geblieben: aber dazu war der Gast- und Speisewirth noch nicht eingerichtet; dazu erwartet er den Monat Mai. Dann gehn die täglichen Morgenpromenaden an, welche den schönen Augarten und alle seine langen schattigen Gänge mit köstlichen freien Aussichten

über den herrlichen Donaustrom hin, und alle seine zahllosen schattigen und freien Ruheplätze mit vielen tausend Menschen aus der schönen und großen Welt füllen, für welche auch gewöhnlich Morgenquartetten und Concerte oft sehr gut und groß veranstaltet werden; die zum Theil den ganzen Tag da angenehm zubringen, in größern und kleinern Gesellschaften da frühstücken, auch zu Mittage essen, und sehr gut, wenn sie's verlangen auch sehr groß, und nach unserm Maßstabe doch sehr wohlfeil bewirthet werden, in schönen großen Sälen, oder angenehmen Zimmern und Kabinetten, oder ganz im Freien, wie es ein Jeder wünscht: denn das große zierliche Gebäude, welches für das Vergnügen des Publikums bestimmt und eingerichtet ist, bietet das angenehmste und mannichfaltigste Lokale dazu dar. Ich vermuthete, daß das schon früh eingefallene und oft wiederkehrende schöne Wetter im Prater vielleicht die kleinen Bewirthungsanstalten in Gang und Ordnung gebracht haben möchten, und erweiterte meinen Gang noch bis zum Prater, der der größere Lustort des ganzen Pu-

blikums ist, eigentlich aus Wald und Wiese besteht, die von der Donau schön umflossen werden. Große breite Alleen von den herrlichsten alten Bäumen verschiedener Art durchschneiden und durchkreuzen ihn, und geben dem Ganzen ein großes stattliches Ansehen. Auf einem mit unzähligen größern und kleinern Bewirthungsanstalten, in zierlichen Pavillons, Buden, Häusern und Veranstaltungen aller Formen angefüllten Platze, laufen die großen Alleen zusammen. Hier wallen und strömen nun im Frühjahr, Sommer und Herbst täglich, und besonders sonntäglich, dreißig, vierzig, funfzigtausend Menschen im buntesten lustigsten Gewimmel auf und ab; die glänzendsten herrlichsten Equipagen ohne Zahl, und stolze lustige Reiter auf den schönsten Pferden aus allen Ländern, die gute Pferdezucht haben, füllen die breiten Fahrwege, denen zur Seite eben so breite, eben so gut unterhaltene Fußwege laufen, welche oft eben so dicht vom Volke besetzt sind, das in bunten Kolonnnen hintereinander herzieht, und im lustigen Gewühle durch einan-

der sich bewegt. Jene Häuser, Pavillons, Buden, Zelte, offnen Tische und Bänke sieht man dann von gemüthlichen, lustigen Menschen aus allen Klassen besetzt, die in der größten Behaglichkeit stundenlang auf einem Flecke zehren und genießen, was die rundum verbreiteten Garküchen und Bratöfen, Kaffee-, Wein- oder Bieranstalten nur irgend zu liefern vermögen.

Jetzt war aber auch hier noch nichts der Art in Ordnung, als Kaffee und Chokolade mit dem feinsten weißen Brote. Es war über meinen weiten Morgengang bereits vier Uhr Nachmittag geworden, und so ließ ich mir aber auch gerne in einem Hause sehr gute Chokolade zu Mittag, und in einem andern ganz köstlichen Kaffee zu Nachmittage in Einer Stunde gefallen. Bei der täglichen Fülle an großen Tafeln bekommt ein solcher Fasttag nicht übel.

Den Abend brachte ich in einer feinen heitern Gesellschaft aus der größten Welt bei der Gräfin Fuchs zu, wo ich auch das hübsche Tyroler Sängerchor wiederfand, und mit wah-

rer Freude wieder hörte. Ein kleines allerliebstes zweijähriges Kind der Gräfin, der zierlichen Mutter an Gestalt, Bildung und Grazie gleich, wurde durch den angenehmen lustigen Gesang so belebt und beseelt, daß es gar wunderhübsch in zierlichen Sprüngen und graziösen Attitüden stundenlang sich bewegte, und mich von der Gesellschaft, der es gar nicht an mannichfacher Unterhaltung fehlte, fast abzog, und ganz zu sich hinzog. Es geht doch fast kein Anblick über den eines schönen frohen Kindes. Man genießt ihn wenigstens freier und unbefangner, als den von schönen Frauen und Mädchen.

Die hellsten Morgenstunden benutz' ich auch wohl, um die vorzüglichsten Kunstsammlungen großer Häuser zu sehen. So besah ich gestern mit dem vortrefflichen Grafen Lamberg seine schöne Gemählde sammlung genauer, als es die vorigen Mahle geschehen konnte. Er ließ mich an dem schönen hellen Morgen durch eine Einladung zum Frühstück selbst dazu auffodern. Seine ansehnliche Sammlung, die mehrere große Zimmer füllt, besteht wirklich aus lau-

ter schönen, ganz auserlesenen Bildern; vorzüglich von niederländischen Mahlern. Von Rubens ist da unter andern eine heilige Familie, zarter und weicher und vollendeter, als ich je etwas von diesem Meister sah, und herrliche Skizzen zu seinen größern Gemählden, die er hernach ausgeführt hat, von der Hand des Meisters selbst. Wenn man die großen ausgeführten Gemählde kennt, oder, wie der Graf, doch die Kupferstiche davon bei der Hand hat, so giebt die Vergleichung des ersten Entwurfs mit der spätern größern Ausführung, einen gar unterhaltenden und belehrenden Anblick.

Ferner fand ich den schönsten Wouvermann, den ich je gesehn habe. Ein Gefecht mit Räubern, von wundervoller Kraft und Ausführung; Geflügel von Hondecöter von der höchsten Wahrheit und Schönheit. Terburgs, Asselyns sah ich nie schöner als hier, und von dem herrlichen Potter ein großes, unbeschreiblich reiches Stück, der Viehmarkt zu Harlem. In einem dichten Holze ist eine große Menge des schönsten Viehs ver-

ſammelt, und in Vor- Mittel- und Hintergründen zuſammengedrängt; aber doch mit ſolcher Klarheit und Beſtimmtheit ausgeführt, daß man im dichteſten Hintergrunde ihre Geſtalten und Stellungen vollkommen deutlich unterſcheidet; und welche Beleuchtung! Es iſt eines der allervollendetſten Kunſtwerke der Art.

Zwei Spaniſche Mahler, Velasquez und Careno, lernte ich hier erſt recht kennen; von dem letzten beſitzt der Graf die ausgeführte Skizze eines großen Altarblatts. Es ſtellt eine Engelerſcheinung über allen Ausdruck groß und ſchön dar. Auch Morillo's Männer und Knaben nach der Natur, ſah ich nie ſo ſchön. Von Ruyſch beſitzt der Graf Blumenſtücke über allen Ausdruck wahr und ſchön. Was aber alles Andere für meinen Sinn weit übertraf, war eine Venus in Lebensgröße, vom ſchönſten reizendſten Charakter, in dem Augenblick, von welchem Rouſſeau als dem genußvollſten ſpricht, mit der höchſten Zartheit und Innigkeit aufgefaßt und dargeſtellt. Man kann ſie faſt nur für ein Meiſterwerk Titians halten; Formen, Fleiſch, innre Bewe-

gung und äußere Ruhe, Alles im höchsten vollkommensten Sinne jenes Meisters. Der Graf hat sie für ein Gemählde des Paduanino bekommen. Die seltne reiche Sammlung von hetruriſchen Vasen ließen wir für einen der nächsten Tage.

Ehegestern Abend war ich im Theater, wo zum gewöhnlichen Benefiz der drei ersten Sänger, Weinmüller, Vogel und Saal, die auch als Inspicienten bei der Oper angestellt sind, lauter Volks- und Kriegslieder von Collin und Weigl gesungen wurden. Die Ausführung entsprach eben nicht ganz der Erwartung, indessen nahm das versammelte Publikum die Stücke sehr warm auf, und ward zuletzt sehr laut in seinen Antheil- und Freudenbezeigungen. Das Haus war aber nicht ganz angefüllt, und die Abwesenheit der meisten Großen war an den halbleeren Logen sehr zu spüren.

Gestern wurde Haydn's Schöpfung im Burgtheater, als jährliches Benefizkonzert für die Witwen der Musiker aufgeführt, und heute wird sie wiederholt. Das Theater war

gestopft voll. Die Ausführung entsprach aber auch nicht der Erwartung, die Unsereiner für Wien mitbringt, wo man geneigt ist zu erwarten, daß sie jede andre, die man schon davon gehört hat, weit übertreffen müßte. Das war aber wirklich nicht der Fall, wenn ich die gestrige Ausführung mit mehrern, die wir davon in Berlin gehabt haben, vergleiche. Indessen war es doch bei weiten die beste Aufführung der Art, die ich hier gehört habe; besonders von Seiten des Orchesters und der Chöre.

Bittre Kälte, wie mitten im Winter, und dann wieder Regen bei lauer Frühlingsluft, wechseln hier fast täglich mit einander, und überall hört man von nichts als Schnupfen, Husten und Kopfgeschwulst. Es ist ein sonderbares Klima, fast nie ohne Wind, wie auch das Wetter beschaffen sein mag.

Daß Bethoven den Ruf des Westfälischen Hofes nicht angenommen, und daß ihm hier der Erzherzog Rudolph, Fürst Lobkowitz und Fürst Kinsky, eine jährliche Pension von viertausend Gulden auf die ebeiste

schmeichelhafteste Weise angetragen und zugesichert haben, bloß um ihn hier zu behalten, habe ich Dir wol noch nicht gemeldet. Sobald der Erzherzog in den Besitz seines Bisthums tritt, wird er den großen Künstler ganz als Kapellmeister an sich attachiren. Man hat nun den braven jungen Künstler Ries, Bethovens Schüler, an dessen Stelle nach Cassel vorgeschlagen und empfohlen.

Seit einiger Zeit genieße ich auch wieder das erwünschte Glück, die Frau Baronin von Ertmann hier zu sehen, und angenehme musikalische Morgenstunden bei ihr zu verleben: ein Genuß, der mir über Alles geht. Letzt führte ich Clementi und seinen Londoner Freund, einen sehr großen Italienischen Contravioloniſten zu ihr, und beide hörten einige der schwersten Clementischen Sonaten von ihr mit großer Freude vortragen. Clementi ließ sich durch die Vollkommenheit der Ausführung nicht abhalten, einige Feinheiten des Ausdrucks und Vortrags, wie er sichs bei der Arbeit gedacht, hinzuzuwünschen, und die eben so bescheidene als große Künstlerin befriedigte

ihn auch darin auf der Stelle mit eben so großer Empfänglichkeit als Bereitwilligkeit.

Clementi hörte auch unsern Ruß große Sachen von Sebastian Bach, Händel und Mozart auswendig mit wahrer Freude, rein und bedeutend vortragen. Jetzt ist auch das herrliche Streichersche Forteziano der Frau von Ertmann mitgekommen, und erhöht noch den hohen Genuß um Vieles.

Die feine Charakter- und Geistesbildung Clementi's lerne ich hier in der Gesellschaft edler feiner Frauen recht erfreulich immer mehr kennen und schätzen; er ist ein gar geistreicher liebenswürdiger Mann, voll guter und schöner Kenntnisse und stets heiterer Laune. Bei der vortrefflichen Gräfin Rzewuska und der Lady Fitzgerald fand ich mich in der letzten Zeit mehmahlen mit ihm am runden genußvollen Tische zusammen, und auch die Kraftschen Quartette besuchten wir beide mit gleichem Vergnügen. Die von Schupanzig dauern noch fort, und gewähren mir fortwährend den erfreulichsten Genuß. Auch das ist ein angenehmer Versammlungsort der feinsten

eifrigſten Muſikfreunde; die edlen Schweſtern und Freundinnen, Frau von Schoſſen und Frau von Poutot, Frau von Hennigſtein und Frau von Bigot und andere kunſtliebende Damen, verfehlen nie dabei ſich einzufinden. Dennoch iſt die Geſellſchaft nie ſo zahlreich, als es der Raum erlaubte und die Aufführung gewiß verdiente, und als auch das eigentliche Abonnement wirklich ſein ſoll. Wenn reiche freigebige Menſchen doch fühlen wollten, daß ſie dem Künſtler mit dem Gelde noch nicht Alles geben, was er für ſeine Anſtrengungen und Darſtellungen erwartet und verdient. Daß der Menſch nicht vom Brote allein lebe, gilt bei keiner Menſchenart mehr und beſſer, als beim Künſtler, und er hört auf, von dem Augenblick, an dem er anfängt ſich mit jenem allein zu begnügen, Künſtler zu ſein, und würdigt ſich zum dienenden Handlanger herab, welches wol nirgend mehr in die Augen fällt, als in England, wo der Künſtler, dem Profeſſioniſten gleich behandelt, nur beſſer bezahlt wird, ſich ſeinen Preis machen muß, für welchen jeder ihn rufen laſſen und

nach seiner Weise benutzen kann, und ohne welchen ihn keiner der stolzen Insulaner in seinem Hause aufnehmen möchte, wenn er auch noch so bereit wäre, ohne Bezahlung, nur für eine feinere Behandlung, erscheinen zu wollen. Daher man auch die meisten Künstler, die man vor ihrem Londner Aufenthalte noch so groß in ihrer Art gekannt hat, dort, wenn sie London nie verließen, bald heruntergekommen, und ihre Kunst vernachlässigend wiederfindet. Salomen, der vortreffliche Violinist und Anführer, den wir einst besaßen, und Clementi haben davon immer eine rühmliche Ausnahme gemacht; allein das sind auch beide Männer von Charakter, die ihren Werth ganz fühlen, sich geltend zu machen und in ihrer Würde zu erhalten wissen. Die große Vollkommenheit, Zartheit und Vollendung in der Ausübung, die Clementi sonst in so hohem Grade besaß, mag er aber doch wol auch in dem langen Londner Leben eingebüßt haben; wenigstens kann man sich des Gedankens kaum erwehren, da er durchaus darauf besteht, nicht spielen zu wollen. Letzt hatten

wir nun alle Urſache zu hoffen, daß er ſein Verſprechen an die Frau von Poutot, es vor einigen ſehr wenigen Kennern thun zu wollen, erfüllen würde; er zog mich aber ſelbſt gleich in ſein Intereſſe, ihm dazu behülflich zu ſein, daß er davon frei käme. Natürlich war mir die Freiheit eines ſolchen Künſtlers heiliger, als mein eigenes Vergnügen, ſo ſehnlich ich ſelbſt auch wünſchte, ihn wieder zu hören.

Vier und dreißigster Brief.

Wien, den 31. März 1800.

Die Faſten ſind beendigt. Was die wieder eingetretene Zeit der Fleiſchesluſt für ein neues Leben ins Volk bringt, iſt recht merkwürdig anzuſehen. Ueberall begegnet man langen, hohen und tiefen Wagen, mit vier ſtarken Pferden beſpannt, voll ganzer geſchlachteter und für die Fleiſchbank zubereiteter Ochſen, andere voll Schweine, ſo hoch aufgepackt, als der Wagen es tragen mag, wieder andre ganz mit Hammeln angefüllt. Alle Fleiſchbänke, die hier in mehrern Hauptſtraßen vertheilt ſind, liegen hoch angefüllt, und alles Volk ſchleppt ſich bis ſpät in die Nacht hinein mit großen Maſſen von Fleiſch.

Auf allen Plätzen ſtehen Italiener in offenen Buden ohne Zahl mit großen dicken geräucherten Würſten aller Art aus, und ſelten begegnet man einem Bürger, der nicht ſeine Wurſt, auch wohl mehrere in der

Hand oder unterm Arm nach Hause trägt.

Die Einladungen zum Schmause für die ersten Tage und Wochen der neuen Schmausereien jagen sich, und es wird in der ersten Zeit nicht viel freie Wahl der Gesellschaft bleiben.

Die Theater wollen sich aber nicht füllen, das Murren über die erhöhten Preise nimmt zu, und man muß sehr vorsichtig in der Wahl der Stücke sein, um das Lautwerden des Unwillens zu verhindern. Dazu gehört denn vorzüglich, daß man solche Stücke wählt, in welchen beliebte und geehrte Schauspieler auftreten. Zu diesen gehören hier auch gar sehr die Herren Ochsenheimer und Koch. Den ersten kennst du, und er hat von seiner Kraft, seinem guten Anstande und seinem Raffinement im Spiel nichts verloren. Ich hab' ihn gelegentlich beim Grafen Lamberg und dessen alten Italienischen Abbé, dem Cicerone bei den hetrurischen Vasen, auch als einen Naturkündiger kennen gelernt; ein von ihm bekanntes Schmetterlingswerk wird sehr geschätzt. Herr Koch ist einer der anständigsten,

gefälligsten Weltmänner für Anstandsrollen, den ich je auf irgend einem Theater gesehn. Den Verlust seiner Tochter, der Madame Rose, fühlen die Wiener noch sehr tief, und ich erleb' es nicht selten, daß Kunstfreunde von ihr mit Thränen in den Augen sprechen. Madame Händel hatte auch darin hier einen schweren Stand, daß sie in mehrern Rollen auftrat, in welchen man jene noch in frischem Andenken lebende Schauspielerin anbetete. Indeß war zuletzt doch eine große Partie, welche Madame Händel hier zu behalten wünschte, und es schien bereits ausgemacht zu sein, daß sie hier bleiben würde, als man sich am Ende doch über das Gehalt nicht vereinigen konnte. Madame Händel hatte von wirklichen Reichsgulden, nach dem eigentlichen Werth, und die Direktion von Papiergulden, nach dem gegenwärtigen Kours, gesprochen. Es mengten sich persönliche Animositäten darein, und so zerschlug sich die Unterhandlung, und Madame Händel bleibt willens, ihre längst projektirte Italienische Reise, sobald es die Kriegsumstände erlauben, auszuführen: „um dort

auf altem klaſſiſchem Boden die hohe Kunſt der Pantomime und Attitüde nach den höchſten Meiſtern des Alterthums zu ſtudiren, und dann vollendet ins Vaterland zurückzukehren." Sie hat uns, vereint mit ihrem Begleiter, dem Herrn Patrik Peale, noch einen intereſſanten Kunſtmorgen gewährt, in welchem ſie ihre ſchönſten Attitüden mit großem Beifall zeigte, von den Religiöſen aber, nach einer Weiſung der Polizei, in den kurzen Einleitungen und Andeutungen, die ſie vorhergehen zu laſſen pflegt, die eigentlichen Benennungen weglaſſen mußte. Beide haben auch wieder mit Kunſt und Gefühl deklamirt. Schon früher hatten ſie noch ein gemeinſchaftliches Deklamatorium gegeben, dem ich aber nicht beiwohnen konnte. Madame Bürger hab' ich aber in einem frühern Deklamatorium, welches ſie im kleinen Redoutenſaal gab, Gedichte von Bürger, vorzüglich gut, mit Kunſt und Wahrheit deklamiren hören. In andern aber leuchtete das Beſtreben nach particulem Wortausdruck, bei großer Einförmigkeit des Tons, zu ſehr hervor. Die Einnahme des

letzten Deklamatoriums von Madame Händel war den Witwen der fallenden Wehrmänner bestimmt, und das Auditorium sehr zahlreich und ansehnlich, obgleich der Eingangspreis verdoppelt war. Sie ist fürs erste nach Grätz gegangen, um von dort nach den Umständen ihren weitern Weg zu wählen.

Iffland wird hier noch immer vergeblich erwartet. Herr Schmidt, der Schauspieldirektor des Fürsten Esterhazy, welchen dieser nach Berlin geschickt hatte, um sich unsers Iffland desto besser zu versichern und zu bemächtigen, ist ohne ihn, mit der alten Entschuldigung und Versprechung zurückgekommen. Ich bleibe der Ueberzeugung, daß Iffland Berlin nicht verlassen wird. An seiner Stelle hätte ichs auch nie verlassen. Er ist Herr seiner glücklichen, fast ganz unabhängigen Lage geblieben, und wird durch ein angenehmes Besitzthum dort festgehalten; da ich hingegen durch ein Eigenthum im abgetretnen Lande gewaltsam von meiner alten dreißigjährigen, unter drei Königen von der größten Verschiedenheit behaupteten Stelle, losgerissen wurde. —

Noch eine große Künstlerin wird hier außerordentlich und allgemein bedauert. Es ist die sogenannte Imperatrice Sessi, deren Stimme von so großer Schönheit und Fülle gewesen, daß man Kenner oft mit vieler Feinheit und Einsicht streiten hört, ob ihre oder der Demoiselle Milder Stimme, schöner war. Dabei soll ihr Vortrag überaus schön und edel gewesen sein, eben so frei von allen neumodischen Uebertreibungen und Alfanzereien, als von pedantischer Strenge und Kälte. Auch war sie eine schöne heroisch gestaltete Frau von dem liebenswürdigsten edelsten Charakter, und das alles ist in der schönsten Blüte dahingewelkt! Sie ist in Florenz bei ihren Verwandten gestorben.

Die große Schönheit und Fülle der Stimme der Demoiselle Milder, hat sich wieder bei den musikalischen Volksfesten im Bürgertheater und dem großen Redoutensaal recht bewährt. In diesem, der wirklich von seltnem großem Umfange ist, ward am acht und zwanzigsten die Ausführung der Collinschen und Weigelschen Volkslieder mit großer Feierlich-

keit wiederholt. Die Versammlung war die glänzendste und zahlreichste, die ich hier gesehn; der ganze Saal, alle Gallerien, alle Winkel und Gänge waren gepropft voll Menschen aus allen Ständen, daß viele hunderte zurückgehen mußten. Es war ein großer feierlicher Anblick, alle diese Menschen, schon im Voraus voll des erwarteten Gegenstandes, mit den Liederbüchern in der Hand, in hoher Spannung zu sehen; und mit welchem Enthusiasm die kräftigen Lieder Collins aufgenommen wurden! In dem Kriegseid schließt jede Strophe mit: wir schwören! unzählige Stimmen aus dem Publikum stimmten in dieses wir schwören mit ein. Eben so in dem Liede Mein überschrieben, in welchem der glückliche Oesterreicher alle seine reellen Besitzthümer hernennt, und dem Feinde am Schlusse jeder Strophe zuruft: doch bleibt es mein! ward das doch häufig mitgerufen. Und nun gar in dem Liede: Oesterreich über Alles: dessen Strophen mit den Worten anheben: wenn es nur will, da stieg der Enthusiasm aufs höchste; Klatschen, Ru-

fen, lautes Aufſchreien, Jubeln und Schluchzen, ward von dem kaiſerlichen Sitze bis in den Saal hinab und rund um ganz allgemein. Ich habe nie eine größere Senſation erlebt.

In den Melodien hatte ſich's Weigl mehr angelegen ſein laſſen, recht populär zu ſein, als den Sinn und Geiſt des Dichters zu ergreifen und ganz wieder zu geben. Einige Melodien waren auch von großer Annehmlichkeit, und wurden ſehr leicht gefaßt und freudig aufgenommen. Weigl kennt ſein Publikum, und iſt für die Oeſterreicher wie unter ihnen geboren.

Unſer Seidler hatte einen ſchweren Stand, mitten unter dieſem allgemeinen patriotiſchen Enthuſiasm und in dem unermeßlichen Raume ein Violinkonzert zu ſpielen. Indeß trug er es mit ſeiner gewohnten vollkommnen Klarheit, Reinheit und Beſtimmtheit vor, und ward mit eben ſo viel Ruhe und Aufmerkſamkeit angehört, als mit lautem allgemeinem Beifall belohnt.

Am Fünf und zwanzigſten wurden im Theater der Leopoldſtadt auch, zum

Besten der Chorsänger, Haydn's sieben Worte, und im Theater an der Wien ward den Sieben und zwanzigsten Händels Messias aufgeführt; ich konnte mich aber nach so mancher fehlgeschlagenen Erwartung der Art, nicht entschließen, zu den beiden in ihrer Art einzigen und doch so ganz verschiedenen Meisterwerken mein Ohr hinzutragen. Lieber hätt' ich in den feierlichen Tagen wieder eine Wallfahrt zu dem lieben alten Haydn gemacht; unsre Anmeldungen und Anfragen blieben aber alle fruchtlos: er konnte niemanden annehmen.

Von einem Morgenkonzert, das letzt der junge Moscheles im kleinen Redoutensaal gab, muß ich Dir noch etwas sagen. Außer einem Klavierkonzert von Mozart, das er sehr brav spielte, führte er auch eine Symphonie von seiner Arbeit auf, aus welcher ein recht angenehmes Talent hervorleuchtete; daher blieb die melodiöse Partie daran auch die wichtigste. Ich glaube wirklich, daß sich sein Talent vorzüglich zur Singekomposition hinneigt, und daß er bei gehörigem Studium

der Musik und Sprache ein braver Singekomponist werden kann. Zur Instrumentalmusik gehört wol mehr Phantasie und Eigenheit, als er seinem ganzen Wesen nach zu haben scheint. Nachdem Haydn und Mozart eine Kunst erschaffen und auch gleich auf den höchsten Gipfel geführt haben, wie sie weder das Alterthum, noch irgend eine Zeit gekannt, reicht Studium und Talent zur Melodie nicht mehr hin, um etwas Bedeutendes und Grosses in der Instrumentalmusik zu leisten. Auch sind seine Lehrer, Albrechtsberger und Salieri, zu denen ihn sein gutes Geschick, ganz seinen natürlichen Anlagen gemäß, führte, eher geneigt, einen guten Singekomponisten aus ihm zu bilden. Dieser wird der folgenden Zeit vielleicht auch eher Noth, als der andre, der mehr geboren als erzogen werden will.

Den erstgenannten braven Theoretiker und Harmoniker hat die Kunst in den letzten Tagen verloren. Albrechtsberger starb nach langem Leiden an Steinschmerzen; seine Krankheit hat mir auch das Vergnügen geraubt,

ihn wiederzusehen. Als ich ihn eines Tages besuchen wollte, hörte ich ihn schon auf der geräuschvollen Straße in seinem Zimmer heftig schreien, und als ich mich meldete, mußte ich leider erfahren, daß der arme alte Mann am Stein so unausstehliche Schmerzen litt. Für den theoretischen Unterricht in der Musik geht recht viel an diesem braven Manne verloren, und solche Männer werden in unsrer leichten Virtuosenzeit immer am wenigsten wieder ersetzt. Sein Lehrbuch der Komposition hätte gewiß auch durch sein längeres Leben eine größere Vollendung erhalten: denn wenn es gleich durch gute Anordnung und Ausführlichkeit, auch durch den Reichthum gut gewählter Beispiele eines der besten ist; so erfüllt es doch noch nicht den Wunsch des wahren Künstlers und Kunstphilosophen, die Kunst auf einfache Grundprinzipien zurückgeführt zu sehen, aus welchen die wesentlichen Regeln der Kunst klar und bestimmt hervorgehen, und alles Willkührliche und Unwesentliche desto sichrer und bestimmter linker Hand zu stehen kömmt, und durch echte Kritik, für Das

was es wirklich ist, gewürdigt und herabgesetzt wird.

Herr Romberg hat mir eben erst vor wenig Tagen Deinen langen Brief gebracht. Er kömmt nur leider zu einer sehr ungünstigen Zeit her, indessen werde ich — wiewol selbst meines längern Aufenthalts ungewiß — gerne alles Mögliche für ihn durch einheimische Freunde und Gönner zu bewirken suchen. Ich sprach sogleich der edlen Fürstin Lobkowitz von ihm, die sich gewiß mit ihrer großen Güte und Herzlichkeit für ihn interessiren wird. Sein Name muß ihm auch schneller als jedem andern durch alle Hindernisse durchhelfen: denn unser Bernhard ist hier ganz so geliebt und geschätzt, wie er es verdient; man weiß hier auch, daß die ganze Familie sich durch musikalisches Talent auszeichnet. Dieser Bruder bringt auch von Prag den Ruf mit, daß er einen schönen vollen Ton auf dem Fagott und reinen Vortrag, auch sehr viel Fertigkeit hat; und in Prag soll das musikalische Publikum schwieriger sein, als das hiesige. Es rühmt sich auch, Mozarts großes

Genie und den hohen Werth seiner Hauptwerke am ersten anerkannt und belohnt zu haben, und noch haben diese dort wol ein eifrigeres, enthusiastischeres Publikum, als hier, wo die Neuen nicht selten die Alten für eine Zeitlang verdrängen, die größten oft vor dem Schwarm der vielen rüstigen und geschicktesten Kunstjünger kaum durchdringen konnten. Ich besinne mich noch sehr wohl, daß zur Zeit des Kaisers Joseph, der selbst sehr viel Musik trieb, und in einer langen Unterredung, die ich über Theorie und Praxis in der Musik mit ihm hatte, viel gute und ausgebreitete Kenntnisse in der Tonkunst verrieth, Haydn's herrliche Symphonien, die damahls schon halb Europa beglückten, in dem Hoftheater gar nicht gespielt werden durften. Der Kaiser vermischte sie, wahrscheinlich durch das Bemühen der ihn zunächst umgebenden Tonkünstler, noch immer mit Haydn's frühesten Cassatio's, die ihm nur als Burleske und der hohen Kunst unwürdig erschienen. Doch liebte der Kaiser die Italienische Opera buffa recht sehr, und Wien besaß damahls eine vortreffliche Truppe,

die nur bald darauf in Paris durch die Truppe des Théatre de Monsieur, welches mehrere der Wiener Sänger an sich gezogen hatte, übertroffen wurde.

Damahls war überhaupt die Singepartie die glänzendste hier, und viel größer, als jetzt. Man spürt es wirklich nur zu sehr, daß Wien lange kein Italienisches Theater gehabt. Die kurzen Zwischenvorstellungen, welche durch Crescentini's und Brizzi's Gegenwart veranlaßt wurden, haben nur die neuesten Maniren dieser erfindsamen, reizenden Künstler sehr unvollständig auf rohe Naturstämme geimpft und gepfropft. Die eigentliche Schule, ohne welche es kein zusammenstimmendes Ganze und im guten und besten Naturtalent auch keine bestimmte Vollendung und Dauer geben kann, fehlt hier jetzt mehr als je, und geht mit den einzelnen absterbenden, oder sich entfernenden Künstlern immer mehr verloren. Die Abschaffung und Aufhebung der Klöster hat dem Chorgesange auch großen Abbruch gethan, und wenn nicht bald eine wohlbegründete, großgedachte und

großeingerichtete Singeanſtalt hier fundirt und zu allgemeinem Gebrauch erweitert wird, ſo läuft Wien, die erſte und älteſte und reichſte Reſidenz der Muſik in Deutſchland, Gefahr, bald ohne wahren Geſang und ohne Enſemble in ſeinen Darſtellungen zu ſein. Das Publikum ſelbſt leidet an dieſem Mangel des echten Geſanges und des ſicher und kräftig wirkenden Enſembles; es hört jetzt alles durcheinander auf gleiche Weiſe und in gleicher Unvollkommenheit vortragen. Nichts in ſeiner Art ganz wie es ſein ſollte. Wo ſoll denn dem Ohr und Gefühl die Bildung, dem Geſchmacke die Sicherheit herkommen? Der böſe Krieg ſtört auch hierinn die Ausführung von Entwürfen und Vorſätzen, die zur Abhelfung dieſes Bedürfniſſes eben gefaßt waren und in Thätigkeit geſetzt werden ſollten, und wol im Stande geweſen wären, Wien auch für die Muſik und lyriſche Bühne wieder zu der Höhe zu heben, auf der es einſt ſchon ſtand; dadurch die herrliche Kaiſerſtadt auch von dem Vorwurf

zu befreien, daß es sich gerade hier in der Kunst, welche hier so allgemein geliebt und genossen wird, und gerade nur in ihr allein, hat verschlimmern können.

Fünf und dreißigster Brief.

Wien, den 1. April 809.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon von dem Klavierspieler Stein gesprochen, ein Sohn des ehemahligen genialischen Instrumentenmachers in Augsburg, dem er auch an kräftiger äußerer Bildung und an der herzlichsten Naivetät sehr gleicht; ein Klavierspieler von großer Kraft und Genialität. Ich hörte ihn zuerst an demselben Orte und auf demselben Fortepiano, an welchem uns die Frau von Ertmann so hoch entzückte, bei Herrn von Szenesgall, mit dem größten Vergnügen und dem herzlichsten Antheil spielen. Eine seltne Kraft mit der tiefsten Innigkeit gepaart, überraschte mich an seinem großen Vortrage, mit dem er einige der schwersten Bethovenschen Sachen und dann auch Variationen von seiner eigenen Arbeit spielte, die voll Erfindung und tiefem Gefühl, dabei von ungeheuerer Schwierigkeit waren. Ich habe ihn

seitdem besucht, um sie noch einmahl auf seinem herrlichen Streicherschen Fortepiano zu hören; er hat mir mehrere Sachen von seiner Arbeit hören lassen, die alle von eben so fleißigem Studium, als von großem Talent zeugen. Er ließ mich auch eine neue Arbeit für die Opernbühne sehen und Einiges daraus hören, welches recht viel vom Ganzen erwarten läßt; mich dünkt die Oper hieß: die Geister der Mitternacht. Der arme Mann leidet aber dergestalt an der Brust, daß ihn das Wenige ganz erschöpfte, und ihm kaum Athem genug blieb, mir seine Noth zu klagen, wie er auf keine Weise habe durchdringen können, eine seiner Arbeiten auf die eigentlichen Operntheater zu bringen; er werde deshalb diese neue Arbeit, die wirklich einen großen Sinn und Styl verrieth, wieder auf das kleine Leopoldstädtsche Theater bringen müssen, für welches er bereits eine Pantomime mit vielem Erfolg gearbeitet hat. Es kränkte ihn desto mehr, da er die mittelmäßigen Arbeiten eines verstorbenen Herrn Fischer und so manches Andere mit großem Pomp und Aufwand

aufführen sehen müsse, und es also nur an Mangel an gutem Willen für ihn liegen könne. Es ginge zwar sehr vielen jungen talentvollen Komponisten so, und selbst Männer wie Salieri, Bethoven, Romberg, Kanne u. a. m. hätten darüber zu klagen, daß man ihre Arbeiten zurücksetze oder gar nicht annehme, während oft das Publikum sich lange Zeit mit sehr mittelmäßigen alten und neuen Sachen behelfen müsse. *)

An dem Herrn Kanne hab' ich hier auch ein ausgezeichnetes Talent, und einen Mann von tiefem Sinn und Gefühl kennen lernen. Sein Orfeo, von ihm gedichtet und komponirt, hat hier bei seiner ersten Erscheinung große Wirkung gethan, und soll wirklich ein Werk von eigener Kraft und Genialität sein. Es ist aber auch wieder von der Bühne verschwunden, wie Bethovens und Rombergs nur ein paar Mahl gegebene Opern.

*) Der brave junge Künstler ist im verwichenen Sommer an der Lungensucht gestorben. Schade um das herrliche Talent!

Mir thut es ſehr leid, daß ich dieſe drei Werke hier nicht zu hören bekomme. Von Kanne hab' ich indeſſen Cantaten und kleinere Sachen geſehen, die mich mit Achtung für ſein Talent erfüllt haben. Er iſt eben als Kapellmeiſter zum Theater nach Peſth in Ungarn gegangen, und bricht ſich da vielleicht, und von dort aus auch hier, eine freiere Bahn.

Den ſehr geſchickten Mechaniker Mätzel hab' ich letzt auch beſucht, und manche ſeiner überaus künſtlichen Werke mit Bewunderung geſehen. Manches größere Werk war nur nicht eben im Stande. Doch war ein ſehr künſtlicher Trompeter in Lebensgröße eben wieder in Ordnung und vollen Putz gekommen, der alle militäriſchen Märſche mit großer Kraft, Reinheit und Beſtimmtheit blies. Herr Mätzel verlangte von mir den großen Triumphmarſch aus meiner Oper Brenno, für ſeine vollſtändige militäriſche Muſik, die ich von ſeinem ſchönen Uhrwerk im Palaſt des Herzogs Albert mit vielem Genuß gehört habe, und ich habe ihm die Partitur der Oper dort gelaſſen. Jetzt beſchäftigt er ſich mit der Erfindung und

Ausführung künstlicher menschlicher Beine und Füße, die durch vielfache Gelenke im Knie und am Unterfuß den natürlichen Beinen und Füßen so nahe kommen sollen, daß jeder, der ihrer benöthigt ist, sich derer mit Leichtigkeit, ohne Stock und Krücke, wird bedienen können.

Wenn ich je Lust haben könnte, die Eleganz eines Palastes zu beschreiben, so würde es der Palast des Herzogs Albert sein, der sehr reich ist an schönen geschmackvollen Auszierungen in Tapeten, künstlichen Fußböden und Decken, Vorhängen, Möbeln und Geräthschaften aller Art, großentheils von Oesterreichischen Fabrikaten. Auch mehrere recht schöne und viele angenehme Gemählde und Kunstwerke aus Marmor und Bronze sieht man da in der ansehnlichen Bildersammlung, Bibliothek und in vielen Sälen und Zimmern vertheilt.

Der ganze Palast hat bei seiner Größe durchaus einen heitern, freundlichen Charakter und seine freie Lage auf einer der Hauptbastionen macht ihn einzig. Die Bastei selbst

hat durch den Anbau dieses Palastes eine schönere Planirung und Einfassung gewonnen, und der Palast gewährt den Promenirenden auch einen Durchgang nach den untern Straßen.

Man besieht diesen Palast um so lieber, da die kaiserliche Burg den neugierigen Fremden wenig Glänzendes und Sehenswerthes darbietet; man müßte denn die reichen Kunst- und Naturaliensammlungen in daran stoßenden Gebäuden dazu zählen, deren Größe und Reichthum wahrhaft kaiserlich und bewundernswürdig ist. *)

Der Herzog Albert selbst ist ein leutseliger freundlicher alter Herr, der gerne und oft Gesellschaft bei sich sieht; bald in größern Diners, denen die Erzherzöge öfter beiwohnen, unter denen der Erzherzog Karl bereits zum Erben aller dieser Herrlichkeiten bestellt ist;

*) Von diesen herrlichen Kunst- und Naturaliensammlungen findet man ausführlichere Nachricht in Arnds Reisen durch Deutschland, Italien u. s. w. und in Ucklanski's Briefen über Polen, Oesterreich u. s. w.

bald in kleinern Diners von gemischter Gesellschaft, die sich da eben so wohl an der Tafel als im Gesellschaftssalen gefällt.

Der kaiserliche Hof selbst ist für einen Fremden unzugänglich, und lebt in einer völligen Abgeschlossenheit ein einförmiges Familienleben, ohne Aufwand und äußern Glanz; dieses so wenig, daß man die Erzherzöge, die in den allereinfachsten Zivilkleidungen, ohne alle Auszeichnung und Begleitung, die öffentlichen Promenaden und Lustbarkeiten häufig besuchen, hundertmahl begegnen kann, ohne daß man die mindeste Ahnung von ihrem Range hat. Selbst die schöne kaiserliche Prinzessin Louise macht in Begleitung Einer Dame und Eines Hoflakeien, der in einer ganz einfachen Hoflivorei von weiten folgt, weite Fußpromenaden auf den Basteien und Wällen, ohne sich durch irgend etwas im Aeußern von andern eleganten Damen zu unterscheiden. Den Kaiser sieht man am wenigsten, und nur bei öffentlichen großen Feierlichkeiten, die hier sehr selten sind, im Wagen sitzend. Für den Charakter, die Gutmüthigkeit und An-

länglichkeit des Volks, geschah dieses auf eine sehr bezeichnende Weise zur Jahresfeier des Tages, an welchem der Kaiser nach der Austerlitzer Schlacht und dem Preßburger Frieden wieder nach Wien zurückgekehret war. Der Hof hielt einen förmlichen, festlichen Zug nach der Metropolitankirche, von seinen Garden und hohem und niederm Hofstaate umgeben, wobei der Kaiser in einem großen, durch viele Fenster erleuchteten Wagen saß, und mehrmahlen mit Freudenausrufungen begrüßt wurde, die er mit freundlichen Gegengrüßen erwiederte.

Große Präsentationen finden bei Hofe nur am Neujahrstage bei der großen Cour Statt, wobei der ganze Hof in voller Galla erscheint. Dabei thun die Garden und die vielen prächtigen Uniformen und glänzenden Dekorationen des hohen Adels immer die meiste Wirkung.

Jetzt ist die Deutsche und Ungarische Garde, die bisher die einzige beständige Hofpracht ausmachte, völlig aufgelöst; sie sind den andern Truppen gleich gesetzt und der Armee

einverleibt worden. Es werden diesmahl keine Mittel verabsäumt, um die Armee so stark als möglich zu machen, und ihr eine bessere Form und Einrichtung zu geben. Keine Armee ist aber auch wol je mit größerem Vertrauen auf ihren Zustand und ihren Anführer in den Krieg gegangen.

Der Erzherzog Karl weilt indeß immer noch hier, und es fängt viele eifrige Patrioten an zu beunruhigen, ob auch nicht der wichtigste und größte Moment zu Eröffnung des Feldzuges verabsäumt werden möchte. An der andern Seite scheint Alles im eifrigsten Vorrücken zu sein, und die kaiserlichen Truppen in Böhmen und Ober- und Niederösterreich brennen vor Ungeduld, zu schlagen. Da die große Verschwiegenheit im Kabinette und in den Büreaus das Publikum aber außer Stand setzt, die Lage der Sachen ordentlich beurtheilen zu können; so ergiebt sich dieses auch wieder mit bewundernswürdiger Ruhe und Sicherheit in alles was geschieht und nicht geschieht. Es giebt vielleicht kein zweites Reich in der Welt, in welchem man eine so große

Unternehmung, vom allgemeinen Eifer thätig unterstützt, mit solcher vollkommnen Ruhe und Sicherheit ausgeführt sehen könnte. Auswärtige, die dieses gute treue Volk nicht wirklich und täglich vor Augen haben, können daran gar nicht glauben.

Endlich hab' ich auch ein paar freie helle Stunden zum Ersteigen des schönen herrlichen St. Stephansthurms anwenden können. Das ist eine ganz artige Luftreise; aber auch wie belohnend! Nahe an fünf hundert Fuß beträgt die Höhe dieses kühnen, höchst zierlichen Thurms, an welchem man im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte nicht viel weniger als hundert Jahre baute. Es fehlen ihm nur wenige Fuß an der vollen Höhe des Münsterthurms zu Straßburg. An Kühnheit, Kunst und Vollendung giebt er ihm nichts nach; auch hat er noch, wie das ganze Gebäude, seinen vollen Reichthum an künstlichen Gothischen Verzierungen in zahllosen Köpfen und ganzen Figuren, auf das Künstlichste in Stein gehauen; dahingegen die Barbaren der Schreckenszeit jenem ehrwürdigen Monumente der

Gothischen Kunst seine künstlichen Verzierungen großentheils mit Gewalt zerstörten und zertrümmerten, und mit den Trümmern den Platz vor der Kirche pflasterten, um das Vergnügen zu haben, die Köpfe der Heiligen mit Füßen zu treten.

Eine ansehnliche Anzahl Glocken sieht man in der Mitte des Thurms, wovon die größte an fünfhundert Centner schwer sein soll: einer ihrer Klöppel allein wiegt an siebenzehn Zentner. Ueber der Uhr läuft eine Galerie um den Thurm, welche zu der heitern und wohleingerichteten Wohnung der Wächter führt. Welch eine herrliche Aussicht eröffnet sich da dem Auge! Schon die Stadt mit ihren zahllosen Vorstädten, denen man wol drei Meilen im Umfange giebt, und alle die großen weitläufigen Gebäude, alle die Kirchen und Klöster mit ihren mannichfaltigen, verschiedenartigen Thürmen, und das unbeschreibliche Gewühl von Menschen, Pferden, Wagen, Schiffen auf dem Strome, der sich in drei Armen vielfach durch und um die ganze Masse schlängelt — das Alles giebt schon einen großen

imposanten Anblick. Verfolgt man nun den Strom nach beiden Seiten, und sieht alle die lieblichen Eilande und Inseln, die er umfließt, sieht den herrlichen Kranz von Bergen von den schönsten mannichfaltigsten Formen, theils freistehend, theils bewachsen, mit Schlössern und Burgen bebaut, von Dörfern und lustigen Pflanzungen eingefaßt, und läßt das Auge dann bis tief in Ungarn hinein schweifen, wo das Schloß von Preßburg wieder einen schönen Ruhepunkt giebt. — Es ist ein unbeschreiblicher Reichthum. Und wie viel schöner und bilderreicher werd' ich diesen Anblick nicht ein zweites Mahl genießen, wenn ich alle die schönen lieblichen Dörfer, Flecken und Lustörter erst wieder werde besucht, und die alten zum Theil erloschenen Bilder aufgefrischt haben!

Auch hier bezeigt sich die Wiener Polizei wieder groß. Im untern Theile des Thurms standen unzählige Wasserkufen, die über tausend Eimer Wasser enthalten sollen; Spritzen, Eimer, Leitern und Alles was zur Löschung in Feuersgefahr nur irgend erfoderlich ist, steht in großer Menge und in der größten Ordnung

da. Viele ganz besonders für diesen Thurm bestimmte Männer, müssen auf das erste Zeichen der Wächter, die immer auf der höchsten Höhe wohnen, herbeieilen, und an ihre bestimmte Stelle und Arbeit treten.

Es erfüllt doch nichts so sicher mit Achtung für eine Stadt und ein Volk, als dergleichen große und zweckmäßige Anstalten mit Verstand und Sinn angeordnet, und mit großem Aufwande und Liberalität ausgeführt. Wenn man auch schon viel Großes in der Welt gesehen hat, wird es Einem hier doch oft so zu Muthe, als sah man es noch nie so vollständig als hier. Vieles verdankt zwar einer alten herrlichen Zeit seinen Ursprung, doch ists auch sehr rühmlich, den alten Besitz mit solcher Liebe und Sorgfalt zu erhalten.

Ich weiß nicht, ob ich dir schon gesagt, daß die neue literarisch-poetische Zeitschrift: Prometheus, welche Herr von Seckendorf und Doktor Stoll, mit Unterstützung der Generaldirektion des Theaters unternahmen, mitten im Laufe des Jahrganges aufgehört hat, aus Schuld des Verlegers, wie

die Herausgeber sagen, auf welche jener aber wieder eben so geschwind die Schuld wälzt. Daß sie die rühmlich unternommene Sache für ihr Publikum zu hoch angefangen, und sich von keiner Seite nach dessen Geschmack und Bedürfniß gerichtet, ist wol leider nur zu gegründet. Sie wollten aber auch beides, Geschmack und Bedürfniß, höher stellen, und wenn sie's auch dazu gleich anfangs zu hoch angefangen, und dann auf ihre Ansicht der Sache bestanden haben: so haben sie freilich Unrecht, und dürfen sich nicht wundern, wenn die gute Sache in Stocken gerieth. Die Absicht der Generaldirektion des Theaters war wol, für ihre Ideen und Einrichtungen an der Zeitschrift ein Organ zu haben, um durch dasselbe in mancherlei Rücksicht auf das Publikum zu wirken. Dazu mögen sich die Herausgeber nun eben nicht gar zu bereitwillig haben finden lassen. Sie hatten das Ideal der Kunst vor Augen, und wollten nur dieser huldigen und dienen. So konnten sie aber nur ein zerstreutes Publikum in der ganzen Deutschen Kunstwelt haben, wie denn auch

ihre theilnehmenden Mitarbeiter in der ganzen Deutschen Welt zerstreut lebten. Wenn nun andrer Seits auch wieder der Verleger nicht Eifer und Ordnung zur Befriedigung dieser anwandte: so war es freilich von keiner Seite möglich, sie am Leben und im Gange zu erhalten, so gut und lebenvoll sie auch begonnen hatte. Der Doktor Stoll hat sich in der letzten Zeit schon ganz von ihr losgesagt, und Herr von Seckendorf ist jetzt bemüht, sie durch eine andre entfernte Buchhandlung wieder in Gang zu bringen. Es wäre nach dem rühmlichen Anfange sehr zu wünschen, daß die Mitarbeiter, die ihr bereits ein so hohes Ansehen gaben, nicht vergeblich in Bewegung gesetzt worden sein, und manches so gut und groß Begonnene, auch bald wieder erfreulichen Fortgang und Beendigung erlangen möchte.

Den Doktor Stoll hab' ich in der letzten Zeit öfter gesehen, und mich seines poetischen Geistes und kindlich heitern Charakters oft zu erfreuen gehabt. Dieser ward nur durch die Zeitumstände auch nicht selten be-

fährdet. Er hat einen bestimmten Gehalt als Theaterdichter, kann aber nicht wohl für das tägliche Brot immer Das liefern, was die tägliche Noth erfodert, und da giebt es denn häufige Unzufriedenheit und Beschwerde. Er ist einer von den Kunstmännern, denen man ein freies, sorgenfreies Leben bestellen müßte, damit er seinen Ideen und Launen nachleben könnte, und gewiß die Kunst, und selbst jeder, der auch jetzt glaubt, Ursache zur Unzufriedenheit zu haben, hätte weit mehr Gewinn davon, als eine kontraktmäßige Leistung je gewähren könnte. Er hat mir mehrere gar liebe und lustige phantastische Sachen vorgelesen, voll Witz und froher Laune; und wenn diese auch in Deutschland noch keine Schaubühne und kein Publikum haben: so ist ihre Erscheinung doch ein wahrer Gewinn für die Deutsche Kunst, die gerade von dieser Seite am dürftigsten und bedürftigsten ist. Stoll hat indessen hier den Vortheil, daß das Andenken an seinen Vater, der ein sehr geachteter kaiserlicher Arzt war, noch frisch und lebhaft ist; auch hat er außer der Theaterdirek-

tion, die sich bisher für ihn interessirte, Freunde und Vorsorger unter Männern, wie Hartel Retzer, Collin, u. a. und so werden seine mäßigen Wünsche, die sich auf den einen Hauptwunsch gründen, in seinem lieben lustigen Vaterlande zu bleiben, auch wol leicht erfüllt werden, und seinem Gemüthe die Freiheit und Behaglichkeit erhalten werden können, die für ihn und uns allen ein reicher Quell der Freude werden kann. In einer beklommenen Stunde der letzten Zeit hat Stoll ein gefühlvolles Gedicht an seines Vaters Geist gemacht, das Dir gewiß auch Vergnügen gewähren wird; ich leg' es Dir hier bei.

Was sagst du denn zu allen meinen Schmerzen?
Hast du nicht einen Balsam für den Sohn!
Wenn er das Weh in Thränen wegzuscherzen
Sich krönet mit des Künstlers Märtyrkron?

Was sagst du denn zu allen meinen Leiden?
Geliebter Geist im stillen Schattenland!
Wenn sie mir hier den Busen wild durchschneiden
Von reiner Flamme, weil er früh erbrannt?

Vermagst du nicht den Keim empor zu heben,
Den der Gemeinheit Fuß in Staub vertrat?
Zu kräftigen zu frisch entfaltnem Leben
Die gern versprochne goldne Früchte-Saat?

In Sturmes Wuth der liebeleeren Zone
Zerschüttert wild die süße Blume stand;
Ob Einer aus der halb verfallnen Krone
Die Königin des mildern Himmels fand?

Kennst du das Kraut, in dessen grüne Spitzen
Natur der Stärkung Segenskräfte schließt?
Die Rinde nicht, in deren dunkeln Ritzen
Geheimnißvoll der Quell des Lichtes fließt?

O presse mir aus höh'rer Pflanzen Triebe,
Am Sonnenborn geläutert labelau,
Aus nimmer weikbar treuer Vaterliebe
Den Thränentrank, zerknickter Herzen Thau!

Daß ich vielleicht gesenkt auf Frühlingsmoose,
Am Mutterbusen inniger Natur
Sie unbewußt im Duft der jungen Rose
Einathme, deine süße Himmelskur!

Daß nicht erstarre mir das Herz zum Steine,
Das schwerer schon im schweren Busen schlägt;

Daß ich noch einmahl, und gesund mich weine
Zur Lebensfluth, wenn gleich vom Schmerz erregt.

Den Leichten gabst du oft die ernste Gabe,
In Erdenkunde schon ein Himmelsgeist:
Gieb deinem Sohn mit höh'rem Wunderstabe
Nun Lebensodem, nun du Alles weißt.

Es ahnet nicht die Welt von unserm Bunde,
Und wie du mein, und wie ich dein geblieben;
Sie trennt die Kunst unwürdig von der Kunde,
Sie wissen nicht, wie sich die Geister lieben!

Und hättest du die Gräber all verschlossen:
Dir stieg kein Lebensgenius herauf!
Vom Dichter ist das Leben ausgeflossen!
Die Muse schließt den Himmel selber auf!

Jos. Lud. Stoll.

Sechs und dreißigster Brief.

Wien, den 5. April 1809.

Nun scheint es Ernst werden zu wollen. Die Wagen des Erzherzogs Karl sind alle, in großer Anzahl, gepackt, und fangen an abzugehen. Es heißt, er selbst werde heute oder morgen zur Armee abgehen; so auch der Kaiser und die ganze kaiserliche Familie.

Ein Russischer Kurier, der ehgestern ankam, soll die Zusicherung der Neutralität gebracht haben, und mehr soll man diesmahl nicht gewünscht und erwartet haben, weil man sich selbst stark genug glaubt. Die wichtigsten Schätze und Kunstsammlungen werden indeß eingepackt, und zum Versenden nach Ungarn bereit gehalten. Die Ungarischen Kavaliere geben fleißig nach Ungarn ab und zu, und suchen ihre Nation zum Aufsitzen der sogenannten Insurrektion anzufeuern. Graf Palfy, Mitglied der Theaterdirektion, der auch in Ungarn war, hat eine Rede gehalten und be-

kannt gemacht, worin er den Adel nachdrücklich auffodert, dem Monarchen in seinen Unternehmungen kräftig beizustehen, und zur Erhaltung der Nationalwürde und Vorrechte mit der größten Anstrengung sich zu rüsten.

Der Fürst Esterhazy ist auch seit einigen Wochen mehr auf seiner Ungarischen Herrschaft in Eisenstadt, als hier. Graf Apponi hält sich auch schon seit mehreren Wochen ganz in Ungarn auf; indessen hab' ich noch immer den Genuß der interessantesten Gesellschaft und Unterhaltung. Auch seiner Gemäldesammlung, die noch neu und doch schon sehr ansehnlich ist, und seiner vortrefflichen Bibliothek, reich an schönen Ausgaben der Klassiker, verdanke ich manche frohe genußvolle Stunde.

Wie allgemein der große Eifer für das kaiserliche Haus ist, hat auch der gute alte Herzog Albert selbst bewiesen, indem er ausdrücklich verlangte, bei der Armee angestellt zu werden, um auch das Seinige für die allgemeine Sache zu thun. Da man aber geglaubt hat, ihn wegen seines hohen Alters persönlich schonen zu müssen, hat man ihn

ersucht, die Oberaufsicht über die Hospitäler von Wien aus zu übernehmen, und er selbst hat seinen Eifer dafür mit einem Beitrage von Einhundert tausend Gulden, zur Herbeischaffung einiger fehlenden Dinge, sogleich thätig bezeugt. Auf ähnliche Weise unterstützte er auch schon im Laufe des ungewöhnlich harten und langen Winters die bedürftigen Familien der kleinen Bürger, die, zum Nachtheil ihres Gewerbes, persönlich in die Landwehre eintraten. Der Herzog war gewohnt, dem Hofe und Adel jeden Winter eine große Fete zu geben. Als die Zeit herankam, befahl er seinem Haushofmeister, ihm eine genaue Berechnung anzufertigen, was eine solche Fete, ohne alle Schmälerung, bei der jetzigen theureren Zeit, in welcher die Preise der auswärtigen Luxusartikel so sehr gestiegen und immer noch steigen, kosten würde; und es kamen einige und sechszig tausend Gulden heraus. Er befahl sogleich, diese Summe für jene armen Bürger an die Wohlthätigkeits-Kommission zu bringen, und entschuldigte sich bei Hofe mit den Zeitumständen, die ihn nöthigten,

die gewöhnliche Fete diesmahl zu unterlassen.

Das Publikum fährt fort, sich guten Muths und vertrauenvoll zu beweisen; selbst die Maskerade, mit welcher die frohe Zeit der Fleischeslust wieder eröffnet wurde, war zahlreich und lustig, wenn sie auch gleich nicht so glänzend war, als die Maskeraden vor den Fasten.

Das Wetter begünstigte auch den Durchmarsch der letzten schönen Kavalerieregimenter, die vortrefflich beritten waren, und aus den schönsten kräftigsten Menschen bestanden, wodurch denn auch wieder die gute Stimmung und Hoffnung des Volks neu belebt wurde. Von allen Regimentern, die in den Vorstädten, oder doch nahe bei der Stadt Halt machten und übernachteten, sah man die muntere rüstige Mannschaft häufig truppweise in der Stadt umhergehen, um die Merkwürdigkeiten zu besehen: am häufigsten und längsten verweilten sie bei der schönen Statue Josephs auf dem herrlichen Josephsplatze, und äußerten nicht selten lebhaft ihr Andenken und ihre Verehrung für diesen vortrefflichen Kaiser, der in seiner so kurzen Regierung unglaublich

viel für die Vervollkommnung der Armee und des Staats gethan hat, und bei längerem Leben und glücklicheren Kriegen gewiß Alles was noch zu wünschen bleiben mochte, standhaft durchgeführt haben würde.

Ich habe die angenehmen Tage auch zu einer recht schönen Fahrt nach dem Kaltenberge und dem Leopoldsberge benutzt, und mich der großen wunderschönen, unbeschreiblich herrlichen und reichen Aussichten erfreut, die besonders vom Leopoldsberge vollkommen zu genießen sind. Ich darf sie Dir nicht beschreiben, da Du die schöne Beschreibung davon in Arnds Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich zur Hand hast. Ich könnte doch nur wiederholen, was der gefühlvolle, geistreiche Mann mit so erfreulicher Gemüthlichkeit genossen und mitgetheilt hat. Auch die schönen freundlichen, zum Theil prächtigen Dörfer, voll neuem zierlichen Anbau, die man auf dem Wege berührt, haben mir ungemein viel Freude gemacht. Zwar standen die vielen großen und kleinen Landhäuser der Wiener noch leer, die gerne alle

den Sommer außer der Stadt, in den ſchönen mannichfaltigen Dörfern zubringen, aber des ſpäten Frühjahrs und der großen Veränderlichkeit der Witterung wegen, welche die beſondre gebirgige Lage von Wien erzeugt, nicht gern vor Ende Mais hinausziehen. Doch kennt ich das große luſtige Leben, welches ſie im Sommer dort verbreiten, aus vorigen Zeiten, und konnte mich jetzt deſto reiner des großen allgemeinen Wohlſtandes der guten luſtigen Landbewohner ſelbſt erfreuen. Auch über dieſe ſpricht Arnd mit eben ſo viel Wahrheit als Empfindung.

Ich dränge mir noch alle angenehme Genüſſe möglichſt zuſammen in dieſen Tagen; unter ihnen war mir der eines Quartetts bei Herrn von Szmesgall der reinſte und ſchönſte, wo die Frau Baronin von Ertmann uns wieder mit ihrer großen edlen Kunſt beglückte, und einige meiner Lieblinge unter den ältern Haydnſchen Quartetten recht brav geſpielt wurden. Der Banquier, Herr von Hering, den ich ſchon in andern muſikaliſchen Geſellſchaften mit Vergnügen gehört hatte, trug ſie

auf der Violine mit Geschmack und Präzision vor. Er hat sich lange in Italien aufgehalten, und dort die Deutlichkeit und Accentuation der Nardinischen Schule gewonnen.

Die Virtuosität, die man hier unter Liebhabern findet — und besonders unter den Damen — ist ganz einzig. Die größten Virtuosen kommen gar nicht zum Spiel, und hören sehr oft ihre eigenen Kompositionen lieber von einer schönen Schülerin vortragen. Es scheint daher jenen auch oft an Eifer, sich hervorzuthun, zu fehlen, und es giebt sehr brave Künstler hier, die man das ganze Jahr hindurch gar nicht zu hören bekömmt.

Am meisten leidet die Musik jetzt an der Trägheit und Muthlosigkeit der dienenden Menge unter den Musikern. Diese scheinen fast nie den Eifer und den guten Willen ins Orchester zu bringen, ohne welchen kein reines und kräftiges Ensemble hervorgehen kann. Die meisten klagen über gar zu schlechte Bezahlung, die noch fast überall dieselbe sein soll, welche in jenen unglaublich wohlfeilen Zeiten zu einem bequemen Leben hinreichen

mochte, jetzt aber, nachdem sie durch das Papiergeld auf die Hälfte des ehemahligen Werths herabgesetzt worden ist, kaum den nothdürftigsten Unterhalt gewährt. Da ists denn freilich kein Wunder, wenn in den meisten Orchestern nur Unmuth und Unlust anzutreffen ist. Ein grosser Theil der Orchester besteht auch aus alten schwachen Männern, welche ihr geringes Gehalt längst als Pension verdient haben, jetzt aber im Dienste bleiben müssen, um jenes nur noch sich zu erhalten. Es hat einen zu langen Zeitraum gegeben, in welchem man nicht auf die nöthige Erneuerung und Vervollständigung der Orchester bedacht gewesen ist, welche durch die zunehmenden Schwierigkeiten in der Instrumentalpartie der Opern doppelt nothwendig wurde. Wenn man eine Gluck'sche Oper von dieser Seite mit einer Mozart'schen, diese mit einer Cherubinischen vergleicht, so sollte man glauben, eine stets wachsende Vollkommenheit in der Exekution habe den Komponisten den Muth gegeben, ihren Orchestern solche Schwierigkeiten anzumuthen. Und dennoch sind hier eben in dem Grade,

wie dieſe Schwierigkeiten zugenommen haben, die Orcheſter ſchwächer geworden.

Der Hauptgrund davon liegt wol in der langen Adminiſtration und Entrepriſe eines Mannes, der ſich gar nichts aus der Kunſt machte, und nur ſeinen Gewinn ſuchte. Unglaubliche Sachen hört man hier von dem Baron Braun erzählen, der ſo lange Zeit im Beſitz der Hoftheater war, und ſich große Rittergüter dabei erworben haben ſoll. Nur der beſondere Schutz des Hofes erklärt die Möglichkeit, daß Ein Mann, ohne Sinn und Geſchmack für die Kunſt, in einer Stadt wie Wien, die ſich gerade durch Leidenſchaft für die Kunſt der Muſik und des Schauſpiels beſonders auszeichnet, Hof, Publikum und Künſtler auf eine Weiſe tiranniſiren konnte, die ſich manche andre kleine Stadt nicht würde gefallen laſſen haben.

Unbegreiflich bleibt es immer, wie ein Publikum, das ſeit Jahrhunderten das Größte und Beſte in der Muſik beſaß, das noch vor fünf und zwanzig Jahren das beſte Deutſche und Italieniſche Theater hatte, ſo wenig zu einem fe-

sten und ekeln Geschmack gebildet worden ist, daß es sich eine Zeitlang so schlecht behelfen konnte. Jetzt geschieht Vieles, besonders für die Oper, um die Kunst wieder zu ihrer ehemaligen Höhe zu heben, und was der edle Eifer und Enthusiasmus eines Oberdirektoren vermag, wird durch den Fürsten von Lobkowitz auch gewiß erreicht werden. Schon im vergangenen Winter ist in der Errichtung einer eigenen Harmonie von zwölf geschickten jungen Leuten, zur Verstärkung und Vervollkommnung der Blasinstrumente der verschiedenen Orchester, und zu Bestreitung der auf der Bühne selbst vorkommenden Musiken, ein sehr guter Schritt geschehn, und wenn Herr Möser, der ehemahls das Berliniſche vortreffliche Orchester so gut anführte, den Ruf für eines der Hoftheater annimmt, und es der Direktion gelingt, für das andere einen Künstler, wie Herrn Spohr, zu gewinnen, und diese mit ihren ausgezeichneten Talenten und Kenntnissen auf die junge Künstlerwelt wirken und in ihr den Eifer wecken, der ihr jetzt zu fehlen scheint; so wird auch die Orchestermusik

ſich bald wieder zu der Größe heben, die Wien ſonſt berühmt gemacht hat. Es thut mir leid, die Namen einiger junger Künſtler, die ich in den verſchiedenen Quartetts kennen lernte, nicht behalten zu haben, um ſie als rühmliche Ausnahmen auszuzeichnen; beſonders erinnre ich mich mit Vergnügen eines ſehr braven jungen Violiniſten, der die Quartetts des Herrn Krafts führte, und eine große Sicherheit in ſeiner kräftigen Exekution beſitzt. Der Sohn des trefflichen Violoncelliſten Kraft, der ſo rühmlich in die Fußſtapfen des Vaters tritt, und die Anweſenheit Rombergs ſo gut benutzt hat, nannte ich Dir wol ſchon als einen jungen Künſtler, von dem Alles zu erwarten iſt. Dieſe braven Männer, obgleich in Dienſten des Fürſten Lobkowitz, verſtärken bei großen Opern auch oft das Orcheſter in den Hoftheatern. Wie viele brave Künſtler mögen nicht noch in Oeſterreich, Ungarn und Böhmen in den kleinen Kapellen der vielen Fürſten und Herren ſein, aus denen vielleicht das erſte Orcheſter der Welt zuſammenzuſetzen wäre, wenn das rechte Auge ſie herauszuſuchen und

der rechte Arm sie an ihre Stelle zu setzen, durch die äußern Umstände auch gehörig begünstigt und unterstützt würde.

Aber von Schönbrun, dem Lustschlosse und der ehemahligen Lieblings-Sommerwohnung der Kaiserin Maria Theresia, muß ich Dir etwas mehr sagen. Nicht von dem Schlosse selbst, das kein besseres Ansehen hat gewinnen können, da es einmahl nicht im besten Geschmack und Styl aufgebaut ist, noch von seiner innern Einrichtung, die weder an Pracht noch Geschmack gewonnen hat; denn der jetzige Hof bewohnt es nicht, sieht es nur selten, und gefällt sich weit besser in Lachsenburg, ein paar kleine Meilen weiter von Wien: aber von dem herrlichen Wachsthum der seltnen und seltensten ausländischen Gewächse, die seit funfzig, sechszig Jahren mit der größten Sorgfalt und echt kaiserlichem Aufwande aus allen Weltgegenden dorthin geschafft wurden, von denen muß ich Dir etwas mehr sagen, als Arnd und fast alle neuern Reisenden davon gesagt haben. Wenn der wohlthätigen, ewig schaffenden, still fort-

wirkenden Natur nur Zeit und Ruhe gelassen wird, so kann der Mensch sich auch ihrer grossen und schönen Erzeugnisse in immer wachsender Fülle, sicher erfreuen. Hier sieht man auch auf das allererfreulichste, was weise Sorgfalt, wird sie ununterbrochen auf einen bestimmten Gegenstand gewendet, in funfzig, sechzig Jahren zu bewirken vermag. Vielleicht kein Garten in Europa erfreut sich eines grössern Reichthums der schönsten ausländischen Gewächse, und ohne eine unglückliche Nacht und die Nachlässigkeit einiger Gartenknechte, würde er noch weit grösser sein. Zugleich mit dem Tode der edlen Kaiserin erlitten aber die grossen kaiserlichen Treibhäuser in einer strengen Winternacht des Jahrs 1780, einen fast unersetzlichen Verlust. Während der Krankheit des alten Gärtners war den Gartenknechten die Besorgung der Heizung überlassen; sie unterliessen sie gerade in jener bitter kalten Nacht, wollten am Morgen darauf den Fehler durch übermässiges Heizen wieder gut machen, und tödteten in dem grossen Treibhause die schönsten Gewächse; Zimmthäume, die vor einigen

und zwanzig Jahren mit der größten Sorgfalt von Martinique herübergeführt worden waren, von armdicken Stämmen und den herrlichſten Kronen, und unter ſehr vielen andern köſtlichen Pflanzen auch eine Coccoloba grandifolia von zwanzig Fuß Höhe mit zwei Schuh breiten Blättern.

Im Jahr 1753 fing man hier bei Schönbrunn an, die Pflanzung ausländiſcher Gewächſe ernſtlich zu betreiben. Kaiſer Franz der Erſte intereſſirte ſich ſelbſt mit großem Eifer dafür, und hatte an ſeinem vortrefflichen Leibarzte, dem berühmten van Swieten, einen weiſen Rathgeber und eifrigen Theilnehmer dabei. Man berief den bekannten Blumiſten Adrian Steckhoven von Leyden, und den Gärtner Richard van der Schot von Delft; dieſer brachte ſchon aus Holland eine große Anzahl der ſeltenſten ausländiſchen Pflanzen mit; jener erbaute hier ein großes Treibhaus und mehrere Glashäuſer. Der berühmte Nicolaus Joſeph Jaquin wurde von dem Kaiſer im Jahr 1754 ſammt dem Gärtner Schot nach Südamerika

und Westindien geschickt; sie gingen nach den Inseln Martinique, Grenada, St. Vincent, St. Eustache, St. Christophe, St. Martin, St. Barthelemi, nach Kruba, Jamaika, Kuba und Curaçao, und sammelten fünf Jahre lang die schönsten und seltensten Gewächse für Schönbrunn. Die Bäume schickten und brachten sie alle von Mannshöhe und Armsstärke; diese brachten ihr eigenes vaterländisches Erdreich in großen Klumpen mit, die auf das sorgfältigste emballirt waren, damit die Wurzeln während der Reise nicht von ihrer Erde entblößt werden möchten. In großen Barken kamen sie erst auf Martinique an, von da wurden sie nach Marseille eingeschifft, und so fort nach Livorno. Maulthiere brachten sie von dort nach Schönbrunn. Andre große Lieferungen kamen über Amsterdam an. Jacquin selbst kam erst im Jahr 1759 mit der siebenten Ladung von der Havanna über Ferrol zurück. Millionen hat diese herrliche Sammlung gekostet.

So reiche, schöne, wohlkonservirte Sendungen ausländischer Pflanzen waren noch für

keine Europäische Anlage je herübergekommen, und bis jetzt kömmt daher auch noch keine andre dieser in Schönbrunn gleich. Maria Theresia setzte diese groß begonnene Anstalt mit gleichem Eifer nach dem Tode des Kaisers fort; ja es schien, als wenn sie ihre große treue Liebe für den Kaiser, dessen Tod sie äußerlich, wie im Herzen, ihr ganzes übriges Leben hindurch tief betrauerte, durch die sorgsame Pflege seiner Lieblingspflanzung mit besonderer Zärtlichkeit an den Tag legen wollte. Van Swieten blieb auch bis ans Ende ihr vertrauter Leibarzt, und so konnte es dieser großen Anstalt nicht an guter Pflege und erwünschtem Fortgange fehlen. Der große Verlust der herben Winternacht ward der bereits sterbend kranken Kaiserin verhehlt.

Kaiser Joseph setzte die Sorgfalt und Freigebigkeit seiner Eltern für diese Pflanzung rühmlichst fort, und sandte mehrere Botaniker und Gärtner nach Amerika; und auch diese waren wieder fünf Jahre lang, von 1783 bis 1788, glücklich bemüht in Herbeischaffung der schönsten Pflanzen, und schickten und brachten

viele große Lieferungen davon nach Schönbrunn. Joseph ließ die ansehnlichen Treibhäuser noch erweitern, und neue dazu erbauen; dieses hat auch Kaiser Franz der Zweite gethan. Unbeschreiblich groß ist daher die Anzahl und Pracht der im Freien und in Treibhäusern aufgebrachten und schönerhaltnen fremden Gewächse. Jacquin hat in vier großen Foliobänden, auf fünf hundert großen Kupferplatten die Gewächse richtig und sauber abgebildet und schön illuminiet, unter dem Titel: Hortus Schönbrunensis, bekannt gemacht, und in der Vorrede dazu die Geschichte dieses Gartens und all der kostbaren Missionen ausführlich beschrieben. Herr Professor Sprengel hat davon auch in seiner reichhaltigen Gartenzeitung, deren längere Fortsetzung sehr zu wünschen wäre, einen Auszug und eine Anzeige geliefert.

In Wien und Triest ist auch 1805 von B. D. Mauchart ein vierhundert ein und sechszig Seiten langes Verzeichniß der Pflanzen dieser schönen Anlage herausgekommen, unter dem Titel: Schönbrunns botani-

ſcher Reichthum. In dieſem Werke ſind die Blüte, die Blütenzeit, das Vaterland der Gewächſe und die Stelle, wo ſich jede Pflanze in Schönbrunn befindet, ſorgfältig angegeben. Bei der Ausarbeitung iſt der Verfaſſer den Species plantarum von Willdenow gefolgt. Für den reiſenden Dilettanten ein ſehr nützliches Unternehmen.

Auch für die Menagerie zu Schönbrunn ſind von den bereits genannten Monarchen öfter vertraute Perſonen nach allen Welttheilen ausgeſchickt worden, und man ſieht jetzt, wenn gleich in geringerer Anzahl als ehemahls, doch noch viele ſchöne, herrliche und ſeltne Thiere hier beiſammen. Als: Elephanten, Löwen, Leoparden, Kanguru's, Beutelthiere, weiße Bären, Pelikane, Adler von allen Arten, den Strauß, Caſuar und viele andre große und kleine ſeltne Thiere.

Der Umfang und die zweckmäßige Eintheilung und Einrichtung dieſer Menagerie iſt an ſich ſchon merkwürdig. Jedes Thier wird ſeiner Natur und ſeinen Gewohnheiten gemäß, im Freien oder im Beſchluß gehalten, und

man ſieht es allen an, daß ſie wohl genährt und in Allem gut unterhalten werden.

Dem Volke, und beſonders der Jugend, gewährt dieſe ſchöne Veranſtaltung, die, wie alle kaiſerliche Anlagen und Kunſt- und Naturſchätze, immer Allen frei und offen ſteht, große Luſt, und Schönbrunn iſt ſicher auch deshalb ein ſehr beſuchter Luſtort. Der Hof zieht Laxenburg vor, welches weit reicher an allerlei künſtlichen und luſtigen Anlagen und Späßen iſt, mit denen der ehemahls ſehr einfache ruhige Park faſt überfüllt worden ſein ſoll. Dieſes und die größere Entfernung hat mich diesmahl abgehalten, eine Fahrt dorthin zu beeilen. Mich kränkt faſt nichts auf eine ſo empfindliche Weiſe, als wenn ich eine ſchöne Natur, oder Anlage von reinem ſanftem Charakter, mit Künſteleien überladen ſehe.

Sieben und dreißigster Brief.

Wien.

Wie Vieles mir von Wien diesmahl noch zu sehen und genießen über blieb, erfahr' ich erst recht in diesen Tagen, da ich mich das Versäumte nachzuholen bestrebe. In der schönen großen Roßau, einer Vorstadt mit vielen großen öffentlichen und Fabrikgebäuden, sah ich gestern auch die kaiserliche Porzellainfabrik, eine große weitläufige Anstalt, die über achthundert Menschen beschäftigt und reichlich ernährt. Es sind dabei über fünfhundert Arbeiter, gegen zweihundert Mahler und an neunzig Weißdreher und Poussierer beschäftigt. Die Kanzelei der Fabrik besteht aus dreißig Menschen. Der Modellmeister Grassi leitet die Kunstarbeiten. Zu Engelhardszell befindet sich noch ein Porzellain-Hülfswerk, das einige und vierzig Menschen beschäftigt. Die Fabrik hat an Schönheit und Mannichfaltigkeit in den Formen und an Feinheit der Mahlerei

in der letzten Zeit sehr gewonnen; besonders aber zeichnet sie sich vor allen mir bekannten Porzellainmanufakturen in der Vergoldung aus. Die ist so schön, so vollkommen und, wie man in Wien versichert, auch so dauerhaft, wie keine andre. Der Vorrath in der Niederlage war gar nicht ansehnlich, denn die Fabrik hat nach Rußland und der Levante so viel Absatz und große Bestellungen, daß sie kaum nachkommen kann. Indessen waren Probesachen von großer Schönheit und Kostbarkeit da. Eben beschäftigte man sich mit einem großen Blumenstück zum Aufsatze, nach einem herrlichen Originalgemählde von Huisum, aus der vortrefflichen Gemählde sammlung des Grafen von Czernin. Die Ausführung schien mir so glücklich und vollendet, daß es eins der größten Kunstwerke der Art werden kann.

Die schöne Gemählde sammlung des Grafen von Czernin ist in der letzten Zeit auch durch die Magdalene von Füger, mit welcher ich ihn vor einigen Monaten beschäftigt fand, sehr angenehm bereichert worden. Es ist ein gar liebliches reines Bild geworden.

Ich besuchte dann noch den liebenswürdigen Französischen Architekt Moreau, der sich hier ganz etablirt hat, und eben mit großen Bauten für den Fürsten Esterhazy beschäftigt ist, und fand seine sehr lieb. Familie in einer großen, heitern und elegant eingerichteten Wohnung gar lustig häuslich beschäftigt. In einem großen Gebäude von mehrern Höfen wohnt er in einer kleinen Abtheilung einer Ecke des Gebäudes so geräumig und bequem, als mancher Eigenthümer eines ganzen Hauses in andern Städten kaum wohnt, So große und ansehnliche Gebäude giebt es auch in den hiesigen Vorstädten, bloß auf Spekulation für nie fehlende wohlhabende Miether erbaut.

Dann sah ich auch auf dem Wege zum Etatsrath Frank, bei dem ich die Abschiedsmahlzeit hielt, einige große öffentliche Gebäude und Anstalten, die allein schon Ehrfurcht für diese kaiserliche Residenz einflößen können. Die größte der hiesigen Kasernen, die an vier tausend Mann, Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere, sehr bequem faßt, und allen, jedem nach seiner Art, eine geräumige, fast prächtige

Wohnung gewährt. Ein herrliches Gebäude, mit großen schönen Höfen, bepflanzt mit Pappeln und andern Bäumen. Die ökonomische Einrichtung soll nach der Angabe des unsterblichen Lasey so gut und zweckmäßig sein, daß der Soldat hier wirklich für den Zuschuß, den er von seinem Solde zur Oekonomie giebt, sehr gut und reichlich genährt wird. Man sieht's den schönen Leuten auch an, daß es ihnen wohl ergeht.

An die Kaserne stößt das große militärische Lazareth, welches nach der andern Seite ganz frei steht, und einen sehr großen Umfang und mehrere geräumige Höfe und Plätze hat.

Nach der Vorderseite, der großen Alstergasse zu, kömmt man an das große bürgerliche Spital, das mehr noch als andre imponirt, und Achtung und Ehrfurcht einflößt. Doppelt große Vierecke schließen schöne große Höfe ein mit herrlichen Rasenplätzen, um welche schattige Gänge von Maulbeerbäumen und Pappeln laufen. Da können sich die Genesenden von den drei, vier tausend Kranken,

die hier stets beisammen sind, angenehm sonnen und ergehen. Auch ihre schöne große Kirche haben sie im Bezirk ihrer Mauern, die eine kleine Stadt einzuschließen scheinen. Die innre Einrichtung soll, in Absicht auf Heilart und Pflege, ganz musterhaft sein, und Alles, was in die Augen fällt, spricht dafür. Alles ist reinlich und höchst geräumig; die Kranken liegen in großen, wohldurchlüfteten Sälen, jeder in seinem Bette allein. Es soll gar kein zweischläfriges Bett in der großen Anstalt geben, seitdem der vortreffliche Frank die Direktion darüber führte. Es muß ihm sicher sehr nahe gelegt worden sein, daß er sich entschließen konnte, eine solche Anstalt, die ihm selbst so unendlich viel verdankt, zu verlassen, um dem, wenn auch noch so großen und schmeichelhaften Rufe nach Rußland zu folgen. Ich verließ nicht ohne Wehmuth die wohlthätige Anstalt, um nach seinem nahegelegenen Hause zum Abschiedsbesuch zu gehen; denn auch er denkt Wien zu verlassen, sobald es die Kriegsumstände erlauben. Vielleicht lehrt aber das Uebel selbst noch, einen solchen Mann

nicht gehen zu lassen, dessen unschätzbare Erfahrungen während eines so langen und so höchst thätigen Lebens doch eigentlich durch nichts ersetzt werden können.

Der fatale Krieg hindert mich an der Ausführung eines angenehmen Reiseprojekts, welches mehrere Einladungen, die mir aus Ungarn, Grätz und Salzburg kamen, erzeugt hatten, und wozu ich die schönen Frühlingsmonate zu benutzen dachte, um so auch wieder bei einer Rückkehr über München, mein liebes Tyrol noch einmahl zu sehen. Indem ich nun, wenigstens für den gegenwärtigen Augenblick, allen jenen Herrlichkeiten den Rücken zukehren muß, werfe ich noch einen freudig dankbaren Blick auf das liebe herrliche Wien, und fasse meine Erfahrungen und Empfindungen gerne in Eins zusammen.

Wien ist gewiß für Jeden, der des frohen Lebensgenusses fähig ist, und besonders für den Künstler, vielleicht auch ganz besonders für den Tonkünstler, der angenehmste, reichste und frohste Aufenthalt in Europa. Wien hat Alles, was eine große Residenzstadt

bezeichnet, in einem ganz vorzüglich hohen Grade. Es hat einen großen, reichen, gebildeten, kunstliebenden, gastfreien und gesitteten, feinen Adel; es hat einen reichen, gefälligen, gastfreien Mittel- und Bürgerstand, dem es eben so wenig an gebildeten und wohlunterrichteten Männern und liebenswürdigen Familien fehlt; es hat ein wohlhabendes, gutmüthiges, lustiges Volk. Alle Stände lieben das Vergnügen und Wohlleben, und für alle ist gesorgt, daß sie jedes Vergnügen, was die moderne Welt kennt und liebt, in guten Veranstaltungen finden, und mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit genießen können. Eine vortreffliche Polizei sorgt für die Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Sicherheit der Stadt, wie fast keine andre in der Welt. Wien hat das vollkommenste Steinpflaster, welches auf das sorgfältigste unterhalten, und das zu jeder Jahrszeit mit großer Anstrengung und Sorgfalt, rein und bequem gehalten wird. Eine große Anzahl besoldeter Menschen und Fuhrwerke sind Jahr aus Jahr ein, oft Tag und Nacht, mit Kehrung und Freihaltung,

mit Wegführung alles Unraths und mit Spritzen der Straßen und Promenaden beschäftigt. Die Stadt und Hauptvorstädte werden ununterbrochen das ganze Jahr, auch bei Mondschein, wie immer, mit vielen tausend Laternen reichlich und vollständig erleuchtet. Die Fuhrwerke aller Art, wie man sie wünscht und bezahlen mag, sind sehr zahlreich und gut unterhalten, und stehen unter genauer Aufsicht der Polizei, so daß man um einen sehr billigen Preis sehr gut bedient wird, ohne je Verdruß und Streitigkeiten zu erleben. Das Eigenthum ist für eine so volkreiche Stadt auf eine höchst seltne Weise gesichert. Es wird wenig gestohlen, und das Entwendete von der Polizei leicht wieder herbeigeschafft. Drei hundert Polizeisoldaten und eine Brigade Reiter halten die vollkommenste Ruhe und Ordnung in der Stadt und den Vorstädten, ohne je durch ihr Betragen lästig zu werden; man bemerkt sie kaum. Es wird durchaus keine Straßenbettelei gelitten, und die Anstalten dagegen, wie die Vorkehrungen zur Versorgung der wahrhaft Bedürftigen, sind so zweckmäßig

als menschlich. Die Kranken- und Heilungsanstalten sind groß und musterhaft; die grenzenlose Vorsorge erstreckt sich auf die Todten wie auf die Lebenden. Die Feueranstalten sind vortrefflich; die große und kleine Post ist musterhaft eingerichtet; die Lebensmittel werden in unglaublicher Menge und von der höchsten Güte und Vortrefflichkeit von allen Seiten herbeigeschafft; die Märkte aller Art sind mit den nöthigen Produkten für jedes Bedürfniß, wie für jeden, auch den feinsten und höchsten Luxus, zu jeder Zeit angefüllt, und stehen unter der genauesten Aufsicht der Polizei, die jede Uebertheurung, jeden drückenden Wucher unmöglich macht. Aus den rund um liegenden fruchtbaren und reichen Provinzen wird Wien das ganze Jahr mit dem vortrefflichsten Fleische jeder Art und den köstlichsten Fischen, mit dem herrlichsten und feinsten Wild aller Art, mit Feld- und Gartenfrüchten von der vollkommensten Güte und Schönheit aufs allerreichste und überflüssigste versorgt. Die Oesterreichischen und Ungarischen Länder versorgen die Hauptstadt mit sehr gu-

tem, gesundem und feurigem Weine, zu denen der Reiche noch mit großem Aufwande die besten und feinsten Weine aller andern glücklichen Länder füget. In der Stadt und im ganzen Lande hat das Volk neben dem guten Landweine ein kräftiges schmackhaftes Bier und vortreffliche gebrannte Wasser.

So vollkommen wie für den Unterhalt und die Ernährung Aller gesorgt ist, wird auch für das Vergnügen aller Stände gesorgt. Die fruchtbare, herrliche, unaussprechlich reiche und schöne Natur rund um Wien, ist zu den anmuthigsten Lustorten jeder Art benutzt. Der Augarten und Prater, die Lustschlösser Belvedere, Schönbrunn, Laxenburg, der Kaltenberg und Leopoldsberg und unzählige schön bebaute Dörfer in den freundlichsten üppigsten Thälern und Ebenen gelegen, bieten allen Ständen die bequemsten, zierlichsten, schönsten Versammlungsplätze, zu jeder nur erdenklichen Lust wohleingerichtet, dar. Der herrliche Donaustrom und der angenehme Wienfluß beleben die meisten Gegenden und Lustorte. Große Feuerwerke und

unzählige Volksſpiele aller Art, beleben die großen Luſtplätze.

In der Stadt und den Vorſtädten ſpielen das ganze Jahr fünf Theater von der verſchiedenſten Art. Auf den beiden Hoftheatern in der Stadt ſelbſt ſieht man Alles von großen und komiſchen Opern, von Luſt- und Trauerſpielen, was Deutſchland, und zum Theil auch Italien und Frankreich, Vorzügliches hervorbringt; eben ſo in dem großen vorſtädtiſchen Theater an der Wien, wo noch die großen romantiſchen Zauberopern mit vorzüglicher Pracht gegeben werden. Auf allen drei Theatern werden ebenfalls große pantomimiſche Ballets, heroiſche und komiſche, oft gegeben. Zwei kleinere Theater in der Leopoldſtadt und Joſephſtadt geben Volksſchauſpiele von der luſtigſten Art. Alle dieſe Theater geben an allen den Tagen, an welchen kein Schauſpiel Statt hat, große Konzerte und Muſikaufführungen der wichtigſten alten und neuen Kirchen- und Konzert-Muſiken. Außerdem werden den ganzen Winter hindurch häufig öffentliche Konzerte von fremden

und einheimischen Musikern gegeben. Feine Quartette und Liebhaberkonzerte werden auf Abonnement den ganzen Winter hindurch gehalten.

Für den Tanz hat Wien die größten und mannichfaltigsten Veranstaltungen, deren irgend eine große Stadt der Welt sich rühmen kann. Der große und kleine Redoutensaal, der Apollosaal, die Mehlgrube, die neue Welt und unzählige andre, sind Tanzsäle, die allen Ständen das schönste, heiterste, bequemste Lokal darbieten. Die Tanzmusik ist überall vortrefflich, die Bedienung mit Allem, was den Leib ergetzt, vollkommen. Und bei allen diesen Vergnügungen herrscht der beste lustigste Ton, nirgend eine Spur von drückenden Distinktionen.

An den feinsten Vergnügungen für den Geist und Geschmack ist Wien eben so reich. Die über zweimahl, wol nahe an dreimahl hundert tausend Bände starke kaiserliche Bibliothek, die auch einen großen Reichthum an vielen tausenden der wichtigsten Manuscripte besitzt; das kaiserliche Naturalienkabinet

vom größten Reichthum und der schönsten zweckmäßigsten Anordnung, auch mit schönen physischen Instrumenten und einer Bibliothek der Naturgeschichte versehen; die Schatzkammer, reich an den schönsten Edelsteinen aller Art und an künstlichen Arbeiten in solchen Steinen, in Gold, Silber und Elfenbein; das Museum, reich an Antiken in Bronze, Marmor und andern edlen Steinarten, und an geschnittenen Steinen von unschätzbarem Werthe; das herrliche Munzkabinet; die Universität mit ihren prächtigen wohleingerichteten Hörsälen für Physik, Anatomie, u. s. w., ihrer Sternwarte, Bibliothek, Naturaliensammlung, botanischen Garten; der unbeschreiblich reiche botanische Garten in Schönbrunn, mit seinen herrlichen, echt kaiserlichen, ganz einzigen Treibhäusern; die großen Anstalten für Wundärzte, für Taubstumme; die große kaiserliche Bildergalerie in zwei und zwanzig Sälen und Zimmern des schönen Belvedere aufgestellt, die eben so reich ist an Italienischen Meisterwerken aus der Lombardischen, Florentinischen, Römischen und Venetianischen

Schule, als an den schönsten Meisterwerken der alten Deutschen und Niederländischen Schule; die großen und reichen Kunstsammlungen und Gemäldekabinette der Fürsten Lichtenstein und Kaunitz, der Grafen Lamberg, Schönborn, Friese, Apponi u. a., die mancherlei Kunstschätze besitzen, die den größten Kunstsammlungen oft fehlen; die vortreffliche kaiserliche Porzellainfabrik, und Fabriken und Manufakturen jeder Art, von der künstlichsten, vollkommensten Einrichtung und den schönsten mannichfaltigsten Produktionen. Alles dieses, und vieles hier noch Ungenannte, bietet die reichste und angenehmste Unterhaltung dar, wollte man auch ohne alle Gesellschaft in Wien leben.

Diese aber ist wieder so reich, so angenehm, daß gerade an Gastfreiheit, Wohlleben, gutem freiem Ton und allgemeiner Lustigkeit Wien in der ganzen Europäischen Welt gar nicht seines Gleichen hat. Wer in Wien das Glück genießt, die Gesellschaften der verschiedenen Stände kennen zu lernen, vom hohen Adel bis zum kleinen Bürger hinab, der ge-

nießt Alles, was Europa Reizendes, Ergetzendes und Befriedigendes hat, im höchſten Grade und auf die freieſte angenehmſte Weiſe. Dabei überall, in allen Ständen, ein ſchönes, heiteres, luſtiges Geſchlecht vor Augen zu haben, das ſich nicht ziert, und ſich auch nicht frech hingiebt, iſt ein Vergnügen, das man auch nirgend in dem Grade genießt, wie in Wien.

Zu dieſen unzähligen unerſchöpflichen Annehmlichkeiten Wiens kömmt nun noch hinzu, daß eine große Anzahl von vielen tauſend Fremden aus allen Gegenden und Ländern Europa's dort lebt, unaufhörlich ab- und zugeht, Viele ſich aber auch mit Geſchmack, und nicht ſelten groß dort eingerichtet haben, und ſehr ſplendid und gaſtfrei leben. Dieſes gilt beſonders von Ruſſen und Polen, die den guten geſelligen Ton ſchon mit herbringen, und ſich um ſo leichter mit den Wienern amalgamiren. Die größten Böhmiſchen, Mähriſchen und Ungariſchen Familien leben überdem, gleich den Oeſterreichiſchen, den Winter über beſtändig in Wien, und geben ihm den Glanz und die Pracht, die Wien eigentlich zu der

großen herrlichen Kaiserstadt machen, da der Hof selbst ein eingezogenes Familienleben dem äußerlichen Prunk und Glanz vorzieht. Doch erscheint der Hof auch bei den wenigen öffentlichen Festlichkeiten, die er noch unterhält, mit großer Würde und nicht geringem Glanze. Der größte besteht indeß immer in der reichen Umgebung des hohen Adels aller Erbländer.

Die allmähligen gelinden Abstuffungen von dem höchsten fürstlichen Adel, der eine ganze, halbe oder viertel Million Gulden jährlicher Einkünfte hat, zu dem gräflichen Adel von Ein hundert tausend Gulden Einkünfte und drüber; von diesem zu dem kleinen neuen Adel, der nicht selten eben so viel, zuweilen auch wol noch mehr Einkünfte hat und verzehrt, die Banquiers und großen Guts- und Fabriken-Eigenthümer zählen sich schon dazu, und so fort durch den eigentlichen Großbürgerstand bis zum kleinen wohlhabenden Bürger hinab — und wie alle öffentlichen und großen Lustbarkeiten und Genüsse von allen Ständen, ohne alle schroffe Abtheilungen und beleidigenden Unterschiede genossen werden,

darin iſt Wien wieder ganz einzig unter allen Europäiſchen großen Städten. Wenn London auch einige Aehnlichkeit in dem erſten Theile dieſer Bemerkung hat; ſo iſts im letzten doch ſehr verſchieden. In London traut ſich ein Bürger nicht ins Parterre der großen Italieniſchen Oper, als dem Schauſpiel des Adels und der reichen großen Welt, zu gehen, ohne ſich wenigſtens durch irgend etwas im Aeußern, einen ſchönen theuern Ring, oder dergleichen, wie einen reichen vornehmen Mann zu bezeichnen; und zu einem Konzert u. dgl. was für den Adel auf Abonnement veranſtaltet wird, wie das Concert of ancient musick war, kann er auf keine Weiſe gelangen, wenn er nicht wenigſtens durch Verwandtſchaft zu jenen großen adeligen Familien gehört.

Durch die gänzliche Verbannung aller Pracht und Ziererei in der gewöhnlichen täglichen Kleidung, auch für die größten Häuſer und Zirkel, hat das geſellige Leben in Wien noch ſehr gewonnen, und ich wüßte nicht, was man ihm zu der vollkommenſten Annehmlichkeit noch hinzuwünſchen könnte.

So hab' ich das Glück gehabt, einen langen Winter in Wien so reich an Vergnügungen und Genüssen jeder Art zu verleben, wie ich bei all meinem Glück auf häufigen Reisen noch nie einen Winter genossen. Wenn ich eins daran zu bedauern habe, ist es dies, daß er zu lange Frenze blieb, um die großen öffentlichen Kunstschätze, die Winter und Sommer Jedermann mit der allerhöchsten Liberalität frei und offen stehn, und die mir bei meinem ersten Wiener Aufenthalte schon so viel Freude und Gewinn gewährten, so recht nach Herzenswunsch wieder genießen zu können. Eigene Arbeiten und die Hoffnung, auch das schöne Frühjahr, das so unendlich reich an Genüssen hier ist, noch ungestört verleben zu können, ließen mich Manches um so weniger bereuen, da die große Gastfreiheit der höchsten und edelsten, wie der größten und angenehmsten Häuser und Familien mir ein so reiches geselliges Leben täglich darboten.

Ich höre zwar auch manchen Fremden und Einheimischen sagen, daß die Gastfreiheit gar nicht mehr so groß und allgemein in

Wien ſei, als ehedem, daß die jungen Herrſchaften und neuen Häuſer ihren Vorfahren an Aufwand und Gaſtfreiheit nicht gleich kämen und ſelbſt viele der ältern großen Häuſer ſehr beſchränkt worden wären. Ich höre auch Manchen über beengende und ſchüchtern machende, ſtrenge Aufſicht der geheimen Polizei klagen, die alle freie Aeußerungen und Meinungen unterdrücke, und die Mittheilung und Ortsveränderung für Fremde erſchwere. Ich höre endlich auch über die Störung und Hemmung in der literariſchen Welt, durch die Bücherzenſur, und über Vernachläſſigung der Gelehrten und Künſtler ſo Manchen noch klagen. Nur die alte Hauptklage der meiſten Reiſebeſchreiber, über Bigotterie und Pfaffengewalt, hört' ich weder von Einheimiſchen noch von Fremden wiederholen, ſah auch durchaus nichts, als was einem redlichen Katholiken wohl anſteht.

Ich ſelbſt habe auch von allen gerügten Mängeln nicht das Mindeſte erfahren. Ich bin auf meinen Weſtfäliſchen Paß von der Präfektur in Caſſel, ohne den mindeſten Auf-

enthalt und Einwand durch Böhmen, Mähren und Oeſterreich gereiſt, habe in Wien, ohne die allermindeſte Schwierigkeit, meinen Aufenthaltsſchein erhalten, bin ſogar von der Polizei, bei vernachläſſigter Erneuerung jenes Scheins, erſt nach einigen Monaten daran erinnert worden, und habe deſſen Verlängerung auch dann ohne alle Schwierigkeit erhalten. Ich habe mehr Gaſtfreiheit gefunden, als ich habe beſtreiten können. Mir iſt bei all meinem täglichen und nächtlichen Leben in den verſchiedenſten Zirkeln und in allen öffentlichen Vergnügungen, und bei aller freien Aeußerung meiner wahren Geſinnung und Meinung, nirgend die Polizei in den Weg getreten, nirgend bin ich durch geheime Auflaurer beengt und beunruhigt worden, und ich bin doch gewohnt, aufmerkſam um mich herum zu ſchauen.

In den Buchladen hab' ich freilich ganz neue Werke, von denen die nördlichen Zeitungen Meldung thaten, nicht gefunden; von ältern Werken hab' ich auch wol manches vergeblich da geſucht; aber in Privatbibliotheken großer Herren und angeſehener Gelehrten und

Bürger hab' ich selten etwas vergeblich gesucht. So kann ich, der nur seine eigne Erfahrung niederschreibt, und nicht nachsprechen mag, was Andre schrieben und sprachen, oft sich auch wol nur einander nachsprechen mochten, ich kann von alle dem nichts sagen, denn ich erlebte nichts davon.

Freilich hab' ich in Gesellschaften und großen Zirkeln lange nicht so häufig Gelehrte und Künstler gefunden, als in Berlin. Die eigentlichen, bei der Universität und andern großen Anstalten angestellten Gelehrten, scheinen hier mehr ihren Geschäften und ihrem eigenen Kreise zu leben. Sie selbst und die ihnen anvertrauten Anstalten, werden sich vermuthlich sehr wohl dabei befinden. Selbst Männer, wie Birkenstock, Hormaier, Retzer, Stoll u. a. m. hab' ich mir aufsuchen müssen. Aber ich habe doch auch Frank, Sonnenfels, Collin, Schlegel, Hammer, Füger, Bethoven u. a. m. in Gesellschaften angetroffen. Jene Männer sind auch durch ihre bürgerlichen Aemter sehr beschäftigt, und waren es in jetziger unru-

higer Zeit wol noch mehr, als gewöhnlich.

Der Hauptadel Derer, die mit mir im Widerſtreit waren, lief doch meiſtens darauf hinaus, daß man in den meiſten Geſellſchaften Wiens weniger philoſophiſche, politiſche und kritiſche Unterhaltung fände, als im nördlichen Deutſchland; und wenn ich dem auch nicht widerſprechen konnte, ſo mocht' ich doch eben ſo wenig in ihre Klage einſtimmen. Der überwiegende Hang zur ſpekulativen Philoſophie und Kritik des Schönen, und die allgemeine Theilnahme an den Aeußerungen ſelbſt von ſolchen Menſchen, die doch nur hiſtoriſch und oberflächlich davon unterrichtet ſein konnten, hat mir ſchon längſt dem Tone der guten Geſellſchaft nachtheilig geſchienen.

Von der Wuth, die auch ſogar nicht ſelten die beſſern Weiber befällt, über politiſche Gegenſtände mit Leidenſchaft und Rückſicht auf die Begebenheiten des Tages und ihren heilloſen Folgen, alſo mit perſönlichem Intereſſe zu ſtreiten, davon mag ich gar nicht ſprechen; das iſt der Tod und Untergang aller geſelligen Unbefangenheit und Fröhlichkeit. Wer ſeine

beſſere oder ſchlechtere Meinung, ſeine auf ſelbſtändiges Urtheil wohlbegründete Ueberzeugung, oder aus ängſtlichen Rückſichten hervorgegangene, auf imponirende Autoritäten ſich ſtützende Geſinnung, nicht in ſeinem Herzen verſchließen kann, bis er den Mann findet, bei dem reine und ganze Mittheilung das rechte Ohr und Gemüth findet; der müßte billig alle größeren Geſellſchaften, deren Zweck immer nur fröhlicher Genuß ſein ſollte, vermeiden, wenn er ſich und ſeinen Nebenmenſchen anders wirklich liebte.

Dieſes Prinzip ſcheinen hier Männer von Charakter und beſtimmter Denkart aus Ueberzeugung zu befolgen. Unter ihnen habe ich auch ſehr oft im kleinen vertraulichen Kreiſe die freieſte und gründlichſte Diskuſſion der wichtigſten Gegenſtände gefunden, wenn ſie gleich im größern Kreiſe, den ſie lieber mieden als ſuchten, dieſe gar nicht berührten, und ſich da nur der allgemeinen Fröhlichkeit und dem frohen ſinnlichen Genuſſe hingaben. Werden die andern, die eines ſolchen weiſen Entſchluſſes und ſolcher männlichen Zurückhal-

tung eben so wenig fähig sind, als der gründlichen freien Untersuchung und Behandlung wichtiger Gegenstände, werden die durch Scheu vor einer höhern Aufsicht zurückgeschreckt und zum Schweigen gebracht; so kann ich das in Rücksicht auf den gesellschaftlichen Genuß, nicht anders als loben. An der wahren Veredlung der Menschheit werden jene auch wol eben nicht dabei verlieren.

So kann ich auch nach meiner innigsten Ueberzeugung unmöglich in den Tadel einstimmen, über den Mangel an allgemein verbreiteter Lektüre im Volk. Es ist mir gar zu oft in meinem Leben in der tiefen Seele zuwider gewesen, Alle von Allem mit und ohne Kenntniß, mit und ohne Gefühl und Geschmack, durch einander schwatzen zu hören; wo man keinen Gegenstand des Wissens, kein Werk der Kunst nennen kann, ohne daß nicht Jeder und Jede, bis zu den Kindern hinab, etwas darüber zu sagen hat. Selbst alsdann, wenn auch keiner aus der Menge die Wissenschaft und das Kunstwerk, von dem eben die Rede ist, studirt und genossen hat. Oft läuft da

Alles auf die armseligste, flachste kritische und historische Kenntniß des beschwatzten Gegenstandes, auf die tägliche Journallektüre hinaus, der höchstens durch historische Romane und Theaterstücke nachgeholfen wird. Allgemeine Mittheilung kann nur durch allgemein verbreiteten wirklichen Genuß des Schönen und Angenehmen und durch allgemein verbreitetes gründliches Studium interessant werden. Ob dies von der Menge je zu erreichen, jenes sich auch je weiter als bis auf das Angenehme, leicht in die Sinne fallende, erstrecken kann, daran zweifle ich sehr. Ich habe in Rom und Paris, wie in Wien und Dresden, und wo nur immer ein Schatz von herrlichen Kunstsachen aufgehäuft und auch noch so öffentlich Preis gegeben wurde, die Menge höchstens aus Neugierde nach Vielem gaffen — in Deutschland auch dieses kaum — aber nie das Schöne und Große empfinden und genießen gesehn. Dem allgemeinen gründlichen Unterrichte haben aber die meisten Pädagogen und Philantropen neuerer Zeit mehr entgegengearbeitet, als ihn gefördert. Wie nun gar da, wo es an großen

und schönen Werken der Kunst mangelt, die Besseren sich wohl nur am Buchstaben halten müssen, und die Allwisserei zu den nothwendigen geselligen Tugenden gerechnet wird! — Apollo und Minerva mögen mich immerdar schützen, wie hier vor der schnatternden Menge mit hohlen Köpfen und kaltem leerem Herzen!

Da ich nun durchaus von nichts Anderm als von meinen eignen Erfahrungen und Ueberzeugungen sprechen mag, auch nirgend Grund und Beruf zur Anklage oder Vertheidigung in mir finde: so kann ich den Wiener Aufenthalt nur als groß, reich, angenehm und lustig loben, und seiner dankbar gedenken.

Wenn man dieses heutige Wien mit dem vergleicht, was es vor funfzig, ja auch nur dreißig Jahren noch war, wie es die spätern Edikte und Verordnungen des Hofes und der Regierung, wie es alle eifrig patriotische Schriftsteller der Nation selbst und aufmerksam beobachtende, freimüthige Reisende der damahligen und spätern Zeit einstimmig darstellen; da die Straßen und Landstraßen von geistlichen Prozessionen, Aufzügen der Brüder-

ſchaften, Wallfahrten zu berühmten Wunder- und Gnadenbildern, von geißelnden, Kreuz ſchleppenden, vermummten Büßern und Büßerinnen angefüllt waren, und nicht bloß der Pöbel die heiligen Stiegen in Klöſtern auf den Knieen auf- und abrutſchte, um dadurch Sünden und Miſſethaten zu tilgen; Ketzerverfolgungen noch verdienſtlich waren; der ärgſte Preßzwang und eine höchſt drückende Bücherzenſur die edelſten Geiſtesprodukte unterdrückten und verbannten; eine auszeichnende Bildung in Begriffen und Sprache dem Staats- und Geſchäftsmann noch verdächtig dünkte; Keuſchheitskommiſſionen und Aufpaſſer alle bürgerliche Freiheit und häusliche Sicherheit ſtörten, heimliche Laſter nur um ſo mehr beförderten, und den öffentlichen die Larve der Scheinheiligkeit aufdrangen; Liederlichkeit durch gewaltſame Ehen gebüßt und geſühnt werden mußten; die unverſchämteſte Bettelei und Heuchelei durch übelverſtandne Frömmigkeit und Freigebigkeit aufgemuntert und genährt wurde; das höchſte Anſehn nur in Pracht, Verſchwendung und Ueppigkeit ge-

sucht, diese bei aller äußern Frömmigkeit und Scheinheiligkeit bis zur höchsten Ausschweifung getrieben wurde; durch öffentliche reichliche Unterstützung des Müßiggangs und der Unwissenheit, Faulheit und Verachtung der Studien geheiligt wurde; die höchsten Gehalte an zahllose untaugliche Offizianten weggeworfen wurden, die den Dikasterien selbst zur Last waren, welche durch fromme und scheinheilige, einheimische und fremde Bettler und Müßiggänger überschwemmt wurden, für die oft neue überflüssige Stellen zu den bereits unnöthigen errichtet werden mußten; Pensionen und Almosen jedem Ehr- und Fühllosen, der lieber bettelte als arbeitete, dem Staate lieber eine Last als Stütze sein mochte, mit vollen Händen ausgespendet, zugeworfen wurden; die Armee vernachläßigt und dem Wucher unersättlicher Verschwender Preis gegeben ward; die industriöse handelnde Klasse der Bürger in Verachtung lebte; die öffentliche Erziehung und Bildung der Jugend kurzsichtigen und eigennützigen Priestern und Mönchen überlassen war; der Bürger von den sei-

nern, höhern Genüssen der Kunst und des Geschmacks ausgeschlossen war, und durch Thierhetzen und Hanswürste von der Kanzel, dem Katheder und der Schaubühne in Rohheit und Dummheit, der Bauer durch Leibeigenschaft in Sklaverei gehalten wurde.

Wenn man liest und hört, wie das Alles noch beim Regierungsantritt Josephs des Zweiten auf dem Staate und dem Volke lastete, ungeachtet des besten Willens und der großmüthigsten Gesinnung seiner edlen Mutter: so muß man erstaunen, wie viel der muthige, thätige Regent während einer so kurzen Regierung bewirken und zum Theil zu Stande bringen konnte; wie das von ihm auch nur Begonnene so hat fortschreiten und in das innere Wesen der Nation kräftig eingreifen können.

Vieles war zwar schon auch während der Regierung Maria Theresiens, durch den großen politischen Charakter und Oekonomiegeist ihres Gemahls, der mit großer Klugheit in geheim thätig zu sein strebte, und sich dazu früh seines Lieblings und Zöglings Josephs zu bedienen

wußte; durch den großen Staatsmann Kaunitz, den eben so denkenden als thätigen Helden Lascy, durch den vertrauten Leibarzt van Swieten, und durch den thätigen, patriotischen Sonnenfels bewirkt, oder vielmehr vorbereitet worden. Aber dennoch sahen der eiserne Cardinal Migazzi durch die tiefe Pfahlwurzel, die er in den Religionseifer der eben so schwachen als großen Kaiserin zu schlagen wußte, stärker zu sein, als alle die andern; durch die dicken Schatten, welche seine dichtverflochtnen Aeste und Zweige rund um die edle Frau verbreiteten, drangen selten nur einzelne Lichtstrahlen hindurch, und was darunter neben ihm aufzukommen strebte, erstickte oder verkümmerte doch. Es gehörte die ganze Entschlossenheit und durchgreifende Thätigkeit eines Selbstherrschers, wie Joseph, dazu, diesen Kolossen, wenn auch nicht zu fällen, doch so zu schwächen und auszulichten, daß der Boden rund um ihn her wieder frei wurde, und mit seiner natürlichen Fruchtbarkeit nährende und erfreuliche Früchte hervorbringen konnte.

Jene hatten schon alle Kräfte anzuwenden, sich nur einer förmlichen, alles ertödtenden Inquisition zu erwehren. Die strengste Bücherzensur, und ein Schulsystem von strenger Subordination und blindem Mönchsglauben, von Pedanterei und Charlatanerie zusammengeflochten, mußte sie ersetzen.

Joseph, von Kindheit auf sehr lebhaft und thätig, voll Neu- und Wißbegierde, von seltner Festigkeit und Standhaftigkeit, bis zum Eigensinn, sah das Alles, und sah nichts von alle Dem, ohne gleich und überall nach dem Warum? zu fragen. An seinem denkenden und beobachtenden Vater, fand er stets einen bereitwilligen, treuen Belehrer und weisen Rathgeber, der seine Aufmerksamkeit früh zum Beobachten, zur Selbsterkenntniß und Menschenkenntniß lenkte, in ihm früh den Haß gegen Verschwendung, Prunk und Etikette weckte, und sich seiner bald als geschicktes Werkzeug bei der auf Selbstherrschaft eifersüchtigen Gemahlin und Mutter mit Weisheit und Klugheit bediente. Beide wußten von ihr manche Zustimmung zu wichtigen Verbesserun-

gen durch Liſt und Kunſt zu erhalten, die auf dem geraden Wege, wenn auch nicht bei der Kaiſerin ſelbſt, doch bei ihrer nächſten Umgebung undurchdringlichen Widerſtand gefunden haben würden.

Früh bereiſte Joſeph mehrere der Erbländer, immer in geheim, ſchnell und überraſchend, um ſich von ihrem wahren Zuſtande zu überzeugen, ſah überall ſcharf durch, war gerecht und ſtreng ohne Anſehn der Perſon — die erſte aller Regententugenden — und bewirkte ſtrenge Beſtrafung des Unrechts, und Verbeſſerung des Fehlerhaften. Kein Widerſtand, keine Machination, die ſich zwiſchen ihm und ſeiner edlen Mutter drängten, ſchreckten ihn ab. Kabale, heimlicher und offner Widerſtand, ja Druck ſelbſt beſtärkten ihn vielmehr in den gefaßten guten Vorſätzen, und bildeten in ihm die Geſchicklichkeit und das Vermögen aus, Allem zu begegnen, Alles zu bezwingen. So befreite er die Wallachei vom abſcheulichſten Satrapendruck; Böhmen von der Hungersnoth, die der ſchändlichſte Wucher der höchſten geiſtlichen und weltlichen Autoritäten muthwillig erzeugt hatte.

Joseph bildet mit Hülfe seines treuen Berathers und Gefährten Lascy eine ganz neue Armee durch zweckmäßige Anordnungen, weise ökonomische Einrichtungen, durch künstliche Läger und sein eignes Beispiel der Mäßigkeit, Abhärtung und Arbeitsamkeit.

Lascy, den durch alle Grade der Armee sein eignes Verdienst, und zuletzt die vertrauenvolle Empfehlung des sterbenden Daun zum höchsten militärischen Range geführt, übt unter dem Schutze seines jungen eifrigen Kaisers mit großer Weisheit und Strenge seinen Grundsatz aus, die möglichst starke Armee mit den geringsten Kosten zu stellen und zu erhalten; schafft ein neues Militärsystem, ein neues Oeconomiesystem, welches dem Staate viele Millionen erspart und den Zustand des Soldaten verbessert und sichert. Er sucht die alten, dem neuen System widerstrebenden, oder doch unbiegsamen Antagonisten unter den Offizieren von der Armee zu entfernen; indem er ihnen erlaubt, ihre Chargen an jüngere, bildungsfähigere Männer zu verkaufen, erspart er dem Staate eine große Summe an Pensionen, und ver-

schafft sich eine große Anzahl williger junger Freunde seines Systems. Sobald er seinen Zweck erreicht hatte, wurde der, dem Mißbrauche so leicht ausgesetzte Kauf und Verkauf der Chargen wieder eingestellt. Er organisirte und vervollkommnete die Artillerie und den Unterricht in der Kriegswissenschaft. Ja er reformirte durch den mächtigen Beistand Josephs den Kriegsrath, machte da die militärischen Stimmen vorgeltend, wo bis dahin die politischen und geistlichen Stimmen immer zur Lähmung aller Operationen vorgewaltet hatten.

So zeigte sich Joseph überall als ein kluger, muthiger Regent; selbst in dem kurzen Baierschen Kriege mit seinem hohen Meister, dem von ihm hochverehrten Friedrich, zeigte er große Klugheit, indem er, der sich wohl bewußt war, kein großer Krieger im Felde zu sein, das offne Feld vermeidet, und seinen stark gerüsteten Feind durch feste Läger in Böhmen und Oesterreich zwingt, seine zahlreiche Armee auf eignem Boden zu nähren, und so einen langen Krieg unmöglich macht.

Sobald Joseph die ganze Macht der Regierung in Händen hat, kündigt er Rom und der Klerisei förmlich den Krieg an; weiß überall Kirchenzucht und Religion von römischer Politik und Alfanzerei zu unterscheiden. Er setzt die Bischöfe seines Reichs in ihre alten Rechte ein, und macht sie von Rom unabhängig. Er hebt die drückende Abhängigkeit der Ordensprovinziale, Priore und Guardiane von ihren Ordensgeneralen auf, und unterwirft sie den Diöcesanbischöfen. Er behält sich als souveräner Landesherr die Verleihung der bischöflichen Benefizien vor, und nimmt die Bischöfe selbst in Eid und Pflicht; entzieht so dem päpstlichen Stuhle Sporteln und Macht, und erhält seinen Staaten dadurch wol an zwanzig Millionen Gulden, die sonst alljährlich nach Rom flossen. Er hebt endlich viele Mönchs- und Nonnenklöster auf, verwandelt viele Klöster in wohlthätige Anstalten für die Wissenschaften und die leidende Menschheit, andre in Lustorte für's Volk.

Da der eiserne Erzbischof sieht, daß er seinem Kaiser alle diese kühnen Schritte nur

erschweren, sie nicht mehr verhindern kann, ruft er den Papst selbst zu Hülfe. Dieser macht, im Vertrauen auf sein Ansehen und sein einnehmendes kluges Betragen, die, in neueren Zeiten unerhörte Reise, und erscheint in Wien; findet aber bei der höchsten Ehrerbietung für seine Person und der schmeichelhaftesten Aufnahme, die festeste Entschlossenheit beim Kaiser, in nichts von seinen Planen abzugehen, den Gegenvorstellungen und Zureden nichts nachzugeben. Der Papst wird mit Ehrenbezeigungen überhäuft; der Kaiser fördert ihn in allen seinen geistlichen Handlungen, durch die er aufs Volk zu wirken strebt, obgleich er zu solchen in der kaiserlichen Residenz gar nicht einmahl berechtigt war; der Kaiser läßt ihn indessen seine Hochämter mit allen dazu nöthigen Generalproben halten, unterstützt ihn dabei mit Allem, was die Pracht der Darstellung erhöhen kann; läßt ihn auch auf dem schönsten, größten Platz von Wien den großen öffentlichen Segen mit allen imposanten Zeremonien dem Volke ertheilen; erscheint jedoch bei allen diesen Feierlichkeiten

nicht persönlich. So übte er die vollste Gastfreiheit und Achtung gegen seinen hohen Gast, ohne dem Hausherrn etwas zu vergeben.

Der Kaiser ließ sich indeß durch die Ankunft des Papstes nicht abhalten, den Bischof von Görz, der sich gegen kaiserliche Verordnungen in geistlichen Sachen widerspenstig bewiesen, zu gleicher Zeit nach Wien zur Verantwortung zu ziehn, und ihn dann mit einem derben Verweise wieder nach Hause zu schicken. Der Papst beobachtete dabei auch als artiger Gast das Dekorum, dem Bischof, als einen ungehorsamen Unterthanen seines Kaisers die Audienz zu versagen, um die er bat. Nichts desto weniger aber erließen Se. Heiligkeit aus der kaiserlichen Residenz an den wüthenden Pater Merz ein Belobungsschreiben für seine Streitreden gegen Schriftsteller, die für die Reformation des Kaisers stritten, und forderte ihn auf, in gleichem Eifer darin fortzufahren. Gleichfalls aus der kaiserlichen Residenz ertheilten Se. Heiligkeit dem Bischof von Brünn einen schriftlichen Verweis, daß er zu leicht in die Aufhebung der Klöster eingegan-

gen, und einen angemessenen Unterricht, wie er und die Mönche sich künftig bei dergleichen Aufhebungen zu benehmen hätten, damit die Gewalt überall hervorgienge, und die gänzliche Aufhebung möglichst eluirt würde.

Joseph leidet es ferner, daß der Papst dem Primas von Ungarn und dem Bischof von Bamberg in einem, in seiner kaiserlichen Residenz gehaltenen Consistorio den Kardinalshut ertheilt, und erhält dagegen auch vom Papste in demselben Konsistorio eine große Lobrede für seine große Leutseligkeit, seine besondere Gottesfurcht, seine außerordentlichen Geistesgaben, und seinen unbeschreiblichen Fleiß in Geschäften, die Se. Heiligkeit zu bewundern sich gezwungen fühlten.

Nichts deßo weniger wurden die Bischöfe schwieriger, und viele unter ihnen, und ganz besonders der Erzbischof, machten es sich zur Pflicht, dem wohlwollenden eifrigen Kaiser jeden Schritt möglichst zu erschweren. Der Erzbischof vermochte auch noch unter den Augen des Kaisers den Gang neuerrichteter Lehranstalten zur Bildung geistlicher Lehrer zu hem-

men, dazu vom Kaiſer ſelbſt ausermählte und beſtellte Vorſteher und Lehrer Jahre lang von den ihnen angewieſenen Stellen zurük zu halten, und wo ſie einzerükt waren, ſie wieder zu vertreiben, ſie gewaltſam aufgreifen zu laſſen und nach entfernten Klöſtern zum Aufenthalte und zur beſſern Unterweiſung zu ſenden, um ſie dort der Vergeſſenheit zu übergeben, wozu die merkwürdige Lebensgeſchichte des braven Abbé Blarers allein ſchon ſehr ſprechende Beweiſe und Belege liefert.

Konnte Joſeph ſo auch nicht in jedem einzelnen Falle den eiſernen Widerſtand ſeines grimmigſten Widerſachers überwältigen; ſo ließ er ſich dadurch doch gar nicht aufhalten auf ſeiner Heldenbahn, die gröſſer und dornenvoller war, als die blutigſte der Helden, denen der Ruhm ſo gerne auf die Schlachtfelder nacheilt. Er gieht das Toleranzpatent für alle Nichtkatholiken, wodurch allen die vollkommenſte Freiheit und Ausübung ihrer Religion, allen Religionen völlige Gleichheit und Rechte zu allen bürgerlichen Aemtern und Vortheilen ertheilt wird.

Denen in kaiſerlichen Staaten häufig angeſeſſenen Juden giebt er nicht nur die bürgerlichen Rechte, er ſorgt auch für ihre Erziehung, damit ſie deren würdig werden mögen. Er hebt die Leibeigenſchaft in allen Erblanden auf, und kehrt ſich nicht an das einſeitige Geſchrei, daß der Zuſtand der Leibeigenen für den gegenwärtigen Augenblick dadurch verſchlimmert werde; es ſoll in ſeinem Reiche kein Sklave mehr geboren werden, keinem Menſchen durch das Joch des Laſtthiers der Nacken geſetzlich auf den Boden gedrückt werden. Er reduzirt die zahlloſen überflüſſigen Staatsbedienten, mit welchen ſeine wohlthätige Mutter, aus übelverſtandener gemißbrauchter Milde, die Dikaſterien dermaßen überfüllt hatte, daß ſelbſt die wenigen thätigen Mitglieder derſelben, die gewöhnlich am ſchlechteſten bezahlt waren, durch jene in ihrer Thätigkeit gehindert wurden. Er beſchränkt die eben ſo unnöthige Zahl von Penſionen, die doch meiſtens nur unverſchämten Bettlern und Scheinheiligen zu Theil geworden waren. Er ſucht auf jede Weiſe Ordnung in das verworrene

Finanzwesen zu bringen, und durch die weiſeſte Oekonomie die möglichſte Erleichterung von Abgaben dem Bürger und Landmanne zuzuſichern.

Am meiſten beſchränkt der Kaiſer ſeinen eigenen Aufwand, gibt in Allem mit gutem Beiſpiel vor, iſt mäßig, einfach, unermüdet arbeitſam, hat ſelbſt überall Aug' und Hand; fodert ſeine Nation in nachdrücklichen Reden und Schriften zur Erfüllung ihrer Pflichten, zum Patriotismus auf; ſorgt für ſie mit wahrer kaiſerlicher Großmuth und Freigebigkeit; errichtet Krankenhäuſer für viele Tauſende von der vortrefflichſten Einrichtung; errichtet Schulen für Aerzte, Wundärzte und Viehärzte in allen ſeinen Deutſchen und Italieniſchen Erblanden; bereiſt ſie alle öfters mit geringem Aufwande, um überall ſelbſt auf die Befolgung ſeiner Verordnungen zu halten.

Er verſchönert die Hauptſtadt, bereichert ſie, und die täglich wachſenden unermeßlichen Vorſtädte mit ſchönen Gebäuden, zahlloſen Fabriken; befreiet die Häuſer der Bürger von der Laſt des kaiſerlichen Hofeinlagers, nach

welchem bis dahin ein Hauptstock jedes Hauses für den Hof frei bleiben mußte; er eröffnet alle Lustschlösser und Promenaden dem ganzen Volke, verschönert sie, und richtet sie zum bequemsten Genuß für das Publikum mit Aufwand und Geschmack ein. Alles, was zum Ressort der Polizei gehört, wird vervollkommnet. Er läßt die berühmtesten Künstler kommen, um die öffentliche Schaubühne zu vervollkommnen, und mit Hülfe des größten Schauspielers und Kunstkenners seiner Zeit, Schröder, giebt er dem Nationalschauspiel eine Vollkommenheit, die solches noch nirgend erreicht hatte. Er formirt eine vortreffliche Italienische Oper, um den Kunstgeschmack und den Gesang im Publikum zu bilden. Jede Kunst, jede Wissenschaft, von deren Werth er sich überzeugen kann, findet an ihm einen Schutzmann.

Für alle diese Wohlthaten läßt er sich geduldig laut und öffentlich tadeln; auch dem zuweilen wohlverdienten Tadel der Uebereilung, der gewaltsamen Beschleunigung, der unpaßlichen Nachbildung fremder Neuerun-

gen, setzt er den festen Heldenwillen entgegen, der sich fühlt, und auch wohl ahnet, daß Dasjenige, was so nicht geschieht, wol ganz unterbleibt; daß oft zur Erreichung der Hälfte das Ganze gewollt werden muß. Vielleicht fühlte er auch schon in seinem Innern den nagenden Wurm, der früh seine Gesundheit, sein Leben untergrub, und daß er ihm das Begonnene nicht vollenden lassen würde, wenn er nicht eilte. Dann mußte aber mit der ganzen großen neuen Maschine so weit vorgerückt, durch die noch drohende Wildniß die Bahn so weit vorwärts gebrochen sein, daß den Nachfolgern der muthige Fortschritt leichter wurde, als der mühsame Rückweg. Genug, er fuhr bis ans Ende seines Lebens unermüdet in seinem Bestreben fort, und setzte sich mit wahrem Heroenmuth über das Urtheil der Menge weg, die ihn für hart, geizig, geld- und ehrsüchtig verschrie, weil er nicht die Dukaten und reichen Pfründen und einträglichen Aemter und Pensionen unter die Müssiggänger und Bettler aller Stände mit vollen Händen ausstreute. Und als ein unglücklicher Krieg

ihn mitten in seiner großen Laufbahn hinweg rafft, ohne daß er noch Erfolg und Vollendung seines mühsamen Werkes erlebt hat, stirbt er mit männlichem Muth und Vertrauen auf das Werk seines reinen Willens und Strebens einen stillen Heroentod. Sein Arzt Guarin, der die gerade Frage, wie lang er wol noch leben könne, eben so gerade mit den dürren Worten: keine vierzehn Tage, beantwortet, erfährt zum Dank für seine vertrauensvolle Offenheit noch zuletzt seine kaiserliche Großmuth und Freigebigkeit in der verdienten Standeserhöhung und einem ansehnlichen Geschenk.

Sein Bruder Leopold, der seinen kleinen Italienischen Staat weise und väterlich regierte, brachte denselben guten Willen, wenn auch nicht dieselbe hohe Willenskraft und Heldenmüthigkeit auf den Thron, mußte aber bald, durch gleichen Tod, dem zu früh Verstorbnen folgen.

Franz der Zweite wandelt in Allem, was bei seiner großen Zurückgezogenheit dem Auge des fremden Beobachters erscheint,

denſelben Weg der Mäßigkeit und Einfachheit.

So kann es nicht fehlen, dieſer Staat muß, wenn ihn das Glück nicht verläßt, und Kaiſer Franz eben ſo treue und weiſe Schülſen ſtets findet, wie Joſeph ſie in ſeinem Kaunitz, Lascy, Bathiany, van Swieten, Frank, Sonnenfels und andern würdigen und thätigen Männern fand, in ſeiner wahren innern Vervollkommnung immer weiter vorſchreiten.

Es iſt ein erfreulicher Gedanke, wenn man ſo zurückdenkt, wie in einem ſo kurzen Zeitraume, durch einen beſſern Aufſchwung der wohlthätigen Regierung, außer jenen würdigen Männern, eine ſo große Anzahl trefflicher Geſchäftsmänner, Gelehrten und Künſtler in dieſem Reiche aufgeſtanden, oder ſich doch vollends ausgebildet haben, und wenn auch gleich der allerkleinſte Theil von ihnen in Wien oder den Oeſterreichiſchen Staaten geboren worden iſt: ſo haben ſie doch da das große Feld ihrer Thätigkeit und freien Ausbildung gefunden. Wer gedenkt nicht noch

gerne mit Achtung der Namen der Thugut, Binder, Gebler, Spielmann, Born, Birkenstock, Martini, Jaquin, Ingenhous, Störck, Retzer, Rautenstrauch, Schmidt, Hell, Stoll, Guarin, Wollstein, Eckhel, Gluck, Haydn, Mozart, Salieri, Bethoven, Denis, Maſtalier, Blumauer, Collin, Füger, Zauner, Unterberger, Schönberger und viele andre mehr, die ſich dem Gedächtniß eben nicht darſtellen.

Neun und dreißigſter Brief.

Wien

Friedrich Schlegel verläßt nun auch Wien im Gefolge des Grafen Stadion, Generalintendanten der Armee, ohne ſeinen Vorſatz, Vorleſungen über die Geſchichte des Mittelalters zu halten, ausgeführt zu haben. Eine Menge Bedenklichkeiten und Formalitäten, bei der wirklichen Ausfertigung der ihm zugeſagten Erlaubniß, hat den Winter, den er ſchon dazu beſtimmt hatte, vorübergehen laſſen, und das Frühjahr, von welchem Viele noch für jenen Verluſt Erſatz hofften, reißt den ruhigen Forſcher nun gar aus ſeiner literariſchen Exiſtenz ins wilde Kriegsgetümmel. Alle die ſeinen feinen kritiſchen Sinn, ſeinen freien und tiefen Blick kennen, verſprachen ſich viel von ſeinen Vorleſungen; Andre ahneten ſchon alles Gute und Erfreuliche aus der Geiſtesähnlichkeit mit ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm, der im vorigen Frühjahr

hier, vor einem glänzenden Kreiſe von beinahe dreihundert Zuhörern und Zuhörerinnen mit großem Beifall Vorleſungen über die dramatiſche Kunſt und Literatur hielt, zu welchen der Kaiſer ſelbſt ihm ausnahmsweiſe die Erlaubniß mit eigner Hand ertheilte, und in denen ſeine und lebhafte Beifallsbezeigungen dem beredten Vorleſer fühlen ließen, daß er Menſchen von Geſchmack und Gefühl vor ſich hatte. Männer, welche die bedeutendſten Stellen am Hofe, im Staat und in der Armee bekleiden, verdienſtvolle Gelehrte und Künſtler, Frauen von der gewählteſten geſelligen Bildung hörten ihn mit ausdauernder Aufmerkſamkeit. Schlegel fand hier auch die Regſamkeit beſſerer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regſamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem Deutſchen Ernſte verſagt iſt, und lebhaften Geſchmack an geiſtiger Unterhaltung allgemein verbreitet. Auch an ihm bewieſen die Bewohner Wiens die alte löbliche Sitte, nachtheilige Schilderungen, welche manche Schriftſteller des nördlichen Deutſchlands von dieſer Hauptſtadt entwerfen, durch

die wohlwollendste Aufnahme der eben aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künstler, und durch uneigennützige Wärme für den Ruhm unserer Literatur zu widerlegen, eine Wärme, die selbst durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht hat gedämpft werden können.

So spricht Schlegel selbst in der Vorrede zu jenen, so eben im Druck erschienenen Vorlesungen, von denen Dir einen flüchtigen Ueberblick zu geben mir ein so angenehmeres Geschäft sein soll, da er mich durch ein erfreuliches Begegnen in meiner eignen Ansicht so oft bestärkt und fördert. Indem er mit der Fackel der Kritik die Geschichte der dramatischen Kunst beleuchtet, erhellt er so manche noch dunkle Partie der alten Kunst, und stellt alles Bekannte und Wissenswerthe, welches der lehrbegierige Kunstfreund bisher aus hundert verworrenen und einseitigen Schriften zusammensuchen und mühsam ordnen mußte, in seinem wohlgeordneten, klaren und reichhaltigen Vortrage so befriedigend auf, daß dem Kenner selbst nur selten Zweifel über die

abgehandelten Gegenstände bleiben können. Hier nur die Hauptresultate seiner ausführlich vorgetragenen Untersuchung:

Ein echter Kenner kann man nicht sein, ohne Universalität des Geistes.

Es giebt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker. Innere Vortrefflichkeit entscheidet allein.

Auf die Wurzel unsers Daseins muß Alles zurückgeführt werden.

Vor beinahe viertehalb hundert Jahren, wurde das Studium der alten Literatur durch die Verbreitung der Griechischen Sprache neu belebt; klassische Autoren wurden durch den Druck allgemein zugänglich gemacht; Denkmähler alter Kunst fleißig ausgegraben.

Die Gelehrten trieben bald mit dem Studium der Alten ertödtenden Mißbrauch, schrieben den Alten unbedingtes Ansehen zu, und heiligten die Nachahmung als gesetzlich.

Die Italienischen Dichter und Künstler machten es anders. Dante und Arioſt verehrten und studirten die Alten, ohne sie nachzuahmen. Michel Angelo und Raphael

machten es eben ſo mit den Antiken. Der gelehrte Winkelmann konnte darüber noch ungerecht gegen Raphael ſein. Gelehrte und Volk blieben daher auch in ihrem Urtheil über die neuern Dichter Antipoden. Taſſo und Camoens waren ihrem Volke mehr, als den Gelehrten.

Bloße Nachahmung iſt in den ſchönen Künſten immer fruchtlos.

Das Genie iſt die bis auf einen gewiſſen Grad bewußte Wahl des Vortrefflichen, alſo Geſchmack in ſeiner höchſten Wirkſamkeit.

Einige Denker, beſonders unter den Deutſchen, verſuchten das Mißverſtändniß zwiſchen dem Alten und Neuen zu ſchlichten. Die menſchliche Natur iſt in ihren Grundlagen einfach; aber jede Grundkraft kann ſich ſpalten, und in entgegengeſetzter Richtung auseinander gehen.

Das ganze Spiel lebendiger Bewegung beruht auf Einſtimmung und Gegenſatz. So kam man auf den Namen, romantiſch, für den eigenthümlichen Geiſt der modernen Kunſt, in Gegenſatz mit der antiken und klaſſiſchen.

Einzelne treffende, aber doch einseitige Bemerkungen von Rousseau und Hemsterhuis, führen auf den richtigen Satz, der Geist der gesammten antiken Kunst und Poesie ist plastisch, so wie der modernen pitoresk.

Die sogenannte Gothische Bauart des Mittelalters steht nicht der Griechischen Architektur als geschmacklos, düster, barbarisch entgegen; sie macht eben sowol ein vollständiges, in sich geschlossenes System aus, wie die Griechische. Das Pantheon ist nicht verschiedener von der Westmünster-Abtei, oder der St. Stephanskirche in Wien, als der Bau einer Tragödie des Sophokles von dem eines Schauspiels von Shakespeare.

Das freie Schweben über abweichende Ansichten mit Verläugnung persönlicher Neigungen macht den Kunstkenner.

Die Bildung der Griechen war vollendete Naturerziehung. Ihre gesammte Kunst und Poesie ist der Ausdruck von Bewußtsein der Harmonie aller Kräfte. Bei ihnen wurden aus Götzen Ideale. Ihre Bildung war geläuterte, veredelte Sinnlichkeit.

Die Bildung Europa's, iſt durch das Chriſtenthum und durch die germaniſche Stammesart der nordiſchen Eroberer entſchieden worden. Aus ihrem Heldenmuth und der chriſtlichen Geſinnung entſtand das Ritterthum. Zu der ritterlichen Tugend geſellte ſich ein neuer ſeltſamerer Geiſt der Liebe, als einer begeiſterten Huldigung für echte Weiblichkeit.

Ritterthum, Liebe und Ehre ſind nebſt der Religion ſelbſt die Gegenſtände der Naturpoeſie.

Die Anſchauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben iſt zur Schattenwelt und zur Nacht geworden, und erſt jenſeits geht der ewige Tag des weſentlichen Daſeins auf. Daher der Grundton ihrer Lieder Schwermuth.

Die Poeſie der Alten war die des Beſitzes, die unſrige iſt die der Sehnſucht. Jene ſteht feſt auf dem feſten Boden der Gegenwart, dieſe wiegt ſich zwiſchen Erinnerung und Ahnung.

Das Griechiſche Ideal der Menſchheit, war vollkommne Eintracht, und Ebenmaß aller Kräfte, natürliche Harmonie.

Das Streben der neuen Poeſie iſt, die geiſtige und ſinnliche Welt mit einander auszuſöhnen und zu verſchmelzen.

Mit dieſer Gegeneinanderſtellung und genauen Charakteriſirung der alten und neuen Kunſt, hat Schlegel mir beſonders wohlgethan: er giebt mir damit neue befeſtigende Grundſteine zu meinem längſterwogenen und zum Theil bearbeiteten Syſtem von der Entſtehung und Natur der neuen Muſik, deren Urſprung und Weſen ganz geiſtig, religiös und romantiſch iſt. Worin denn auch der Grund liegt, daß die Alten ſie nicht haben, ja gar nicht darauf kommen konnten. Wenn ich mir für irgend etwas ganz Ruhe und Muße wünſche, ſo iſt es für die gründliche Ausarbeitung dieſes Syſtems.

Schlegel theilt nun die dramatiſche Kunſt und Literatur, als ſeinen eigentlichen Gegenſtand, in die antike und romantiſche.

Die Griechiſchen Dramatiker ſind die wichtigen; die Römer waren nur ihre Ueberſetzer und Nachahmer.

Italiener und Franzoſen haben ſich im

Bestreben, die alte Bühne wieder herzustellen, am thätigsten gezeigt.

Das romantische Schauspiel ist nur bei den Engländern und Spaniern einheimisch gewesen, seit Shakespeare und Lope de Vega. Die Deutsche Bühne ist die jüngste von allen.

Die Geschichte der Entwickelung der Kunst läßt sich in der Charakteristik einiger Schöpferischen Geister darstellen.

Ein dramatisches Werk kann betrachtet werden, als poetisch und als theatralisch. Zum poetischen Gehalt ist erfoderlich, daß es Ideen, das heißt, nothwendig und ewig wahre Gedanken und Gefühle, die über das irrdische Dasein hinausgehen und sich abspiegeln, bildlich zur Anschauung bringe; — zur Darstellung auf der Bühne, auf eine versammelte Menge zu wirken, ihre Aufmerksamkeit zu spannen, ihre Theilnahme zu erregen.

Die dramatische Poesie, zerfällt in die tragische und komische. Der dramatische Dichter stellt uns äußerliche Vorfälle als wirklich und gegenwärtig dar.

Das Tragiſche und Komiſche verhalten ſich zu einander, wie Ernſt und Scherz. Der Ernſt gehört mehr der ſittlichen Seite der menſchlichen Natur, der Scherz der ſinnlichen an.

Die tragiſche Stimmung liegt in unſrer Natur, und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiſte heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendſten Beweiſe von gewaltſamen Umwälzungen menſchlicher Schickſale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewieſener Seelenſtärke, in der Darſtellung durchdringt und beſeelt: dann entſteht tragiſche Poeſie.

So wie der Ernſt, auf den höchſten Grad geſteigert, das Weſen der tragiſchen Darſtellungsart iſt, ſo der Scherz der komiſchen.

Die älteſte Komödie der Griechen war durchaus ſcherzhaft, und bildete den vollkommenſten Gegenſatz mit ihrer Tragödie. Bei den Griechen herrſcht das Geſetz: ſtrenge Sonderung des Ungleichartigen und dann wieder Verknüpfung des Gleichartigen und Erhebung deſſelben durch innre Vervollſtändi-

gung zur selbständigen harmonischen Einheit.

Das beste Hülfsmittel, um ohne Kenntniß der Sprache in den Geist der Griechen einzudringen, ist das Studium der Antike. Der beste Schlüssel zu diesem Heiligthum des Schönen ist Winkelmanns Geschichte der Kunst.

Vor der Gruppe der Niobe und des Laokoon lernen wir eigentlich die Tragödien des Sophokles verstehen. Die antiken Statuen bedürfen keines Kommentars, sie sprechen für sich.

Dies ist der Hauptinhalt der beiden ersten Vorlesungen, die sich besonders mit der Erörterung der Grundbegriffe beschäftigen; aber auch sehr reich an einzelnen fruchtbaren Bemerkungen, an tiefen Beobachtungen und Urtheilen und an eben vorleuchtenden und ergetzenden Blitzen des Witzes sind. Der Vortrag ist durchaus lebhaft und eindringend.

In den folgenden Vorlesungen lernen wir das Theater der Alten äußerlich und innerlich kennen: den Bau und die Einrichtung der Schaubühne bei den Griechen; ihre Schau-

ſpielkunſt, den Gebrauch der Masken und Alles, was zur genauen Kenntniß des wichtigen Gegenſtandes gehört. Mit Geiſt und Geſchmack handelt der gelehrte, geſchmackvolle Redner dann vom wahren Weſen der Griechiſchen Tragödie, von der Idee des Schickſals und der Bedeutung des Chors; von der Mythologie als Stoff der Griechiſchen Tragödie; von den verſchiedenen Stylen; von Aeſchylus, Sophokles und Euripides, ihrem Leben und ihren Werken; vom ſatyriſchen Drama und der alten Komödie, und von der Parodie. Von Ariſtophanes und ſeinen Werken; von der neuen Komödie oder dem Luſtſpiel.

So weit geht der erſte Band, der ſieben ſehr reichhaltige und beredte Vorleſungen enthält. In den folgenden wird das Römiſche, Italieniſche und Franzöſiſche Theater mit gleicher Gründlichkeit und Freiheit der Anſicht und des Urtheils abgehandelt. Manchem, in der Vorliebe für die moderne Kunſt Befangenen gewiß oft zum großen Aerger, aber darum nicht weniger wahr und treffend.

Wen wird nun nicht nach gleicher Behandlung der romantiſchen Kunſt und Literatur des Engliſchen, Spaniſchen und Deutſchen Theaters verlangen! In den mündlichen Vorträgen hat dieſer letzte Theil wol die größte Senſation gemacht; der Redner fand dafür in ſeinen Zuhörern ein tiefgewurzeltes Vertrauen und die lebendigere Empfänglichkeit geweckt, durch ſeine frühern kritiſchen Schriften und ſeine meiſterhaften Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Spaniſchen, denen ſchwerlich je Uebertragungen der Alten in unſere Sprache gleich kommen werden.

Es ward in Wien ſehr bedauert, daß es der Frau von Stael, in deren Geſellſchaft Schlegel Wien beſuchte, weniger hier gefiel, als ihrem freiſinnigen Begleiter, und dadurch auch ſein Aufenthalt abgekürzt wurde. Schlegel hätte ſich hier einen wirkungsreichen Kreis ſchaffen, und nach und nach bilden können. Er hätte neben ſeinen fortgeſetzten Vorleſungen die Herausgabe einer ſolchen Zeitſchrift wie Prometheus übernehmen müſſen. Lebend zugleich in der großen und gebildeten

Welt, hätte er durch seine Persönlichkeit, wie durch seinen Geist, auf jede Weise äußerst vortheilhaft auf Gesinnung und Geschmack wirken können. Auch für sich selbst wird er schwerlich irgendwo einen reichern und erfreulichern Lebens- und Wirkungskreis finden.

Vierzigſter Brief.

Prag, den 11. April 1809.

Ich habe mit meinem angenehmen, luſtigen Frankfurter Reiſegefährten den Weg hieher nehmen müſſen, als den einzigen offnen und noch ganz frei zu paſſirenden. Wir haben indeß ziemlich viel Militär begegnet, in Contremärſchen begriffen; da ein großer Theil der in Böhmen verſammelten Armee wieder zurück nach Oberöſterreich marſchirt. Vollkommnen Winter haben wir auf unſerm Wege von Wien her gehabt, Froſt und Schnee; dafür aber deſto beſſern Weg, wenn gleich hie und da die Chauſſee ziemlich ausgefahren war, und noch beſſere Expeditionen und Poſtillone. Da die Nacht indeſſen nirgend fördert, ſind wir dennoch zwei Nächte durchgefahren auf die zwei und vierzig Meilen.

Hier ſind wir im rothen Hauſe recht gut, und finden an einer ziemlich ſtark beſetzten table d'hôte auch gute Unterhaltung,

die, zu meinem besondern Vergnügen, mehrere gediente kaiserliche Offiziere in sich schließt. In keiner andern Gesellschaft wird mir's so leicht wohl und behaglich. Der männliche Charakter, die Sicherheit und Ruhe, die aus einer in Gefahren und Beschwerlichkeiten verlebten Jugend am öftersten hervorgehen, der ungezwungne freie Ton, den das militärische Point d'Honneur doch gerne auf der rechten Linie des Anständigen hält, macht mir die Gesellschaft des Militärs besonders lieb. Gesellt sich zu solchem Charakter noch höhere, feinere Bildung: so zieh' ich ihn für die Gesellschaft fast allen andern vor. Denn alsdann genieß' ich nicht nur der Sicherheit, auf keine rohe, das feine Gefühl beleidigende Art berühret zu werden; ich habe auch noch das Vergnügen, mich ohne Pedanterei und Aengstlichkeit über die Welt und die Menschen unterhalten zu können. Hier wurde mir dieses Vergnügen in nicht gewöhnlichem Grade an der erwünschten Tischnachbarschaft des Obersten R** und des Hauptmanns R**. Diesen letzten lernte ich schon in Wien an der

Tafel des Fürſten Lobkowitz kennen, und hatte oft Gelegenheit, mich ſeines patriotiſchen Eifers für die Organiſirung der Landwehre, zu der er gehörte, zu erfreuen. Hier finde ich ihn im Generalſtabe Tag und Nacht beſchäftigt. Dies ſcheint der Fall mit allen Angeſtellten hier zu ſein, mit dem Oberburggraf, Graf von Wallis, und dem Stadthauptmann, Grafen von Collowrad, zu denen mich mein Paß- und Reiſegeſchäft führte; die mir aber, bei aller Artigkeit des Empfanges, verſicherten, ſie könnten uns in den nächſten Tagen keinen Paß zur Fortſetzung unſerer Reiſe nach Dresden geben; die Truppen ſetzten ſich eben in Bewegung, und die kommandirenden Offiziere ſelbſt würden uns nicht durchlaſſen, wenn ſie uns auch mit Päſſen verſehen wollten. Selbſt die Kaufleute aus Wien und andern Oeſterreichiſchen Provinzen, die ſo ſehr nach der Leipziger Meſſe verlangen, müſſen ſich das Warten gefallen laſſen. Eben ſo wird auch den Prager Kaufleuten ſelbſt der Paß nach Leipzig unterſagt.

Ich kann mir dieſen Aufenthalt ſchon eher gefallen laſſen, da ich in Prag recht gerne etwas verweile, und auch an einigen Künſtlern, die ich bei der Hinreiſe verfehlte, recht angenehme Bekanntſchaften mache, oder alte erfreulich erneuere. So hat mich, ſammt meinem Reiſegefährten, der ſehr brave Direktor des ſtändiſchen Theaters, Herr Liebich, mit ſehr vieler Freundlichkeit und Gaſtfreiheit aufgenommen, und eben ſo unſer ehemahliger braver Schauſpieler Czechitzky, der hier in einer ſehr anſtändigen und ſeinen bürgerlichen Einrichtung angenehm lebt, und eine ſehr liebe, auf die angenehmſte Weiſe muſikaliſche Frau hat. Sie iſt eine Schülerin der braven Sängerin und Singelehrerin Podleska, die jüngere der beiden guten Schweſtern, welche der brave Hiller für den ehemahligen Herzog von Curland bildete und nach Curland führte. Seit mehreren Jahren lebt ſie hier als Singelehrerin geachtet.

Das Theater verſpricht mir hier auch manchen unterhaltenden Abend. Bis jetzt konnt' ich's noch nicht genießen, da mich die Nach-

richt von der Nähe des Fürsten von Lobkowitz gleich den Tag nach meiner Ankunft nach seinem Schlosse Raconitz, fünf Meilen von hier, hinzog. Ich hatte wirklich das Vergnügen, dem edeln, liebenswürdigen Fürsten Nachrichten, die ich ihm von seiner vortrefflichen Familie aus Wien brachte, selbst zu überliefern, und mit ihm ein paar Tage auf die ihm so eigne gastfreie erfreuliche Art zu sein. Ich fand ihn im schönsten Eifer mitten unter Offizieren, mit denen er sein neuerrichtetes Jägercorps organisirte und noch erweiterte. Wie sehr ihm diese patriotische Beschäftigung wirklich am Herzen lag, konnte man schon daran erkennen, daß der Fürst, der sonst Tag und Nacht in Musik lebt, hier ganz ohne Musik, ohne Instrument und Noten lebte. Weigl's angenehme Melodien zu Collins patriotischen Kriegs- und Siegsliedern war das einzige Musikalische, das hier vorkam.

Das große ansehnliche Schloß hat übrigens auch eine starke, bändereiche Familienbibliothek, die wol zu einer näheren Bekannt-

schaft einlud, als ich in dem kurzen und kalten Aufenthalte machen konnte. Auch hier dauert das recht kalte Winterwetter noch immer fort, und ist um so auffallender spät, da man sich in Böhmen gewöhnlich eines früheren Frühlings, als in Wien, und überhaupt eines sehr milden Klima's zu erfreuen hat.

Schon Risbeck rühmt das hiesige Klima ganz enthusiastisch; er sagt: „Böhmen ist ein gesegnetes Land, und hat ein herrliches Klima. — Zu Rom hat man wol keinen schönern Frühling, als der jetzige hier ist. Ueberhaupt sollen hier die Frühlinge und Sommer äußerst angenehm sein, so wie die Herbste zu Wien, wo man aber selten einen ordentlichen Frühling hat, und der rauhe Winter gemeiniglich mit dem heißen Sommer unmittelbar zusammengrenzt. Hier bleibt die Witterung immer in einem gewissen Gleichgewicht, und ist den schnellen und gewaltsamen Veränderungen nicht unterworfen, die der Gesundheit so nachtheilig sind. Die Kälte des Winters ist hier eben so selten, wie die Hitze des Sommers außerordentlich heftig; die Luft

ist trocken, rein und gemäßigt.“ Dieses Urtheil stimmt ganz mit meinen frühern Erfahrungen überein, die ich selbst während des Frühlings, Sommers und Herbstes im Jahr 1773 hier und im ganzen Königreich Böhmen machte.

So fand auch Küttner in der letzten Hälfte des Oktobers im Jahr 1798 auf seiner Reise von Prag nach Wien, ein ununterbrochen schönes Wetter, und die reinste Luft, die er sich nur denken konnte. Die Sonne, selbst bei ziemlich starken Nachtfrösten, ist am Tage doch überaus kraftvoll oder wärmend.

Eine unglaublich starke Obstkultur habe ich auf der kleinen Reise ins Land wieder angetroffen, und dennoch versichert man, daß das kaum in Betrachtung käme gegen andere Gegenden dieses gesegneten Landes. Man nennt Geistliche und andre kleine Landeigenthümer und Beamte, die zwanzig bis dreißig tausend gute und edle tragbare Obstbäume besitzen, und Fürsten, die auf ihren Herrschaften funfzehn bis zwanzig tausend Gulden jährliche Pacht für Obst einnehmen. Es stimmt hier freilich Alles in hohem Grade dazu. Die Lage des

Landes, denn ganz Böhmen ist eigentlich ein weites, rundum von Gebirgen eingeschlossenes Thal, der köstliche, langkultivirte Boden und die alte Verbindung mit südlichern Ländern, welche die Vermehrung und Veredlung der Obstarten so sehr begünstigt. Der Flachs- und Hopfenbau ist hier auch sehr beträchtlich, und Leinengarn und Leinewand ein bekannter großer Handelsartikel, der aber bei der jetzigen allgemeinen Sperrung des Handels gewaltig leidet, und die Einwohner des Gebirges, die sich damit, so wie mit der Glasfabrikation ganz besonders beschäftigen, in große Noth und Mangel bringt. Die Armuth scheint auf dem Lande sehr groß zu sein; die allgemeine Bettelei ist sehr lästig, und im traurigen Kontrast mit der großen Oesterreichischen Wohlhabenheit. Auch der Bauer, der nicht bettelt, hat fast überall ein gedrücktes, kümmerliches Aussehen; sein Anzug ist meistens ärmlich und zerlumpt. Dazu kömmt bei den Männern das lange, dunkle Haar, welches sie gewöhnlich über den Hals und die Schulter lose, unzusammengebunden hängen

lassen; bei den Weibern die fatalen Kopftücher, und die schmutzigen Schaafspelze bei beiden.

Die Leibeigenschaft der Böhmischen Bauern ist zwar durch Joseph aufgehoben, und die Frohnen und andere Dienste durch Urbarien bestimmt. Es scheint dem unterthänigen Bauer in den acht und zwanzig Jahren, die seit der Aufhebung der Leibeigenschaft verflossen sind, eben noch nicht sehr gefrommt zu haben; wenigstens verräth es das Aeußere nicht, das freilich leicht trügen kann, besonders für einen Reisenden, der der Landessprache nicht kundig ist: denn im flachen Lande hier ist Alles Stockböhmisch, und bei einer Nation, in der Verschlossenheit und Widerwillen gegen Fremde zu jeder Zeit als ein charakteristischer Zug angemerkt wurde.

Das Vieh hat fast überall ein besseres Ansehen, als das Volk auf dem Lande, besonders gilt dies von Pferden, deren Zucht durch häufige kaiserliche und herrschaftliche Stutereien, von denen auch der Landmann leicht vortheilen kann, immer mehr veredelt und verbessert wird.

Es thut mir sehr leid, daß die Jahres-

zeit noch nicht zu einer Seitenreise nach Töplitz und Carlsbad günstig genug ist, um die schönen, romantischen Gegenden, aus denen mir noch so viele liebliche, reiche Bilder vorschweben, wieder genießen zu können; der schönen Ufer der Moldau und des Egerflusses entlang, durch die fruchtreichsten Gefilde im schneidendsten Kontraste mit waldbewachsenen Felsenmassen und langen Gebirgsketten die jene umschließen; die romantische Lage der Bäder selbst. Ich würde dann auch den Hauptsitz des Fürsten Lobkowitz, Eisenberg und das gerühmte Schönhof, die Herrschaft des Grafen Czernim und dessen schöne Anlagen kennen lernen können. Das ist aber alles noch im Wintergewande, ohne Reiz und Zier. Wer weiß, ob man uns auch in der jetzigen unruhigen Zeit das freie Durchstreichen des innern Landes erlauben würde: denn schon zu der kleinen Fahrt von fünf Meilen bedurfte es einer besondern schriftlichen Erlaubniß des Stadthauptmanns, und meine Reisepäße mußte ich dagegen in seiner Kanzelei zurücklassen. Man scheint überhaupt hier sehr ängstlich vorsichtig zu sein.

Der Fürst Lobkowitz hat mir die Hoffnung mitgegeben, ihn nächstens hier in Prag wiederzusehen. Von dessen Vermittlung hoff' ich hier denn auch noch zu einigen interessanten Bekanntschaften zu gelangen, die jetzt um so schwerer zu machen sind, da der junge Adel meistens bei der Armee ist, und die zurückgebliebenen ältern Herrn übermäßig beschäftigt sind, und das in der jetzigen Zeit wol um so beschwerlicher, weil sie von den höheren Instanzen in Wien abhängen, und deren Befehle mit den allaugenblicklichen Veränderungen an den Grenzen oft nicht leicht zu vereinigen sein mögen. Bei Vielen scheint auch ein nicht geringes Mißtrauen gegen Fremde nur zu deutlich durch. Diese sind bei dem gezwungenen längeren Aufenthalt um so schlimmer dran, da der Postenlauf sehr ins Stocken geräth, und wenn einzelne Posten auch ankommen, sie doch selten die letzten Felleisen mitbringen; daher ich denn auch von Dir keine Briefe hier fand, und mit der letzten Post auch keine erhielt, ungeachtet ich sehr gewiß bin, daß Du keinen Posttag zu schreiben unterlassen haben wirst.

Sonderbar genug kömmt mir hier das Gasthausleben vor, da ich in Wien, selbst auf angenehme Einladungen anderer Fremden, auch nicht einmahl dazu kommen konnte, an einer dortigen table d'hôte zu speisen. Ich muß mich um so mehr der recht verständigen und anständigen Wirthsleute meines Gasthofes, und der guten Tischgesellschaft freuen, die auch wol durch manche angenehme gefällige reisende Schönheit vermehrt wird. Unter den männlichen Tischgenossen fanden sich auch mehrere vom hiesigen jungen Adel, ungeachtet die Tafel eben nicht splendid ist, und Kaufleute, Buchhändler und andre angesessene Männer, was in Wien äußerst selten der Fall sein soll.

Den Böhmischen Möllnicker Wein, von dem ich eine angenehme Erinnerung aus meiner Jugendzeit habe, in welcher ich ihn, besonders in guten angesehenen Häusern, wo man ihn von einem gewissen Alter hatte, fast eben so gerne, als den kleinen leichten Burgunder trank, find' ich diesmahl hier weniger angenehm und feurig. Dafür trinkt man hier aber sehr gute alte Oesterreichische und Unga-

rische alte Weine. Die Französischen sind für die sehr hohen Preise gar nicht gut und vorzüglich. In Wien hatte man sie dagegen in der größten Vollkommenheit, und sie wurden in allen großen Häusern so splendid servirt, daß ich fast gar nicht zu der Bekanntschaft der vielfachen, von Andern sehr gelobten Landesweine gelangt bin, welche selbst die Franzosen, die freilich wol ihre schönsten Weine selten recht kennen und genießen, sehr gut gefunden, und gerne und häufig getrunken haben. In dem Möllnicker würden auch sie gewiß einen sehr guten Tischwein erkennen.

Ein und vierzigſter Brief.

Prag, den 15. April 1809.

Immer noch bin ich hier feſt. Vergeblich laufen und rennen wir arme feſtgebannte Reiſende von Morgens bis Abends nach unſern Päſſen; man vertröſtet uns von einem Tage zum andern, und ſpricht uns jezt ſchon von der, wahrſcheinlich einzigen Möglichkeit, über Schleſien zurück zu gehen. Hätte man uns gleich geſagt, daß der gerade Weg für die nächſte Zeit nicht offen werden könnte: ſo hätten wir auch ſchon dieſen Seitenweg eingeſchlagen, obgleich es ein Umweg von dreißig, vierzig Meilen iſt. Man macht ſogar Schwierigkeit, den Paß für die nächſte Schleſiſche Grenze auszufertigen; wir ſollen erſt bis Breslau zurückgehen, ja, man will uns glauben machen, daß man in Schleſien ſelbſt uns nicht würde die Erlaubniß geben, nach Sachſen zu gehen. Da aber dafür kein Grund abzuſehen iſt, oder angegeben werden kann: ſo

ist meine einzige Sorge nur, über die Böhmische Grenze zu kommen; das Uebrige wird sich gewiß ohne alle Schwierigkeit finden.

Die einzige angenehme öffentliche Unterhaltung finden wir hier im Theater, das besonders für das Lustspiel sehr gut besetzt ist. Der Direktor Liebich ist selbst ein ganz vorzüglich braver Schauspieler, und hat mir in dem Amerikaner durch sein leichtes, freies Spiel großes Vergnügen gewährt. Das Stück selbst ist ein recht lustiges Intriguenstück. Eine junge Schauspielerin, Demoiselle Brunetti, spielte auch sehr gefällig, mit vieler natürlicher Grazie und Gewandtheit. Das Ganze gieng auch recht gut zusammen, und verrieth eine verständige, aufmerksame Direktion. Auch das kleine artige Stück, das Räthsel, wurde von diesen Künstlern sehr hübsch und erfreulich zusammen gespielt.

Madame Schmidt, die treffliche tragische Schauspielerin, auf deren Bekanntschaft ich mich längst freute, ist leider eben tödtlich krank.

Die recht angenehme Oper Elisene von

Rösler, Kapellmeister des Fürsten von Lobkowitz, hab' ich hier auch mit Vergnügen gehört; sie hat viele gefällige, wenn gleich nicht neue, eigne Melodien, und ist besonders reich an angenehmen Effekten in der Instrumentalpartie und hervorstechenden Sätzen für die Blasinstrumente. Es war die erste Komposition, die ich von diesem jungen, braven Komponisten hörte, der während des größten Theils meines Aufenthalts in Wien eben hier in Prag war, um eine neue Oper auf die Bühne zu bringen. Er scheint hier mit Recht sehr beliebt zu sein, und seine Musik ward von den Sängern und dem Orchester auch mit mehr Liebe und Genauigkeit exekutirt, als die Mozartsche von der Zauberflöte. Liebhaber der Musik klagten auch darüber, daß in der letzten Zeit Mozarts Entführung aus dem Serail und dessen Titus nur sehr mittelmäßig gegeben worden wären, und man im großen Publikum auch wenig Geschmack dafür gezeigt habe. Das Feinere wird hier gewiß seinem ehemahligen Abgott nicht so leicht untreu werden.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, die man oft wiederkommen sieht, daß eine große glänzende Kunstepoche, weder die Künstler, noch das Publikum vor einem nahen Rückfall, oder gar Verfall keineswegs sichert. Mozart hatte gerade hier seine schönste, erfreulichste Epoche; seine größten Meisterwerke Don Juan und Figaro, wurden hier eher, als in Wien, ganz anerkannt und mit Enthusiasmus genossen; seinen Titus schrieb er selbst für dieses Theater. Persönlich gegenwärtig, hat er damahls gewiß einen Geist in die Ausführung gebracht, seiner und seiner Arbeit würdig. Kaum sind aber zwanzig Jahre verflossen, und diese werden vernachlässigt, und das Sonntagskind ist ein gehegtes und gepflegtes Lieblingsstück des hiesigen Publikums. Auch Wintersche Opern sollen mittelmäßig gegeben und kalt aufgenommen werden. Man soll überhaupt hier die Instrumentalmusik mit mehr Liebe üben, als die Singemusik. Den vergangnen Winter sind die liebenswürdigen Piris hier gewesen, und haben besonders an dem Grafen von Nostiz

einen eifrigen Beschützer gefunden. Dieser soll sich überhaupt der Musik hier am meisten annehmen, und hielte man uns nicht mit der Ausfertigung der Pässe so von einem Tage zum andern hin, daß uns für jeden Augenblick die Hoffnung zur Abreise bleibt, und wir also keine Lust haben, unsre Koffre zu eröffnen: so würde ich seine Bekanntschaft sicher schon gesucht haben. In dieser unruhigen, unmusikalischen Zeit, könnte sie indeß doch auch wol nur, wie jede andre, unfruchtbar sein.

Der Hauptgrund jener betrübten Erfahrung liegt wol eigentlich darin, daß nur zu selten bei Künstlern und beim Publikum wahres Studium und eine echte, tiefeindringende Kritik den Geschmack bestimmt und befestigt. Alles, auch das Größte und Herrlichste, wird zu seiner Zeit nur sinnlich genossen, und mehr nach der Neuigkeit und dem Ansehen der Person, als nach seinem wahren innern Werthe geschätzt; mehr gehört und beklatscht, als genossen und geliebt. Daher können denn auch die heterogensten Komponisten hintereinander in einem solchen Publi-

kum gleich große Wirkung hervorbringen; ja, der Mittelmäßigste und Schwächste kann oft den Größten und Besten, wenigstens für eine gewisse Zeit, verdrängen, bis Jener wieder das Vorurtheil der alten Meisterschaft für sich gewinnt. So schreitet das Publikum von Vorurtheil zu Vorurtheil, von einer Sinnestäuschung zur andern, und da ihm oft am größten Kunstwerk die Erinnerung des angenehmen Zeitvertreibs, den es ihm gewährte, das Wichtigste ist: so ist's auch weiter kein Wunder, wenn ihm ein weit geringeres, das ihm so eben auch angenehmen Zeitvertreib gewährt, eben so wichtig wird.

Man erinnere sich nur, wie in Wien auf Haydn, Pleyel folgen, und ungeachtet jener Meister noch in seiner vollen Kraft war, und kaum die Hälfte der Werke hervorgebracht hatte, die ihn nun verewigen, eine Art von Epoche machen konnte, zu nicht geringer Kränkung, des großen, damahls verkannten Meisters; ja wie diese beiden, Meister und Jünger, in London bald darauf dasselbe unglaubliche Wechselspiel noch einmahl

ſpielen konnten. Ferner erwäge man, wie in Paris viele kleine Franzöſiſche und Italieniſche Männer auf Gluck folgen, und auch ihre kleine Epoche haben konnten, und ihre gleichzeitigen, wahrhaft genialiſchen Künſtler derſelben Nationen, Mehûl und Cherubini, die einzigen, die den Meiſterſtuhl allenfalls wieder rühmlich hätten ausfüllen können, für die große Oper gar nicht dort aufkommen konnten, immer auf das kleine Theater Favbeau mit ihren Meiſterwerken beſchränkt bleiben; ja bis dieſe Stunde ſich von jenem Ehrenplatz durch einen le Sueur und Spontini verdrängt ſehen müſſen: ſo wird man ſich über nichts mehr wundern können, was man rechts und links bei jedem großen Publikum immer wieder gewahr wird.

Der genialiſche Komponiſt iſt ſchlimmer daran, als die Meiſter andrer Künſte, da ſo viel darauf ankömmt, wie er mit ſeinem Geiſte, ſeinem perſönlichen Charakter, auf die Menge der ausübenden Künſtler wirkt, die ſein Werk vortragen und lebendig darſtellen ſollen. Wo und ſo lange er ſelbſt an ihrer

Spitze bleibt, da hat es mit der Wirkung echter Kunstwerke auch keine Noth. Bei seiner Abwesenheit gewinnt aber auch der schwächere für seine Darstellungen wieder durch seine eigne persönliche Gegenwart. Wie selten findet sich nicht auch ein dirigirender Künstler, der für die Werke eines andern Meisters den ganzen eindringenden Sinn und den redlichen Eifer hat, den unser brave Kapellmeister Weber in Berlin für Glucks Meisterwerke so rühmlich beweist. Daher sie denn jetzt auch wol nirgend mit so viel Geist und Feuer ausgeführt werden, als eben in Berlin.

Mit wahrer Rührung und Achtung hab' ich dieses empfunden, als vor einigen Jahren Glucks Armide auf das Berlinische Nationaltheater gebracht wurde. Mit welcher Sorgfalt und Anstrengung bewarb sich damahls der brave Künstler um jede Nachricht und Belehrung bei denen, die das Meisterwerk in jener glücklichen Zeit in Paris selbst gehört und gesehen hatten, als Glucks Geist dort noch in der Darstellung seiner Werke lebte, und unersetzte, vielleicht unersetzliche Künstler noch die

originellen Meisterarbeiten vortrugen. Seine Schuld war es daher gewiß nicht, wenn Manches an der in vielen Stücken rühmlichen Vorstellung noch mangelhaft blieb. Sie wurde vielmehr durch seinen edlen Eifer und durch Ifflands große, geschmackvolle Anordnung und Unterweisung wol die beste, die seit jener Zeit irgendwo Statt gehabt haben mochte. Auf Webers Antrieb geschah es auch, daß ich damahls in der von mir besorgten Berlinischen musikalischen Zeitung etwas Geschichtliches und Kritisches über Glucks Armide jener Aufführung voranschickte, um das Publikum auf das eigentlich ganz echt Französische Kunstwerk möglichst vorzubereiten und in den rechten Gesichtspunkt zu stellen.

Man hat mir seitdem mehrere Mahle, und neuerlich noch in der Leipziger musikalischen Zeitung, die Ehre erzeigt, mich zur Bearbeitung der Biographie von Gluck aufzufodern. Wenn ich mich zu irgend einer Arbeit getrieben und befeelt fühle: so ist's eben zu dieser. Ich habe es auch zu keiner Zeit an

Mühe und Thätigkeit fehlen lassen, mir die nöthigen Materialien zu verschaffen; aber überall mit geringem Erfolg. Gluck's Verwandte und Freunde haben mir die Nachrichten von seinem früheren Leben und seiner ersten Künstlerepoche in Italien und England stets versagt. Einige kleine Französische und Deutsche Aufsätze, die ich von Kunstfreunden in Paris und Wien erhalten, welche sich für den großen Meister persönlich interessirten, können jenen Mangel nicht hinlänglich ersetzen; einige Anekdoten, die ich noch bei diesem letzten Aufenthalte in Wien gesammelt, eben so wenig. Das Alles kann wol eine leidliche Skizze, aber keine vollständige Biographie geben.

Gluck's Leben und Treiben tritt erst klar hervor, wo seine glänzende Epoche in Paris beginnt, als er schon sechszig Jahr alt war. Diese haben die Schriften von Arnaud, Suard, Grimm, Morellet und Anderen, und die Gegenschriften von Marmontel und La Harpe, wo nicht hinlänglich, doch für die meisten Leser befriedigend bekannt gemacht und

beleuchtet. Ja selbst mit diesen Schriften, die ich alle sorgfältig in Paris gesammelt hatte, ist mir die Unannehmlichkeit begegnet, daß sie mir der enthusiastische Verehrer Gluck's, Professor C. Fr. Cramer aus Kiel, der auch Gluck's Leben schreiben wollte, verloren hat. Nicht ohne Absicht erwähn' ich hier dieses und jenes Umstandes. Vielleicht befinden sich diese Schriften in der Hand irgend eines Dritten, der den eigentlichen Eigenthümer nur nicht kennt; vielleicht giebt es auch noch Verwandte und Freunde von Gluck, die mich wol mit Nachrichten aus seinem früheren Leben unterstützen möchten, wenn sie's wüßten, wie viel mir daran gelegen ist. Kommen je diese Briefe in solche Hände, so wünsch' ich sehr, daß sie auch die hier beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen mögen.

Doch wieder zu meinem Prager Leben und zu den geringen Notizen, die ich diesmahl hier nur sammeln kann. Von Gluck erfahr ich hier gar nichts, ungeachtet Böhmen gewissermaßen sein Vaterland ist; eher noch etwas von Mönchen und ihrem eignen Witze. Man sieht

hier auch weit mehr Geistliche und Mönche auf den Straßen, als in Wien, und die lustigen Anekdoten, die hier auch häufiger vorkommen, als dort, betreffen meistens Mönche und Mönchswitz. So hörte ich jetzt ein Paar der Art von einem hiesigen alten Hiberner Kloster. Es bestand ehemahls aus zweihundert Mönchen. Einst schickte ein Graf von Thun, der sich manchen Spaß mit den geistlichen Herren machte, von seiner großen Bartholomäus-Jagd, auf welcher die Hasen zu Tausenden geschossen wurden, zweihundert Hasen zum Geschenk an das Kloster, und meldete sich selbst für den folgenden Tag bei ihnen zum Mittage an. Die klugen Mönche, die den Stich wol fühlten, gedachten ihn mit Einfalt zu erwiedern. Sie ließen die zweihundert Hasen Tags darauf abbraten, vor jedem der Mönche einen solchen gebratenen Hasen hinsetzen, für den Grafen aber oben an ein leeres Kouvert stehen. Als der Graf nun seine Verwunderung darüber bezeigte, daß ihm nichts vorgesetzt wurde, sagte der Pater Küchelmeister: da der Herr Graf sich bei den

Hasen nicht mitgezählt hätten, hab' er es auch nicht wagen wollen, ihm ein so verrufnes Thier vorzusetzen.

So erwiederte einst der Abt eines Schlesischen Klosters einen derben Witz Friedrichs des Großen auf eine Weise, daß es ungewiß blieb, ob Einfalt oder Bosheit die Antwort eingegeben. Friedrich schlief eine Nacht in jenem Kloster, und war so nahe an die Kapelle gebettet, daß ihn die starken Baßstimmen der Mönche beim Absingen der Hora's im Schlafe störten. Den Morgen darauf sagte der König zum Prälaten: „Er liebt wol die starken Baßstimmen; ich will ihm auch aus meiner großen Ankalt zu Neustadt an der Dosse (wo der König ein Mauleselgestüt hatte) ein paar herschicken, die können Ihm hier gute Dienste thun." Der Prälat antwortete darauf, nach einem alten Klostergebrauch: „so wollen wir sie denn auch, zum dankbaren Angedenken, allesammt Friedrich nennen."

Zu einer andern Zeit bekam jenes, aus zweihundert Mönchen bestehendes Hiberner Klo-

ſter von einem Ungariſchen Magnaten ein Faß Ungarwein zum Geſchenk. Dieſes wurde vor dem Thore abgeladen und dem Kloſter gemeldet. Worauf denn der Prior die verſammelten Mönche mit folgender weiſer Vermahnung anredete: „Lieben Brüder, der Graf von Bathiany hat uns wollen eine Wohlthat erzeigen, und unſre Mägen mit gutem Ungariſchem Weine erlaben und ſtärken. Unmöglich kann dabei ſeine Abſicht geweſen ſein, unſern Beutel mit der hohen Auflage auf Ungariſche Weine in dieſem trocknen und kalten Böhmerlande anzugreifen und zu beſchweren. Wollen wir alſo ſeine wohlthätige Abſicht ganz erreichen, und uns nicht ſelbſt dabei muthwillig kreuzigen: ſo gedächte ich unmaßgeblicher Weiſe, wir machten dieſen Nachmittag ſammt und ſonders ein Spaziergängelchen dort hinaus nach dem Thore, wo das geliebte Faß abgeladen; verſehen uns wohl mit einem guten Zugrohre und einigen tüchtigen Kugelgläſern, und nähmen da in Gottes Namen das angenehme Geſchenk zu uns. An unſern Bäuchen ſoll man es beim Rückwege im Thore

ſchwerlich erkennen, daß wir, ſo wohl vertheilt, ein edles Stückfaß Ungarwein mit uns nach Hauſe trazen.“ Ein einſtimmiges Ja und Amen bekräftigte die kräftige Rede des Priors; die zweihundert edle Trinker giengen auf leichten Füſen hinaus, und kehrten mit etwas ſchwereren Knien heim. Doch wieder aus der luſtigen Vergangenheit in die ernſte Gegenwart zurük!

Ebegeſtern ward hier der ehemahlige Kurfürſt von Heſſen-Caſſel förmlich anerkannt. Es zog eine Kompagnie von der Landwehre vor ſeiner Wohnung mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen auf, und ließ ihm die Ehrenwache. Der Oberburggraf, Graf von Wallis, erſchien mit den anſehnlichſten der hieſigen Zivilperſonen, und der Stadtkommandant, General von Kleiſt, mit den hier anweſenden anſehnlichen Militärperſonen zur Cour bei dem Kurfürſten, wobei ihm ein kaiſerliches Reſkript mitgetheilt wurde, welches ſeine förmliche Anerkennung und die Zuſage enthält, ihn wieder in ſeine Länder einzuſetzen. Man ſieht heute auch ſchon fünf ver-

ſchiedene Heſſiſche Militäruniformen in den Straßen, Infanteriſten und Kavalleriſten, die ſich alle durch Zöpfe auszeichnen. An den Grenzen ſoll ſtark für ihn geworben werden.

Ich habe den Kurfürſten in ſeiner gewöhnlichen Geſellſchaft mehrere Male in dem kleinen Nationaltheater geſehen, wo er ſeine eigne beſtändige Loge hat, und wohin mich der prächtige Caspar, auch zuweilen Suoboda, lockte. Nur leider hab' ich dieſen immer noch nicht in einem echten Volksſtück ſehen können; meiſtens geben ſie abgeſchmackte Ritterſtücke, zu denen weder das Perſonale, noch das Lokale paßt. Seine reiche, lebendige Mimik, ergetzt mich aber jedesmahl auch in den abgeſchmackteſten Rollen.

An demſelben Tage der förmlichen Anerkennung des Kurfürſten von Heſſen kam der königl. Weſtfäliſche Geſandte, Graf d'Eſterno, aus Wien hier an, um wieder nach Caſſel zu gehen. Auch ihm machte man Schwierigkeit, die Reiſe auf dem geraden Wege durch Sachſen fortzuſetzen, und er hat den ganzen geſtrigen Tag noch zu gehen, zu

ſchicken und zu ſchreiben gehabt, um endlich ſeine Päſſe zu erhalten. Dabei hat man es ihm aber zur Pflicht gemacht, keinen einzigen Reiſenden, der ſich nicht bereits in ſeinem Gefolge befunden, mitzunehmen, und ihn dadurch außer Stand geſetzt, den ſehr guten Willen, den er mir gleich bei ſeiner Ankunft bezeigte, in Ausübung zu bringen. Ich werde nun alſo von einem Paſſe über Schleſien, um den ich bereits angehalten hatte, ſobald ich ihn erhalte, Gebrauch machen, und ſo, dießmahl gegen meinen Willen, *das ſchöne Land* noch einmahl beſuchen.

Es hat ſich nun auch der ſchöne Böhmiſche Frühling ſchnell eingeſtellt, und ich habe das köſtliche, recht warme Wetter bereits zu manchem ſchönen Spaziergange benutzt. Der erfreulichſte für mich war der auf dem Radſchinen, nicht bloß der herrlichen Ausſichten wegen, ſondern weil ich den liebenswürdigen Fürſten von Lobkowitz beſuchen konnte, der, wie er mir vor einigen Tagen ſchrieb, wirklich auf einen Tag hieher gekommen iſt. Mit ihm wieder einige Stunden im guten bei-

tern Wienersinn verleben zu können, war mir ein wahres Labsal.

Die Spaziergänge in der flachen Umgegebung von Prag, sind eben nicht angenehm; sie sind so baumkahl, und der ganze Anbau hat nichts Heiteres und Reizendes. Ein paar kleine Inseln der Moldau bieten allein einen angenehmen Aufenthalt dar, der aber durch die verspätete Jahreszeit noch öde ist.

Zwei und vierzigſter Brief.

Schmiedeberg, den 25. April 1809.

Die Aengſtlichkeit und Härte der Prager Polizei, die uns nicht vergönnte, von dem guten Anerbieten des Weſtfäliſchen Geſandten zu vortheilen, um den geraden Weg durch Sachſen zu nehmen, iſt uns ſehr übel bekommen. Abſcheuliche Wege, ſchlechte Expedition und rauhes Winterwetter mit fortwährendem Schnee, haben uns auf dem vier und zwanzig Meilen langen Wege von Prag hieher eine Nacht länger fahren laſſen, als wir auf dem vier und vierzig Meilen langen Wege von Wien nach Prag zubrachten. Ganz zerſoſſen und zerrädert ſind wir hier angelangt. Einen ſchlechteren Weg, als im Böhmiſchen Gebirge bis Landshut, hab' ich faſt nie befahren; dazu liegt der Schnee im Gebirge Ellen hoch, und macht den Weg oft ganz unkenntlich. Und welcher Schmutz in den Dörfern und Häuſern, in denen wir oft mehrere Stunden lang, ja

halbe Nächte auf die Pferde warten mußten! Mir iſt faſt von keiner Reiſe ein ſo widriges Bild geblieben, als von dieſer unglücklichen, fatalen Seitenreiſe. Wie wohl that uns die erſte gute Schleſiſche Chauſſee! Wie zehnfach wohl hier die Ruhe bei lieben Freunden und Verwandten, die mich mit vieler Liebe empfangen haben und gerne eine Zeitlang herbergen wollen.

Da man in dieſem Leben nicht verſäumen darf, aus jedem unvermeidlichen Uebel auch wieder den möglichſt guten Gewinn zu ziehen: ſo werd' ich dieſes ſchöne Land nicht ſo bald verlaſſen, ſondern die beſſere Witterung abwarten, um das Gebirge, welches mir bei meiner erſten Reiſe vor zwanzig Jahren ſo vielen Genuß gewährte, noch einmahl zu durchwandern. Ich kann dieſes mit ſo ruhigerem Herzen thun, da ich hier auch bei der lieben Mutter ſo völlig beruhigende Nachrichten von Dir und unſern Lieben finde.

Wie ſo manche intereſſante neue Bekanntſchaft mir in dieſem ſchönen Gebirge bevorſteht, erfahr' ich hier gleich auf die erfreulichſte Weiſe.

Kaum angelangt, erhielt ich eine höchst erwünschte Einladung von dem Miniſter von Rheden nach ſeinem ſchönen Buchwald, das ſeit meiner erſten Reiſe durch ſeine Hand erſt erſtanden iſt, und nach deſſen Bekanntſchaft mich ſchon längſt ſehnlich verlangte. Aus einer der ſchönſten, romantiſchen und fruchtbaren Landſchaft hat der kunſtſinnige Beſitzer einen idealiſchen, nicht bloß Engliſchen, ſondern rein idealiſchen Garten gebildet. Unbeſchreiblich! Ich werde ihn aber oft und viel ſehen, ihn ganz kennen lernen, und Dir dann, ſo viel ſichs mit kalter Schrift thun läßt, davon ſagen. Der erſte angenehme Tag da draußen wurde eben ſo viel in intereſſanter Geſellſchaft und am frohen Tiſche verlebt, als in der ſchönen Pflanzung, die ich auch noch nicht ganz durchwanderte; denn ſie iſt von ſehr anſehnlichem Umfange.

Noch näher als Buchwald, das eine gute halbe Stunde von Schmiedeberg ab liegt, und ganz nahe bei der Stadt, finde ich einen anmuthigen Berg, der damahls nur eben von dem thätigen Forſtmeiſter Eckſtein,

in welchem mir auch noch ein lieber alter Freund hier lebt, für den Minister von Hoym angepflanzt worden war, und seitdem mit einem angenehmen Landhause verschönert wurde, leider wieder in Verfall. Das Haus ist zu tief in nassem Boden gestellt, und die Pflanzung in der letzten Zeit vernachlässigt. Es ist jetzt in den Händen des Kurländischen Prinzen Biron, der es nicht bewohnt. Sollte ihm oder seiner Gemahlin, einer Enkelin des Ministers von Hoym, je die Idee kommen, es selbst, wenigstens im Sommer, zu bewohnen, so stellt der Prinz das Haus wol lieber auf die andere Seite der Pflanzung, an die halbe Höhe des besäten Hügels, wo es eine freiere und trocknere Lage, einen großen Vorplatz und die schöne Aussicht nach Buchwald hin hätte. So wäre es eine sehr angenehme Sommerwohnung.

Diesem sogenannten Ministerberge oder Ruheberge, wie der erste Besitzer lieber wollte, gegenüber, ist eine Meierei auf einem schönbewachsenen Hügel entstanden, die zu Buchwald gehört, und noch eben durch an-

ſehnliche Wirthſchaftsgebäude vollendet wird. Ein kleines anſpruchloſes Sommerhaus von einigen hübſchen Zimmern macht es zu einem lieblichen gemüthlichen Aufenthalte. Die Lage iſt überaus angenehm, hat den freien Blick auf das liebliche Schmiedeberger Thal und auf den herrlichen Kranz von Bergen, die es umgeben, in deren Mitte die Schneekoppe mit ihrer eigenen koniſchen Form und der Kapelle auf ihrer Spitze prangt. Angenehme Fußwege führen zwiſchen anmuthigem Gebüſch und Felder und Wieſen ins Thal hinab, und anderer Seits auch höher auf die waldbekränzten Berge in der Nähe. Ein genügſames Gemüth könnte ſchon in dieſer kleinen Beſitzung ſein Leben ſehr glücklich genießen. Die Schmiedeberger beſuchen dieſen anmuthigen Ort auch der guten Milch und Sahne wegen, die ſie im Hauſe des Pächters oder Verwalters ſtets finden können.

Schmiedeberg ſelbſt hat durch den Anbau anſehnlicher Wohnhäuſer und Fabrikgebäude ſehr gewonnen, und hat ſich in die Länge und Breite erweitert. Die Länge der Haupt-

ſtraße beträgt wol über eine Stunde Wegs. In ihrer größten Breite, denn ſie läuft weder gerade aus, noch hält ſie auch gleiche Breite, formirt ſie eine Art von Marktplatz, der recht gut bebaut iſt; aber auch zu beiden Enden hat ſie anſehnliche und zum Theil ſchöne Häuſer. Beſonders angenehm fällt auch ein großer viereckiger Platz mitten in der Stadt vor der recht ſtattlichen Hauptkirche in die Augen, von beiden Seiten mit den guten Gebäuden für die Geiſtlichen und Schullehrer. In dieſer hellen heitern Kirche habe ich auch ſchon eine recht gute Predigt von dem braven Prediger Hofmann und einen vortrefflichen Orgelſpieler an dem Kantor Klein gehört. Ich habe den Choral nie mit mehr Würde und reinem religiöſem Sinn vortragen hören. Die Orgel ſelbſt iſt auch recht gut. Der ganze Gottesdienſt währte nicht über eine Stunde. Der Anzug der Frauen und Töchter angeſehener Handels- und Fabrikherren, und die großen Kutſchen mit ſtattlichen Pferden beſpannt, die auf dem Kirchenplatz ſie erwarteten und aufnahmen, zeugte von dem Wohl-

ſtande, der in dieſem Theile des Gebirges allgemein iſt, obgleich er in den letzten Jahren auch ſchon viel gelitten haben mag. Ein ſtarker breiter Bach, der jetzt ſehr waſſerreich und reißend iſt, durchſtrömt dieſe ganze Gebirgsſtadt die Länge lang, und vermehrt durch ſein ſtarkes Geräuſch den romantiſchen Charakter, der Schmiedeberg vor allen andern hieſigen Gebirgsſtädten ſehr angenehm auszeichnet.

Drei und vierzigſter Brief.

Schweidnitz, den 17. April 1809.

Meine erſte Ausflucht ins Gebirge iſt mir eben nicht ſonderlich geglückt; die kalte windige, mit Regen untermiſchte Witterung hält immer noch an, und bekräftigt die alten Erfahrungen und Beobachtungen, die mich vor zwanzig Jahren abhielten, mich in dieſem ſchönen Gebirge anzubauen. Späte Frühlingsnebel und kalte Winde, und frühe Herbſtnebel ſchränken die ſichere ſchöne Witterung in dieſem Gebirge faſt nur auf drei Monate im Jahr ein, da wir in unſerm wohlgewählten Wohnorte an der Sale doch wol auf ſechs bis ſieben ſchöne Monate ziemlich ſicher rechnen können.

Indeſſen hab' ich das Vergnügen gehabt, unſere Lieben alle in Waldenburg wohl wieder zu ſehn, und unſeres Guſtav Alberti's doppelt ſchönen Anbau kennen zu lernen. Sein Wohnhaus nahe bei der Stadt, wie ſeine

weiter von der Stadt entfernte große Bleiche und Mangel, ist mit Geschmack sehr zweckmäßig erbaut und eingerichtet, wie man es von einem so gründlich unterrichteten, erfahrnen und denkenden Manne und Kaufmanne erwarten konnte. Die Mangel ist mit einer Englischen Dampfmaschine versehen, und in Allem groß und zweckmäßig veranstaltet. Leider aber hatte er diesen kostbaren Bau kaum vollendet, als die fatale Epoche des gesperrten Handels eintrat, die alles Gewerbe so gänzlich unterbrach und störte, und noch immer den so sicher berechneten Gewinn vergeblich erwarten läßt.

Mit Vergnügen hab' ich die anmuthigen Gegenden um Waldenburg herum wieder durchwandert, und den unterirdischen Wasserkanal zur Förderung der Steinkohlen besucht. Das Wetter war wenigstens einen halben Tag günstiger, als bei der Hinfahrt über Landshut, welches mich auch abhielt, dies Mahl die schönen Friesensteine auf dem halben Wege von Schmiedeberg nach Landshut wieder zu besteigen.

In Waldenburg' hab' ich auch einen sehr angenehmen, genußreichen Vormittag in der schönen Gemäldesammlung zugebracht, die unser Wagen kürzlich von Hamburg dorthin gebracht hat. Zwei große Gemählde von Michel Angelo Bounarotti und von Raphael sind von unbeschreiblicher Großheit und Schönheit. Von dem ersten stellt ein über sieben Fuß hohes und über vier Fuß breites Gemählde auf Leinwand die Kreuzigung Christi vor. Maria und Johannes zu den Füßen des Kreuzes, über ihnen ihre Schutzengel, im Vorgrunde ein Kardinal knieend. Raphaels fünf Fuß hohes und über vier Fuß breites Gemählde auf Leinwand enthält die heilige Veronica, und ist im größten Styl dieses unsterblichen Meisters gemahlt. Die Draperie ist von einer ganz besondern hohen Schönheit. Diese beiden Gemählde waren ehemahls in Madrid. Die Familie, der sie angehörten, trennte sich; der eine Theil kam nach Hamburg, und brachte diese beiden Gemählde mit, deren erstes in einer Kapelle gehangen hatte. Sie ward darüber in einen Prozeß

verwickelt, der unentſchieden blieb. Nachher blieben die Gemählde wol an ſiebzig Jahre im Staube vergraben, bis ein glücklicher Zufall ſie dem Auge des aufmerkſamen Künſtlers entdeckte.

Eine heilige Familie von Titian und Baroccio iſt auch von großer Schönheit.

Ein ſieben Fuß hohes und vier Fuß breites Bild von Spagnolet ſtellt den Apoſtel Paulus dar. Beleuchtung und Drapperie ſind von einer auffallenden Schönheit und impoſanten Wirkung.

Ein kleines Bild von Nicolas Pouſſin, Chriſtus mit den Apoſteln auf einem ruhigen See im heitern Abendlicht, iſt von ganz magiſcher Wirkung, und gehört zu den ſchönſten Bildern dieſes großen Meiſters. Dieſes iſt mit andern dieſer Sammlung während der Revolution aus Frankreich nach Hamburg geflüchtet.

Landſchaften von Claude Lorrain, Pouſſin, Salvator Roſa, Albani, Ruisdal, Caſtiglione, Both, Swaneſeldt, Brill, ſtehen da ſo ergetzend als lehrreich neben einander. Das gilt auch von

kleinen Skizzen von Corregio und Guido Reni und mehreren andern Gemählden aus der Italieniſchen Schule.

Aus der Niederländiſchen Schule iſt auch noch ein großes Bild, die Jahreszeiten von Rubens, und zwei große Bilder von van Dyk: die Anbetung der drei morgenländiſchen Weiſen, und Chriſtus mit den fünf büßenden Heiligen, beſonders merkwürdig.

Für die Freunde der edlen alten Deutſchen Schule ſind da auch gar liebliche Sachen: die heilige Familie, von Albrecht Dürer, in zwei verſchiedenen Kompoſitionen; ein nettes, ſehr vollendetes Weiberköpfchen von Holbein, und ſechzehn gar einfache, fromme und fleißige Bilder von dem alten braven Martin Schön, das Leben der heiligen Jungfrau Maria vorſtellend. Jedes dieſer Bilder iſt vier Fuß hoch, und faſt drei Fuß breit.

Wenn dieſe Bilder da zuſammen bleiben: ſo hat das Schleſiſche Gebirge dadurch künftig eine Merkwürdigkeit mehr den Reiſenden dar-

zubieten. Ich wünsche dem guten Besitzer aber Käufer, die den hohen Werth der Sammlung zu schätzen wissen und einigermaßen bezahlen können.

Auf dem Wege hieher hab' ich auch das schöne romantische Fürstenstein wieder gesehn, mit seinem neuerbauten alten Gothischen Schlosse, das wirklich von sonderbarer und großer Wirkung in der wilden romantischen Gegend ist; nur leider dem alten Stammschloß zu nahe steht, um, von da aus gesehen, seine ganze Wirkung zu thun, und in dem neuen großen, modernen Wirthshause daneben mit Säulen einen sonderbaren Kontrast hat. Die Pflanzung schien eben nicht besonders erweitert und gesichtet zu sein. Es bedarf in der herrlichen wilden Natur aber auch nur der Aufräumung und bequemen Führung zum freieren Genuß. Das Wetter war mir auch hier ungünstig. Es fiel ein feiner Regen, und da der Graf von Hochberg, dessen Bekanntschaft ich ehedem schon gemacht, nicht gegenwärtig war, eilte ich um so mehr nach Schweidnitz. Nun ist vollends kom-

plettes Regenwetter geworden, mit allem Anſehen von langer Dauer, wobei denn an kein Beſteigen des romantiſchen Zobtenberges, von dem mir damahls die Ausſicht ins Land und in die Ferne faſt am beſten gefiel, morgen gar nicht zu denken. So werd' ich für dies Mahl mit demſelben guten Wagen, der mich hergeführt, nach meinem Hauptquartier Schmiedeberg zurückkehren, um da alte und neue Bekanntſchaften, bis zur beſſeren Witterung, ruhig zu genießen.

Schweidnitz hat weit weniger vom Bombardement im letzten Kriege gelitten, als man nach den Beſchreibungen davon glauben ſollte. Manches Beſchädigte iſt auch wieder hergeſtellt, und die Spur des Krieges wird hier bald ganz verwiſcht ſein.

Vier und vierzigſter Brief.

Buchwald, im Mai 18..

Ich habe nun das ſchöne Buchwald manchen lieben Tag und zu allen Tagzeiten gar köſtlich genoſſen, und will es verſuchen, Dir ein möglichſt treues Bild davon zu entwerfen. Denke Dir ein ſchönes, weites, fruchtbares, reich bebautes Thal, längſt dem ſchönſten Theil der herrlichen Bergkette des Rieſengebirges. Auf der Mitte dieſer höchſt mannichfach, meiſt ſchöngeformten Berge, einige mit dunkeler Waldung bedeckt, andre in ihrer nackten, freien Urgebirgsgeſtalt, thront die hohe Schneekoppe mit ihrer ausgezeichneten koniſchen Geſtalt, auf ihrem Gipfel eine Wallfahrtskapelle. Sie iſt nicht allein unter dieſen anſehnlichen Bergen die höchſte Höhe, ſondern in ganz Deutſchland der höchſte Berg. Die Alpen und Pyrenäen bieten erſt höhere Berge dar. Auf der Nordſeite und in den Gründen bleiben auch im Sommer anſehnliche Schneemaſſen lie-

gen. Die Abhänge der ganzen Bergkette erscheinen dem Auge aus der Ferne sanft, und bieten gar mannichfaltige, zum Theil recht schöne Mittelgründe dar; hier und da von angenehmem Anbau durch große Massen dunkler Holzungen, hellen, grünen Rasenplätzen und rauhen Felsmassen sehr mahlerisch unterbrochen.

In der größten Breite dieses weiten Thales liegt Schmiedeberg wie eine stundenlange, schönbebaute Straße; außerhalb mit vielen einzelnen zerstreuten, zum Theil recht ansehnlichen Gebäuden umgeben, mitten in Bleichen, Gärten, Wiesen und Feldern, anmuthig gelegen. Künstliche Durchwässerung der Wiesen giebt ihnen nicht nur ein stets frisches, dem Englischen gleiches Grün, sondern auch einen so üppigen, reichen Wuchs, daß sie wol vier, fünf Mahl des Jahres geschnitten werden können.

An den Seiten sanft hervortretende, reich bewachsene Berge mittler Höhe engen das weite Thal allmählig etwas ein, bis es sich weiter hin wieder etwas öffnet und sanft er-

hebt, auch zur andern Seite den Blick auf die schönen, freistehenden Falkenberge von ganz eigner schöner Form, und auf andere entferntere, reiche Ebnen begrenzende Berge frei läßt.

In dieser erweiterten Mitte des schönen Thals liegt nun Buchwald, auf dem sanft sich erhebenden Boden; und alle Schätze der reichen Natur an herrlichen Wiesen, Teichen und Bächen, Holzungen, Feldern, Hügeln und Thälern, hat die bescheidne, aber sichere Hand des fühlenden, verständigen, kunstsinnigen Pflanzers und Landschaftmahlers zu einem schönen Ganzen vereinigt, das sich zugleich die große, herrliche Umgebung auf die beste Weise ganz angeeignet hat. Nirgend fängt ein Garten an, und nirgend endet einer. Das Ganze ist ein großes, schönes Landschaftsgemählde, wie es nur in der wirklichen, lebenden Natur dargestellt werden kann, welches viele und mannichfache kleinere Tableaus einschließt, die wieder oft für sich ein schönes begrenzteres Ganze machen, und mehr als einen lieblichen Garten von freier Form bilden.

Außer dem bequemen, angenehm bepflanzten Fahrwege mit dem freien Blik in die reiche Landſchaft, der auch nach Hirſchberg führt, führen mannichfaltige Wege durch Wieſen, zwiſchen Teichen, auf ſchattigen Dämmen, höher durch Felder, und noch höher durchs Gebirg, von Schmiedeberg nach dem eine halbe Stunde entfernten Buchwald. Der Wanderer, der ſich, ohne einem jener Wege ganz getreu zu bleiben, von ſchönen, gewundenen Fußwegen durch reiche Kornfelder und ſchön durchwäſſerte Wieſen hinleiten läßt, tritt unverſehens über einen kleinen Bach in Baumgruppen, von einheimiſchen und fremden Hölzern angenehm gemiſcht, und bald darauf über ein Bohlenbrett, nachläßig zwiſchen blühendes Geſträuch über einen andern kleinen Bach geworfen, vor einen alterlichſten Gartenſalon. Erſteigt er deſſen Stufen, und wendet ſich, ſo hat er eine kleine, ſchöne Waſſerpartie vor ſich, an deren maleriſchen Umpflanzungen er bereits auf der einen Seite hingewandert iſt, ohne zu wiſſen, daß er ſchon im Garten von Buchwald war. Der Salon ſelbſt iſt von ei-

ler, einfacher Form; sein Inneres bietet einen hellen, schöngeformten, geräumigen Speisesaal, von angenehmer, freundlicher Verzierung. Dickes Gebüsch, das sich dem Salon anschließt, verbirgt noch seitwärts in der Höhe angebrachte kleine, liebliche Gartenzimmer für Gäste. Auch mir ward darin mancher schöner Morgen beim frohen Erwachen. Diese ganze kleine Partie ist so rein gedacht und ausgeführt, so in sich vollendet, daß der sinnigste Mahler nichts zu ändern und hinzu zu thun wüßte.

Mit einigen Schritten seitwärts tritt der frohe Wanderer auf einen schönen, freien grünen Platz, von sanft geführtem Wasser durchschlängelt, und von mahlerisch gruppirten Strauch- und Baumpflanzungen reizend eingefaßt. Aus dem Boden des großen Platzes verrathen hervorragende Felsklumpen das Gebirgsland, und wie ewige, unsterbliche Schafheerden heben und beleben sie das schöne Grün des Bodens. Vor sich an der offnen Seite des Platzes sieht er das alte anspruchlose, einfache Wohnhaus, dem man es kaum ansieht,

wie bequem und ſtattlich zierlich ſeine innere Einrichtung iſt, die in Allem den gereiften, geſchmackvollen Beſitzer verräth. Aus den obern Zimmern hat man die ganze herrliche Gebirgskette vor ſich, mit den verſchiedenen Gartenanlagen abwechſelnd, faſt für jedes Fenſter ein neues Tableau darbietend.

Hinter dem Wohnhauſe ſchließen ſehr ſtattliche, im beſten Geſchmack neu aufgeführte Wirthſchaftsgebäude einen großen ländlichen Hof ein. Um den weiten grünen Verſatz gehen innerhalb und außerhalb der Umpflanzung mannichfache Wege, zum Theil auf ſchön bepflanzten Dämmen, die große Teiche einſchließen, deren mehrere zu einem See vereinigt, eine angenehme Waſſerfahrt nach reizenden Punkten des einer Seits umpflanzten Ufers darbieten. Auch aus dieſen Pflanzungen geräth der Wanderer, ohne es vorher zu ahnen, auf den ſchönen großen Gartenplatz.

Dies wäre nun ſchon eine in ſich geſchloßne, und doch ganz freie Land- und Gartenpartie, in deren Beſitz tauſend und aber

tausend Gutsbesitzer sich sehr glücklich fühlen würden; und doch ist es bei weitem noch der kleinste Theil dieser reichen, großen Anlage.

Zwischen stattlichen Gasthaus- und Stallgebäuden neben dem Fahrwege, der mitten durch die Pflanzung läuft, und in denen auch wieder angenehme Wohnzimmer für Gäste angebracht sind, führt der Gartenweg in die größeren Garten-, Feld-, Wiesen- und Waldpartien. Auf schön geführten, reich und mannichfach bepflanzten Wegen gelangt man zuletzt durch ein dickes Gehölz, voll lieblicher Ruheplätze, zu der offnen Säulenhalle eines schönen Pavillons, von edelstem Styl, und hat da, höchst überraschend, den freien Blick auf die Hauptpartie des herrlichen Gebirges. Die Pflanzung des sanften Abhanges vor der offnen Halle verbirgt absichtlich alles Uebrige zu beiden Seiten, damit der eine große Gegenstand mit seiner ganzen Kraft und Schönheit zu Einem bestimmten großen Eindrucke wirke. Nur das dunkelrothe Dach des Wohnhauses blickt im Vorgrunde bescheiden aus der dicken Pflanzung des Grundes hervor, und

man fühlt ſich bei ſeinem Anblicke glücklich, nicht laut in ſeinem Herzen ſagen zu dürfen: Wie wohl mag's den Glücklichen da unten ſein; auch aus der Fülle des dankbaren Herzens ſagen zu können: wie wohl wird mir's da mitten unter ſinn- und gefühlvollen Menſchen!

Zunächſt dem Pavillon erquickt eine reiche Stauden- und Baumpflanzung Aug' und Gemüth, und auch das Innere des ſchönen Gebäudes bringt noch Genüſſe mannichfacher Art. Auf jeder Seite der Halle befindet ſich ein angenehmes, ſchön verziertes Zimmer, davon eins, reich mit feinen Vaſen und Blumenöfen von den ſchönſten Formen, voll köſtlicher Blumenſtauden jeder Jahreszeit, auch eine kleine Handbibliothek der beſten Dichter und Proſaiſten für die edle, feingebildete Frau des Hauſes enthält, die in ſtets reger Thätigkeit, forſchend, ſchaffend und genießend ein genußreiches Leben ſich und Andern lebt. Das gegenüber ſtehende zierliche Zimmer enthält optiſche Inſtrumente, die nirgend beſſer, als hier angebracht ſind, Modelle und Bücher,

dem Geschmack des edlen Besitzers angemessen, der sich als Staatsminister in Förderung und Vervollkommnung des Schlesischen Berg- und Hüttenwesens und so mancher edlen Fabrikation eben so groß bewiesen, als er hier in seiner schönen, geschmackvollen Schöpfung, und in der liberalen, gastfreien Art, mit der er den allgemeinen freien Genuß derselben gestattet, und Denen, die das Glück haben, ihm näher bekannt zu sein, Alles auf eine höchst gastfreie und interessante Weise ganz zu genießen giebt, liebenswürdig erscheint.

Andre wohlgeführte, schattige Gänge führen wieder den Hügel herab, bei manchem lieblichen Ruheplatz vorbei, bald freier, bald versteckter zu einer Nutzungsgartenpartie, in deren Mitte auf Pfeilern, Bogengewölbe tragend, ein geräumiges Gärtnerhaus von ganz eigner, angenehmer Form steht, welches außer dem für Gartensachen und Geräthschaften nöthigen Souterain und der anständigen Gärtnerwohnung ein hübsches helles, wohl eingerichtetes Zimmer mit schönen botanischen Zeichnungen und Kupferstichen enthält, in welchem

ſich angenehme Morgen- und Abendſtunden um ſo lieblicher verleben, da der Weg zu dem Hauſe hinan mit ſchönen Blumen reich bepflanzt iſt, und der obere äußere Gang vor den Zimmern mit blühenden Rankenpflanzen an Pfeilern und eiſernen Stäben nach allen Seiten gezogen, ganz bekleidet, und mit Blumentöpfen, voll ſchöner blühender Pflanzen, ſtets beſetzt iſt.

Hier hat der Wanderer nur die Wahl, ſeinen Weg gleich weiter den ſanften Abhang hinab auf wohlgebahnten Wegen fortzuſetzen, neben fruchtbaren Feldern, von herrlichen alten Bäumen eingefaßt, und von ſchönen Baumgruppen unterbrochen, bis zu den köſtlichen Wieſenpartieen hinab, nach der dicken Waldung im Hintergrunde, von deſſen äußerem Rande eine Gothiſche Kapelle ihm angenehm zuwinkt; oder nach den Ruinen im Rücken, die von einer anſehnlichen Höhe, auf welcher ſie gewiſſermaßen den Schlußſtein und Haltungspunkt der ganzen Pflanzung machen, ihn hinanlockt. Ich führe ihn gerne gleich den buſchbewachſenen Berg durch ſchlängelnde Wege

zum hohen Thurme hinan, und zeige ihm da das ganze köſtliche, üppig bebaute Land, mit den ſchönen Falkenbergen in der Mitte, und dem herrlichen Gebirgskreiſe, der das liebliche Schmiedeberger Thal umſchließt. Eine große reiche, unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht! Angenehme Erinnerungen an würdige Männer des Landes und Freunde des Hauſes würzen noch beſonders jede bedeutende Stelle der Ruinen, die den Thurm umgeben, und für die Ferne angenehm erweitern. Mit allen dieſen reichen, großen und lieblichen Bildern vor der Seele, wird dieſer hohe Standpunkt ihm hernach auf ſeinen weitern Luſtwandlungen, durch aufgeſparte Durchſichten, um ſo lebendiger und erfreulicher wiedererſcheinen.

Nun führ' ich ihn gerne durch wohlbeſtellte, fruchtbare Aecker zu den ſchönen Gründen hinab, deren buſchumkränzte, liebliche Wieſenplätze, bald weithin geſtreckt, bald angenehm durch mahleriſche Baumgruppen und vorſpringende Anger begrenzt, Aug' und Gemüth erquicken. Sanftgeſchlängelte Wege führen uns dann nach einer gar lieben, einſa-

den Fischerhütte an einem dichtumwachsenen Teiche; ein paar trauliche, zierliche Kabinettchen locken zur Ruhe, zu stiller einsamer Beschäftigung mit seinem eignen Geiste, oder mit den Herzensergießungen befreundeter Geister ein.

Andre, immer schön umpflanzte Wege führen dann bald zu einem großen Wasserspiegel mehrerer vereinter Teiche hin, zu denen sich auf der andern Seite eine, mit üppiger Saat prangende Anhöhe freundlich herabsenkt. Oben bekränzt mit herrlicher dunkler Waldung, aus der eine heilige Gothische Kapelle mit ihrem zierlichen Thurme hervortritt, und den Wanderer mit unwiderstehlichem Reiz hinaufruft. In dem stattlichen Gebäude selbst findet er dann einen feinen Saal mit einem angenehmen Kabinet im Hintergrunde, beides, dem Charakter gemäß, mit Geschmack verziert. Besteigt er den zierlichen Glockenthurm: so hat er auch oben, aus einem angenehmen Zimmer, die schöne Aussicht über die ganze Pflanzung, die er durchwandelte.

Nun glaubt er, das Ende der reichen

Pflanzung erreicht zu haben, aber wir streifen noch in der herrlichen Waldung auf schön geführten, mit grünem Teppich bewachsenen Wegen, rechts und links; weilen bei manchem lieblichen Platze, wo das schönste Grün des Bodens, von dunkelm Holze eingefaßt, das Auge ergetzt; finden auch manchen freien Durchblick nach den einzelnen Höhen und Partieen, die wir bereits durchwanderten, nach allen Seiten und Richtungen weislich aufgespart. Schöne grüne Rasenwege führen oft auch durch junge üppige Anpflanzungen, und wo sich Wege theilen, zieht jeder mit gleichem Reize an. Der kecke Fußwandler verläßt auch wol gerne die gebahnten Wege, und dringt am Rande eines rauschenden Waldstroms durch die Waldung hindurch bis zum Gebiete des freundlichen Nachbarn, und tritt so, Erdmannsdorf gegenüber, aus dem dicken Gehölze heraus. Oder er wandelt den See entlang, bis ein lieblicher Fußpfad ihn über Wiesen nach dem lieblichen Dorfe Gretsch an der schönen Hirschberger Straße führt, und besucht die treuherzigen freundlichen, fleißigen

Seiden- und Baumwollenweber an ihren künstlichen Webestühlen, die die nie ruhende Vorsorge der edlen Beschützerin in regsames, neubelebtes Gewerbe setzte.

Mir liegt es am Herzen, meinem Wanderer jede Annehmlichkeit des lieben schönen Buchwalds, die mich so oft beglückte, zu zeigen, und so führ' ich ihn durch die größere Breite zurück, wo ich ihm noch hundert angenehme Wege, Fußsteige und Ruhepunkte zu zeigen habe; ein schönes Cerealfeld, das den frohen Jahrestag und die eigne ernste Landbeschäftigung der edlen Besitzerin bezeichnet, und so manchen fein herausgefühlten Moment zur ländlichen Feier für jedes liebliche Wiesen- und Feldgeschäft. Gelingt es uns, zu den Kähnen an den Seen und Teichen die Ruderer zu finden: so gleiten wir auf dem stillen Wasser, am Rande der sich tief im Grunde spiegelnden Ufer hin, und sehen vieles bereits Genossene in einem neuen schönen Lichte, immer anders und immer mahletisch gestaltet. Ein anders Mahl befahren wir in offnen Wagen wol in hundertfältigen Wendungen die

ganze herrliche Pflanzung ſtets auf grünen ebengehaltenen Wegen durch Kornfelder, Wieſen und Wälder, auf Höhen, an Abhängen, durch Thäler hin, auf ſchönen Dämmen die Teiche und Seen entlang. Und immer und überall überzeugen wir uns, daß bei alle dem Reichthum, alle der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, in dieſem weiten Raume von mehreren Stunden durchaus nichts gehäuft, nichts überladen iſt, Alles am rechten Orte ſteht, und ſeinen Standpunkt nur abgelauſcht, aus ihm heraus empfunden iſt; ſo daß, würde nun etwas Angebrachtes weggethan, es der Stelle auch gewiß für jeden fühlenden Beſchauer fehlen würde!

Und alle dieſe ſchönen Kunſtanlagen ſind nicht bloße Luſtpartieen; ſie enthalten und umſchließen verſchönernd nur die edelſte Feld-, Wieſen- und Holzkultur. Gleicher Eifer beſeelt das edle glückliche Ehepaar für die möglichſte Erweiterung und Veredlung der reellen Kultur: und mit reinem Beſtreben und einer ganz exemplariſch genauen Aufmerkſamkeit, Buch- und Rechnungführung machen ſie

die Verſuche der neuen Engliſchen und der neueſten Schweizerkultur nach, um mit Ueberzeugung über ihren Werth oder Unwerth ſelbſt urtheilen zu können, und nach dem größern oder geringern Erfolg ſie beizubehalten oder zu verlaſſen. Nur eine ſolche ernſtliche Theilnahme und unermüdet, ununterbrochene Beobachtung, und genau aufgezeichnete Erfahrung kann zu einem ſichern und befriedigenden Reſultat führen. Das Erfreulichſte für den Gaſt iſt der überzeugende Anblick, daß, wie auch das Reſultat ausfalle, die angenehme und nützliche Beſchäftigung durch ſich ſelbſt, das edle Paar ſelbſt zur Zufriedenheit und Glückſeligkeit führt.

Fünf und vierzigster Brief.

Breslau, den 20. Mai 1809.

Die fortdauernd rauhe Gebirgswitterung und der liegende Schnee im Gebirge hat mich eine kleine Reise ins Land unternehmen lassen, auf der ich viele angenehme Gegenden und Tage genossen habe. Von Schmiedeberg aus hatt' ich schon mehrere der nahgelegenen Landgüter besucht: unter andern Erdmansdorf, mitten zwischen Schmiedeberg und Hirschberg, dem Grafen v. Kalkreuth, ältesten Sohn des Feldmarschalls, seit kurzen angehörig. Ein seit vielen Jahren sehr vernachläßigtes großes Gut, das aber allen Stoff in sich hat, bei gehöriger Sorgfalt und Kultur, etwas recht Großes zu werden, und unter den Händen seines jetzigen Eigenthümers, eines passionirten und verständigen Landwirths, sicher auch werden wird. Die Holzung des Guts grenzt mit der von Buchwald, und kann dessen schön geführte Wege leicht aufnehmen

und fortsetzen. Der schöne Bach, der von Schmiedeberg herabkömmt, bespült die waldigen Anhöhen und durchwässert die Wiesengründe. Wenn die erste lästige Zeit der Amelioration und des veredelten Anbaues erst überstanden sein, und der Graf an die verschönernde Pflanzung wird kommen können, wird er sich an der Seite seiner würdigen Gemahlin, einer Gräfin Sandrezky, und seiner lieblichen Kinder, ein sehr erfreuliches häusliches Leben bereiten können, das ihn jetzt schon, bei aller Sorge und Unruhe, zu beglücken scheint.

Eine kleine Meile weiter, aber auf sehr schlimmem Wege, gelangt man nach dem schönen Stonsdorf, dem Gute des Grafen Reuß, den wir sonst in Berlin besaßen. Ihn selbst fand ich nicht da; er lebt den größten Theil des Jahres auf einem Gute seiner Gemahlin in der Lausitz. Außer der angenehmen Pflanzung, die das Wohnhaus umgiebt, und recht mannichfaltige Promenaden darbietet, ist hier besonders der Prudelberg durch einen ganz eignen Charakter merk-

würdig. Ein sonderbares Geschiebe und Gedränge von großen Felsstücken und ungeheuern übereinander gestürzten Granitmassen, überall mit schönem Holz und Gesträuch durchwachsen, giebt diesem ansehnlichen Berge eine ganz sonderbare Gestalt, den auch so höchst romantisch geformten und bewachsenen Bergen bei Wunsiedel und Sichersreuth im Fichtelgebirge nicht unähnlich. Romantische, wenn gleich nicht bequeme Wege, schlängeln sich den Berg hinan, und führen durch mancherlei Höhlen, Kabinette, bedeckte Wege und Engen, die übereinandergestürzte, einzelne Felsmassen höchst mahlerisch bilden. Hier und da sind liebliche und romantische Sitze angebracht, von denen man mannichfache angenehme Aussichten nach den verschiedenen Seiten der reichen Gegend hat, die denn oben auf der ansehnlichen Höhe des ganzen Berges recht groß und weit wird. Unerwartet war es uns, auf der äußersten Höhe die Vegetation, die unten immer noch kümmerlich ist, weiter vorgerückt zu finden.

Ein gutes ansehnliches Wirthshaus am Fuße dieses Berges bietet den Lustwandeln-

den aus Schmiedeberg, Hirschberg, Warmbrunn und der ganzen umliegenden Gegend bequemes Obdach und gute Bewirthung dar. Es ist daher auch einer der besuchtesten Luftorte dieser schönen Gegend.

Das ziemlich nahe liegende Warmbrunn spart' ich mir zu besserer Witterung, die auch erst die Badegäste hinzulocken pflegt, welche in diesem rauhen Jahre sich auch wol noch später, als gewöhnlich, dort versammeln werden.

Der gerade Weg von Schmiedeberg nach Hirschberg auf der köstlichen Chaussee ist über alle Beschreibung schön und reich an dem erfreulichsten Anbau. Dorf bei Dorf, Gut bei Gut, das schöne mahlerische Gebirge immer zur Seite.

Ganz besonders reich an Lustwegen ist auch die schöne nahe Gegend um Hirschberg herum, die ich mit meinem vieljährigen Freunde Schaum, und der achtungswerthen Familie, in welcher er lebt, sehr angenehm durchwandelt habe. Auch fand ich in dem Hause des Herrn Postdirektors Hahn sehr freundliche gastfreie Aufnahme, der ich einige angenehme

Tage verdanke. Einen anmuthigen Spaziergang nahe der Stadt gewährt schon der Hausberg, längst dem über Felsstücken rieselnden, rauschenden Boberflusse hin. Ein entfernterer höherer Berg, den man Helicon genannt, gewährt einen reichern Gang durch waldige Thäler und dickbewachsene Anhöhen, deren Holzung in der letzten Zeit aber theilweise sehr mitgenommen worden ist. Ein braver patriotischer Stadtdirektor, der vor einigen Jahren das Unglück hatte, im Boberfluß zu ertrinken, hat dieser Gegend, mit dem Virgil in der Hand, ein altes klassisches Ansehen zu geben getrachtet, und den Plätzen, zu denen seine mühsam geführten Wege durch Waldungen von Laub- und Nadelhölzer, über Berg und Thal führen, antike Benennungen gegeben. Den damit bezeichneten Charakter haben sie indeß eben so wenig erhalten, als ein großer langer Stein, den er Cerberus genannt, dem alten Höllenhund dadurch ähnlicher geworden, daß er ihm einen Hundskopf mit Farben hat anmahlen lassen. Der brave Mann veranstaltete und unterhielt das Alles

indeß auf ſeine eigne Koſten, und ward dadurch immer ein Wohlthäter ſeiner Mitbürger, wenn gleich kein Ze ſchönerer dieſer ſchönen Natur, die ein Mann von Sinn für Naturſchönheit und Geſchmack, für echte Kunſtbehandlung ganz anders begriffen und benutzt haben würde. Seit ſeinem Tode verfallen die meiſten nur leicht angelegten Gänge und Sitze wieder Den ſchönſten und längſten Weg auf der Höhe, den unten kühn zwiſchen Felſenwände hinſtrömenden Boberfluß entlang, hat der Regierungsrath Weiher in Hirſchberg beſſer führen laſſen, und ſorgt für ſeine Unterhaltung. Er hat auch auf einer ſanften Anhöhe Friedrich dem Großen ein recht ſtattliches Monument errichtet, das nur den einen Fehler hat, daß es für ſeine Höhe und Breite zu tief iſt.

Eine andre bequemere und nähere Promenade iſt der Kavalierberg, der vor zwanzig Jahren, als ich zum erſten Mahl dieſe Gegend beſuchte, eben erſt angelegt wurde. Die Pflanzung hat ein ſehr gutes Gedeihen gehabt, und gewährt den Bewohnern

Hirſchbergs und der umliegenden Gegenden einen angenehmen Verſammlungsort. Man hat auf verſchiedenen Seiten und Anhöhen des Berges Ruheplätze und Bewirthungsplätze für alle Stände angelegt, hat für kleine und große Geſellſchaften geſorgt, die da in Pavillons, in allerlei Luſthäuſern, unter Zelten und Hütten ihren Thee, Kaffee, Wein und Bier bei allerlei luſtigen Spielen nach Gefallen verzehren, und auch größere Luſtpartien zum Tanze und Schmauſe öfter da veranſtalten. Ich brachte da mit meinem gefälligen Wirthe und der intereſſanten Weikerſchen Familie einen recht angenehmen Nachmittag zu. An den ſchönen gebildeten Töchtern lernte ich hernach auch ſeinen Sinn und Talent für die ſchöne Kunſt kennen, und habe in dem gaſtfreien Hauſe manche ſehr angenehme, auch muſikaliſch erfreuliche Stunde genoſſen.

Von Hirſchberg nahm ich meinen Weg über die Berge, von deren oberſten Höhe man das Land köſtlich überſchaut, nach Schönwalde zu dem Herrn Prälaten, Baron von Stechow, den ich bei ſeinem Schwager, dem Grafen von

Kalkreuth bereits kennen gelernt hatte, und ward auch da mit großer Güte und Freundlichkeit empfangen. Der Baron ist ein eifriger Enthusiast für die schönen Künste, sammelt Gemälde, Kupferstiche, Bücher, liebt die Musik, und hat selbst ein hübsches Quartett im Hause; verschönert seine Güter mit Einsicht und Geschmack, baut darauf gemachte Wege mit schönen Obstalleen, und erinnerte mich dadurch auf das angenehmste an unsern vortrefflichen Landshauptmann von der Busche, der auf seinem schönen Gute Wolbeck dies Alles so sehr ins Große getrieben, wie es nicht leicht irgendwo von einem Gutsbesitzer geschieht und geschehen kann.

Die Frau vom Hause, eine geborne Gräfin Sandrezki, ist eine sehr verständige, gebildete Frau, von Charakter und feinem Sinn, der sich bei näherer Bekanntschaft um so erfreulicher entwickelt, wenn man erst nur die schön erhaltne Mutter von sechs lieben tüchtigen Kindern erkennt, denen sie ganz lebt und eine liberale und freie Erziehung giebt. Ich kam da eben zu einem häuslichen-heitern Ge-

burtsfest an, das mit einigen verständigen Freunden aus der Nachbarschaft froh begangen wurde. Schöne Höhen wurden bestiegen, und manche Projekte zur Erweiterung der Pflanzungen und Verschönerung einer schöngelegenen Meierei, auf der wir angenehm weilten, entworfen.

Es geht nicht leicht ein Genuß über das Vergnügen, mit gebildeten Menschen von Gefühl und Sinn eine anmuthige reiche Gegend zu durchstreifen, und die einzelnen Schönheiten rund um zu einem gefälligen sinnigen Ganzen im Geiste zu vereinen. Wer dabei auch die Kraft besäße, solche Ideen gleich vor sich auszuführen und vollendet darzustellen, in der lebenden Natur, wie es der Mahler auf der todten Leinwand vermag, der müßte das glücklichste Wesen dieses Erdbodens sein.

Einen Morgen hatte der Baron v. Stechow die Güte, mich nach dem fast zwei Meilen von Schönewalde gelegenen romantischen Gute Lehnhaus zu führen; es liegt hoch über dem kleinen Gebirgsstädtchen Lehne, und man hat da von den Ruinen eines alten

Schloſſes eine ſchöne freie Ausſicht auf das ganze herrliche Gebirge. Es iſt gewiß einer der ſchönſten und nicht genug beſuchten Plätze dieſes köſtlichen Landes. Den Garten des abweſenden Eigenthümers fanden wir eben nicht im beſten Geſchmack angelegt. Ein marmornes Familienmonument von unſerm Schadow ward auch eben nicht am vortheilhaften Platze dieſes ſchönen Lokale's aufgeſtellt.

Später führte mich mein gütiger, gaſtfreier Wirth auch nach den herrlichen Ruinen auf dem Gretisberge, der auch eine überaus ſchöne große Ausſicht gewährt. Wir brachten einen ganzen Tag recht romantiſch ländlich in den majeſtätiſchen Ruinen eines alten mächtigen Schloſſes zu. Ein ganz konſervirter großer Ritterſaal, den man durch eine unter den hohen Mauern wohlverſteckte Dachbedeckung für alle Beſchädigung geſichert hat, war unſer Speiſeſaal zu einem mitgebrachten kalten Diner, und ein weit ausſpringender, ganz offener Pavillon in den Seitenflügeln der herrlichen Ruinen unſre Kaffeelaube. Ein ſchönes Teleskop ward in dem ganz freiſtehenden,

isolirten Gemäuer sehr angenehm für die herrliche Gegend benutzt. Der Berg ist auch anmuthig bepflanzt, und gewährt mannichfache, liebliche Wege, bequem und steil, wie man es liebt, hinauf und hinunter verschieden geführt.

Diese beiden Aussichten waren mir bei meiner ersten Reise fremd geblieben, und sind kein gemeiner Beitrag zu dem alten Gewinn. In dem unten am Berge liegenden ansehnlichen Schlosse des Grafen von Hochberg fanden wir Niemanden, und es scheint dies Mahl mein Schicksal zu sein, den Herrn Grafen überall zu verfehlen.

Auch Schönau, das Gut des Landraths von Voght, besuchte ich in dieser angenehmen Gesellschaft, und fand auch da eine liebliche Natur, die zu einer recht großen Anlage alle Materialien darbietet: herrliche alte Bäume, ein kleiner See, fließend Wasser, schön bewachsene Hügel, köstliche Wiesen und fruchtbare Felder, alles das erwartet nur die Hand des sinnigen Pflanzers, um zu einem recht schönen Ganzen vereinigt zu werden. Ein

ganz altes massives Wohnhaus, dem der Besitzer ein flaches Italienisches Dach gegeben, und dessen Inneres aus großen Sälen und regelmäßigen hohen Zimmern besteht, die der in Italien gereiste Hausherr mit vielen guten Kunstsachen ausgeziert hat, erinnerte mich an manches alte brave Landhaus in der Lombardei, und selbst die Umgebung hat etwas von jener Natur. Ein braver, rüstiger alter Abbé, der den Vater des Herrn von Vogt und ihn selbst auf Universitäten und Reisen geführt, auch dem Enkel jetzt noch Unterricht ertheilt, und sich in dem nahe gelegenen Städtchen Schönau mit einem kleinen artigen Hause angebaut, von den Bürgern aus persönlicher Zuneigung und Achtung zum Bürgermeister ernannt, geleitete mich zu einem sehr angenehmen Morgengange in das schöne Woberthal, in welchem ein kleines Dorf und einige Mühlen sehr mahlerisch gelegen sind. Eine ziemlich bejahrte Müllerin mit einem noch jungen Manne, nöthigte mich gar freundlich in ihre stattliche, nicht längst erbaute Mühle, und war sehr erfreut, daß ich mir ihr

recht nettes Haus vom Boden bis zur Küche genau zeigen ließ. Als ich die Bemerkung machte, die Küche sei auch fast zu klein für ein so stattliches Haus, sagte der verständige junge Mann: er habe erzählen hören, wie Friedrich der Große dieselbe Anmerkung einmahl in dem neuerbauten Hause eines reichen Generals gemacht; dieser habe ihm aber zur Antwort gegeben: er habe immer eine kleine Küche geführt, und das habe eben das Haus so groß gemacht. Höchst angenehme Stunden hab' ich in dem lieblichen, von schönbewachsenen Hügeln und Bergen umschloßnen Thale zugebracht, und meinen Rückweg nach Schönau über einen ansehnlich hohen Berg, von dem die Aussicht auch ausnehmend schön ist, gar unterhaltend gefunden. Von dieser gebildeten, gastfreien Familie fuhr ich in einem Nachmittage den schönen fünf Meilen langen Weg auf trefflicher Chaussee über Goldberg nach Liegnitz, in weniger als fünf Stunden. Diese angenehme Stadt liegt mitten im reichsten, fruchtbarsten Obstgarten, den die ganze Gegend rund um die Stadt bildet. Hier

hört' ich auch die erſte Nachtigall, die das Gebirg leider entbehrt. Es iſt den zarten Kehlen da ſchon zu rauh.

Die Verpflanzung der Glogauſchen Kammer, jetzt Regierung genannt, ließ mich hier viele ſehr liebe alte Freunde finden, und mehrere neue intereſſante Bekanntſchaften machen, die ich beſonders der großen Gefälligkeit des Major von Langwehrt verdanke, den ich auch ſchon aus Berlin kannte, und mit dem ich mich bereits mehrere Mahle in dem ſchönen Buchwald getroffen hatte. Der Regierungspräſident von Erdmannsdorf, Baron von Rothkirch, der nach Breslau beſtimmte Stadtdirektor Streit und Aſſeſſor Hampe ließen mich der großen Schleſiſchen Gaſtfreiheit eben ſo erfreulich genießen, als meine ältern Freunde und Bekannte, Graf von Schweidnitz und ſein ehemahliger Führer, jetziger Regierungsrath Sack, (ein würdiger Bruder unſeres vortrefflichen geheimen Staatsraths) mit denen ich auf meiner letzten Italieniſchen Reiſe ſo angenehme Zeiten in Rom lebte, und der Geheimerath Traut-

vettel und seine ganze liebe herzliche Familie. An der ältesten seinen Tochter dieses alten Freundes fand ich auch eine sehr liebe angenehme Sängerin, mit der ich einen erfreulichen musikalischen Abend an dem Fortepiano ihres geschmackvollen Lehrers, Herrn Hampe, verlebte. Selbst in diesem Fortepiano macht' ich die angenehme Bekanntschaft eines sehr geschickten jungen Instrumentenmachers aus Glogau, dessen Name mir leider entfallen, dessen fleißige Arbeit aber recht viel verspricht.

Von Liegnitz machte ich in der angenehmen Gesellschaft des Herrn Stadtdirektors Streit eine sehr schnelle Fahrt die acht Meilen hieher, wo ich unsern edlen alten Freund, den Fürsten von Schuckmann eben im Begriff finde, auf sein neuerkauftes Gut Hartlieb, eine Stunde von der Stadt, zu gehen, und mich gerne mit ihm einsetze, um dort einige freie Tage in alter herzlicher Vertraulichkeit zu verleben. Von dort ein Mehreres.

Sechs und vierzigster Brief.

Hartlieb bei Breslau, d. 16. Mai 1809.

Ich lebe hier so ruhig heitere Tage, wie man sie nur im Kreise edler, gebildeter, mit sich selbst einiger Menschen, in der Mitte einer wahrhaft glücklichen Familie leben kann. Wäre ich nicht längst schon überzeugt, daß hiezu äußere Glücksumstände viel weniger wesentlich sind, als der sichere, richtige Blick, der alles Große und Kleine nach seinem wahren Werthe schätzt, der gute, reine Wille und Charakter, der sich und Andre für's Rechte und Wahre entscheidend bestimmt, und der freie, liberale Sinn im Genießen und Entbehren, im Versagen und Gewähren, der ungetrübt und unverkümmert in allen Lagen und Verhältnissen, und am sichersten in sich selbst eine ergiebige Quelle der Zufriedenheit findet; wär' ich hievon nicht schon längst überzeugt: so hätt' ich's hier lernen und begreifen müssen.

Unser edler Freund hat in der glänzend-

ſten Epoche ſeines Lebens, als Präſident beider Kammern in Bayreuth und Anſpach, geſchätzt und geſucht von den Höchſten und Größeſten des Landes und Auslandes, nie eine ſo heitre, ihm ſelbſt und den Seinigen wohlthuende Exiſtenz gehabt, als er hier in einer weit beſchränkteren, aber aus Neigung und Ueberzeugung freigewählten Lage ſich ſelbſt bereitet hat. Auch ſah ich ihn ſeit den letzten Zwanzig nie ſo frei und heiter an Leib und Seele, als hier.

In der Mitte der vortrefflichen Familie ſeiner edlen, würdigen Gemahlin, einer Gebornen von Littwitz, umringt von ſechs lieben hoffnungsvollen Kindern, wohnt das edle Paar in einer angenehmen fruchtbaren Gegend, wenn gleich auf keine Weiſe groß und glänzend, doch bequem und angenehm, und lebt in freundſchaftlicher Nachbarſchaft edler Geſchwiſter und deren liebenswürdigen Familien ein wahrhaft patriarchaliſches Leben, von aller Affektation und Oſtentation gleich weit entfernt. Was das böſe Schickſal der abſcheulichen Kriegsjahre ihm gelaſſen, wird

hier auf die zweckmäßigste Weise zum Anbau und zur Veredlung eines mäßigen Gutes angewandt, das ihnen so eben ein, durch weise Oekonomie und einfachen Geschmack absichtlich beschränktes Leben gewährt. Die großen, mit frohem Muthe überstandnen Widerwärtigkeiten des Kriegs haben ihr gegenseitiges Vertrauen auf sich selbst und in einander befestigt, und sie so dem höchsten Ziel alles menschlichen Strebens sicherer und schneller zugeführt, als es wohl auf dem ebnen Wege steten Wohlergehns hätte geschehen mögen. Mit sich selbst ganz einig zu sein, zu wissen, was man will, und die Gewißheit in sich zu haben: ich kann auch, was ich will, das ist doch wol die sicherste Grundlage echten Menschenglücks. Wer dabei auch, rückblickend auf sein ganzes verflossnes Leben, sich sagen kann: du hast überall deine Pflicht gethan, der nur kann die vollendete Gemüthsruhe genießen, welche die größten Menschen aller Zeiten als das höchste Ziel alles menschlichen Strebens erkannt haben.

Mit welcher Klugheit und Würde, zu allgemeiner Achtung, Schuckmann den

ſchlimmen Vorpoſten der Preußiſchen Monarchie als Präſident der Kammern von Bayreuth und Anſpach vorgeſtanden, beweiſt ſchon der frühere Bayerſche ehrenvolle Dienſtantrag, dem ein Jahr vor dem Preußiſch-Franzöſiſchen Kriege der Antrag einer Finanzminiſter-Stelle vom Könige von Wirtemberg gefolgt, welchem wieder kurz vor dem Ausbruche des Krieges derſelbe wichtige Antrag vom Großherzog von Baden folgte. Aus Anhänglichkeit an den Preußiſchen Staat, in welchem er in Berlin beim königlichen Kammergericht, in Breslau bei der Regierung und in Bayreuth und Anſpach bei der Kammer, ſeine ganze Karriere, überall mit gleicher Ehre und zur Zufriedenheit dreier Könige, gemacht, lehnte er die ehrenvollen Anträge alle ab. Den letzten beſonders, weil er die Gefahren, die auf dem wichtigen Vorpoſten ihm drohten, ſo nahe ſah, daß ihm das Gebot der Ehre und Pflicht, darauf zu bleiben, um ſo dringender ſchien. Bald ſich ſelbſt überlaſſen, durchdrungen von dem, mit der Gefahr wachſenden Gefühl der heiligen Pflicht, entſchloſſen, das Land nicht

preis zu geben, mußte er den feindlichen Anführern und Behörden überall im Wege sein. Da man auch bald sah, wie sehr er seinem Souverain anhing und das Wohl des Landes zu seinem eigenen machte, alle Lockungen und Drohungen auch nichts über ihn vermochten, ward er endlich als Gefangner nach Frankreich abgeführt.

In Mainz hatte er das Glück, in die Hände des ehrwürdigen Marschalls Kellermann zu kommen, der seinen edlen, uneigennützigen Charakter und seine männliche Freimüthigkeit zu schätzen wußte, und ihn nicht nur gut, sondern selbst edel behandelte. Er konnte seine Frau und Kinder nachkommen lassen, und mit ihnen von dem Gelde seines in Anspach verkauften Hauses, in einer anderthalbjährigen Gefangenschaft in Mainz und Heidelberg, wohin ihn die Verwendung des Großherzogs von Baden half, ruhig sich und den Seinen leben. Ehe diese glückliche Vereinigung in dem lieblichen Lande aber zu Stande kommen konnte, waren noch böse Zeiten zu überstehen. Unzählige Be-

ſchwerden der Schwangerſchaft und Niederkunft auf der Flucht; die Schmerzen des Kindes-Verluſts und der ängſtlichen Sorge um den gefangnen geliebten Gemahl, wurden aber auf mehreren Hin- und Herreiſen und dem kümmerlichſten Aufenthalte im Zufluchtsorte, von der zärtlichen, ganz ihrer Mutterpflicht lebenden Gattin mit ſolchem Heldenmuthe überſtanden, daß ſie ſelbſt den muthigen, jeder Gefahr ruhig entgegen gehenden Mann mit Bewundrung erfüllen mußte. Endlich kam die Zeit der glücklichen Vereinigung und des ruhigen, ja ruhigern Beiſammenſeins, als es ihnen in den Jahren des mühevollen Geſchäftlebens je geworden. Dieſe Zeit hat auch wohl den Entſchluß und das volle Vertrauen reif werden laſſen, lieber beſchränkt als Landmann, ſich und den Seinen künftig zu leben, als je wieder in die große unruhvolle Staatskarriere zu treten, die jedem rechtlichen Manne an der Spitze wichtiger Geſchäfte, dem es am Herzen liegt, ſeine hohe Pflicht ganz zu erfüllen, faſt immer auch die Aufopferung ſeiner eignen freien Exiſtenz zur Pflicht macht.

Um jene Zeit hegte auch noch ein anderer großer Deutscher Hof den Wunsch, den erfahrnen, denkenden und biedern Staatsmann zum Finanzminister zu gewinnen, und hochgeachtete Staats- und Geschäftsmänner, die unsern Freund von Anbeginn seiner rühmlichen Laufbahn her kannten und ehrten, verwandten sich eifrig für das Gelingen jenes Wunsches.

Die edlen Deutschen Fürsten, der Großherzog von Baden, der Fürst von Nassau Weilburg, und der Erbprinz von Meklenburg-Schwerin (sein eigentlicher Landesfürst) bezeigten ihm in der Gefangenschaft ihre Theilnahme so thätig, daß auch dadurch seine Treue und Unfähigkeit zu jeder Intrigue vor den Augen der Welt verbürgt wurden.

Nach seiner Entlassung aus Frankreich hielt er, nach reiflicher Erwägung der Zeitumstände, beim Preußischen Hofe um seinen Abschied an, und erhielt ihn vom Könige unter Bezeugung der vollkommensten Zufriedenheit mit seinem ganzen Betragen.

Zurückgekehrt in die Mitte der edlen Fa-

milie, mit der ihm der beste Theil seines Lebens, durch so verschiedene Zeiten und Lagen stets gegenseitig bewährt, verflossen, lebt er nun ein ländlich einsames Leben, getheilt zwischen seiner liebenswürdigen Familie, seiner ernsthaft betriebnen Landwirthschaft und dem Studium seines ehemahligen Faches. Auch die Musen, die ihm stets hold waren, winden manche heitre Blume in den Eichen- und Aehrenkranz des Deutschen Mannes und Staatsbürgers.

Wenn er die Staatswirthschaft auch nicht mehr zu öffentlichen Zwecken, auch nicht zu dem der Kritik studirt: so muß er, das Vergangne mit dem Gegenwärtigen vergleichend, seine Beruhigung darin finden, immer redlich in seinem öffentlichen Leben das Gute gewollt zu haben; und gewiß freut er sich gerne daran, wenn er sieht, daß man in der Erkenntniß und Anwendung desselben Fortschritte macht.

In jenen ruhigen Tagen des stillen Aufenthalts in dem schönumgebnen Heidelberg schrieb er auch seine Ideen über Finanz-

Verbesserungen auf, und machte sie in einer kleinen gedruckten Schrift*) bekannt, die ihn nicht bloß als den allgemein anerkannten praktischen Geschäftsmann, sondern auch als einen denkenden und forschenden Staatsmann und trefflichen echt Deutschen Schriftsteller darstellt. In einem kurzen Vorbericht sagt er von den Ideen: „Sie sind bloß der Nachhall eines vollbrachten nicht großen, wenn gleich langen und mühevollen Geschäftlebens, Rückblicke auf Mittel, wodurch einiges Gute bewirkt, und auf Hindernisse, wodurch Streben, mehr Dauerndes zu gründen, gehemmt wurde."

Breslau hab' ich dies Mahl von hier aus nur einige Male auf Stunden besucht, um einige mir dort noch lebende Freunde zu sehen, wozu mir die edle Gastfreiheit des Herrn

*) Ideen über Finanz-Verbesserungen, von dem ehmahligen königl. Preuß. Kammer-Präsidenten in Anspach und Bayreuth und geheimen Ober-Finanzrath Fr. von Schuckmann. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1808.

Buchhändlers Wilh. Gottlieb Korn und seiner vortrefflichen Gemahlin überaus freundlich die Hand boten, indem sie mir jene in ihrem schönen, geschmackvoll eingerichteten Hause zu einem frohen Mittagsmahle vereinigten. Mit vieler Freude sah ich bei dieser erwünschten Gelegenheit den braven Bürde wieder, dem ich auch die treffliche Uebersetzung der großen Hymne, Miltons Morgengesang,*) verdanke, die mir Veranlassung zu einer meiner gelungensten Kompositionen für die Singeakademie des edlen Meisters Fasch gab; und Herrn Ebel, dessen schö-

*) Diese Komposition ist nun in vollständiger Partitur von Menzel sauber gestochen und bei dem Autor für einen Holländischen Dukaten, so wie die vollständige, in Partitur gestochene Italienische Oper Brenno, mit untergelegtem Deutschem Texte, für zwei Friedrichsd'or zu haben. Die Hymne war anfänglich nur für ein großes Chor und vier Solo-Singepartieen komponirt; für die öffentliche Bekanntmachung ist aber auch ein vollständiges Orchester hinzugefügt, und so ist sie nun in beiden Gestalten anzuwenden.

nes muſikaliſches Talent mir ſeit ſeiner treffli-
chen Kompoſition des Monologs der
Thekla ſo lieb und werth iſt, und der ſich
auch als Menſch durch Beſcheidenheit und
ernſtliches Streben ſo rühmlich vor ſo vielen
jungen Tonkünſtlern auszeichnet. Er hat
zwar das muſikaliſche Fach als Metier verlaſ-
ſen, und iſt bei der Breslauer Kammer an-
geſtellt: aber dennoch hat er fortgefahren, ſich
mit der Kompoſition zu beſchäftigen, hat ei-
nige ſehr angenehme Operetten für den treffli-
chen Komiker Schüler und ſeine kunſt- und
talentvolle Frau komponirt, und ſich zuletzt
auch mit vielem Glück in der Inſtrumental-
muſik an einigen Quartetten verſucht. In
Herrn Bierey lernt' ich bei der Gelegenheit
einen verſtändigen, talentvollen Tonkünſtler
kennen. Gerne hätt' ich noch manche andre
Bekanntſchaft perſönlich gemacht, die mich
ſchon durch ſchriftliche Mittheilung intereſſirt
hatte, und der Ruf mir auch wünſchenswerth
machte; aber der Landaufenthalt bei einem
trauten, längſtentbehrten Freunde war mir
zu intereſſant, um oft nach der Stadt kom-

men zu können. Zudem waren mir so viele alte werthe Gönner seit meiner ersten Reise da abgestorben: der so höchst liberale, gastfreie Minister von Hoym, der vortreffliche Kriegsrath von Kleber, Verfasser des klassischen Werks über Schlesien vor und nach dem Jahre 1740; der edle, rechtliche Professor Garve, der selbst in der Zeit seines schweren Leidens noch so freundlich, theilnehmend und mittheilend blieb; der fast ein gleiches trauriges Schicksal und Ende erleidende, kunstsinnige, edle Major Kessel; der biedre, treffliche Geheimerath Langhans, u. a. m. — Fast Alles, was mir damahls den Aufenthalt im Hause meines ältesten und vertrautesten Freundes Schuckmann so höchst interessant machte, war dahin; wie natürlich also, daß ich mich an Diesen, den ich nach so vielen überstandnen Beschwerden und Leiden an demselben Orte so häuslich glücklich wiederfand, und an seine vortreffliche Familie so nah als möglich anschloß, um die erwünschten Tage in ländlicher Ruhe und Heiterkeit ganz zu genießen. Ich habe darüber nicht einmahl das

Theater gesehen, welches durch eintretende Festtage auch mehrere Tage unterbrochen wurde, so gerne ich auch manches mir hochangerühmte Talent kennen gelernt, und den vortrefflichen, meisterlichen Komiker, Herrn Becker aus Weimar und seine talentvolle Frau wiedergesehn hätte. Dem schönen Mai und Junius in einem lieblichen ländlichen Aufenthalte muß aber jeder städtische Kunstgenuß weichen. Für manches Andre, was eine so ansehnliche, wohlhabende Stadt wie Breslau, an geselligem Genuß und öffentlichen Vergnügungen darbietet, war es auch eben nicht der Zeitpunkt. Die Schlesier lieben den Sommeraufenthalt in ihren angenehmen Bädern, und viele der angesehensten Einwohner waren bereits dahin abgegangen, besonders nach Landeck, wohin ich meinen Weg auch noch zu richten gedachte. So behielt ich mir die nähere Bekanntschaft mit dem neuen Breslau für eine der Gesellschaft vortheilhaftere Jahreszeit vor, überzeugt, daß ich meinen Weg nach Wien künftig jederzeit lieber über Breslau als über Prag nehmen würde; wobei

mir denn auch noch der Gewinn der näheren Bekanntſchaft mit Niederſchleſien und einem ſchönen Theil von Mähren bleibt. Dieſer Weg war eigentlich jetzt ſchon in meinem Plan, und nur die Zeitumſtände zwangen mich, den andern zu nehmen.

Sieben und vierzigster Brief.

Schmiedeberg, im Junius 1809.

Es sind am Ende des vorigen Jahres fünf wichtige Verordnungen für die Preußische Monarchie von Königsberg aus ergangen, welche die Form der Staatsverwaltung gänzlich umändern, und auch selbst auf eine Umbildung der Verfassung zu deuten scheinen. Folgende nämlich:

1) Publikandum vom 16. Dezember 1808, die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden in der Preußischen Monarchie betreffend.
2) Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-, Polizei- und Finanzbehörden vom 26. Dezember 1808.
3) Geschäftsinstruktion für die Regierungen und sämmtlichen Provinzen vom 26. Dezember 1808.
4) Instruktion für die Ober-Präsidenten in den Provinzen vom 23. Dezember 1808.

5) Ordnung für ſämmtliche Städte der Preußiſchen Monarchie vom 19. November 1808.

Dieſe letzte iſt in mehreren Städten Schleſiens bereits eingeführt, und wird in den andern mit vielem Antheil und Eifer ſo eben in Gang gebracht. Sie muß und wird für den Bürger gewiß von den heilſamſten Folgen ſein; ſie giebt ihm die freie Thätigkeit für das Gemeindewohl wieder, die er ſeit einem Jahrhunderte einbüßte, macht ihn ſelbſtändig, und wird gewiß nicht ermangeln, den thätigen Gemeingeiſt zu erwecken und zu beleben, der dem Bürger bisher ſo ſehr fehlte.

Ueberhaupt wird nun mit großer Thätigkeit, den oben genannten Verordnungen gemäß, ganz Schleſien organiſirt, und erleidet dadurch von allen Preußiſchen Provinzen die meiſten Umänderungen. Denn Schleſien, das ehemahls seinen eignen dirigirenden Miniſter, und in ihm gewiſſermaßen einen Vizekönig hatte, iſt danach durchaus unter die, durch das Publikandum, die Einrichtung der oberſten Staatsbehörden betreffend, angeordneten

Departements gezogen worden. Es hat in der Perſon des ehemahligen Präſidenten von Maſſow einen Oberpräſidenten, mit der in der Inſtruktion für den Oberpräſidenten beſtimmten Kompetenz, als oberſte Kontrolle, Rathgeber und Mitwirker in preſſanten Fällen, erhalten. Die beiden bisherigen Kammern zu Breslau und Glogau ſind nach den Vorſchriften der Verordnung wegen verbeſſerter Einrichtung der Provinz-, Polizei- und Finanzbehörden, und der Geſchäftsinſtruktion für die Regierungen, in zwei Regierungen zu Breslau und Liegnitz umgeformt worden, und haben die in jenen Verordnungen beſtimmten Sektionen und Geſchäftserweiterungen erhalten, indem ihnen die Acciſedirektionen, Conſiſtorien und das Oberberg- und Münzamt (zur Zeit noch theoretiſch, nicht faktiſch) einverleibt worden ſind. Die Städte werden ſämmtlich, nach der Ordnung für ſämmtliche Städte der Preußiſchen Monarchie, durch ſich ſelbſt gewählte Stadtverordnete und Magiſtrate organiſirt. Breslau hat in dem bisherigen Regierungsrath Streit aus Liegnitz einen

Polizeipräsidenten erhalten, die andern Städte Polizeidirektoren, welche der König mit dem übrigen Polizeipersonale bestellt, und wozu die Kammern die Unterhaltungskosten aufbringen müssen.

Nach den oben genannten Verordnungen sollen auch landständische Mitglieder zu den Regierungen erwählt werden. Diese sollen nach der allgemeinen Bestimmung des Gesetzes aus den landständischen Repräsentanten der Provinz gewählt werden. Schlesien hatte aber deren bis jetzt nicht. Wol eine sogenannte Landschaft, die aber bloß die gewählte Verwaltung des Kredit- oder Pfandbriefssystems bildete. Nach der Grundlage dieses Systems hat man zwar bereits acht und zwanzig ständische Repräsentanten wählen lassen wollen, und sie sollen auch bereits gewählt sein; die Ertheilung unbedingter Vollmachten für dieselben hat jedoch noch Schwierigkeit gefunden, und bei der Bestimmung solcher Wahlen durch Bewerbung, Konnexion und pekuniären, nicht intellektuellen Vermögen, mag der Verlust der durch den Verzug ruhenden Mitwirkung

an Weisheit und Energie ſo groß eben nicht ſein.

Die Ober- und Untergerichte der Provinz, haben bis jetzt keine weſentliche Veränderungen erlitten. Die drei Oberamtsregierungen, zu Breslau, Glogau und Brieg, haben dieſe Benennungen mit dem Prädikat Oberlandgerichte vertauſcht. Die bisherigen ſtandesherrlichen Mediat-Regierungen haben den Titel Regierungen ablegen und dagegen ſich ſtandesherrliche Gerichte nennen müſſen.

Das wichtigſte materielle neue Geſetz iſt, außer den Verwaltungsgrundſätzen, welche die Verordnung wegen verbeſſerter Einrichtung der Provinzial-, Polizei- und Finanzbehörden und die Geſchäftsinſtruktionen für die Regierungen, beſtimmen, das Edikt vom neunten October 1807 und den darauf gefolgten Deklarationen, wodurch die Erbunterthänigkeit aufgehoben worden und der Beſitz der Vertheilung der Rittergüter frei gegeben worden iſt. Ueber dieſes Edikt iſt ein ganzer Berg von Schriften pro und contra zuſammengeſchrieben worden.

Wer ohne Vorurtheil urtheilt, wird gerne zugeſtehn, daß die jetzige Geſchäftsvertheilung vernünftiger und zweckmäßiger iſt, als die alte, welche nach und nach durch Zufälligkeiten gebildet worden war; daß der Zeitpunkt, wo der Krieg das Alte zerriſſen hatte, allerdings der einer neuen Organiſation war; daß die jetzt in den angeführten Verordnungen aufgeſtellten Verwaltungsgrundſätze der reinen ſtaatswirthſchaftlichen Theorie gemäß ſind, und daß beſonders Vernunft und Gerechtigkeit die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und die Freigebung des Beſitzes und der Abtheilung der Rittergüter billigen müſſen. Aber die Klugheit ſcheint nicht hinreichend Bedacht genommen zu haben, die bei dieſer neuen Einrichtung unvermeidliche Reibung möglichſt zu mindern. Man ſchien anfangs ſie vielmehr abſichtlich recht ſchneidend zu betreiben. Die Friktion iſt daher allerdings ſehr groß, und wer ſteht dafür, daß ſie nicht ſo zunehmen könne, daß ein Stillſtand unvermeidlich wird?

Ein Fehlgriff ſcheint es Vielen zu ſein, daß man mit der Vollziehung der Städteord-

nung den Anfang gemacht hat, ſtatt ſie ſpäter nachfolgen zu laſſen. Die Bildung der Stadtverordneten hebt das Uebergewicht, welches die Zünfte und Innungen in den Stadtgemeinden haben, nicht auf, wie man ſcheint geglaubt zu haben. Dieſe aber haben ein einſeitiges Intereſſe, ſich der Vollziehung der Grundſätze der Gewerbsfreiheit entgegen zu ſetzen, und thun es jetzt durch ihre gewählten Obrigkeiten und Repräſentanten mit verdoppelter Kraft. So ſieht man jetzt täglich, kontraſtirend mit den öffentlich ausgeſprochenen Regierungsgrundſätzen, durch den Breslauer Magiſtrat in den Provinzialzeitungen Zunftbeſchränkungen erneuern, die ſchon veraltet und vergeſſen waren, und die Regierung ſchweigt noch dazu.

Den meiſten Tadel findet hier die Einführung der Oberpräſidenten, die Viele, nach der ihnen durch ihre Inſtruktion gegebenen Beſtimmung in der Regel nicht bloß überflüſſig, ſondern ſogar ſchädlich glauben. Man meint, daß die Kontrolle, welche ſie führen ſollen, beſſer durch Viſitationen von Zeit zu

Zeit bewirkt werden könnten: denn es wird von beiden Seiten ein großer Grad der Selbstverläugnung und Biegsamkeit erfoderlich sein, wenn auf dem Standpunkte ihr Zustand gegen die Regierungen und deren Präsidenten nicht bald in dauernden Zwist und Eifersucht übergehen soll, wie wol schon manche einzelne Erfahrung beweist.

Viele sind auch der Meinung, daß das Edikt vom 9. October 1807 in einem unpassenden Zeitpunkte publizirt worden, da die Länder noch mit fremden Truppen besetzt waren, und finden auch die Fassung unpassend, welche der noch so rohen untern Volksklasse wörtlich die Freiheit proklamirte. Dazu kam, daß man, statt denen, welche dabei Opfer bringen mußten, die doch immer auf bisherige Gesetze, Urkunden und bezahlte Erwerbstitel gegründet waren, die Pille zu vergolden, sie absichtlich zu verbittern schien, indem man verstattete, daß sie in öffentlichen Regierungsblättern mit Sarkasmen gemißhandelt wurden, statt dieß darin die Privatschriftstellerei darüber austrauren zu lassen. Vielmehr ver-

weigerte man in Schlesien Schriften für die Privilegirten das Imprimatur, und erregte so wol gar den Glauben, daß die Wage der Gerechtigkeit durch Reaktion das Gleichgewicht verloren habe. Es entstanden auch Unruhen, die die ärgerliche Nothwendigkeit herbeiführten, das fremde Militär um Erhaltung der Ruhe anzurufen. Indessen ist es jetzt sehr gut, daß die Schlesier über diesen nothwendigen Schritt glücklich hinweg sind.

Seitdem haben die oben genannten Edikte und Verordnungen auch schon öffentliche Kommentateren und Kritiker gefunden, die sie theils von oben herab aus dem hohen Standpunkte der Philosophie und Geschichte beleuchtet, theils von unten hinauf aus dem bisherigen Kreise der Erfahrung und Geschäftsführung betrachtet und erwogen haben. Dieses Letzte geschah vorzüglich in der Zeitschrift des Professor Voß: die Zeiten, von einem Preußischen Geschäftsmanne, der, wie der Herausgeber in einer Vorerinnerung versichert, in der alten Staats-

administration nicht nur einen sehr angesehenen Posten bekleidet hat, sondern auch zu den einsichtsvollsten, vorurtheilsfreiesten und der Verfassung kundigsten Geschäftsmännern gehörte. Er hat besonders das Publikandum vom 16. Dezember 1808, über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden sorgfältig kommentiet und im Ganzen viel Unpartheilichkeit gezeigt, wiewol in einzelnen Punkten auch die Vorliebe für die langgewohnte alte Verfassung, welche der Kommentator sehr gründlich und vollständig kennt, häufig hervorscheint. Sein Hauptadel trifft die Trennung des Ministeriums des Innern und der Finanzen, in zwei koordinirte Behörden getheilt, die erst in der Person des Landesherrn den höheren Vereinigungspunkt finden; und die neuerrichtete Stelle der Oberpräsidenten als unnöthige Vervielfältigung der Instanzen. Er hält diese für überflüssig und der auf Vereinfachung und Belebung abzielenden Verfassung nachtheilig an. Das Publikandum selbst scheint ihm auch an sehr vielen Orten zu verrathen, daß der erste Entwurf auf Anlegung

eines einzigen Miniſters für das Innere und die Finanzen berechnet geweſen iſt.

In dieſen Tadel ſtimmt auch Herr von Weltmann zum Theil ein, der in einer der jüngern Schrift*) die neue Preußiſche Staatsorganiſation beleuchtet. Er holt weit aus, und geht von den Grundſätzen des reinen Staatsrechts, der Gleichheit und Freiheit, als leitenden Idee, aus, und will, daß das Staatsrecht der Erfahrung im möglichſt geringſten Widerſpruch mit jenem bleibe. In der Tendenz der Franzöſiſchen Revolution, oder derjenigen politiſchen, welche ſich jetzt über die ganze gebildete Welt ausbreitet, ſieht er die Entwickelung der urſprünglich Deutſchen Nationalfreiheit von den Feſſeln der Feudalität. In den neuen Preußiſchen Kriegsartikeln findet er die gleiche Pflicht und das gleiche Recht aller Jünglinge und Männer zum Waf-

*) Geiſt der neuen Preußiſchen Staatsorganiſation, von Karl Ludwig von Weltmann. Leipzig und Altenburg, bei Brockhaus 1810.

ſtudienſt für das Vaterland mit Nachdruck und Würde ausgeſprochen; für die Erhaltung der völligen Gleichheit des Adels und Bürgers wünſcht er indeß noch einige ſichernde Maßregeln bei der Wahl und Ernennung der Offiziere; auch wünſcht er ſpätere Dienſtjahre. An der neuen bürgerlichen Organiſation betrachtet er, in welchem Verhältniß der neuorganiſirte Geſchäftsgang in der Preußiſchen Monarchie ſowol zu den Grundſätzen des reinen Staatsrechts, als der Revolution unſrer Zeit gefunden werde. Er findet in ihr die Tendenz nach Verbindung der freieſten Entwicklung der einzelnen Individualitäten mit dem ſchützenden Zwange der Einheit für die Geſammtheit. Die neue Verfaſſung wurde „nach einer wiſſenſchaftlichen Begründung organiſirt," darum „ſagt ſie auch dem reinen Staatsrecht und der großen politiſchen Revolution zu, die in unſern Zeiten über die Erde geht." Hr. W. ſieht in den Verordnungen die Abſicht, ſtatt eines Feudalkönigs und einer Feudalmonarchie ein reines Königthum zu ſchaffen; die nothwendige Auflöſung des Erbadels, und

die Nothwendigkeit, „einen ſolchen Adel zu ſtiften, welcher dem Bedürfniß der Zeit entſpricht, und ſich dem reinen Staatsrecht mehr nähert, als der alte Feudaladel, welcher alſo der neuern Franzöſiſchen Stiftung ähnlich würde, deren Adel viel weniger, als der alte Feudaladel, Gleichheit und Freiheit verletzet.“ Ja er will, „daß der Adel eigentlich nichts ſei, als eine perſönliche Auszeichnung, und es gleichſam nur eine Erhöhung dieſer Auszeichnung bedeute, wenn man demſelben die Eigenſchaft, ſich zu vererben, beilegt.“ Die Staatsbeamten und Militärperſonen ſollen durch ihre Aemter und Stellen zu Grafen und Baronen des Reichs erhoben ſein, und das Recht haben, für ihre männliche Nachkommenſchaft vorſchriftsmäßige Majorate zu ſtiften; der bloße Edelmann ſoll gar nicht mehr ſein; die Staatsminiſter und Marſchälle ſollen für ihre Perſon Titel und Stern des Fürſten haben.

Die neue Organiſation ſoll nicht bloß die Formen der Verwaltung betreffen, ſie ſoll auch auf Bildung einer ganz neuen Verfaſ-

ſung gehen; eine wirkliche ſtändiſche Gemeindeverfaſſung ſoll gebildet, der Nation eine wirkſame Theilnahme an der Geſetzgebung zugeſichert werden.

Für die Preußiſche Monarchie ſei der Zeitpunkt eingetreten, „daß ſie der reinen Souveränität und zugleich der höchſten Freiheit durch ein gutachtliches Organ des Volkswillens theilhaftig werden könne.“

Bei dieſen freimüthigen, gewagten Aeußerungen eines, wenn auch nicht Staatsbürgers, doch Bewohners von Berlin, kann ich mich des Gedankens an jene Zeit nicht erwehren, da, zu Anfange der Franzöſiſchen Revolution, enthuſiaſtiſche Patrioten in Berlin öffentlich äußerten, wie alles Das, was die konſtituirende Nationalverſammlung der Franzöſiſchen Nation zu verſchaffen gedachte, der Preußiſchen, durch das neue Geſetzbuch, das eben im Erſcheinen war, gleichmäßig zugeſichert würde, und dadurch veranlaßten, daß mit dieſem eine neue Reviſion vorgenommen wurde, die vielfache Beſchränkungen zur Folge hatte.

Acht und vierzigster Brief.

Warmbrunn, im Junius.

Auf mancherlei Kreuz- und Querwegen über Schönau, Goldberg, Schönwalde, Löwenberg hab' ich das liebe fruchtbare Schlesien bis an die Sächsische Grenze lustig durchstrichen. Da fand ich dicht bei Lauban in dem feinen Hause des gastfreien Herrn von Muzius auf Berthelsdorf einen sehr angenehmen Ruhepunkt. Frohe genußvolle Tage hab' ich da in seiner und seiner gebildeten, geistreichen Gemahlin Gesellschaft verlebt. Alles, was Wohlstand mit Geschmack genossen, angenehme ländliche Umgebung, durch schöne Pflanzungen genießbarer gemacht, und feiner Genuß der schönen Künste Wohlthuendes und Erfreuliches gewähren, ward da im angenehmsten Verein genossen. In Lauban selbst fand ich einen alten guten Bekannten an Herrn von Hillesheim, mit dem ich auf meiner ersten Schlesischen Reise sehr frohe lustige Tage in Löwenberg und Flinsberg ver-

lebte, die jetzt bei der heitern Tafel und beim köstlichen Wein manche erfreuliche Rückerinnerung gewährten. Sein braver, wackerer Bruder, den auch die unruhigen Zeitumstände aus Anspach hieher verschlagen, vermehrte da und in Berthelsdorf die angenehme Gesellschaft.

Der Weg hieher läuft längs den sanft abhangenden Bergen über Greifenberg auf bequemer Chaussee, und fährt sich gar leicht und angenehm.

Hier bin ich durch die gütige Anmeldung und Vorsorge der Frau von Muzius, die ich hier wiederzufinden das Glück habe, auf dem Schlosse des Herrn Grafen von Schafgotsch sehr gastfrei aufgenommen, und lebe mit der vortrefflichen Familie ein sehr erfreuliches, recht großes Familienleben. Die Gräfin vereint mit der angenehmsten und edelsten äußern Erscheinung alle Tugenden einer vortrefflichen Mutter und Hausfrau: man kann nichts Verständigeres und zugleich Herzlicheres sehen. Ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit für ihre zahlreiche Familie scheint grenzenlos,

und man ſollte glauben, daß ſie dadurch ganz abſorbirt werden müßte. Dennoch weiß ſie ſolche auch in hohem Grade auf ihre Gäſte und die Geſellſchaft auszubreiten, und die ſchöne Kunſt und die Wiſſenſchaft finden auch ihre Zeit und Pflege bei ihr.

In dieſer intereſſanten Geſellſchaft habe ich auch das romantiſche Stonsdorf wieder beſucht, und es in ſeiner ganzen Fülle und Herrlichkeit geſehen und genoſſen. Auch den herrlichen Kühnaſt und ſeine tüchtigen Ruinen hab' ich wieder beſtiegen, und was mich doppelt freute, in derſelben guten herzlichen Geſellſchaft des braven Juſtizdirektors Gehliſch, der mit ſeiner lieben guten Frau noch daſſelbe gräfliche Gebäude in Hermſtädt bewohnt, in welchem ſie mich auf meiner früheren Reiſe ſo äußerſt gütig und geſtfrei aufnahmen. Aber die ehrwürdigen Ruinen ſtürzen im Innern merklich zuſammen. Schade, daß nicht ein Theil davon, der noch ganz geſchloſſene Zimmer gewährt, durch eine wohlangebrachte Bedachung vor Wind und Wetter geſchützt wird, wie es mit den herrlichen Ruinen auf dem Gretisberg

geschehen! So würde man auch oben eine sichere angenehme Ruhstätte finden.

Auch in Hirschberg hab' ichs mir wieder in der trefflichen Geierschen Familie recht wohl sein lassen, und mit den liebenswürdigen Töchtern einige genußvolle Stunden am Fortepiano verlebt. Dieses ward hier leider durch eine häusliche Störung zu bald unterbrochen, und so die angenehme Stimme einer jungen Gräfin Wengerska und das Fortepianospiel der edlen Hausfrau selbst zu wenig genossen.

An dem braven Landschaftsmahler Reinhardt fand ich in Hirschberg auch einen alten Berliner Bekannten. Er zeichnet fleißig die schönen Ansichten des Riesengebirges nach der Natur, und läßt die bedeutendsten derselben auch in Kupfer stechen und nach der Natur illuminiren.

Die ganze nördliche Ansicht des Riesengebirges hat Schumann auch in zwei schönen großen Blättern mit vieler Wahrheit dargestellt. Das eine begreift die Ansichten vom Forst bis Schmiedeberg bis zur kleinen Sturm-

hatte, das awre die von dieser bis zum Reifträger.

In dem anehnlichen, mit Geschmack aufgeführten und eingerichteten Hause, welches der verstorbene Graf von Schafgotsch außer dem großen herschaftlichen Schlosse zum Vergnügen der Badgäste hat erbauen lassen, haben wir auch einem recht angenehmen Ball mit beigewohnt, der zwar nicht zahlreich, aber doch belebt war. Die rauhe Jahrszeit hat die Badegäste noch zurückgehalten; die meisten haben sich erst für den künftigen Monat ihre Wohnungen bestellt. Indessen fand ich doch schon manchen alten guten Bekannten unter den Badegästen. Unter andern den ehemahligen Kammerpräsidenten von Buddenbrok aus Marienwerder, der sich noch eines Besuchs erinnere, welchen ich ihm im zehnten Jahre meines Lebens mit meinem Vater von Königsberg aus in dem vierzehn Meilen entfernten Morungen, seiner damahligen Garnison, zu Pferde gemacht, und weckte in mir manche erloschene Erinnerung aus meinem frühesten Kunstleben auf. Auch den wackern

Fichte fand ich hier mit seiner Familie, aber leider erst eben den letzten Tag, da meine Abreise bereits beschlossen ist. Es treibt mich wieder nach dem lieben Schmiedeberg, wo Deine Briefe meiner warten, und von wo aus ich noch so manchen schönen, interessanten Ort zu besuchen habe. Auch die angenehm mahlerischen Johannisfeuer versprechen mir dort einen erfreulichen Gebirgsabend.

Welch ein ganz anderes, reicheres und lustigeres Leben ist doch das herrliche Gebirgsleben! Leib und Seele fühlen sich da freier, lebendiger, kräftiger, muthiger. Die tiefste Einsamkeit ist da belebt; Alles spricht das Gemüth an, weckt Ideen, die sich bei dem schnellen Wechsel der Gegenstände jagen und kreuzen, daß es eine Lust ist. Jede verborgene schlafende Kraft wird aufgeregt, jedes Gefühl geweckt, und oft bis zum Entzücken gesteigert. In den tausendfachen Lichtern und Schatten schweben oft so hell, so nahe die geliebten Gestalten der entfernten Lieben heran, in den rieselnden Bächen, im Säuseln des Laubes und des hohen Farnkrauts tönen und lis-

peln ſo leis ihre Stimmen, vernehmliche Töne und Worte hör' ich oft im Rieſeln und Säuſeln, und antworte und rufe ihnen wieder zu aus der innerſten Fülle des Herzens das immer höher und lauter ſchlägt, wie ich die dicht verwachſenſten, ſteilſten Höhen erklimme. Und welche hohe Ruhe dann wieder in den rundumfloßnen Thälern der hohen Berge, wo ſich oft kein Lüftchen regt, kein Laut ſich hören läßt, das kleinſte Inſekt im Graſe eine hörbare Bewegung macht, und mich aus der tiefſten Verſunkenheit in Gefühlen und Gedanken aufſchreckt. Und iſt die höchſte Höhe erſtiegen, und der Blick ſchweift weit in die Ferne über die nächſte Ferne tief unter den Füßen hinweg; wie erweitert ſich da die Bruſt, welche Fülle, welche Höhe fühlt man da in ſeinem Innern! Lauter Jubel, kühne Sprünge werden da aus Sprache und Gang; die Welt des begeiſterten Geſanges, des heiligen Tanzes umgiebt den Hochbeglückten, dem des Morgens friſches Wehen, der Vorbote der erſten Sonnenſtrahlen, die heiße Bruſt erfriſcht und zu neuem höherm Leben weckt und hebt, und

dann wieder aus den letzten goldnen Strahlen der Sonne, aus dem wundervollen Roth des Abends die süße Ruhe des Himmels und ihre entzückenden Träume saugt; so den herrlichen Tag der Höhe und ihre wonnige Nacht schwelgrisch genießt, ohne die Ermüdung der dampfenden Tiefe.

Neun und vierzigſter Brief.

Schneeberg, im Junius.

Es ließe ſich wol nicht leicht ein angenehmerer Ort zum Mittelpunkt für die mannichfachen Wanderungen in dieſem lieblichen Gebirgslande wählen, als dieſer iſt, das luſtige mannichfache Gewerbe, das er vor ſo vielen andern des Landes, ſelbſt in dieſer Zeit der Stockung behält, macht ihn dem Fremden doppelt intereſſant. Die dreifache Handlung des Herrn Wäber und ſeiner ihm aſſoziirten Schwiegerſöhne, Alberti und Parchwitz, machen den Theil der Straße, in welcher ſie wohnen, ſo lebendig und befahren, daß die Poſt nicht ſelten ſich über die Hemmung des Fahrweges beſchwert. Dieſes würdige Haus, deſſen Chef ſchon lange als ein menſchenfreundlicher Wohlthäter des Orts und als patriotiſch geſinnter Staatsbürger allgemein geehrt wird, iſt jetzt auch durch ſein Vermögen und den unerſchütterlich guten Willen, auch

in diesen Jahren, in welchen aller Absatz stockt, den Einkauf des Leinens nicht einzustellen, ohne welchen die in Dürftigkeit versunkenen Weber des Gebirges gänzlich zu Grunde gehen müßten, ein großer Wohlthäter des verarmten Gebirgslandes. Du kannst denken, wie glücklich dies unsern menschenfreundlich gesinnten Alberti macht, der eben diesen Theil des großen Handelshauses verwaltet. Auch durch eine ansehnliche Tabaksfabrik und Damast-Tischzeugfabrik beschäftigt es eine große Anzahl Einwohner. Dabei lebt diese zahlreiche Familie ein geselliges, heiteres Familienleben, doch ohne den großen äußern Aufwand, den mancher andre gleich Bemittelte, wol dem höhern edlern Vergnügen einer stillen, großen und ausgebreiteten Wohlthätigkeit vorziehen möchte. Auch dem Fremden ist es ein freundliches gastfreies Haus, wenn er Sinn für die Würde eines echt Deutschen, wahrhaft bürgerlichen Charakters hat.

Die angenehmste Gastfreiheit lebt auch in hohem Grade in dem ansehnlichen Hause des Herrn Kommerzienraths Waldkirch, der sich

groß und schön angebaut und sich neben seinem eigenen wichtigen Handlungshause auch das Verdienst um die Handlung überhaupt erworben, für das allgemeine Beste große und kostspielige Versuche zur Verbesserung der Bleichmethode gemacht zu haben. So hat auch sein Landsmann, Herr Flach (sie sind beide aus Schwaben hergezogen) neben seiner ansehnlichen Creas-Fabrik das Verdienst, den Handel nach Italien sehr erweitert zu haben; und Herr Gebauer das in dieser Stockung des Leinwandhandels doppelt wichtige Verdienst, eine sehr bedeutende Bandfabrik neu angelegt zu haben, die an dreihundert Menschen beschäftigt und ernährt. Schmiedeberg ist jetzt fast vor allen andern Schlesischen Gebirgsstädten reich an ansehnlichen Handels- und Fabrikhäusern, und es herrscht im Ganzen eine äußerst lebhafte Gewerbsamkeit und Industrie. Dabei sind die bemittelten Einwohner auch geselliger, als in den meisten andern Städten dieser Art.

Unser Friedrich Alberti hat hier auch eine Lese- und Tischgesellschaft gestiftet, die

unter dem Namen Odeon einen Abend jeder Woche eine zahlreiche und ansehnliche Gesellschaft versammelt. Man versammelt sich gegen sechs Uhr, liest erst ein paar Stunden — an den Abenden, denen ich beiwohnte, wurde aus Shakespeare und Göthe vorgelesen — dann tafelt man lustig mit einander. Bei der Tafel wurden frohe Lieder gesungen, wozu ein eifriger Kunstfreund, der Senator Fritze, ein zweckmäßiges Liederbuch veranstaltete, welches jedes Mitglied neben seinem Teller liegen hat. Angenehme Damenstimmen, an denen es hier nicht fehlt, singen die Lieder mit Klavierbegleitung, und die ganze Gesellschaft stimmt im Chor mit ein. Nach der Tafel sorgt der jedesmahlige, erwählte Freudenmeister für die lustige Unterhaltung des übrigen Abends, der bald mit Tanz, bald mit allerlei gesellschaftlichen Spielen froh beendigt wird. So weiß man sich auch im Sommer, während welchem die Gesellschaft in den Häusern solcher Mitglieder gehalten wird, die im Besitz ansehnlicher Gärten sind, gesellige Hausfreuden

neben den mannichfachen Vergnügungen des schönen Landes rund umher zu verschaffen. Dieses wird von den Stadtbewohnern auch häufig besucht. Die reichste Quelle ist und bleibt den Menschen von Geschmack und Gefühl das schöne herrliche Buchwald. Aber auch nach andern Seiten haben sie angenehme Lustorte. Am häufigsten und fast täglich wird das nahegelegene Buschvorwerk besucht. Da sah ich letzt auch in froher Gesellschaft die schönen Johannisfeuer brennen. Es ist ein ganz eigener lustiger Anblick. Auf allen Höhen und Mittelhöhen in der Nähe und Ferne werden Feuer, große und kleine, angezündet; das stärkste und mahlerischste Licht geben Pechtonnen. Die ganze Gebirgskette, die schon durch das herrlichste Mondlicht wunderbar schön erleuchtet war, wurde durch jene unzähligen Feuer nach ihren Höhen und Mittelgründen bezeichnet und mahlerisch gehoben. Wir brachten einen großen Theil der Nacht, selbst auf mehrern Anhöhen herumstreichend, sehr angenehm belebt zu. Eine über dem Dorfe Buschvorwerk gelegene einsame Holländerei war

mir die Nacht besonders aufgefallen, und ich machte bald darauf einen höchsterfreulichen einsamen Abendgang dorthin. Die Sonne versprach einen herrlichen Untergang, und so suchte ich mir den anmuthigen Weg über die Höhen nach jener Holländerei. Er führte mich über herrliche Wiesen, durch liebliches Gebüsch, Berg auf Berg ab, die Kreuz und Quer, bald am Abhange eines schönen Kornfeldes, bald am Rande des hervorspringenden Holzes. Endlich gelangte ich hin, und ward auf einem hohen Gerüstsitz an dem einfachen Bauernhause, dem herrlichsten Sonnenuntergange gegenüber, von einem gar guten treuherzigen Philemon und Baucis-Paar mit der köstlichsten Sahne und dem besten frischen Butterbrote, das ich je genossen, bewirthet. Dabei erzählten mir die ehrlichen Leute gar treuherzig ihre kleine Lebensgeschichte und ihre beschwerliche fast kümmerliche Existenz im Winter. Mit ihren beiden ziemlich erwachsenen Söhnen sind sie da oft Wochen und Monate lang eingeschneet, und nicht selten von der nahen Stadt ganz abgeschnitten.

Es war einer der lieblichſten Abende, die ich je genoſſen, und hab' ich Euch Lieben je im Innerſten des Herzens recht ſehnlich zu mir hingewünſcht, ſo war es da.

Als die Sonne völlig untergegangen war, geleitete mich der kleinſte Sohn aus dem guten Hauſe den nächſten Weg hinab nach der Stadt. Mitten im Holze ertönte ihm eine bekannte Pfeife, und er antwortete in gleichem Tone. Nachdem das mehrmahlen luſtig hin und her getönt hatte, erklärte er mir, daß das ſeinem ältern Bruder gelte, der aus der Stadt käme, und ihm ſo anzurufen pflege, ob er wol noch im Holze oder in der Nähe mit ſeinen Kühen draußen wäre. Nach freundlicher Begrüßung, die hier jedes Kind, wie jeder Erwachſene nach der Tageszeit einrichtet, ließ ich ſie bald mit einander beſchenkt zurückkehren, um noch den lieblichen letzten Theil des Weges ſo ganz vollauf zu genießen, wie man nur einſam oder mit ſeinen Liebſten genießt.

Entſchloſſen, und endlich dieſe liebliche Gegend zu verlaſſen, nehme ich täglich Ab-

schied von dem lieblichen Buchwald, das mir eines der angenehmsten Bilder in der Seele zurückläßt. Die würdige Eckſteinſche Familie, die mich bei meiner erſten Reiſe hier ſo freundlich herbergte, gewährt mir dies Mahl eine angenehme Reiſegeſellſchaft zur Rückkehr durch die Oberlauſitz. Mein Herz fliegt Euch Lieben entgegen, iſt ſchon bei Euch!

Wanderung durch's Riesengebirge.

Die Erfahrungen einer früheren Reise und dieser späteren benutzend und vergleichend, will ich hier für die künftigen Lustwandler die besten Wege zu den sehenswürdigsten Punkten des Riesengebirges bezeichnen, und die Gegenstände selbst mehr nennen und angeben, als umständlich beschreiben. Dieses haben Zöllner*) und Adams**) in besondern Werken zur Genüge gethan. Wer es indeß nicht liebt, den Beschreibungen der kleinsten Details von

*) Briefe über Schlesien u. s. w. auf einer Reise im Jahr 1791, von J. Fr. Zöllner. 2ter Theil. Berlin 1793.

**) Briefe über Schlesien auf einer Reise im Jahr 1800, von J. C. Adams. Breslau 1805.

den Erfahrungen Anderer nachzugehen, lieber mit eignen Augen aufsucht und sieht, lieber das Wesen der Gegenstände aus ihnen selbst herausstieht, als manches Mitgebrachte und Vorgefaßte in sie hineinsehen mag. Dem ist vielleicht damit gedient, eine kurze Anzeige Dessen, was aufzusuchen und zu finden ist, zur Hand zu haben. Wer dazu die gute Karte des Riesengebirges von Hofer, 1806 von Junker in Wien gestochen, zur Hand hat, der wird nicht leicht Etwas verfehlen, das seiner Neu- und Wißbegierde wichtig sein könnte.

Die Art und Weise einer solchen Gebirgsreise kann auch nur von der Kraft und dem Geschick eines Jeden abhangen. Man kann einen großen Theil, bis zu den mittleren Höhen überall, im Wagen machen, zu Pferde fast Alles. Die erste Reise machte ich ganz so, aber außer dem Spaß, die Pferde oben auf der Schneekoppe an die Lorenzokapelle anzubinden, und die erstaunte Menge, die ein heiterer Festtag zur Wallfahrt hinaufgeladet, mit dem Rücken gegen den herrlichsten Auf-

gang der Sonne stehen zu sehen, und die vom Teufel hinaufgehenden Pferde anzustaunen, kann ich eben nicht viel von der Art, das Riesengebirge zu bereisen, rühmen. Man wird doch zu manchem Seitenwege gezwungen, der von dem sehenswürdigeren Fußpfad entfernt, oder man erzwingt etwas mit Lebensgefahr, was zu Fuße nur beschwerlich gewesen wäre. Für den starken und geschickten Fußgänger und Kletterer, bleibt die Fußreise im Gebirge überall bei weiten die beste und bequemste, besonders wenn man sich Zeit läßt, und in Ansehung der Nahrung und Bewirthung nicht ekel und schwierig ist. Wein und Brot kann man ja auch leicht mit sich führen, da man doch eines wegekundigen Führers bedarf.

So werden auch die Umstände, Absichten und Beschaffenheit des Wanderers bestimmen, von welcher Seite er die Höhen am liebsten besteigen mag. Das Bequemste und für Wagen und Reiter Zugänglichste ist die Böhmische Seite; sie ist aber bei weiten die am wenigsten interessante. Hat man von der Schlesi-

schen Seite nur die Absicht, die Schneekoppe zu besteigen, um an demselben Tage wieder unten zu sein: so geschieht dieses am liebsten und schnellsten von Schmiedeberg aus durch die Forst. In neun bis zehn Stunden kann man so die ganze Expedition machen.

Wer aber das ganze Schlesische Riesengebirge begehen und von den minder wichtigen Punkten zu den wichtigern und größten fortschreiten will, der wird folgenden Weg von Hirschberg aus nehmen.

Von Hirschberg aus führt ein schöner gemachter Weg durch das lange Dorf Krummersdorf, ganz von Webern bewohnt, fast ununterbrochen zwischen Häusern bis Warmbrunn, in welchem das, bis auf das gemeinschaftliche Baden, sehr wohl eingerichtete Bad, und die geschickten Glas- und Steinschneider und Stecher für jeden Wanderer einiges Interesse haben. Im Jahren ist der

Weg wohl eine Stunde lang. Fast eben so lang der nach Hermsdorf, in dessen Nähe der Kühnast liegt. In einer kleinen Stunde ersteigt man diesen mit Gehölz und Gebüsch angenehm bewachsenen Berg, und findet oben die sehr ansehnlichen Ruinen eines Schlosses, welches im dreizehnten Jahrhundert erbaut und im funfzehnten durch den Blitz zerstört wurde. Seitdem blieb es unbewohnt. Die äußern Mauern haben sich indeß noch sehr wohl erhalten, und obgleich die innern durch den gänzlichen Mangel an Bedeckung sehr gelitten, erkennt man doch noch die ehemalige Einrichtung dieses weitläuftigen Schloßgebäudes. Von den verschiedenen Seiten der Ruinen hat man eine weite und mannichfache Aussicht ins Land hinein und auf höhere entfernte Berge. Reisende, die lieber die ihnen bekannten Gegenstände in der Nähe und in den nächsten Fernen deutlich erkennen, als ihre Einbildungskraft in großen Weiten umherschweifen lassen, ziehen diese Aussicht, so wie die vom Zobtenberg bei Schweidnitz, den höhern, weitern Aussichten des Rie-

sengebirges vor. Ein diesem Berge gegenüberstehender, gleichsam bewachsener Berg, gewährt ein kräftiges, sonderbares Echo, das aber seiner Entfernung nach durch einen Flintenschuß geweckt sein will, den es dann mit Donner gleichem Getöse und langedehntem Nachhall zurück giebt.

Von Hermsdorf führt der fast zwei Stunden lange Fahrweg bei den ansehnlichen Dörfern Petersdorf und Schreiberhau vorbei nach dem romantisch gelegnen Prellerschen Vitriolwerk. Kecke Fußgänger und Reiter machen auf näheren Fußwegen den Weg eben so schnell. Dieses mit Kunst und Geschick angelegte Werk, liegt mit seinen Gebäuden zu beiden Seiten des Kochels, der sich in den Bober ergießt. Eine gute halbe Stunde Wegs durch dieses romantische, rund umschloßne Thal führt nach dem Kochelfall, der zwar selten recht wasserreich ist, aber doch einen sehr mahlerischen, perpendikulären, funfzig Fuß hohen Fall hat. Die wilden großen, mit schlanken Bäumen durchwachsenen Granitmassen haben einen äußerst romantischen Charakter.

Eine gute halbe Stunde weiter kömmt man auf sehr romantischen Fußsteigen an den weit stärkern und höhern Zackenfall, der, in eben so wilder, reicher Umgebung, wohl an hundert und funfzig Fuß perpendikulär hinabstürzt. Man steigt in diese Tiefe mit Hülfe einer Leiter hinab, und kömmt, bald im Bette des Stroms, bald an seinen Ändern über Felsstücke und festgeklemmtes Flößholz, bis zu der Stelle des Falles selbst. Von dort kann man wieder auf schlängelnden Fußsteigen den Berg hinan bis zum Ursprung des Zackens klettern. Auf diesen Wegen und von diesen verschiedenen Standpunkten lernt man die wilde romantische Gegend ganz kennen.

Mit einiger Ruhe in der alten Schlesischen Baude, wo man sich wenigstens mit Milch und Butterbrot erfrischen kann, ersteigt man in einigen Stunden die Höhen, von welchen man die tiefen Gründe und Schlände hinabblickt, die kleine und große Schneegrube benannt. Schnee pflegt gewöhnlich nur bis Ende des Frühjahrs darin aufgehäuft zu liegen, wenigstens schmilzt er im

heißen Sommer faſt ganz. Der Blick in die jähe Tiefe, die ſtellenweiſe auch wild bewachſen iſt, und die majeſtätiſchen pyramidaliſchen Baſaltſäulen mitten unter den wilden Granitmaſſen, geben einen ſehr impoſanten Anblick, ſo wie die Durchſichten ins ſchöne fruchtbare Land einen ſehr reizenden Blick.

Mit einigen Stunden beſchwerlichem Klettern an der Böhmiſchen Seite hinab, kömmt man an den Elbfall, der einen höhern Fall hat, als der Kochel und der Zacken, aber meiſtens noch weniger waſſerreich iſt. Die Quellen der Elbe ſind da auch in der Nähe und unzählig, ſo wie die friſchen Bäche, die den Wanderer von allen Seiten umrieſeln und einen ſtets friſchen Labetrunk darbieten. Bequeme Reiſende kehren wol wieder nach Schreiberhau zurück, um dort in einem leidlichen Wirthshauſe Bewirthung zu finden.

Muthige Wanderer, die ſich auch mit einigen Erfriſchungsmitteln verſehen, auch die Nacht im Freien nicht ſcheuen, ſuchen nun den Kamm des Gebirges zu gewinnen, welcher die Grenzſcheide von Böhmen und Schle-

sien macht, und wandern von einer merkwürdigen Höhe zu der andern. Erst kommen sie zum großen Rad, dann zur Sturmkoppe, zum großen Berg, zur Sturmhaube, und wollen sie nicht gleich den ganzen beschwerlichen Weg bis zur Schneekoppe oder Riesenkoppe machen, der bei öfterem Aufenthalt an merkwürdigen Stellen wohl die Sache eines ganzen Tages ist: so steigen sie zur Hempelbaude herab, genießen da die Ruhe der Nachtstunden, und eilen vor dem anbrechenden Tage nach der Riesenkoppe hinan, um da das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne zu genießen. Dies pflegen auch solche Wanderer zu thun, die gegen Abend von Schmiedeberg aus gehen oder reiten, um die Schneekoppe zu besteigen. Die Riesenkoppe ist zwar selten gänzlich von Wolken frei, doch giebt der Sonnenaufgang oft schöne helle Tage. Wer das Glück hat, einen ganz reinen hellen Morgen oben zu treffen, genießt eines unbeschreiblich herrlichen Anblicks beim Hervortreten des großen, mächtigen Sonnenkörpers und dem ersten herrlichen

Strahlenwurf. Man sieht hier, fast fünf tausend Fuß über die Fläche des Meeres erhaben, in unermeßliche Weiten. Man erkennt auch ganz deutlich die Thürme von Prag und Breslau, der näheren Schlesischen Städte nicht zu gedenken. Man sieht auch tief in Mähren und Böhmen hinein, und bei ganz hellem Himmel das Ungarn begrenzende Karpatische Gebirge. Die große schöne Bergreihe des ganzen Schlesischen Gebirges giebt einen besondern großen reichen Anblick. Wenige Bergreihen bieten dem Auge so viel schöne mahlerische Formen dar.

Daß alle diese Felsen nicht bloß aus Granit bestehen, sondern mit Basalt und Gneuß abwechseln, wenn es gleich am Riesengebirge keine ansehnliche Kuppe giebt, die allein aus Gneuß zusammengesetzt wäre, haben Charpentier*) und Buch**) bemerkt, deren

*) Beitrag zur geognostischen Kenntniß des Riesengebirges Schlesischen Antheils, von J. F. W. von Charpentier, Leipzig 1804; mit einem genauen Umriß von der nördlichen Ansicht des Schlesischen Riesengebirges.

*) Geognostische Beobachtungen auf Reisen durch

Schriften ein naturkundiger Wanderer nicht unbenutzt lassen wird.

Die kleinen Gneußschiefer, mit denen die letzte konische Spitze der Koppe so ganz bedeckt ist, daß man auf den ersten Blick fast nichts Anderes sieht, und auch ein höchst beschwerliches Ersteigen und noch beschwerlicheres Erreiten hat, sind mit einem feinen Moose bedeckt, das einen angenehmen veilchenartigen Geruch hat, deshalb auch Veilchensteine gewöhnlich genannt werden. Dies scheint auf den ersten Anblick die einzige Vegetation auf der höchsten Höhe zu sein, und dennoch hat Hänke auf ihr bereits sechzig verschiedene Arten von Alpenkräuter entdeckt.

Wer nun das etwas steile Hinabsteigen nicht scheut, nimmt den geradesten Weg durch den Schmiedeberger Forst auf Schmiedeberg, und hat da noch in den Mittelgründen mannichfache reizende und romantische Momente.

Deutschland und Italien, angestellt von Leopold von Buch. Erster Band. Berlin 1802. Auch dessen mineralogische, 1797 entworfene Karte wird dem naturkundigen Wanderer sehr nützlich und angenehm sein.

Das letzte Hinabsteigen, das schöne Schmiedeberger Thal, das liebliche Buchwald und die herrlichen Falkenberge vor Augen, von denen auch der Blick auf das Gebirge hin vorzüglich schön ist, ist von ganz besondereigner Annehmlichkeit. Doppelt wohl wird es dem Wanderer dann in dem Kreise geselliger Menschen, deren das liebe Schmiedeberg so viele hat.

Von da aus sind noch die höchst mahlerischen Friesensteine, auf halbem Wege zwischen Landshut und Schmiedeberg zu besuchen, die keine so weite, dem Auge aber noch reizendere und völlig befriedigende, reiche Aussicht in das schöne Land und in das nächste Gebirge gewähren. Wer dazu noch die herrlichen Falkenberge besteigt, hat das schöne Riesengebirge von allen Seiten und in allen seinen Ansichten genossen.

Wer sich den Weg von drei, vier Meilen nicht verdrießen läßt, findet in Böhmen bei Adersbach eine sehr auffallende Naturerscheinung. Eine mehrere Meilen weite Fläche ist da mit einzelnen, abgerißnen, toll unter einander geworfnen hohen Massen von ge-

waltsam ausgespültem Sandstein bedeckt, die großen Theils aus umgekehrten, auf der Spitze stehenden Kegeln bestehen. Das Ganze sieht einem Tollhause der Natur nicht unähnlich, und macht einen so sonderbaren Eindruck, daß man sich beim ersten Anblick schwerlich des lauten Auflachens erwehren kann. Man hat es auch mit den Trümmern einer ungeheuern, durch Erdbeben, Feuer und Wasser zerstörten Stadt verglichen, in der die tausendfachen größern und kleineren Wege noch zu passiren sind. Ein ansehnlicher Wasserfall, von Gebüsch mahlerisch umgeben, erzeugt da, mitten in der tollen Verworrenheit, einen lieblichen grünen Ruheplatz, auf dem man um so lieber ruhend weilt, da der Hauptanblick eben nicht erfreulich ist. Die Fantasie hat den auffallendsten Massen allerlei bedeutende Gestalten geliehen. Man zeigt den Mönch, die Kanzel, den umgekehrten Zuckerhut, die Kesselpauken, die Teufelsbrücke. Ein Echo, durch Schießgewehr geweckt, giebt einen donnerähnlichen Nachhall, den man nach verschiedenen Richtungen sehr vermannichfaltigen und verlängern kann.

Druckfehler im Ersten Bande.

Seite 105 Z. 1, statt Ostende lies Ostade. S. 109 Z. 115, st. Bergkühhübel l. Berggießhübel. S. 150 Z. 5, st. vortrefflicher l. vortrefflichen. S. 196 Z. 4, st. kamen l. kommen. S. 204 Z. 7, st. Rusamowsky l. Rasumowsky. S. 223 Z. 15, st. nicht l. echt. Ebendas. Z. 6 von unten, st. zupfeifend l. pfeifend. S. 234 Z. 2 von unten, st. Rusemowsky l. Rasumowsky. S. 271 Z. 8, st. Novaroli l. Rogaroli. S. 409 Z. 10, st. Oberealchi l. Odescalchi. S. 421 Z. 15, st. Einen l. Einem. S. 439 Z. 13, st. mir l. nie. S. 465 Z. 2 von unten, st. Kinzkysche l. Lichtensteinische. S. 464 Z. 7, st. Städt l. Stadt.

Druckfehler im Zweiten Bande.

Seite 8 Z. 4, statt Hendel lies Händel. S. 95 Z. 13, st. Szenesgall l. Szemsgall. S. 115 Z. 10, nach ich muß stehen: in dessen Hause. S. 185 Z. 7, st. seltsamer l. sittsamerer. S. 289 Z. 7 von unten, st. vorleuchtenden und l. so erleuchtenden als. S. 221 Z. 9 muß Suoboda gleich nach Gasperi stehen.

Anhang.

Vorwort.

Als ich mich auf meiner Wiener Reise in Leipzig nach der Einrichtung und Lehrmethode der dortigen neuen Bürgerschule erkundigte, traf ich mich mit einem Freunde, der die treffliche Pestalozzische Anstalt in Yverdun besucht hatte und eben im Begriff war nach Preußen zu gehen, wo durch einen aus dem Würtembergischen hinberufenen Lehrer eine ähnliche Anstalt errichtet werden und das ganze Schulwesen reorganisirt werden sollte. Alles was anwesende Schulmänner von diesem Manne, dem Schulrathe Zeller, vorbrachten, reizte meine Aufmerksamkeit und Wißbegierde. Ich wünschte zu wissen, wie das kräftige Samenkorn aus dem Süden in einem nördlichen Vaterlande aufgehen und gedei-

hen möchte, und mein Freund gelobte mir treuen Bericht darüber zu erstatten. Was er mir nun darüber seitdem in vielen Briefen gemeldet und mitgetheilt hat, will ich hier zusammenstellen, und wo mir's für Leser, die mit Preußen weniger bekannt sind, dienlich scheint, mit einigen Anmerkungen begleiten.

Je weniger mir auf meiner Reise durch Böhmen und Oesterreich ernsthafte Gegenstände der Art zur Untersuchung und Mittheilung vorgekommen, oder von mir mit gehöriger Muße und Ruhe beachtet werden konnten; um so weniger darf ich wol Bedenken tragen, die neuesten vaterländischen Ereignisse diesem letzten Bande für solche Leser einzuverleiben, die nicht leicht ein Buch, welches sie nicht zu ernstem Nachdenken veranlaßt, mit Befriedigung aus der Hand legen.

Auszüge

aus

Briefen aus Königsberg in Preußen

in

den Jahren 1809 und 1810 geschrieben.

Zeller macht hier bei Hohen und Niedern, bei Vätern und Müttern großes Glück. Man sah schon seiner Ankunft, voll der höchsten Erwartung, mit der größten Ungeduld entgegen. Ein angesehener Geistlicher, der schon längst ein eifriger Anhänger Pestalozzi's war, in einer hiesigen Freischule auch schon vor Zellers Ankunft die Pestalozzische Unterrichtsmethode eingeführt hatte, Tag und Nacht nichts anders dachte und träumte als Pestalozzi, dieser wurde besonders glücklich durch die Nachricht, daß ein Lehrling dieses großen Menschenerziehers vom Staate berufen sei, um

hier dessen neue Methode einzuführen, und konnte die Ankunft des gepriesenen Jüngers kaum erwarten.

Endlich vernimmt er, Zeller sei angekommen. Sogleich eilt er zu ihm, bewillkommt ihn enthusiastisch und ladet ihn auf den folgenden Mittag zu sich ein, wozu er, als ein vermögender Mann, um eine köstlich angeordnete Tafel die wichtigsten Männer der Stadt versammelt. Kaum ist die Suppe eingenommen, als der Wirth das Gespräch auf Pestalozzi und seine Erziehungsanstalt bringt. Der Gast stimmt ziemlich einsilbig in das große Lob ein. Desto eifriger läßt sich der Wirth immer mehr und mehr darüber aus, geht ins Detail, kann nicht satt werden sich darüber auszureden, bekömmt aber nur selten eine gleichgültige Antwort und glaubt schon einen verstockten Zweifler an seinem Gaste zu finden. Diesem wird das ewige Gespräch endlich so langweilig, daß er plötzlich ausbricht: „Aber mein lieber Herr Kirchenrath, ich weiß nicht, wie Sie so gar nicht aufhören können über diese Materie zu sprechen!“ Und der andre:

„Ich meiner Seits wundre mich nicht wenig, einen so gleichgültigen Theilnehmer in Ihnen, der Sie doch Pestalozzi's Lehrling sind, zu finden!“ — „Was ich? — fährt jener auf — ich sein Lehrling? Glauben Sie, daß ich meine Musik erst den neuen Grübeleien zu danken habe?“ — „Wie? Musik? Sie sind ja doch der Herr Doktor Zeller?“ — „Behüte Gott! ich bin Zelter aus Berlin, und kenne Pestalozzi gar nicht.“ Du kennst den graden, kräftigen Zelter, und kannst Dir den sprechenden Kontrast denken, in dem beide Streitenden sich darstellten.

Bald darauf kam denn der Langersehnte hier an, und wurde mit großer Aufmerksamkeit und Auszeichnung aufgenommen. Der Hof und die Stadt kamen seinen Wünschen eifrig entgegen. Das große Waisenhaus wurde ihm für seine neue Anstalt eingeräumt, und die darin befindlichen Waisenkinder wurden in ein anderes Haus untergebracht. Der erlauchte Stifter des Waisenhauses soll zwar einen Fluch gegen Den ausgesprochen haben, der diese Stiftung antastete; als Zeller aber

das erste Mahl im Konsistorium erscheint, und ihm einer der Räthe sagt: er habe oben in den Akten des Waisenhauses nachgelesen und gefunden, daß Fluch den Namen Dessen treffen solle, der es aufhöbe, oder veränderte, soll Zeller sehr entschlossen geantwortet haben: mich freut's in einem Jahrhundert zu leben, wo man über solche Flüche lacht. Es ward also aufgehoben, eiligst eingerichtet und Kinder aus allen Ständen wurden darin aufgenommen. Fast allgemein beeiferten sich die Eltern, ihre Kinder hinzugeben und freuen sich schon darauf einst gute Rechenmeister an ihnen zu haben.

In den ersten acht Wochen durften die Kinder das Institut nicht verlassen, auch selbst ihre Eltern nicht sehen. Sie machen da einen eignen geschlossenen Staat aus; halten eigne tägliche Religionsübungen, haben wöchentlich zwei Fasttage; es zirkulirt unter ihnen besonders fabrizirtes Papiergeld; und noch so mancher andre eigne Gebrauch sondert die Anstalt von der Stadt möglichst ab.

Als Zeller etwas in Ruhe kam, fing er an Vorlesungen für Damen zu halten, zu denen sich viele Zuhörerinnen aus allen Ständen einfanden. Selbst die Prinzessinnen des königlichen Hauses wohnten ihnen fleißig bei, und waren davon ganz eingenommen. Diese Vorlesungen haben aber nicht lange gewährt; der Lehrer selbst konnte sie in die Länge nicht aushalten. Er ging mit den Damen so sehr ins Detail, daß er ihnen förmlichen Unterricht, wie den Kindern selbst gab. Der Hof kehrte auch bald darauf nach Berlin zurück.

Die Prinzessin Radzivill, Tochter des Prinzen Ferdinands, interessirte sich so eifrig für die Anstalt und Lehrmethode, daß sie einen zehnjährigen Knaben aus dem Waisenhause mitnahm, um in Berlin auch eine ordentliche Schule der Art zu errichten. Die würdige Gemahlin des vortrefflichen Kanzlers von Schrötter, eine geborne Gräfin Dohna von Schlobitten, treibt die Sache mit gleichem Eifer, und nimmt thätigen Antheil an dem Unterrichte, den sie mehreren Kindern der Stadt bereitet. Diesem edlen

Beispiel folgt auch die Tochter unsers verewigten Hamanns.

Zeller selbst lebt seit einiger Zeit ganz eingezogen, und soll an Lehrbüchern für seine Anstalt arbeiten, die nächstens auch gedruckt erscheinen werden. Im Frühjahr will er seine Vorlesungen für Schullehrer anfangen und, wenn Alles gehörig im Gange ist, Königsberg verlassen, um den Unterricht in andern Provinzen zu organisiren.

Die ersten und würdigsten Männer dieser Stadt sind fortdauernd für ihn und sein Institut eingenommen. Der Kanzler von Schrötter, der Oberpräsident von Auerswald, der Präsident Wissmann, der Kriegsrath Scheffner, der Konsistorialrath Borowski und der Kirchenrath Busolt, sind nicht nur Vorsteher, sondern auch eifrige Beschützer und Freunde dieses Instituts. Ja der König und die Königin selbst haben ihren heißen Eifer dafür bei allen Gelegenheiten lebhaft an den Tag gelegt, haben das Insti-

tut oft besucht, und stundenlangen Prüfungen mit der größten Aufmerksamkeit beigewohnt. Bei ihrer Abreise haben sie es allen jenen würdigen Männern zur besten Theilnahme und Förderung befohlen.

Der König hat auch schon recht viel für das Institut gethan, und will noch weit mehr dafür thun. Es sollen auch zehn wohlgeprüfte und ausgewählte junge Lehrer nach Yverdun zu Pestalozzi geschickt werden, um dort einige Jahre die Lehrmethode gründlich zu studiren und die Erfahrungen des großen Erfinders und Beobachters auf der Stelle zu benutzen. Jeder dieser jungen Lehrer, soll während seines Aufenthalts in Yverdun jährlich dreihundert und funfzig Thaler vom Könige bekommen, welches doppelt so viel ist, als in der sehr wohlfeilen Erziehungsanstalt für einen Zögling jährlich bezahlt wird.

Es ist sehr weise von der Regierung, daß sie sich nicht an einem eifrigen Lehrer begnügen mag; nicht gleich glaubt an ihm Alles zu haben. Auf jenem Wege wird sie sich erst wahrhaft versichern können, ob sie an ihm

den rechten Mann hat; und auch in diesem Falle werden mehrere gute Köpfe die täglichen Erfahrungen jener großen wohlbegründeten Anstalt mit echtem Gewinne nach ihrem Vaterlande hinüber bringen und so mit vereinten Kräften desto sicherer und leichter einem hohen Ziele entgegen gehen.

Wenn man den kräftigen Mann in seinem Wirkungskreise sieht, findet man diese allgemeine Theilnahme bei edlen Menschen, die das Gute so gerne fördern und verbreiten mögen, sehr natürlich. Ich sah Zeller oft, und kann wol sagen, er hat einen ganz eignen Eindruck auch auf mich gemacht. Es liegt hohe Schwärmerei in seinem Gesichte, verbunden mit Besonnenheit und Kälte. Er ist ein großer Eiferer für seine Sache, ein leidenschaftlicher Mann, fürchterlich streng und höchst bestimmt in seinem Urtheil.

In der Behandlung und Bildung der Kinder scheint er einen eignen bestimmten Ordenscharakter zu beabsichtigen. Die Kinder

ſehen geſund und kräftig aus, haben dabei aber doch faſt alle etwas Träumeriges in ihrem Weſen. Die Augen ſchlagen ſie ſelten auf und ziehen dabei die Augenbraunen oft in die Höhe, welches ihnen ein ſonderbares Ausſehen giebt. Anſtrengung und geſpanntes Weſen ſieht man faſt Allen an. Ganz freies unbefangnes, kindliches Betragen, das ich ſo ſehr an Kindern liebe, und bei Peſtalozzi ſo oft mit Entzücken ſah, hab' ich hier noch an Keinem bemerkt. Die Kinder ſehen auch mehr verſtändig, als vernünftig aus, welches für mich bei Kindern immer etwas Widriges hat.

Einen lieben Knaben, aus einem ſehr guten hieſigen Hauſe, den ich vorher in ſeiner Eltern Hauſe oft ſah, und der ſich immer beſonders gern und luſtig mit mir abgab, den ſah ich, nachdem er zwei Monate in dem neuen Inſtitut geweſen war, zum erſten Mahl an Zellers Seite wieder. Sobald der Knabe mich erblickte, ſprang er auf mich zu und fiel mir mit großer Heftigkeit um den Hals. Doch war dieſes nur eine augenblickliche Aufwallung und Zurückerinnerung. Nachher ſchien ich ihm,

wie alle die Andern aus der Stadt, ganz gleichgültig zu sein. Auf mich machte dieses erzwungene Wesen einen fatalen Eindruck. Einen solchen Mangel an Kindlichkeit und unbefangenem Wesen wird man aber an den Knaben des neuen Instituts häufig gewahr. Mir thut's jedes Mahl wehe: denn ich meine, an Kindern kann das unbefangene kindliche Gemüth nicht lange genug erhalten werden; und nichts ist mir trauriger, als wenn ich bei sieben, acht jährigen Kindern sehe, daß sie durch gar zu große Reflexion so verständig geworden sind, über Alles, was sie thun und lassen, sich das Warum beantworten zu wollen. Dies ist es aber, wohin die Kinder der neuen Anstalt besonders geführt werden; sie thun und sprechen nichts, wobei sie sich nicht das fatale Warum beantworten können.

Auch in Absicht der Religion finde ich manches Anstößige. Obschon Zeller mit großem Eifer über die jetzige irreligiöse Zeit spricht; so bin ich doch geneigt zu glauben, daß er die Religion mehr als Mittel zu seinem Zwecke gebraucht, sie aber nicht selbst

als höchsten Zweck des Menschen ansieht. Er sucht die Kinder mit der Religion zu schrecken; durch viele religiöse Zeremonien bewegt er die zarten Gemüther der Kinder, und bringt sie dadurch zum Geständniß ihrer Fehler. Ist das aber wol zweckmäßig? und besonders in Ländern wo der Protestantismus herrscht, in welchem die Kinder weiterhin beim öffentlichen Gottesdienst keine Spur von imponirenden Zeremonien finden?

Auch will es mir nicht gefallen, daß Ein Knabe der Aufpasser des andern ist, und die Kinder sich gegenseitig einander auf die geringsten Kleinigkeiten aufpassen müssen.

Die Strafen sollen in dem Institute auch fürchterlich sein. Die Knaben bekommen nicht nur tüchtige Prügel; es werden ihnen auch andre harte Bußen bei den kleinsten Fehlern auferlegt.

Indeß hat alles dieses so mächtig und schnell auf die Kinder gewirkt, daß man an ihnen wenigstens eine sehr konsequente Behandlung und das imponirende Regiment einer kräftigen Natur überall erkennt. Das

Physische und Aeußre der Kinder fällt auch vortheilhaft in die Augen. Die Knaben sehen, bei mäßiger Lebensweise, sehr gesund und frisch aus. Es leuchtet aus dem Ganzen etwas Militärisches hervor. Uniform und Dressur scheint nach Preußischen Soldatenmarimen eingerichtet zu sein und sticht ganz auffallend gegen alle Formen in der Pestalozzischen Anstalt zu Yverdun ab. Was kann aber auch wol verschiedener sein, als der Charakter des Preußen und der des Rheinländers, Schweizers und Franzosen, aus welchen die Zöglinge der Schweizeranstalt größtentheils bestehen? Und dann das Klima und die früh gewohnte Lebensweise? Alles steht hier fast im Kontrast gegen einander, und ein verständiger Erzieher und — soll ich sagen Ordensstifter? wird darauf natürlich immer Rücksicht nehmen müssen. Alles was man von den Kindern bisher gewahr wird, muß auf die Vermuthung einer besondern Absicht bei diesem Institute führen. Laß Dir nur einige kleine Züge noch erzählen: der Sohn eines angesehenen hiesigen Geistlichen bekömmt nach langer Entfernung vom väter-

lichen Hause endlich die Erlaubniß einmahl wieder zu seinen Eltern zu gehen, die Mutter eilt ihn mit einem schönen Stück Kuchen zu erfreuen, der Knabe weist dieses aber ab, zieht ein Stück Schwarzbrot aus der Tasche und beißt der mütterlichen Zärtlichkeit zum Trotz mit kräftigem Zahn hinein.

Im Institute haben die Knaben zweimahl in der Woche Fasttag, an welchem kein Fleisch gegessen wird. Der kleine zehnjährige Waisenknabe, welchen die Prinzessin Radzivill mit nach Berlin genommen, beobachtet aus freiem Willen diese Fasttage auch in Berlin ganz pünktlich; er verachtet auch dermaßen alle Vergnügungen, daß man ihn nicht hat bewegen können, den höchst feierlichen und freudigen Einzug des Königs und der Königin in Berlin mit anzusehen; auch das Schauspiel mag er nicht sehen.

Hat dieses alles eine bestimmte Tendenz, so wird man sich nur über diese erst zu verständigen und zu vereinen haben, um die gewählten Mittel richtig beurtheilen zu können. Bis dahin kann's nicht fehlen, daß dem redlichen

Beobachter und Freunde der Menschen, und besonders der Kinder, Manches an diesem Institute auffallen und bedenklich werden muß. Angenommen auch, daß die gegenwärtige Zeit uns zwingt, bei der Erziehung unserer Knaben vor allem auf Mäßigkeit, Abhärtung und militärisches Geschick zu sehen; so bleibt doch sehr die Frage, ob dieses nicht mit geringerer Gefahr für den innern Menschen zu erreichen ist, als durch äußre Zwangsgesetze, durch einen beengenden esprit de corps? Unser Beispiel, unser feste Glaube und mannhafter Vorsatz muß auf die Kinder so einwirken, daß der bessere Charakter, der ihnen einst eine neue Zeit erschaffen soll, wie aus ihrem Innern sich entwickle und so ein neuer besserer Mensch aus eigener Kraft hervorgehe. Daß ein feiner, geregelter Egoismus an die Stelle des plumpen, liederlichen tritt, der das Menschengeschlecht in der letzten Zeit so jämmerlich herabgewürdigt hat, damit ist eben noch nicht viel gewonnen.

Die Urtheile über Zeller und sein Institut durchkreuzen sich gar sehr im Publikum. Was man von den Fortschritten der Kinder im Gesange und Zeichnen und in der Arithmethik hört, erregt wahrlich die Verwunderung im hohen Grade. Schon nach wenigen Wochen sind sie im Stande einen ihnen vorgetragenen Gesang auf der Stelle in Noten zu setzen, Chöre mit ziemlicher Genauigkeit zu exekutiren, und Rechenexempel, mit denen ein Kalkulator zu thun haben würde, leicht und schnell darzulegen. Auch rühmt man die äußerste Ordnung und Pünktlichkeit in ihrer Lebensweise, und eine Anhänglichkeit an das Institut, daß, obwol unaufhörlich bald ernsthaft, bald spielend beschäftigt, sie sich nirgend glücklicher als dort fühlen, und in der Eltern Haus gar nicht zurückkehren wollen, auch seitdem sie dieses verlassen, ganz andere Menschen, besonders in Absicht der Beherrschung ihrer selbst, geworden zu sein scheinen.

Viele aber wollen das Letztere nicht als einen Beweis ihrer wahren Sinnesänderung, sondern als eine Wirkung des höchsten Zwan-

ges gelten lassen, über den die Kinder sich jedoch selbst gegen ihre Eltern nicht leicht auslassen. Wir will die tiefe Verschlossenheit, sowol von Seiten der Knaben als ihrer Erzieher, über die Mittel, deren man sich zu ihrer Umformung bedient, nicht gefallen. Was davon — wahr oder unwahr läßt sich noch nicht angeben — sich ins Publikum verbreitet, erregt die Besorgniß, daß auf solche Weise alles Andere eher, als wahrhafte, bescheidene, gemächliche Menschen gebildet werden möchten. Echte religiöse Gefühle werden vermittelst jener Disziplin auch schwerlich geweckt und bekräftiget werden. Zeller selbst erscheint immer mehr als ein kalter, bestimmter, verschlossener Mann, der schwärmerisch für seine Idee eingenommen ist, in der er sich weit öfter mit Fichte als mit Pestalozzi begegnet, und die vielleicht aus jenes Erklärung über die Pestalozzische Ansicht und Lehrmethode hervorgegangen ist. Er äußert sich auch öfter darüber, daß ihm Pestalozzi's Methode durchaus nicht genüge, und er sich größtentheils nach Maßgabe der Erfahrung seine eigene schaffe.

In einer gedruckten Schrift, die so eben von ihm erschienen, und dem Lehrstande in den Preußischen Staaten zunächst gewidmet ist, in den Buchhandel aber noch nicht gekommen, äußert er sich darüber nicht bestimmt, wiewol an mehreren Stellen die Rede davon ist. Sie scheint überhaupt nur den Menschen seines Kreises bestimmt zu sein, und enthält vorzüglich die Geschichte seines bisherigen Lebens und Wirkens, mit sehr vielen ehrenvollen Zeugnissen belegt. Wo man über seine Ansichten und besondere Lehrmethode nähere Auskunft und Belehrung erwartet, bleibt er meistens dunkel und kurz. Es ist meistens dasselbe, was aus Olivier's, Pestalozzi's und seiner Jünger Schriften bereits bekannt wurde. Wo er nicht erzählt, ist er oft mystisch, seine Sprache ist sehr oft biblisch. Damit hat er hier auf religiöse Gemüther und humoristische Männer mächtig gewirkt. Ich will Dir doch die Anrede an die Lehrer des Volks, womit die kleine Schrift beginnt, gleich hersetzen.

„Lehrer des Volks!“

„Wir haben empfangen, was unsere Tha-
„ten werth sind. Ein fauler Baum kann
„nicht gute Früchte bringen, und ein fauler
„Gärtner wird nur faule Bäume ziehen. Dar-
„über kann kein Streit sein. Wir sehen und
„schmecken ja der Zeit Früchte. Wenn aber
„die Väter Heerlinge essen wollten, mit wel-
„chem Rechte verlangen sie, daß auch den
„Söhnen die Zähne davon stumpf werden
„sollen?“

„„Es soll also besser werden mit den
„„kommenden Geschlechtern?““

„Wohlan, so hebet eure Augen auf zu
„den Bergen, von welchen uns Hülfe kömmt!
„Unsere Hülfe kömmt vom Herrn, der die
„unerzogenen Erdenkinder erziehen muß, und
„nur durch Leiden und Noth erziehen kann,
„so lange bis sie wandeln im Lichte, bis ihre
„Füße zurückkehren auf den Weg des Friedens.

„Deutsche Lehrer! von jenen Bergen
„kömmt die Hülfe. Was dort sich bewährt
„hat, darüber kann kein Streit sein. Laßt
„die Wortmenschen streiten über Worte. Ue-

„der das lebendige Wort, über Das, was „gethan iſt, können auch ſie nicht ſtreiten. „Darin aber beſteht die Hülfe:

„Daß ihr wiſſet, was gethan iſt, und „wie? und daß ihr hingehet, und „thuet desgleichen.

„Was mehrere Schweizer Kantone zur „beſſern Begründung der Volkserziehung ge„than, hat mit Recht allgemeine Aufmerkſam„keit erregt. Das Volk der Berge, von ſtar„ken und freien Menſchen beſorgt, das Volk, „welchem der Lehrer Peſtalozzi bis jetzt ge„lebt und gewirkt hat, ſchlug den nächſten „Weg zum Ziele ein, und foderte eine Grund„lage ſeiner beſſern Zukunft, wie die Grund„lage ſeiner Gebirge feſt und ſicher. Dieſe „Grundlage war die Idee: „„Die Maſſe der „„ſchon angeſtellten Lehrer noch einmahl in „„die Schule zu nehmen, und das Mögliche „„mit ihnen zu verſuchen, ehe an neue Ma„„terialien zum Gebäude gedacht würde.““ „Von der Ausführung dieſer Idee im Kanton „Zürich haben der hiſtoriſch-kritiſche Be„richt von Schultheß, und die Briefe

„an die Fürstin-Regentin von der „Lippe ausführlich gesprochen.

„Was im Kanton Bern dafür geschehen, „und wie Das, was dort bewirkt worden, „mächtig fortgewirkt auch auf andere Staaten, „wie zuerst im Königreich Wirtemberg die er„ste Schweizerische Idee sich schon vollkomme„ner ausgebildet, und wie einzelne Theile des „großen Planes, der jetzt in den Preußischen „Staaten That und Leben werden soll, sich „dort bereits bewährt habe, das wird der In„halt dieser Bogen sein.

„Die ihr mit Männer- und Christenmuth „am Fundamente mitgearbeitet, ihr fernen „Freunde und Brüder, laßt uns fortbauen „und nicht müde werden. Ob die Regengüsse „strömen und die Stürme an den Baum schla„gen, getrost! er ist auf einen Fels gegründet. „Sehet! deß freuen sich auch die Lehrer der „nördlichen Völker: sie wissen, daß wir nur „Einen Vater haben, und nur Einen Herrn, „der da ist in uns allen, die Wahrheit suchen „und Liebe üben. Keine Wortkünste mögen „sie irre führen, denn Früchte sprechen, That-

„sachen entscheiden. Verwandt mit Euch „durch Gesinnung und Kraft, werden sie dem „gleichen Ziel entgegenstreben, so bald sie es „kennen: es ist ja das Eine, das Noth „ist."

In einer etwas affektirt lebhaften und darstellenden Sprache erzählt Zeller nun, wie er das Schullehrer-Institut in Hofwil, im Junius 1808 errichtete. Ich will Dir nur die Hauptdata dieser merkwürdigen Erscheinung hersetzen.

Ein edler Berner Jüngling gab funfzig Karolinen, und der Kirchenrath des Kantons Bern dreißig dazu her. Dieser lud die schon angestellten Schulmeister des Kantons ein „sich die schöne Gelegenheit zu Nutze zu machen." Die Schulmeister kamen nur zu zahlreich zur bestimmten Stunde an. Eine Kommission des Kirchenraths bestimmte die Anzahl der Aufzunehmenden auf vierzig, und erlaubte die Aufnahme eines Lehrers aus dem Kanton Solothurn und eines Katholiken aus der Stadt Freiburg, die Kosten seines Unterhalts trug ein edler Bürger Freiburgs. Die

dachtzig Karolinen sollten zu Anschaffung der Lehrmittel und zur Beköstigung der Schüler verwendet werden. Ob außer den Schulmeistern auch gleich andre jugendliche Schüler aufgenommen wurden, geht aus der etwas verworrenen Erzählung nicht deutlich hervor. Fellenberg lieferte für das Geld die Lebensmittel, das Zeughaus in Bern die Betten und Zelter für die jungen und gesunden Schüler, die ältern wurden in einer Scheune des Guts untergebracht. Fellenberg gab selbst eine Stunde Unterricht in der Landwirthschaft. In einem Wäldchen wurden die „Subsellien der Schüler" aufgestellt, und an einer Buchenwand das Lehrgeräthe angebracht. Ein Bretterdach schützte vor Nässe. Jedes Zelt beherbergte drei Mann.

Die Lehrgegenstände waren: die Zahlverhältnisse, der deutsche äußre Sprachunterricht, die Elemente der Form und Größe und die daraus hervorgehenden Uebungen des Schreibens und Zeichnens, über das Ganze der Schulführung, über die Schuldisziplin, Gesanglehre, Zif-

ferrechnen und Landwirthschaft, „nicht „sowol, damit die Schulkinder darin unter„richtet, als vielmehr, damit die Schulmeister „fähig würden, durch die bessere Einrichtung „ihrer Oekonomie musterhaft zu werden, und „die schnellere Verbreitung des Bessern unter „dem erwachsenen Theile des Landvolks zu be„wirken." Ein paar Abendstunden der Woche waren nützlichen Kinderspielen gewidmet, „welche die Schulmeister mitmachten, um ihrer „Jugend gelegentlich wiederzugeben, was ih„nen selbst Unterhaltung gewährt hatte, damit „sie Kinderfreunde würden, die zuvor meist „nur Zuchtmeister gewesen waren."

Unterricht ward von 7 bis 12 gegeben. Um ein Uhr wurde gespeist, und von 2 bis 6 wieder unterrichtet. Bald darauf wurde gegessen, und um 9 Uhr zur Ruhe gegangen. Die Frühstunden von 4 bis 7, und die Mittags- und Abendstunde wurde zur Repetition genutzt.

Der Unterricht wurde mit einem vierstimmigen (?) Chore und einem kurzen Vortrag über irgend ein Wort Jesu Morgens eröffnet

und Abends geschlossen. „Wir lernten und „lebten ganz," wie die Fürstin Regentin von der Lippe in einem ihrer Briefe sich ausdrückt: „wie die Braminen in Indiens Palmenhainen, oder wie die Druiden in Hercyniens Wäldern, nur daß die Gesundheit des „Lehrers und einzelner Schüler dabei litt, und „daß die Witterung oft sehr ungünstig war, „störte den Zauber."

In der dritten Woche leitete eine Rede über die Parabel von den Talenten eine Maßregel ein, welche dem Institute bedeutende Vortheile brachte. „Die Schullehrer wählten „nämlich zehn Mitschüler, ältere und jüngere, „— sie mochten nun Haupt- oder Filialschul„lehrer sein — welche sich durch höhere Kraft „und ausgezeichnete Anlagen hervorgethan hat„ten. Diese wurden zu Repetenten ernannt, „welche beauftragt wurden mit drei andern, „von ihnen gewählten Mitschülern, einem gu„ten, einem mittelmäßigen und einem schwa„chen, wiederholende Uebungen anzustellen, „und die von nun an wetteifernd zeigen woll„ten, welcher unter ihnen seinen Schwachen

„am weitesten bringen könnte. — Lehrer und „Schüler waren gemischt aus allen drei Konfessionen; die Liebe vereinte, was die Meinung getrennt hatte, und in allen war Christus. Deß ungeachtet schrie das Volk der „Buchstabenchristen über Neuerung, und es „that das Maul am weitesten auf, was am „fernsten war vom Leben, das aus Gott ist.“ Die Regierung nahm sich aber der Wahrheit mit Kraft und Würde an.

Die Disziplin des Instituts war sehr einfach. Sämmtliche Repetenten wählten aus ihrer Mitte einen Wocheninspektor, der dem Hauptlehrer verantwortlich war, und seine Wähler hinwiederum sich verantwortlich machte. — —

Mit Anfang der fünften Woche begannen die Lehrübungen. Jede der zehn Abtheilungen, jede von vier Personen, wählte sich ein schattiges Plätzchen, wo sie laut sprechen konnten, ohne daß eine die andere störte. Jeder Repetent machte jede einzelne Uebung vor, indem er sich unter seinen drei Schülern seine Schule dachte. Darauf folgte der bessere Schü-

ler, dann der mittlere, endlich der schwache, der nun leichter lernte, was er dreimahl gesehen und gehört hatte. Der Lehrer ging ab und zu, und half, wo Hülfe Noth that.

Am Schluß der sechsten Woche fand schon die erste öffentliche Prüfung Statt, die Zeichnungen der Schüler und ihre Aufsätze wurden vorgezeigt. Es wurden Reden gehalten; eine Kantate wurde von 40 Lehrern und 25 Bauerknaben und Mädchen im Bosket gesungen. „Ein schöner, durch Schluchzen unterbrochner „Chorgesang, in der Dämmerung des Wäld„chens von den noch nicht abgereisten Män„nern gesungen, die mit fest umschlunge„nen Armen im Kreise standen, ihren Lehrer „in der Mitte, schloß die Feier. Die Sterne „leuchteten den Scheidenden. Nur das Schluch„zen der Brüder unterbrach die nächtliche „Stille u. s. w.“

Nachdem H. Z. einige angenehme Belobungs- und Dankſagungsſchreiben von Freunden beigebracht, sagt er: „Möchte doch die „große Wahrheit, welche aus dieſer, mit hiſto„riſcher Treue dargelegten Thatsache unwider-

„sprechlich hervorgeht, jedem Mitgliede von „Schulbehörden recht klar werden:

„„Die Frucht des Geistes ist Liebe.
„„Diese Frucht des Geistes kann aber
„„nicht auch Frucht des Buchstabens
„„in Schulordnungen und Dekreten
„„sein. Was nur der Liebe möglich
„„ist, kann und soll weder durch
„„Strafen erzwungen, noch durch
„„Prämien erkünstelt werden. Es ist
„„umsonst, aus Blei kann nie Gold
„„werden. Aber es kann das Gold
„„geschieden werden von dem tauben
„„Gestein, in welchem es gefangen
„„ist, und dann erst, wenn dieses
„„durch Kunst, durch zweckmäßige
„„Mittel weggeschafft ist, werden,
„„was es werden soll.““

„Die in Hofwil anwesenden Schulmeister wa„ren nicht lauter Goldstufen. Hätte der Leh„rer unmittelbar aus dem Bergwerke sich Erz „holen dürfen, er würde seine Stufen mit „strengerer Auswahl zu Tage gefördert haben. „Es galt also nur, was einmahl da war, rein

„zu pochen und den Eigenthümern reines Gold „zurück zu schicken in größern oder kleinern „Körnern. Es ist wahrlich der Mühe werth, „erst an den schon angestellten Schulmeistern „das Mögliche zu versuchen, ehe man nach „dem Fernen greift. Die Prozente des Kapi„tals, welche der Staat darauf wendet, sind — „unendlich groß. Selig sind, die nicht sehen, „und doch glauben! Selig sind, die nicht „Trauben lesen wollen von den Dornen; die „vernünftig säen und begießen, um, wenn „auch nicht nach wenigen Wochen, doch zu „seiner Zeit zu ernten ohne Aufhören?"

Nun berichtet H. Z. von der Anwesenheit des Königs von Wirtemberg in Hofwil, die über das Schicksal des Verfassers, der eben in Begriff war sich in Zofingen, Kantons Aargau, für immer anzusiedeln, entschieden hat. Der König war nach Hofwil gekommen, um die dortige Landwirthschaft zu sehen, ward aber durch den Anblick einer solchen kampirenden Schulmeisterschule überrascht. Es ward in seiner Anwesenheit eine Prüfung gehalten, erst über die Formen- und Größenlehre; „es sollte

„dabei die Wahrheit anſchaulich gemacht wer„den, daß dieſer Unterricht zum Theil Fun„dament der Volksinduſtrie ſei.“ —

„Der König fand, wie das Selbſtauffin„den der Formen nach erſchöpfender Anſicht „und hinwieder die Analyſe gegebener For„men, Menſchen der verſchiedenſten Art an„rege und in frohe Thätigkeit ſetze, und daß, „was als Naturanlage in allen Menſchen „vorhanden ſei, d. h. daß Elementaranlagen „auch in allen entfaltet werden müſſen.“ u. ſ. w. die ſelbſt aufgefundenen und mathematiſch beſtimmten Formen wurden auch zu ſchönen Darſtellungen benutzt und „dadurch „eine neue Anlage der Menſchennatur, das „Kunſtvermögen, entdeckt und gebil„det.“ „Die Aufgabe war aus ſpitzen und „rechten Gegenwinkeln, bloß zuſammenge„ſtellt, eine ſchöne Zeichnung zu erfinden.“ Die Schüler zeichneten auf Schiefertafeln; die erſten Verſuche fielen ſchlecht aus, andere beſſer. Einer der Schulmeiſter, und zwar der ſchwächſten Schüler Einer, zeichnete etwas, was der König für ein Sarkophag hielt. u. ſ. w.

„Die Schreib- Sprach-, und Rechenübun-
„gen bekräftigten die Meinung, welche der
„König von dem Charakter der Methode ge-
„faßt hatte. Die Schüler sollten selbstthätig
„bleiben, sie sollten thun, als wenn sie diese
„Fächer erst selbst erfinden müßten, sie sollten
„immer wissen, was sie thun; sie sollten z. E.
„kein Ee schreiben lernen, ohne zu wissen,
„wie viel, was für Linien? wie viel, was
„für Winkel? wie hoch und wie breit jede
„Linie? das ganze Schriftzeichen?" u. s. w.

„Das meiste Interesse aber erregte die
„Gesanglehre; die Schulmeister lasen, was
„ihnen an den Fingern gewiesen, (?) oder
„in Ziffern oder in Noten angeschrieben, und
„schrieben, was ihnen vorgesungen ward,
„melodisch und rhythmisch richtig, mit gleicher
„Fertigkeit, und transponirten das aufgege-
„bene Stück in andre Tonarten."

„Einige schrieben einige Melodien in ver-
„schiedenen Taktarten, und sangen vor, was
„sie geschrieben. Ein vierstimmiger Chor sollte
„den Beschluß machen. Es waren die Worte:

„O wie viele süße Stunden
„Sind in deinem Schatten mir,
„Lieber Garten, hingeschwunden!
„Manchen Trost verdank' ich dir!

Die ganze folgende Stelle ist zu charakteristisch, um sie nicht unabgekürzt herzusetzen.

„Erst las der Lehrer die Verse vor, und „der Chor der Schüler deklamirte sie dann, „rein ausgesprochen und accentuirt, nach. Wer „könnte wol einen Chor — von 42 Männern „und Jünglingen vierstimmig (?) gesungen „— in einer Umgebung von solcher Bedeu„tung — ohne Bewegung anhören? Der „Moment war ergreifend. Der Chor endigte „decrescendo. Der Lehrer nahm das Wort. „Er warf einen ernsten Blick zurück auf die „hingeschwundenen Stunden und ihre Freu„den; er dachte dann der unschuldigen Klei„nen, stellte die Lehrer mitten unter sie, und „zeigte den Neugen, wie die Freuden dieser „Unschuldigen gemordet würden; — wie un„möglich es sei, daß ihnen wohl sein könne „in der Schule; — wie die kostbarsten Kei„me, die Gott in die Brust und in den

„Kopf von Tausenden und Tausenden gelegt,
„ungekannt, ungeweckt vermoderten; — er
„fragte sie, wie es möglich sei, daß ein
„Stand, der verhältnißmäßig so gar nichts
„bewirke, was wahren, bleibenden Werth hat,
„die Achtung der Gesellschaft sich erhalten
„könnte; er fragte die Schüler — und wie
„rührend waren die Bekenntnisse mehrerer bis
„zu Thränen gerührter Schulmeister! — ob
„sie auch das unbedeutende Einkommen ihrer
„Stelle bis jetzt verdient hätten. — „Seid
„getrost" so ungefähr schloß Präsung und
Rede, „der Herr hat Arbeiter gesandt in sei-
„nen Weinberg, er hat noch um die zwölf-
„te Stunde Euch, Ihr ältern Lehrer, ein-
„geladen. So viele werden berufen in un-
„sern Tagen, zeiget bald, daß Ihr auch un-
„ter die Erwählten gehöret, und die Wahr-
„heit Eures Lebens spricht dann mit unwider-
„stehlicher Kraft an Hohe und Niedere. Seht
„Ihr's nicht, Brüder! der Herzenlenker hat
„Großes an Euch gethan! Euer kindlicher
„Sinn, verbunden mit männlicher Beharr-
„lichkeit, hat der guten Sache der Kinder-

„walt Herzen gewonnen. Eure Fortschritte „haben Wahrheit gegeben. Der Erfolg in „Euren Schulen wird keinen Zweifel übrig „lassen. Schon seh' ich auch die Schulen mei„nes Vaterlandes (Hr. Z. ist ein Wirtem„berger) so manche Mördergrube der jugend„lichen Denkkraft, Gesundheit, Einfalt und „Unschuld, in Tempel des heiligen Geistes „umgeschaffen, und Tausende, die dem Vater „meines Vaterlandes das Höchste danken, was „der Mensch dem Menschen geben kann, Men„schenwürde. Gott!..... ich konnte nicht „weiter sprechen; die Rede ward Gebet ohne „Worte." — —

Ein Befehl des Königs rief Hr. Z. ins Vaterland zurück, und er verließ das Volk im Gebirge, unter welchem er 240 Schullehrer und einige Geistliche unterrichtet hatte. Er wurde Inspektor der Heilbronner Elementarschule, und Lehrer der nachher einzuberufenden Schullehrer. Hr. Z. beschreibt nun sehr umständlich die von ihm neu eingerichteten öffentlichen Elementarschulen. Ich will Dir hier nur das Besondere hersetzen, was

sie von andern Schulen der Art unterscheidet.

„Wenn die Lehrer des Tages Last und „Hitze theils in der öffentlichen Schule, theils „durch Privatlektionen, die der Broterwerb „nöthig machte, getragen hatten; kamen sie „fünfmahl wöchentlich zusammen, um in einer „nächtlichen Stunde den während der Ferien „begonnenen Unterricht fortzusetzen. Schule „und Privatlektion gaben dann die Uebung „Dessen, was der Kopf gefaßt und das Gemüth ergriffen hatte."

Aus der Erfahrung, daß nach sechsmonatlichem Unterricht die von ihm, dem Lehrer selbst unterrichteten Kinder nicht weiter gekommen waren, als die von seinen Schülern unterrichteten, zieht Hr. Z. den Schluß:

„daß es nicht mehr auf die Individualität des Lehrers, sondern auf die Individualität des im Geiste der Methode „gearbeiteten Lehrmittels, dessen Gang „treu befolgt wird, ankomme, wenn eine „gegebne Kraft in dem Kinde entwickelt „werden soll: daß also jeder Lehrer,

„auch der ungelehrte, wenn er nur Liebe
„hat und gesunden Menschenverstand,
„dasselbe bewirke, und mehr als der Ge-
„lehrte, der einen andern Weg ein-
„schlägt, als den einzig nächsten."

Hr. Z. setzt noch hinzu: „Nur die Schuldis-
„ziplin und die Konsequenz in der Handha-
„bung derselben hängt von der Individuali-
„tät des Lehrers, seiner Regsamkeit, seinem
„Eifer, seiner Geduld und Liebe ab."

Die Kinder besuchten die Schule mit gro-
ßem Eifer. „Es bildeten sich kleine Gesellschaf-
„ten von vier bis sechs Kindern, die Samstags,
„Sonntags und Mittwochs sich zu Hause ver-
„sammelten, um in einem oder dem andern
„Lieblingsfache sich fortzuüben."

Binnen sechs Monaten hatten die Kinder dieser neuen Schulen 1) im Sprachunterricht die Uebungen des Sprechens, „nämlich
„die Organübungen, das Auflösen der Wör-
„ter in ihre Laute und Zusammensetzen der
„Wörter aus Lauten, die Zeichen- oder Buch-
„stabenlehre, zugleich als Fundamente der
„Rechtschreibung, die Vor- und Nachsylben

„der Deutſchen Sprache und den größten Theil „der Deutſchen Stammwörter, mit Rückſicht „auf Leſen, Rechtſchreibung und Bedeutung „derſelben durchgemacht.“ u. ſ. w.

2) Im Rechnen ſchritten die ältern Kinder bis zur dritten und vierten Uebung der Einheitentafel vor. u. ſ. w. Zur Klaſſenbeſchäftigung dienten dabei Uebungen an Steinchen, die jedes Kind in einem Säckchen bei ſich tragen mußte.

3) In der Formen- und Größenlehre hatten die Kinder die Verhältniſſe der Punkte mit Rückſicht auf Lage und Richtung, der unvereinigten geraden Linien, der vereinigten mit Rückſicht auf die Anzahl der Vereinigungspunkte durchgemacht.

4) Im Zeichnen zu ſchönen Bildungen durch Zuſammenſetzung, oder durch Verbindung, oder durch beides zugleich. „Immer „blieb Selbſtthätigkeit, Selbſtauffinden, An„wendung des Gefundenen, Bewußtſein, Sprache und Bildung durch Sprache Haupt„zweck.“

Folglich auch 5) im Schönſchreiben. Der

Musikunterricht fand auch hier den meisten Beifall. Ein Kinderchor von etlichen und sechszig kleinen Sängern führte sechs, acht Chöre aus, und zeigte die erlangte Fertigkeit wie in Hofwil.

Aehnliche Resultate hat die Schule der Franziskanerinnen geliefert. „Zwei ach„tungswürdige katholische Geistliche, worunter „der Beichtvater des Klosters, leisteten den „Schullehrern, die während der Ferien unter„richtet wurden, Gesellschaft. Der Wunsch, „sich in dem Erlernten zu üben, und zugleich „einen neuen sehr interessanten Versuch über „die Wirkungen der Methode anzustellen, be„wog sie, einige Nonnen ihres Klosters so „weit zu bringen, daß sie den Unterricht ei„ner Anzahl von ungefähr zwölf katholischen „Kindern besorgen möchten und könnten. Zwei „derselben entschlossen sich dazu; fast ganz un„wissend mußten sie selbst erst rechnen und „schreiben lernen. Obgleich pensionirt, und „so, daß sie jede Stunde benutzen mußten, „durch Handarbeit zu verdienen, was an der „Pension abgieng, widmeten sie nun, erleich-

„tert durch ihre Aebtissin und ihre Schwe„stern, wenigstens vier Stunden täglich dem „Unterricht ihrer Kinder, und eine oder zwei „der Fortsetzung Dessen, was ihre Lehrer ih„nen mitgetheilt hatten.“ Bei einer öffentlichen Prüfung ergab sich's sehr auffallend, „daß „ihre Kinder in einigen Fächern noch weiter „waren, als meine eigne Schule und die neu„ern Schullehrer.“ Dieser Umstand bewies, „wie viel die Methode vermöge in der Hand „der Einfalt und Liebe.“

Es bildete sich auch eine Gesellschaft von zwanzig Müttern aus den gebildetern Ständen, welche sich täglich Abends zwei Stunden versammelten, „um die leichte Kunst zu ler„nen, Lehrerin des eignen Kindes zu sein.“ Der Unterricht des Lehrers hörte aber auch hier wegen seiner häufigen Geschäfte bald auf. Die Mütter gewann Hr. Z. indeß auch dort sehr bald; zu der kurzen Nachricht, die er von dieser Mütterschule giebt, glaubt er folgenden Brief einer jener Mütter „mittheilen „zu müssen, weil er vielleicht ähnlichen Lese„rinnen auf die rechte Spur hilft, berechtigt

„zu der Hoffnung, daß, wo der rechte Geist „ist, auch Früchte des Geistes sein werden.“ Indeß enthält der Brief nichts weiter als hier folget:

„Glauben Sie es wohl dem einfältig „kindlichen Sinne, dem fast verlornen, „den Sie mir wiedergegeben haben, daß „er mir jetzt viel, viel saurer wird, der „Abschied vom Lehrer der Mutter, als „einst der Abschied vom Lehrer des Mädchens. Leicht und froh entsprang ich „der ersten Schule, zufrieden mit meinem „kümmerlichen unfruchtbaren Wissen, das „wir — wie Sie mit Seufzer oft an „uns erfahren mußten — gewöhnlich aus „unsern Schulen davon tragen. O ich „mußte es als Mutter, als Ihre glück„liche Schülerin erst finden, was ich als „Mädchen nicht ahnte, daß ich damahls „nicht gelernt hatte, daß ich wieder zum „Kinde werden muß, wenn ich vor mei„nen Kindern nicht erröthen, wenn ich „Liebe bei ihnen finden, wenn ich den „fast entweihten Namen einer Mutter

„nach Ihrem Sinn verdienen wollte. Mö-
„gen Sie meinen und Ihrer übrigen Schü-
„lerinnen Dank für Ihre Bemühungen
„um uns einst bei Ihrer Wiederkehr
„ins Vaterland in dem erhebenden An-
„blick des Unzerstörbaren der heiligsten
„Blüten und Früchte in der hier von
„Ihnen geschaffnen kleinen Welt der Liebe
„so gewiß finden, als es herzlich wünscht,
„Ihre Sie nie vergessende Freundin und
„dankbare Schülerin M. S."

Die Errichtung der Schulmeisterschule in Heilbron hinderte Hr. Z., diesen eifrigen Müttern längern als vierwöchentlichen Unterricht zu geben. Vierzig Jünglinge und Männer, worunter zwei evangelische und ein katholischer Geistlicher, zwölf katholische und fünf und zwanzig evangelische Schullehrer und Schulgehülfen, reisten zum Theil aus den entferntesten Gegenden gegen Ende des Winters dorthin, und hielten sich sechs Wochen lang auf eigne Kosten daselbst auf. Einrichtung, Lehrplan und Erfolg waren die der Schweizerischen Schulmeisterschulen. Die

Gesellschaft bestand aus Männern von 50 und aus Knaben von 14 bis 15 Jahren. Ob dieses die Schulgehülfen gewesen, erfährt man nicht. „Als Vereinigungsmittel der Gemüther „leistete auch hier der harmonische Gesang au„ßerordentliche Dienste." — — Ein Konzert des H. Z. zum Besten der ärmern Schüler, und das wenigstens durch die starkbesetzten Chöre, welche die Gesellschaft vierstimmig sang, sich von jedem andern unterschied, verschaffte dem Minderbemittelten alle Lehrmittel, die er brauchte, und den Uebrigen Gelegenheit, den ärmern Brüdern, denen sie ihren Antheil an der Einnahme überließen, wohlzuthun.

„Die Prüfung der Schullehrer am Ende des Kursus dauerte drei Tage. Jeder derselben mußte eine kurze Probe des Unterrichts mit einer unsrer Schulen machen, und am dritten Tage eine Anzahl von Fragen, die neuern Ansichten seines Berufs betreffend schriftlich beantworten." „Da der größte Theil „dieser Lehrer ungleich mehr Vorkenntnisse „mitgebracht hatte, als die Schweizerischen

„Schullehrer: so war es jenen eher möglich,
„schon nach sechs Wochen selbsterworbene An-
„sichten von dem Geiste der Methode selbst
„auszusprechen."

Ein merkwürdiges Faktum will ich hier ganz mit den Worten des Verfassers herſetzen:

„Einer der Schüler war ein Unteroffizier
„von der Garniſon der Stadt, ein Katholik,
„aus dem Bannat gebürtig. Von ſeinem
„Hauptmann, einem ſehr edlen Manne, mir
„empfohlen, beſuchte er die Abendſtunden,
„welche die Lehrer der Heilbronner Schulen
„zum Fortſchreiten in der Methode bei mir
„verwendeten, übte ſich in Dem, was er eben
„erlernt hatte, in dem Zimmer ſeines Haupt-
„manns, mit den Tambours ſeines Regi-
„ments, die er im Schreiben, in den Zahl-
„und Formenverhältniſſen und in den An-
„fangsgründen der Sprache unterrichtete. Die
„Fortſchritte, welche dieſe jungen Leute in
„kurzer Zeit machten, waren auffallend. Man
„ſah ſie nie mehr müßig; ſie fuhren fort in
„ihren Uebungen auch außer den Stunden,

„im Lazareth und auf Märschen, und erwar-
„ben sich den Beifall ihrer Offiziere, die den
„Prüfungen derselben nicht ohne Rührung
„beiwohnten, in einem besondern Grade.
„Ein so eignes pädagogisches Phänomen, die
„schnellen Fortschritte von so rohen Menschen,
„unterrichtet von einem angehenden Lehrer,
„müßte ein wichtiger Erfahrungsbeweis von
„den Wirkungen der Methode werden. Es
„wurde auch bei Hofe bekannt. Der Unter-
„offizier nahm, mit Bewilligung seines Chefs,
„am Schullehrerinstitute Theil, nützte ihm als
„Repetent und Unterlehrer, erhielt, als sein
„Regiment ins Feld mußte, seinen Abschied,
„machte die Prüfung der Anstalt mit, und
„zwei Tage nachher eine schriftliche für die
„katholische oberste Schulbehörde, erwarb sich
„dadurch ein Fähigkeitsdekret und das Recht,
„um jede erledigte katholische Lehrstelle im
„Lande zu konkurriren. Welch eine Lektion
„für den Schulmeisterstolz! Ein Unteroffizier
„in Uniform, mit der Verdienstmedaille ge-
„ziert, mitten unter Schullehrern, die schon
„zehn bis zwanzig Jahre lang im Amte wa-

„ren, und — was ihnen allerdings Ehre „macht — in ihren Repetitionsſtunden bei „dem Anfänger in die Schule giengen!"

Am Scheidetage des Schullehrerinſtituts erhielt Hr. Z. vom Könige von Preußen das Anſtellungsdekret, „zur Organiſation von Normalinſtituten für die Erziehung künftiger „und zur Muſterung der ſchon angeſtellten „Schullehrer, deren Eines in Preußen, Eines „in Pommern, Eines in der Mark und in „Schleſien Eines, als Centralinſtitut beſtimmt „wurde, ein Vereinigungsort der edelſten „Geiſtlichen der Provinz zu werden, die als „Schulinſpektoren ihrer Umgebung in gleichem „Geiſte fortwirken ſollten." Hr. Z. legte dieſen „großen einzigen Plan" dem Könige vor, und erhielt die Erlaubniß, den Ruf anzunehmen, jedoch unter der Bedingung: noch einen Kurſus für evangeliſche und katholiſche Geiſtliche zu halten, und ſchriftlich jede auf die Methode und deren Anwendung ſich beziehende Frage zu beantworten. Hr. Z. ruft hiebei in ſeinem Tone aus: „Herzerhebender Gedanke! Ein „Dekret der Preußiſchen Regierung veranlaßt

„eine Andere, die zweihundert Meilen von je„ner entfernt ist, eine in ihrer Art einzige Idee „zu realisiren, die nun, eben weil sie realisirt „und gelungen ist, durch die Kraft des Bei„spiels wohlthätig zurückwirkt auf das Land, „von welchem sie ausging. Welch ein Tausch, „mitten in der Zeit der Zerwürfnisse und Zer„störung!“

An dem verordneten Kurs nahmen, außer den geladenen achtzehn, noch sechs Schullehrer und 34 Geistliche in Ganzen 15 Katholische, ein reformirter und 36 lutherische Geistliche Antheil, deren Fleiß, echt religiösen Eifer und rührende Einigkeit H. Z. sehr hoch preist. „Es verherrlichte sich auch an uns das Wort Jesu, daß ins Reich Gottes komme, wer da werde wie die Kindlein.“ Auch dieser Versammlung that der harmonische Chorgesang sehr wohl. Ein Rundgesang, von einem Jugendfreunde gedichtet, und von einem andern in Musik gesetzt, ward von 50 Geistlichen am Schlusse des letzten gesellschaftlichen Mahles gesungen, und wird von Hrn. Z. nebst vielen andern rühmlichen Zeugnissen für ihn,

in Prosa und Versen in der Schrift mitgetheilt.

Dann legt H. Z. seinen Lesern und Freunden die dreizehn Fragen vor, welche er dort vor seiner Entlassung der königlichen Schulkommission schriftlich zu beantworten hatte. Sie betreffen großentheils die Methode und ihre Anwendung, dann die Sonntagsschulen, die Schuldisziplin und die pädagogischen Schriften des Hrn. Z. In der Beantwortung des ersten Gegenstandes bezieht sich dieser häufig auf Pestalozzi und Niederer. Die Frage, ob seine Methode ganz die Pestalozzische sei? beantwortet er mit einer Stelle aus einem Briefe von Niederer an die Chorherrn in Kreuzlingen; dieser schreibt: „Pestalozzisch ist Alles, „was der Idee gemäß aufgestellt ist, und beim „Unterricht angewandt wird. Entwicklung „der Menschennatur, nach den organischen Ge„setzen dieser Natur selbst, im ganzen Umfan„ge ihres Seins, ihrer Verhältnisse und Thä„tigkeit, es mag nun von Pestalozzi selbst „oder von Zeller, von Pestalozzi's Freunden „oder auch von seinen Gegnern, kurz, es mag

„immer herrühren, von wem es wolle. Eben „so ist unpestalozzisch Alles, was dieser Idee „nicht gemäß ist, und wenn man es im In„stitute zu Iferten selbst und unter Pestaloz„zi's unmittelbarer Leitung gebrauchte."

In der Sprachtonanalyse läßt Z. Krug das Verdienst (der in der Leipziger Bürgerschule so kräftig mitgewirkt, und jetzt eine neue Laufbahn in Görlitz begonnen hat.)

Für die Musik wandte Z. das Pfeifersche Elementarsystem an, über welches er den Urheber ein paar Stunden in Lenzburg hatte sprechen gehört. Jetzt ist jenes von Nägelj in Zürch vorläufig ausgeführt, und im neuesten Stück der Pestalozzischen Wochenschrift für Menschenbildung, den Kennern zur Prüfung vorgelegt worden. *)

Aus Allem, was Hr. Z. noch ferner über die Schreiblehre, über das System der Schul-

*) Eine Darlegung des eigentlichen Inhalts jenes merkwürdigen Elementarsystems, entblößt von allem Polemischen und Rednerischen, wird den Lesern vielleicht nicht unangenehm sein.

disziplin und des grammatischen Unterrichts sagt, scheint hervorzugehn, daß er überall Pestalozzische Idee auf seine Weise angewandt hat.

Ueber die Vortheile, die Lehrer und Schüler von dieser neuen bessern Methode haben, spricht H. Z. deutlicher und mit vielem Eifer. Gern setz' ich Dir den Schluß davon her: „Diese Vortheile auf den Schüler hängen da„von ab, ob die Methode allseitig oder „einseitig wirke, angewendet werde und be„arbeitet sei; ob nur die Geistskraft, oder „aber Kopf und Herz und Kunst harmonisch „gebildet werden. Alle Leiden der Zeit, alle „moralischen Uebel sind ja einzig nur und „nothwendiges Produkt dieser Einseitigkeit; „bedürfte es daher wol eines Gemähldes von „dem Zustande, welcher wäre, wenn jene „nicht wäre? Wenn Wahrheit, Schönheit, „Tugend und Religion, als Erzeugnisse der da„für in der Menschennatur allgemein vorhan„denen Anlagen, eben so naturgemäß sich ent„falteten und darstellten, — nur geschützt von „der pflegenden Hand der erzogenen Erzie-

„her — wie sich Blüten und Früchte dar-
„stellen, geschützt durch den mit dem Natur-
„gange vertrauten Gärtner, unter dem Ge-
„deihen Dessen, der es allein geben kann und
„so gerne giebt? Das wesentliche Eigenthüm-
„liche der Methode wäre also, um auch ein
„empirisches Merkmahl anzugeben: Das, was
„durch die Individualität des talent- und lie-
„bevollen Lehrers allein sonst bewirkt ward,
„was eine Wirkung ist seiner Lebendigkeit,
„der Vielseitigkeit seiner Ideen, der Be-
„stimmtheit seiner Sprache; das wird nun
„eine Wirkung von der Individualität des
„Lehrfachs, welches der Idee der absoluten
„Methode gemäß bearbeitet ist, ein organi-
„sches Gebäude, in welchem jeder Mensch als
„solcher, dessen Anlagen nicht schon verkrüp-
„pelt sind, sich wie zu Hause fühlt, wo ihm
„wohl ist, und wo er hinwieder jeden wohl
„macht, den er — Bruder den Bruder —
„einführt. Jeder erzogene Mensch, besonders
„aber der weibliche, wird wieder Erzieher, je-
„der Unterrichtete wieder Lehrer; es giebt
„keine Lehrerzunft mehr; es wird Gemeingut

„der Menschenfamilie, was Monopol einiger „Privilegirten gewesen war.“

Die Frage über die Vortheile der Methode an jedem einzelnen Lehrfache beantwortete H. Z. mit dem Einen aber auch großen Worte: „Nicht bloß die Fertigkeit, als viel„mehr auch die Kraft: die Rechenkraft, „Zeichnungskraft, Sprachkraft u. s. w. Das „oberste Erziehungsgesetz der Methode ist: Be„wußtsein: Du sollst wissen, was du thust, „wenn du schreibst, sprichst, liesest, rechnest. „Dasselbe gilt von Form und Größe und „Maß, vom Tone und Rhythmus, von „aller Thätigkeit, ausgehend vom Innern und „vom Aeußern und bezogen aufs Innere und „Aeußere; du selbst, dein innerer Sinn, und „die Natur außer dir mag nun Gegenstand „deines Bewußtseins, Forschens und Uebens „sein.“

Auf die (bereits veraltete) Frage: ob die Pestalozzische Methode bloß für formelle Bildung berechnet oder auch bereits auf Realkenntnisse angewendet sei, sagt Z.: „es durchdringen sich Form und Stoff in ihr.“

Vorzüglich bemerkenswerth scheint mir folgende Stelle. „Die Bearbeitung der Geo„graphie im (Pestalozzischen) Institute — ei„nes Faches, das man allgemein unter die „Realien rechnet — giebt einen höchst inter„essanten Beweis, wie auch das Gebiet der „äußern Natur durch die Methode gleich„sam als ein organisches Ganze von dem „Schüler selbst geschaffen werden und wie sein „Eigenthum werden könne, was er freilich „nicht mit auf die Welt bringt, als Berge, „Flüsse, Meere, Boden, wofür er aber die „Kraft besitzt, vom Einfachen aus lückenlos „zum Verwickelten aufzusteigen und zu enden „mit der höchsten Einfachheit des viel Verwickel„ten, falls das Individuum, nämlich das im „Geiste der Methode bearbeitete Lehrfach, in „der Hand des einfachen, seinen Gang nicht „störenden, lehrenden Individuums seine Wir„kung thut. — Es ist weltkundig, zu welcher „Höhe die Erkenntnißkraft der Zöglinge im „Institut sich erheben könne, wie rein und „stark ihre Einbildungskraft, wie fest und um„fassend ihr Gedächtniß, wie scharf ihr Ver-

„ſtand, wie richtig ihr Urtheil, wie gerüſt
„durch mathematiſche Demonſtrationen ihre
„Vernunft ſei u. ſ. w.“

Auf die Frage über Schullehrerbildung, Lehrerſeminarien und Schulmeiſterſchulen, verweiſt H. Z. auf zwei Schriften: Heinrich von Carlsberg oder über die Waiſenhäuſer, und Grundlage einer beſſern Zukunft, in Briefen an die Fürſtin von der Lippe, und ſetzt hinzu: „Das Ideal, um das Reſultat beider Schriften kurz anzugeben, iſt die Erziehungsanſtalt für künftige Lehrer und Lehrerinnen des Volks. Das einzige Medium hiefür iſt in politiſch-ökonomiſcher Rückſicht das Waiſenhaus, als fundirte, für Kinder der Armen beſtimmte, von der Willkür verdorbener Eltern unabhängige, für den höhern Zweck des Staats hingegen leicht zu organiſirende Erziehungsanſtalt. Derjenige Staat, welcher dieſes Ideal zuerſt zu realiſiren Anſtalt getroffen hat, iſt der Preußiſche.

Heinrich Ruſterholz, ein edler Schweizer und Mitglied der Zürcher Kantonsregierung, warf zuerſt die Frage auf: Iſt es der

Mühe werth oder nicht, auch die angestellten alten, im Schulschlendrian grau gewordenen Schulmeister noch einmahl in die Schule zu nehmen oder zu mustern? und der Erfolg hat diese Frage bejaht. H. Z. zählt sehr reelle Vortheile her, die dem Staate und den Schulen daraus entstehen. Von Seiten des Lehrers verlangt H. Z. als Bedingung dieses Erfolges: „Die Methode und ihr innerer Reiz auf Kopf und Herz, und eine Persönlichkeit, die Das anschaulich macht, was von den Schulmeistern gefodert wird, die sich gegen die Schulmeister als Schüler so benimmt, wie sie sich gegen ihre Schüler benehmen sollen; Religiösität, Ordnungsgeist, Heiterkeit und Frohsinn bei Würde und Kraft, mit Einem Worte: Liebe und Konsequenz, belohnt durch Achtung und Gegenliebe."

Ueber die Frage, wegen des Anfangs und der Dauer des Elementarunterrichts erklärt sich H. Z. dahin, daß er nicht rathe, die Kinder vor dem sechsten Jahre zur Schule zu schicken, weil, „wenn die Alltagsschule im elften und zwölften Jahre nicht aufhört, eine zu

große Kindermenge die Schule füllen und dadurch ihre eigenen Zwecke aufheben würde. Die Dauer des Elementarunterrichts läßt sich nicht bestimmen, wenn man die Methode, als Idee, als einen ins Unendliche fortschreitenden Bildungsgang ansieht, und sich überzeugt, was sie noch werden könne; daß aber Tausende und Tausende vom sechsten bis ins zehnte Jahr intensiv und extensiv unvergleichbar mehr gewonnen haben, als die Kinder gewöhnlicher Schulen bis ins vierzehnte, hat die Erfahrung mehrerer hundert Schulen bereits bekräftigt."

Bei der Frage über Bildung des Herzens verweiset H. Z. für die Religionslehre, im Geiste der Methode, auf ein zu hoffendes Werk des Pfarrers Riederer, Religionslehrer des Instituts, von welchem sich etwas Außerordentliches erwarten lasse. Bis dahin bliebe die biblische Religionsgeschichte das einzige Surrogat. Bei Gelegenheit der Behandlung biblischer Geschichten, sagt H. Z. schließlich: „Der Lehrer lehrt den Schüler seine religiösen Gefühle als Denker ordnen, religiös

reflektiren, und reflektirend religiös sein; das Schöne im religiösen Leben, in den häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen religiöser Menschen empfinden; gut sein, um den Beifall Gottes zu verdienen, und mit Gott umzugehen, um gut zu sein, und, indem er ihn so führt und seine Anlagen durch solche Mittel und zu solchen Zwecken entfaltet, bewahrt er ihn vor derjenigen Einseitigkeit, welche die Urquelle alles Menschenverderbens ist, und — ohne Erziehung im höchsten Sinn — bleiben muß."

H. Z. empfiehlt zu diesem Unterricht die biblischen Erzählungen von Schmidt, und die in Bern eingeführten neu bearbeiteten Hübnerischen Historien; setzt aber hinzu: „für den gebildeten Lehrer bleibt die Bibel das beste Handbuch."

Bei Gelegenheit der elften Frage über die Sonntagsschulen, bestimmt er das Wesen und den Zweck derselben folgendermaßen.

Die Sonntagsschule sollte sein, 1) in den Städten „eine Versammlung erwachsener Bürger, als Gesellschaft für das erleich-

terte Fortschreiten in denjenigen Kenntnissen, welche die Bedingungen ihrer ökonomischen Selbstständigkeit und ihrer Industrie sind in intellektueller — und für Bürgerrettung aus Gefahren aller Art in moralischer Rücksicht. 2) In den Dörfern: eine Gesellschaft denkender Landwirthe, welche fortfährt, alle diejenigen gemeinnützigen Kenntnisse, die von der Kanzel herab nicht mitgetheilt werden können, sich eigen zu machen; vor allem aber mit vereinter Kraft in derjenigen Kunst fortschreitet, welche die Basis der Erhaltung der Individuen und des Staats ist, in der Landwirthschaft, als einer Wissenschaft, die — ein Zweig der Naturwissenschaft — einer ins Unendliche gehenden Kultur fähig ist. 3) In beiden: eine Versammlung der ledigen Töchter und der Mütter für den Zweck der Haushaltungskunst und der Kinderzucht, der physischen und der geistigen."

Um der Sonntagsschule ein naturgemäßes Fundament zu geben und sie zu dem obigen Ideal zu führen, will H. Z. erst die neue Methode in öffentlichen Schulen eingeführt

wissen, der er auch beim ärgsten Widerstreit am Anfange doch einen baldigen Eingang beim Publikum verspricht. Dann wird der Anfang mit den ältesten freiwilligen Mitgliedern der Gemeinde gemacht, der ganze Unterricht in der Sprach- Formen- Zahlen- Zeichnungs- und Tonlehre in halbjährige Kurse eingetheilt, und mit diesen Kursen wird so fortgefahren, bis keine schon konfirmirte Subjekte mehr übrig sind, die nicht das Versäumte nachgeholt hätten.

H. Z. spricht mit großem Eifer von den glücklichen Versuchen der Art, die er in Brün *) und Tübingen an Sonntagsschulen gemacht. Weiterhin nennt er auch eine seiner in Tübingen 1804 herausgekommenen Schriften, in welcher er umständlichere Nachrichten davon gegeben. Sie heißt: „historische Nachricht von einem Versuche über die Anwendung der Pestalozzischen Methode in Volksschulen, und von einigen Sonntagsschulen für ledige Handwerker in Städten.“

*) Soll wol Bern heißen.

Endlich empfiehlt H. Z. auch „dringend die Nachtschule als Supplement der Sonntagsschule.“

Auf die zwölfte Frage über die Hauptgrundsätze, Vortheile und Eigenheiten der neuen Schuldisziplin, erklärt H. Z. diese für ein organisches Ganzes von Mitteln, Zeit zu gewinnen für den Unterricht. In Dem was er dann von den äußern und innern Mitteln vorbringt, möchte wol der letzte Punkt: „konsequente Handhabung der Schulgesetze in Belohnungen und Strafen“ der wichtigste sein; unter die positiven künstlichen rechnet er: „das Herausstellen neben dem Lehrer, Theilnahme an gemeinschaftlichen Kinderfreuden und die Zensur.“ „Prämien fallen ganz, Schläge beinahe ganz weg.“ Auch für diesen Punkt verweist H. Z. weiterhin auf seine 1806 in Zürch gedruckte Schulmeisterschule, und erzählt dann die Geschichte dieser Schuldisziplin und ihrer Vereinfachung in den Elementarschulen der Stadt Heilbronn. Sie enthält zu viel Eigenes und Charakteristisches, als daß ich sie Dir nicht ganz hersetzen sollte.

„Erst nahm ich die ganze aus 93 Kindern bestehende Masse als Ganzes vor, und sprach länger als drei Wochen bloß mit der ganzen Schule, unbekümmert, ob das einzelne Kind etwas lerne oder nicht. Nach drei Wochen nahm ich eine zwei Tage lang fortgesetzte Prüfung der verschiedenen Anlagen unter den Subjekten vor, verzeichnete jedes Kind als stark, mittelmäßig oder schwach, a. in Sprache, b. Form, c. Zahl, d. Ton, e. Geschick und Augenmaß im Schreiben und Zeichnen, und fand dadurch Kinder, die in allen Fächern stark oder mittelmäßig waren, aber keines, das in allen schwach gewesen wäre. Schon dieser Umstand hatte höchst wohlthätige Folgen in disziplinarischer Rücksicht. Wo der innere Reiz, das süße Bewußtsein des Fortschreitens wirkte, bedurfte man keiner äußern Reize und Treibmittel, und die ganze Sorge des Lehrers ging jetzt nur dahin, unter der angeregten Menge, deren inneres Leben sich so gern geräuschvoll äußert, zum Behuf der Klassenbeschäftigung, Ordnung und Stille zu erhalten."

„Eine Schule ist ein kleiner Staat, in welchem ein großer Theil der Rechtsverhältnisse erwachsener Bürger eintreten und erörtert werden muß. Zu dem Ende wurde die biblische Gesetztafel entwickelt, als Inbegriff der fürs ganze Leben und der bloß für das Schulleben geltenden Zwangspflichten, und die Kinder lernten einsehen, daß, wer ein bürgerliches Gesetz wissentlich übertritt, härtere Strafen verdient, als das Kind, das gegen ein Schulgesetz, Aufmerksamkeit, Fleiß, Ordnung und Anstand fehlt. So kömmt ein Kind dahin, zu wissen, was es thun und lassen müsse, um nicht von Andern, vom Lehrer und Mitschüler, verachtet zu werden; was es thun und lassen müsse, um sich selbst zu achten, geliebt und geachtet zu werden, sollte ihm durch folgende Einrichtung klar werden."

„Sobald das obengenannte Verzeichniß der starken, mittlern und schwächern Kinder fertig war, stellte ich die Einen auf die eine die Andern auf die andere Seite und die Mittlern in die Mitte. Jedes Subsellium faßte fünf Kinder. In jedes der zwanzig Subsellien

setzte ich eines der stärkern Kinder, und nannte es Unterlehrer, bestimmt, Ordnung, Stille und Reinlichkeit unter seinen vier Nachbarn zu handhaben, und nachzuhelfen, wo Hülfe Noth that. Nun stellte ich eins der schwächern um das andere neben mich und fragte es, welches von den mittlern es am liebsten habe; erwiederte dieses seine Zuneigung, so ließ ich sie zusammensitzen, ein Paar rechts, ein Paar links dem Unterlehrer, und nannte, oder bestätigte vielmehr den von den Kindern selbst angenommenen Beinamen Helferlein. So knüpfte sich in Kurzen ein Band der Liebe und Dankbarkeit, das allmählig die ganze Schule umschlang, geheiligt durch die religiöse Ansicht, daß der Heiland das gern sehe, sich darob freue, und daß die Liebe darin bestehe, einander zu helfen, und der Fleiß darin, zu lernen, um helfen zu können. Ohne Zuthun des Lehrers bildeten sich daheim in den Familien kleine Repititionsgesellschaften; das „Helferlein" besuchte seine Pflegbefohlnen; die Alten wurden gerührt und erbaut, und es war ein Fest für den Lehrer, wie für das Helferlein,

wenn dieses — seinen schwächern Freund an der Hand — Montags vortrat, mit der Bitte, letztern zu prüfen, ob er könne aus der Liste der Schwächern ausgestrichen und auch ein Helfer werden. Unter solchen Umständen, beschützt von dem Engel der Unschuld, nämlich der das Innere des Kindes mächtig aufregenden Methode, durfte der Unterlehrer, der Helfer, oder Schwache Mädchen sein oder Knabe; das galt gleich. Was sich liebte, gehörte zusammen, und diese Liebe machte die künstlichen Reizmittel, Lohn und Strafe, entbehrlicher. — Nur mußte kein Kind mit dem Rücken gegen den Lehrer gerichtet sitzen. Jeden Sonntag wählten nun sämmtliche Unterlehrer — wenn sie schreiben können — das Ordnungsamt, indem jeder den Namen Dessen, der ihm der Würdigste scheint, auf eine Schiefertafel schreibt. Dieser, durch die meisten Stimmen Gewählte, hat seinen Platz eben neben dem Lehrer, übersieht die ganze Schule, untersucht vor Anfang derselben die Reinlichkeit jedes Unterlehrers, worauf dann dieser, wenn er selbst rein befunden war, seine vier

Nachbarn mustert, und thut — laut seiner schriftlichen Instruktion — was der Lehrer selbst hätte thun müssen, mit Strenge und Pünktlichkeit. Wird dieser durch Geräusch im Unterricht einer andern Klasse gestört; so giebt er durch irgend ein sichtbares oder fühlbares Zeichen dem neben ihm am sitzenden Ordnungsamte einen Wink; dieses ruft den Namen des Unterlehrers, in dessen Bank Unordnung war, und dieser muß sofort Ruhe bewirken. Der Störer tritt vor, so lange bis ein anderer in ablöst; der Vortretende wird notirt. Der Notirte erhält kein Wochenbillet. Wer kein Wochenbillet mehr hat, vier Wochen nach Anfang der neuen Einrichtung, kann mit der Ruthe gezüchtigt werden, und hat einen äußern Beweis seiner Sinnlichkeit in Händen, der auch die Eltern ins Interesse ziehen muß."

Auf die letzte Frage: welche Bücher pädagogischen Inhalts er bereits dem Druck übergeben habe u. s. w., nennt H. Z. folgende:

1) Die Schulmeisterschule oder „Anleitung für Landschullehrer zur geschickten

Führung ihres Amtes, in Fragen und Antworten, Gleichnissen, Geschichten und Gesprächen" und fügt hinzu, daß sie in der Schweiz und in andern Ländern großes Glück gemacht habe. Man fand Wahrheit im Buche, einfach und populär vorgetragen."

2) Fundament des Deutschen Sprachunterrichts (Heilbronn 1809) „Nach Pestalozzi's Urtheil hat wenigstens die Idee dieses Unterrichts bleibenden Werth; seine Wirkungen unter den Händen der unwissendsten Schulmeister sind ungewöhnlich und auffallend gewesen, und haben der Methode dadurch, daß sie den — nur das Buchstabenwesen beurtheilenden — gemeinen Mann gewonnen haben, in der Schweiz Bahn gemacht.

3) Fundament der Schreibekunst. (Heilbronn 1809.) nach Rüsterholz, einem der ersten Kalligraphen der Schweiz. Hr. Z. zieht mit Recht die Schweizerische runde Schrift der Sächsischen eckichten vor.

4) Grundlage einer bessern Zukunft. In Briefen an die Fürstin Regentin von der Lippe. (Zürch 1807.)

5) Heinrich von Carlsberg, oder Briefe über die Waisenhäuser und deren Einrichtung als Erziehungsanstalten für Schullehrer, Kindermägde und Dienstboten. (St. Gallen.)

6) Historische Nachricht von einem Versuch über die Anwendung der Pestalozzischen Methode in Volksschulen u. s. w. (Tübingen 1804.)

Den Beschluß dieser merkwürdigen Schrift, die hoffentlich künftig auch durch den Buchhandel allgemeiner verbreitet werden wird, macht: „Noch ein Wort über den Reformengang der öffentlichen Unterrichtsanstalten als ein organisches Ganze ins Auge gefaßt, worin Hr. Z. mit Eifer von der Schulaufseherschule spricht, deren nächstes Resultat eine treue Darstellung des öffentlichen Unterrichts ist; dann eine vaterländische Sozietät für Erziehung, ein wöchentliches Schulmeisterblatt und ein Journal der Sozietät in zwanglosen Heften; ferner von der Schulmeisterschule für angestellte Schulmeister, die noch Lust und

Kraft haben für den bessern Weg; von der Nothwendigkeit und möglichst sichern Erlangung eines allgemeinen Schulgesetzes, einer Schulkonstitution für das vaterländische Schulwesen; von der Möglichkeit der Besoldungszulage, sobald der ganze Stand in der Mehrzahl seiner Individuen sich achtungswerth gemacht, und von der Nothwendigkeit, daß jede von der Universität abgehende Kandidatenabtheilung erst einen zweimonatlichen Kurs vollendet, „ehe sie mit aller der verheerenden Anmaßung des gemeinen akademischen Geistes, als bloße Formenmenschen in das Heiligthum des innern Lebens eintritt, wofür Anstellung und Brot nur Bedingung, nur Mittel, nie Zweck sein soll; wenn es so gelingt, eine Anzahl vaterländischer, vom Vaterlande adoptirter Söhne von beiden Konfessionen in der schönen Blütenzeit jugendlicher Herzenswärme, noch vor ihrem Eintritt ins bürgerliche Leben zu echtchristlichen, für das Ideal Jesu Christi begeisterten Kinderfreunden zu bilden; dann Heil dir, Vaterland! dann ist der Schlange des Pfaffengeistes, der

bloß zum Verzehren der Früchte geboren zu sein wähnt, unter dem bloßen Schein des innern Lebens nur die Genüsse des sinnlichen äußern Lebens will, auf ewig der Kopf zertreten, und es steht da ein organisches, in sich gegründetes Gebäude, keine rudis indigestaque moles, kein zerworfner Steinhaufen, ein Tempel des heiligen Geistes, welchen die Pforten der Hölle nicht mehr überwältigen werden."

Eben so einfach, wie das Mannichfaltige der für einen ganzen Staat berechneten Schuleinrichtungen, entwickelt und verbreitet sich das Mannichfaltige der für die einzelne Stadt, das einzelne Dorf zu treffenden Einrichtungen und rundet sich zu einem wohlgeordneten und organischen Ganzen aus. Elementarschule, Sonntagsschule, Nachtschule, Mutterschule, Aufbewahrungsanstalt und Industrieklasse. „Das Wesentliche derselben besteht darin: Was weder der Staat noch die Gemeinde bezahlen, durch Geld bewirken kann, das kann eine kleinere, größere Gesellschaft braver, für und durch die Methode erwärmter Mutterherzen, nämlich:

a) über die Kindermenge von zwei- drei- und vierjährigen Kleinen, wovon je vier bis sechs von einem größern Schulmädchen beschäftigt und gewartet wurden, abwechselnd die Aufsicht führen, unter Berathung und Leitung des Schulvorstehers. b) Die Arbeitsschulen beiderlei Geschlechts leiten, beaufsichtigen, Rechnung führen, den Verkauf besorgen u. s. w. das unbeschreiblich wohlthätige Batzensparen einrichten," wovon Pestalozzi's klassisches Werk, Lienhard und Gertrud, Idee und Theorie, die mütterliche Fürstin von der Lippe hingegen rührende Erfahrungsbeweise gegeben hat." Ferner in den Dörfern Elementar- und Berufsschulen, jene bis zum vierzehnten Jahre dauernd, diese vom vierzehnten Jahre an eine unbestimmte Zeit. Jene ist wieder Volksschule und Bürgerschule. „Jene enthält reicher und armer Leute Kinder bis ins zehnte Jahr, und der Kindersinn begründet da das christlich-religiöse Band, das alle Stände umschlingen soll. Diese nimmt dann diejenigen Kinder allein auf, deren Eltern wohlhabend u. s. w."

„In den Städten kömmt noch hinzu die Gelehrtenschule für Menschen, denen das Wissen Zweck werden soll, nicht als Mittel zum Broterwerb, sondern als Bedingung einer höhern Wirksamkeit und Bestimmung für das Ganze. Alle drei Schulen sollen aber ja nicht drei isolirte Ganzen, sondern nur organische Theile Eines Ganzen sein.“

Zuletzt spricht Hr. Z. noch ein „patriotisch-freimüthiges Wort über unsere Gelehrtenschulen und die Verhältnisse ihrer Lehrer“ aus.

„Kein Lehrer wird geboren; die Lehrkunst ist — eine Kunst, und jede Kunst will gelernt, geübt sein. Wo und wie lernen nun unsre Rektoren und Präzeptoren diese Kunst? Die Schule selbst, die sogenannte lateinische, steht isolirt da. Kein Fundament, keine Menschenbildung für die, welche Humaniora studiren sollen, und von Kindheit auf, Lateiner den Deutschen, wie Griechen den Persern, in den Haaren liegen, und doch sollen aus diesen, aus solchen Schulen die Lehrer, die Vormünder, Besorger des Volks, der Nation, hervorgehen. Kömmt nun noch

der Umstand hinzu, daß der aus dem theologischen Auditorio abgegangene Jüngling — noch wahrer Abcschüler in der Erziehungskunst — meist noch selbst unerzogen, ohne Liebe ist für einen Beruf, dessen Verhältnisse nur erst seinem thierischen Menschen, dem Egoisten, bekannt und widerlich, seinem innern und höhern Menschen aber unbekannt sind, weil sich Niemand für eine Sache interessiren kann, von deren Farbe, Form und Geruch er keine Anschauung hat; wer mag sich über die Folgen wundern, welche für den geistlichen Stand selbst, dessen Mitglieder diese Präzeptoren sind, und die Jugend der Gelehrtenschulen, deren Individuen zu einer so bedeutenden Wirksamkeit bestimmt sind, hieraus hervorgehen?!"

Endlich bemerkt Hr. Z. noch, „daß der Schlußstein des für die Preußische Monarchie zu gründenden Gebäudes der Preußischen Nationalerziehung das Centralinstitut werden soll, deren vier, in jedem Hauptort der vier Provinzen Eines, organisirt werden. Sie sind bestimmt, dem Staat erzogne Lehrer und

Lehrerinnen, erzogene Arme für die Kinder der Armen zu liefern. Dazu sind die königlichen Waisenhäuser bestimmt; fundirte Anstalten, um den wohlthätigsten Zwecken beförderlich zu sein."

Als Beilagen glaubt Hr. Z. die vielen rühmlichen Zeugnisse beibringen zu müssen, weil solche „Aktenstücke einer Darstellung nicht fehlen dürften, welche historischen Werth haben soll." Und so liest man folgende an ihn gerichtete Belobungsschreiben: 1) Von dem Erziehungsrathe des katholischen Kantons Luzern; enthält eine Danksagung für die gute Aufnahme eines ihm empfohlnen Schulvorstehers und für die Bereitwilligkeit, ihn mit der Einrichtung des Lehrinstituts bekannt zu machen. 2) Von dem Prälaten der regulirten Augustiner-Chorherrn-Abtey zu Kreuzlingen am Bodensee im Kanton Thurgau. Ein Danksagungsschreiben für den an drei jungen Kanonicis ertheilten Unterricht. 3) Von dem Erziehungsrath des reformirten Kantons Zürch. Der Präsident Reinhard

preiset darin das außerordentliche Lehrgeschick und die vorzüglich seltne Kunst des Hrn. Zellers, erwachsene und sogar bejahrte Männer zu unterrichten, und die sehr guten Folgen, welche seine Thätigkeit, Treue, Eifer, Enthusiasmus auf dortige Schulmänner und Schulen gehabt. 4) Von dem Kirchenrathe des Kantons Bern. Der Vicepräsident von Muralt lobt den Eifer und unermüdet anhaltenden Fleiß des Hrn. Z. für die gute Sache der Volkserziehung, dessen eigenthümliches Geschick zum Volksunterricht und der Güte seiner Methode, und übersendet ihm eine goldne Medaille als ein Zeichen der fortdauernden dankbaren Ergebenheit des Kirchenraths. 5) Vom Schultheiß und Rath des Kantons Bern. Enthält die nämlichen Lobeserhebungen: alle loben auch die bewiesene Uneigennützigkeit des Hrn. Z. 6) Von der Schweizerischen Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung. Lob und Dank für Alles, was Hr. Z. in Zürch, Bern und Kreuzlingen zum Behuf der Menschenbildung in Schulen gethan, und die

Einladung, mit der Gesellschaft als Ehrenmitglied in Verbindung zu treten, und ihr die schätzbaren Früchte seines Genies, seiner Thätigkeit und Erfahrung mitzutheilen u. s. w.

Der ganze Titel dieser 111 engbedruckten Octavseiten starken Schrift heißt: Das Ziel der Elementarschule durch überzeugende und erhebende Thatsachen beleuchtet, zunächst dem Lehrstande der königl. Preuß. Staaten gewidmet von C. A. Zeller, königl. Preuß. Regierungsrathe und Direktor der königl. Normalinstitute.

Zusammengedrängte Darstellung des wesentlichen Inhalts der Pestalozzischen Gesangbildungslehre, nach Pfeifers Erfindung kunstwissenschaftlich dargestellt im Namen Pestalozzi's, Pfeiffers und ihrer Freunde von Hans Georg Nägeli; zu leichterer Uebersicht und Vergleichung mit dem bisher Erkannten und Geübten,

entblößt von allem Polemischen und Rednerischen des ausführlichen Aufsatzes.

Die Musik soll zur Gymnastik des ästhetisch zeitlichen Daseins erhoben werden.

Die Gymnastik wird eingetheilt in die niedere und höhere.

Das Produkt der ersten ist Beschäftigung, Stärkung, Belebung, Verschnellerung, Vervollkommnung der Organe.

Die höhere Gymnastik geht darauf aus, die Organisation im Ganzen zu bethätigen und zu vervollkommnen.

Auch die niedere Gymnastik strebt organisch zu wirken, durch vielseitige Uebung der Organe und ihre gleichzeitige, in einandergreifende Beschäftigung.

Der Tanz ist die expressivste Existenz, der höchste Ausdruck des räumlichen Daseins. Schon die niedre Gymnastik bedarf zur gleichzeitigen Beschäftigung der Organe eines regulativen Prinzips; sie findet es nur im Innern der Organisation. Der Tanz bedarf der Musik.

Die Musik wird hier Bezeichnungskunst der Zeitmomente, durch sie wird dem Tänzer sein Dasein in der Zeit zugemessen.

Der gymnastische Endzweck der Musik ist Belebung der Organisation.

Die Wissenschaft, das reine Element der Musik, ohne Beimischung besonderer ästhetischer Reizmittel für die Anschauung in ein System auszuprägen, heißt Rhythmopöie.

Die rhythmische Bezeichnung der Zeitmomente bringt indeß das zeitliche Dasein bloß als Lebensprozeß vor die Anschauung. In wiefern aber Musik als das universelle Trieb- und Uhrwerk der höhern Gymnastik nicht bloß, nie allein Beschäftigung der Organe, sondern immer Bethätigung der Organisation sein soll, in sofern ist durchaus die Beförderung der Selbstanschauung des organischen Wesens ihr Ziel.

Zur vollkommnen Bethätigung der Organisation entsteht das absolute Bedürfniß, die Zeitmomente zu dekoriren.

Diese Dekorationskunst ist das allgemeine ästhetische Reizmittel, das Beförderungsmittel der Selbstanschauung des organischen Wesens.

Ihr Endzweck iſt Verklärung der Organiſation. Die Wiſſenſchaft, die Dekorationskunſt der Zeitmomente in ein Syſtem auszuprägen, heißt Melopöie.

Die Organiſation befindet ſich im Zuſtande der Verklärung, wenn in ſteter ſteigender Regung und Rührung ein geiſtiges Fluidum ſie durchſtrömt, wenn ſie in ſich ſelbſt durchſichtig und durchdringlich iſt, gleichſam ein lebendiges, vielarmiges Automat.

Eine ſo erhabne Beſtimmung zur Organiſationserklärung trägt die Muſik ſchon in ihren Urelementen in ſich.

Die Kunſt der muſikaliſchen Bezeichnung der Zeitmomente beſteht in der Verbindung ſucceſſiver Töne als Zeitgrößen, ſie legt den Tönen ihren quantitativen Gehalt bei.

Die Kunſt der muſikaliſchen Dekoration der Zeitmomente beſteht in der Verbindung ſucceſſiver Töne als ſpezieller Erzeugniſſe für die Empfindung, ſie legt den Tönen ihren qualitativen Gehalt bei.

Dieſer qualitative Gehalt iſt generiſch dreifach:

Akustische Qualitäten wollen wir die Töne nennen, rücksichtlich ihrer verschiedenen materiellen Erzeugung;

Dynamische Qualitäten, rücksichtlich des Gewichts, des Grades der Erschütterung, der Stärke und Schwäche;

Sensuale Qualitäten, rücksichtlich ihrer Höhe und Tiefe.

Diese generische Triplizität wird nicht etwa erst in der hochgesteigerten Kunst der Melodik konstatirt; sie liegt schon in der Menschenstimme involvirt, offenbart sich schon in den Sprachelementen.

Schon im Sprechton wird Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche durch die Ungleichheit der Vokale bestimmt, und diese Ungleichheit ist selbst eine akustische. Die materielle Erzeugung des Tons wird bei jedem Vokal durch eine eigne Form des Mundes bewirkt. Von diesen verschiedenen Formen sind die Blasinstrumente als Nachbildungen zu betrachten, deren jedes irgend einen Vokal oder Diphtong mehr oder minder treffend nachbildet. So nähert sich der Ton

des Hornes dem U; der Ton der Oboe dem I; der Ton der Klarinette, vorzüglich in der Tiefe dem E; die Flöte in der Höhe dem Ue; das Fagott in der Tiefe dem Oe.

Die akuſtiſche Qualitativität des Tonweſens hat das Eigenthümliche, daß ſie uns erſt durch Vergleichung verſchiedenartiger Erzeugniſſe entſteht, und daß ihre Phänomene als ſolche keiner quantitativen Schätzung unterworfen werden können.

Die dynamiſche Qualitativität des Tonweſens entſteht auch immer durch die Verbindung ungleich ſtarker Töne. Hier iſt ſonach eine quantitative Schätzung möglich.

Die ſenſuale Qualitativität iſt ſchon in ihrem Urelemente, dem einzelnen Tone, einer quantitativen Schätzung fähig, denn der einzelne Ton läßt ſich berechnen, ſeine Höhe läßt ſich in Zahlen ausdrücken vermittelſt des Monochords.

Werden die beiden letzten einer quantitativen Schätzung unterworfen, und wird damit die rhythmiſche Quantitativität verbunden, ſo bleibt, abſtrahirt vom Akuſtiſchen,

eine Triplizität des Tonwesens, und zwar eine rein quantitative. Sie heiße die absolute Triplizität der Form. Durch diese wird die Organisation überschwenglich bethätigt.

So entstand die Harmonik, die Vervielfältigungskunst von Tonreihen in einem gegebnen Zeitraume, und zwar doppelseitig, die der Rhythmen und der Melodien. Die Lehre der höhern Setzkunst giebt eben die Gesetze dieser Vervielfältigung. So ist die Lehre von Versetzung und Umkehrung eine wirkliche Emanationslehre der Melodik, die von der Nachahmung, der Augmentation und Diminution eine Emanationslehre der Rhythmik; — alles Kunstmittel, einen gegebnen Rhythmus auf jede mögliche Art zu melodisiren, eine gegebne Melodie auf jede mögliche Art zu rhythmisiren.

Die wahre Elementarlehre macht den Rhythmus zum ersten Element.

Indem wir der Natur musikalisch ein Maß anlegen, entsteht der Rhythmus, durch ihn wird der Lebensprozeß vor die Anschauung gebracht.

Die rhythmischen Verhältnisse sind faßlicher, als die melodischen. Bei der Anschauung einer rhythmischen Tonreihe von mehrerlei Notengeltung werden immer die langsamern durch die geschwindern, wenn auch bei dem Mindergeübten durch eine noch dunkle bewußtlose Operation des Gemüths, in geraden Verhältnissen gemessen. Das Spiel mit drei Zahlen, in den geraden Taktarten 1. 2. 4., in den ungeraden 1. 2. 3., reicht zur Beschaulichung eines rhythmisch auch komplizirten Kunstwerks hin.

Die melodischen Verhältnisse sind mannichfaltiger. Das Einfachmelodische ist nicht so faßlich für den mathematischen Sinn, wie das Einfachrhythmische. Es beruht auf der Natur des Stimmorgans, daß in melodischen Tonreihen die Verhältnisse in dem Grade seltner vorkommen müssen, als sie mathematisch bestimmbarer, folglich anschaulicher und faßlicher sind.

Jede Kunst hat ihre rationale und illusorische Seite. Die Tonkunst hat jene in der Rhythmik, diese in der Melodik. Der Ge-

rakter jener ist Deutlichkeit, dieser Klarheit. Die Klarheit vor der Anschauung, welche dem Melos beiwohnt, kann nicht zur Deutlichkeit im Begriff gleich dem Rhythmus erhoben, das Illusorische der Kunst nicht rationalisirt werden.

Der Mensch erzeugt nach seinem Kunstinstinkt eine Tonleiter. Der Kreislauf seiner menschlichen Thätigkeit ist hier wie überall der nämliche. Anfangspunkt, Fortschreitung, Wiederholung, Veränderung, Erneuerung, später Erweiterung. Nur der Anfangspunkt, der einzelne Ton, das allererste Thun ist ein physisches; mit der Fortsetzung dieses Thuns geht das menschliche an; in ihm liegt schon der erste, vollkommne Schritt zur positiven Kunst.

Das naturgemäße, kehlenmäßige Element der Erzeugung der positiven Kunst ist die große Sekunde, mit Recht der große Ton genannt. Ihre öftere Wiederholung ist absolutes Kunstbedürfniß. Die weitere Fortschreitung erzeugt abermahls einen ganzen Ton. Weil aber Wiederholung der Wiederholung endlich zum bloßen Kunstmechanismus würde: so muß die Thätigkeit sich verändern. Bei

der dritten Fortsetzung wird der Schritt gebrochen, eingeengt, es entsteht der halbe Ton und es gilt als absolute Konstruktion das Tetrachord hervor; wird dieses wiederholt, so erzielt sich der Sprung der Quarte hinab, und die Elementarkonstruktion der Melodik ist zu Stande gebracht.

Gleiche Thätigkeit treibt zur Versetzung des Tetrachords an, wodurch alle Töne der diatonisch-chromatischen Tonleiter gefunden werden, und so das Tonreich erschöpft wird.

Das bisherige Skalasingen ist unelementarisch. Die Skala besteht aus zwei auf einander gebaute Tetrachorde; dieses muß erst dem Aneinandertreiben der Tetrachorde folgen. Durch jenes erscheint ein achter Ton, der nicht mehr ein graduirter, sondern ein potenzirter ist. Das Tonreich enthält nur sieben Töne. Es ist auch ungereimt, den ersten Ton aus der Tiefe der Brust heraus zu holen. Das Versetzen der Tetrachorde fängt besser mit der Mitte an; so daß der Endpunkt des einen der Anfangspunkt des andern ist, wodurch zugleich das Tonreich durch seine sie-

den Töne umgrenzt wird, und das c erscheint als Mittelpunkt des melodischen Tonreichs.

Diese Tonleiter erleichtert das Reinsingen. In der vollen Skala wird das h oft zu tief, wol gar wie b gesungen. Das Gefühl sträubt sich gegen den dritten ganzen Ton. Eine Pause zwischen dem vierten und fünften Ton kann das erleichtern.*)

Umfassend ist auch im Gebiet der niedern Gymnastik die Prästanz der Musik; sie beschäftigt drei Sinne des Ausübenden. Gehör, Gesicht, Gefühl.

Unsre Notirungskunst stellt ein in der Zeit weit ausgebreitetes Tonkunstwerk in einem engen Raume dar. Das schnell Ueberschaute wird auch innerlich als repräsentirt durch den Gehörsinn angeschaut. Ein Musikwerk stellt sich in zwanzig-, dreißigmal kürzerer Zeit, als es ausgeübt werden kann, der innern Anschauung dar. Der Anschauer kann das Kunstwerk rück- und vorwärts nach allen

---

*) Hiermit vergleiche man Hillers Anweisung zum Reinsingen.

seinen Theilen, nach seiner Eurhythmie überschauen.

Beim Gesange ist die Beschäftigung der Stimmenwerkzeuge als Gefühlsbeschäftigung sehr mannichfaltig und von wenigstens indirekt-ästhetischer Wirkung. Beim Spiel der Instrumente, am meisten bei der Harfe, sind die Wirkungen im höchsten Grade ästhetisch.

Lieder

Oesterreichischer Wehrmänner

von

H. J. v. Collin.

Diese Lieder, von deren Ausübung und Wirkung in den Briefen so oft die Rede war, sind im nördlichen Deutschlande wenig bekannt geworden, doch aber verdienen sie es in mehr als einer Rücksicht so sehr zu sein, und die Leser werden sie hier als eine Beilage zu jenen Briefen gewiß mit Vergnügen finden.

In einer Vorrede sagt der edle Dichter, nach einigen politischen Aeußerungen, die der damahlige Moment hervorrief: „Der Kaiser bot in ruhigen friedlichen Zeiten die Landwehr auf, damit sie sich bei Bedräuung der Grenze schnell und geordnet versammle, und im Kriege selbst nicht als ein regelloser Haufen, sondern als ein waffengeübtes, durch Zuversicht muthiges Heer dem Feinde widerstehe.

Der Enthusiasmus, mit welchem Oesterreichs Völker den Ruf ihres Herrschers aufnahmen, der Eifer, womit sich sogleich die

Bürger auf die Uebungsplätze drängten, wird einst in den Annalen unserer Geschichte als ein rührendes Denkmahl wahrer Vaterlandsliebe glänzen.

Wohl hat der Oesterreicher ein Vaterland, und verdient es auch zu haben! — Er weiß, daß unter keiner anderen Regierung die Verfassung, die Sprache, die Sitten und Eigenthümlichkeiten jedes besondern Volks so schonend geehrt werden würden; daß der Bürger nach so vielen erschöpfenden Kriegen hier doch immer noch weit weniger Steuern und Lasten zu tragen habe, als die Bürger der meisten anderen Staaten; daß der Wohlstand jeder Provinz sich jedes Jahr bedeutender, aber auch nur durch die Wechselhülfe, welche sich alle Provinzen in diesem Staatenbunde leisten, erhebe; daß in diesem glücklichen Staate jeder Eingriff der Willkühr nicht nur in die persönliche Sicherheit, sondern auch in die unbedeutendsten Rechte durch die wachende Vorsicht der peinlichen und bürgerlichen Gesetzgebung unmöglich gemacht werde; hier, wo kein Bürger ohne förmliche gesetzliche Un-

terſuchung verſchwindet, oder verurtheilt wird; hier, wo der mindeſte Unterthan ſelbſt den Landesherrn gerichtlich und mit Erfolge belanget, wenn er mit ihm in Eigenthumsverhältniſſen in Kolliſion geräth! daß beſonders der Landmann nirgends ſo eiferſüchtig vor allen Anmaßungen der Grundherrn ſich beſchützt finde. Wahrlich Beweggründe genug, das Vaterland den Enkeln zu erhalten, wenn auch nicht die Anhänglichkeit der Völker an einen Regenten- und Herrſcherſtamm, der durch Jahrhunderte fromm, rechtlich und milde das Glück der Länder begründet, wenn auch nicht die herzerhebende Erinnerung an Oeſterreichs Macht und Größe in glänzender Vorzeit ſich zu denſelben als edlere Antriebe geſellten. Gottlob, noch iſt der Gedanke dem großherzigen Oeſterreicher unerträglich, bezwungen und unterjocht einem anderen Herrſcherſtamme, als dem, zu dienen, deſſen väterlichen Geboten ſchon die Ahnen mit kindlichem Gefühle gehorchten; noch fühlt ſich jeder Oeſterreicher als ſolcher zu ſtolz und groß, um nicht ſein Leben dafür zu wagen, daß das

Kaiserthum nicht erniedriget werde durch Zerstückung oder schimpfliche Anerkennung der Gewaltbefehle eines mächtigen fremden Staates.

Solche Gesinnungen und Gefühle sind es, welche den Bürger in dem Kriege für das Vaterland auf die Höhe der Menschheit stellen. Für die Zeit der Gefahren thut er auf die niedrigeren Güter des Lebens Verzicht, um die höheren, Ehre und Freiheit, zu retten. Den Begeisterten genügt in den beseligenden Momenten des Selbstgefühls das kalte Wort nicht, ihr volles Herz strömt aus in Gesängen, deren bloßer Hall in der Folge Kraft hat, Schlummernde zu wecken, Ermattete zu stärken, Heldengemüther zu Heldenthaten aufzustürmen. So entflammten sich die Deutschen gegen die Römer, die Spanier gegen die Mauren. Die gleichen Gefühle werden bei Oesterreichs Wehrmännern die gleiche Heldensitte hervorbringen.

Wenn es dem Verfasser dieser einfachen Lieder nur mit einigen gelang, den Gefühlen seiner Landsleute gehörigen Ausdruck gegeben

zu haben: so werden sich diese vom Munde zu Munde schon jetzt fortpflanzen, und einst in entscheidenden Stunden der Gefahr, wo der Mensch, um zu wirken, zum Helden sich erheben muß, jede schlummernde Größe in den Herzen der Krieger wecken, zur Rettung des heiligen Oesterreichischen Vaterlandes, und zum Verderben der Feinde! Welchem Gott Gedeihen geben möge!

Oesterreichs Landwehre.

„Habsburgs Thron soll dauernd stehen,
„Oestreich soll nicht untergehen!
„Auf, ihr Völker! Bildet Heere!
„An die Grenze, fort zur Wehre!"
Solchen Ruf ließ Franz erschallen
Aus der Ahnen Kaiserhallen.

„Stolze Fahnen, die euch führen,
„Sorgte meine Hand zu zieren:
„Wo nur Feindeswaffen blinken,
„Laßt zum Siege sie euch winken!"
Rief Ludwige, ließ dann fliegen
Stolz die Fahnen vor den Zügen.

Franzens und Ludwigens Brüder
Sanken vor dem Throne nieder;
Schworen: „In des Kampfes Hitze
Steh'n wir an der Völker Spitze."
Schnell zur That sieht man sie eilen,
In die Völker sich vertheilen.

Helden, reichbedeckt mit Wunden,
Haben willig sich gefunden,
Ordnen rastlos, kriegserfahren,
Froher Völker tapfre Schaaren;
Wissen ihre Kraft zu stärken,
Bilden sie zu Kriegeswerken.

Jeden Festtag mit Gedränge
Eilt aufs Feld der Krieger Menge.
Nach der Trommel sich bewegen,
Kunstgemäß die Waffen regen,
Sieht mit erstem Strahl der Sonne
Sie das Vaterland mit Wonne.

Ihres Muthes Adlerflügen
Will nicht kaltes Wort genügen;
Froh entflammen sich die Brüder
An dem Klange stolzer Lieder;
Was aus tapfrer Brust sie singen,
Tapfer werden sie's vollbringen.

West und Ost und Süd und Norden
Send' auf uns nun Feindeshorden;

Denn des Reiches weite Grenzen
Werden Bürger rings bekränzen,
Mit den aufgepflanzten Speeren
Tirannei den Eingang wehren.

Welches Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind' nie überwunden;
Welches Volk dem Tod sich weihet,
Wird vom Siege stets erfreuet. —
Alles opfert hohem Streben:
In dem Tode liegt das Leben! —

Habsburgs Thron wird dauernd stehen,
Oestreich wird nicht untergehen.
Auf, ihr Völker! Bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!
Daß dem Kaiser in den Hallen
Siegesjubel einst erschallen.

Kriegseid.

Wir stehn vor Gott,
Der des Meineids Frevel rächt,
Weis' und gerecht:
O hör' uns Gott!
Wir schwören!
Zu lösen die theure Wehrmannspflicht;
Wir bedenken den Eid, und beben nicht;
Und schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der des Urahnherren Thron
Schützet dem Sohn:
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Zu folgen des Kaisers Herrschermacht
Auf den Feind, in den Tod, zum Sturm, zur Schlacht!
Wir schwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der uns heil'ger Obrigkeit
Folgen gebeut:
O hör' uns Gott,
Wir ſchwören!
Zu folgen der Helden Wink und Ruf,
Die des Kaiſers Gebot zu Führern ſchuf;
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der die Treu' in Obhut hat,
Straft den Verrath:
O hör' uns Gott!
Wir ſchwören!
Auch gefangen in Qual und Feindeshand,
Nie verrathen wir treulos Heer und Land;
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der die Tapfern mächtig hält,
Feige zerſchellt:
O hör' uns Gott,
Wir ſchwören!

Nie wählen für Tod wir Schmach und Flucht,
Uns beſiege nie feige Lebensſucht;
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott!
In der Schlacht, in Noth und Tod
Stehn wir vor Gott!
O hör' uns Gott,
Wir ſchwören!
Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht;
Wir ſchwören!

Gebet.

Allmächt'ger Gott!
Du hauchst, und neue Sonnen flammen,
Du winkst, der Weltbau stürzt zusammen!
O wende huld dein Angesicht
Auf uns, die für das Vaterland
Ein heil'ger Eid zum Kampf verband;
Geh mit den Feinden ins Gericht!
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Frech dringt der Feind in unsre Lande,
Hält schon für uns bereit die Bande,
Doch du hast uns mit Muth beseelt;
Dein Werk ist unsers Wehrbunds Macht,
Stärk uns, daß auch in heißer Schlacht
Sich jeder Tod für Knechtschaft wählt;
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Was auch des Feindes Muth nun bräuet,
Wie er voraus des Sieg's sich freuet,
Erhören wirst du mein Gebet!
Und drängt des Stolzen grimmig Heer
Zahllos heran, wie Sand im Meer,
Ein Hauch von Dir — es ist vernicht:
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Belohnen wirst Du mein Vertrauen,
Mein froher Muth darf auf dich bauen,
Du hältst uns — wir verzagen nicht!
Uns schenke, Herr, uns schenke Sieg:
Gerecht ist unser Nothwehrkrieg!
Sie treibt der Stolz, uns führt die Pflicht;
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
In wilder Schlacht, im Kriegsgetümmel
Fleh' ich mit frommem Blick zum Himmel,
O sende Sieg mir oder Tod!
Wenn Oesterreich nur glorreich siegt,
Der stolze Feind nur unterliegt,

Preiſ' ich noch ſterbend, preiſ im Tod
Dich großen Gott!

Allmächt'ger Gott!
Bewahr' mein Herz vor Schuld und Sünden,
Dann darf mein Muth auf dich ſich gründen!
O Gott, o meine Zuverſicht!
Und wenn auch plötzlich Erd' und Welt
Einbrechend auf mich niederfällt:
Noch lebt mein Muth, noch wank' ich nicht,
Und hoff' auf Gott!

Und hoff' auf Gott!
Und wenn zur Rechten und zur Linken
Auch tauſend Brüder niederſinken,
Ich hoff' auf Gott, und fechte noch! —
Und fallend hoff' ich, daß mein Blut
Dem Enkel ſichre Thron und Gut;
Ihn rette vor der Feinde Joch —
Erhör' uns Gott!

Der Greis.

Mein Aug ist matt, mein Haar ist weiß;
Ich schwacher, abgelebter Greis
Kann nicht zu Felde ziehn,
Und sehne mich doch hin.

Scharf ist dein Aug', und stark dein Leib;
Du bist ein Mann, du bist kein Weib,
Sohn, sollst zu Felde ziehn;
Stürz' auf die Feinde hin!

Die Flinte halt' in fester Hand,
Trag' sie zum Ruhme, nicht zur Schand',
Der Tod nur raub' sie dir,
Ich segne dich dafür!

Grad auf den Feind nur immer an,
Dort suche schnell dir deinen Mann
Nur vorwärts sei dein Blick,
Nie fall' er feig' zurück!

Durch Muth erweck' der Andern Muth,
Dir brenn' im Auge düſter Glut,
Ein Donner ſei dein Wort,
So jag' die Feinde fort!

O Sohn ſoll fließen dann dein Blut,
Verkauf es theu'r dein Heldenmuth:
Daß nicht umſonſt du ſtirbſt,
Dir Heldenruhm erwirbſt.

Steh' feſt ein Fels an deinem Ort,
Und jeder Hieb nun hier, nun dort,
Treff' ſicher einen Feind,
Um den ſein Vater weint.

Und liegſt du todt dann auf dem Feld,
Gewahrt man leicht, du warſt ein Held:
Die Wunden ſind von vorn,
Die Miene zeigt noch Zorn.

Und iſt dann frei dein Vaterland
Ich kinderlos am Grabesrand,
So ſchwach ich Greis dann bin,
Eil' ich auf's Schlachtfeld hin.

Auf seinen Hügeln ruh' ich dann,
Und rufe jeden Wanderer an:
Hier fiel mein wackrer Sohn,
Hier fand er Heldenlohn.

Und seufze, weine, klage nicht,
Bis mir das Herz im Leide bricht,
Und ich vor Gottes Thron
Dann finde meinen Sohn.

Der Bräutigam.

Jetzt iſt es Zeit, die Trommel ruft,
Lieb Mädel, laß mich ziehn!
Die Fahne flattert in die Luft,
Muß zu den Männern hin;

Muß fort als Wehrmann in das Feld,
Es iſt beſchwerne Pflicht;
Und wer nun Wort und Schwur nicht hält,
Der bleibt ein feiger Wicht.

Was weinſt du dir die Augen aus,
Machſt mir das Herz ſo ſchwer?
Bald dränge dir der Feind ins Haus,
Eilt ich nun nicht zur Wehr'.

Den Eltern raubt' er dann das Brot,
Trank' euren guten Wein,
Stürzt euch in Jammer, Angſt und Noth,
Das Elend tief hinein.

Vom Schlimmſten red' ich gar kein Wort
Wenn Schurken mit Gewalt — —
Es treibt mich wie mit Spornen fort,
Und überläuft mich kalt.

Wenn an des teuren Hauſes Thor
Du ſtündeſt jammervoll,
Wohl rückteſt du mir Feigheit vor,
Und riefſt mit tiefem Groll:

„O hätteſt du das Land beſchützt,
„Nicht würd' ich troſtlos ſein,
„Nun ſieh, was dir die Feigheit nützt,
„Ich kann dich nimmer frei'n."

Der Vorwurf bräche mir das Herz,
Weit würd' ich weg dann ziehn,
Mit Scham und Zorn, und Reu' und Schmerz
Durch Berg' und Thäler fliehn.

Und wärd' es ohne mich vollbracht,
Und kämen ſie zurück,
Würd' ich dann bitter ausgelacht,
Mich höhnte Aller Blick.

„Schaut," riefen sie, den Burschen an,
„Der heim beim Rocken saß,
„Ist an der Dirn' wohl auch nichts dran,
„Die sich der Wicht erlas."

Ach wir ertrügen nicht den Spott,
Und klemten still uns ab;
Bis uns vereinte dann der Tod
Unrühmlich in ein Grab.

So laß mich ziehn. Am Siegesmahl
Soll unsre Hochzeit sein;
Bei Pauken- und Trompetenschall
Will ich dich, Liebe, frei'n.

Dann rühmt dich jeder ins Gesicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über seine Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

Mein!

Was für ein Feld wol nennst du dein?
Das sag' mir Ackersmann.
Das für die Meinen ich gepflügt,
Nicht für den Feind, der nichts mir kriegt,
Das Feld, das nenn' ich mein.
Heran, du Feind, heran!
Dring auch mit Roß und Mann herein,
Doch fällst du drauf begraben sein;
Ha, nur heran, heran!
Dein ist der Tod, das Feld bleibt mein,
Doch bleibt es mein!

Und welchen Weinberg nennst du dein?
Das, Winzer, sag' mir an.
Den für die Meinen ich behau'n,
Nicht für des Feindes Schlund und Klau'n,
Den Weinberg nenn' ich mein;
Heran, du Feind, heran!

Dring in den Zaun nur frech herein,
Selbst ihren Zaun begraben sein.
Ha nur heran, heran!
Dein ist der Tod, der Berg bleibt mein;
Doch bleibt er mein.

Wer raubt der Feind die Waare dein?
Das sag' mir Handelsmann!
Eh' sie den Feind ernähret und deckt,
Er sie zu seinem Raube steckt,
Werf' ich den Brand hinein.
Heran, du Feind, heran!
Treibt Habsucht dich ins Land herein,
Die Zahlung soll der Tod dir sein.
Ha, nur heran, heran!
Dein ist der Tod, die Waare mein,
Doch bleibt sie mein!

Und welche Stadt wohl nennst du dein?
Das, Bürger, sag mir an.
Auf deren Wall mein Ahn' einst stand,
Den Tod für mich dort streitend fand,
Die Stadt, die nenn' ich mein.
Heran, du Feind, heran!

Und bringst du mir zum Thor herein,
Sollst du am Thor begraben sein.
Dein ist der Tod, die Stadt bleibt mein,
Doch bleibt sie mein!

Das Vaterland, wann wird es dein?
Das, Wehemann, sag' mir an!
Wenn's kühn dem Feind verwehrt mein Muth,
Mir's lieber ist als Gut und Blut,
Dann nenn' ich's wahrhaft mein.
Heran, du Feind, heran!
Dring' an der Grenze frech herein,
Bald soll dein Grab die Grenze sein.
Ha nur heran, heran!
Dein ist der Tod, das Land bleibt mein,
Doch bleibt es mein!

Und welchen Herren nennst du dein?
Das, Wehemann sag' mir an.
Der Ahn' der Ahnen Herr schon war,
Trotz all' dem Lärm und Kriegsgefahr
Soll ferner wohl noch sein,
Heran, du Feind, heran!

Dring' auf den Kaiser frech herein,
Ein Wall soll meine Brust ihm sein.
Ha nur heran, heran!
Dein ist der Tod, der Herr bleibt mein,
Doch bleibt er mein.

Wann wirst du wol recht selig sein?
Das, Wehrmann, sag' mir an.
Wenn das Te Deum hoch erklingt,
Nach Siegen Alles jauchzt und singt,
Da werd' ich selig sein.
Heran, du Feind heran!
Dringt einst des Feindes Macht herein,
Todt oder siegreich laßt uns sein!
Ha nur heran, heran!
Bald sing' ich froh: — Der Sieg ist mein,
Doch bleibt er mein!

Oesterreich über Alles.

Wenn es nur will,
Ist immer Oestreich über Alles!
Wehrmänner ruft nun frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Oesterreich!

Weil es nun will,
Seid stolz und sicher, Oestreichs Bürger,
Ha was vermag der fremde Würger,
Wenn Oestreich will?
Hoch Oesterreich!

Wenn es nur will,
Ist Oestreich stark sich selbst zu retten,
Und lacht der angedrohten Ketten.
Es will, es will,
Hoch Oesterreich!

Weil Oeſtreich will,
Ward unſer Bund von Franz beſchloſſen,
Geſagt, gethan! Er iſt geſchloſſen,
Fragt noch, ob's will?
Hoch Oeſterreich!

Und wie es will,
Soll unſer Wehrbund ſiegend zeigen,
Wenn ſich vor ihm die Feinde beugen.
Es will, es will,
Hoch Oeſterreich!

Und weil es will,
Ruft Rudolph aus des Himmels Höhen
Zu Franz herab: es wird beſtehen,
Weil Oeſtreich will,
Hoch Oeſterreich!

Und weil es will,
Belohnet Gott ſein edles Streben,
Und wird es höher, höher heben:
Es will, es will,
Hoch Oeſterreich!

Wehrmannslust.

(Nach einer Oesterreichischen Volks-Melodie.)

Seit ich ein Wehrmann bin,
Heg' ich viel frohern Sinn;
Nie sonst gekannte Lust
Schwellt mir die Brust!

Singe durch Feld und Wald,
Daß es von Bergen hallt:
„Herrliches Oesterreich,
„Was kommt dir gleich?"

Als ob das ganze Land
Läg' nun in meiner Hand,
G'hörte mir eigen an,
Freu' ich mich dann.

Fällt mir der Feind herein,
Will ich nicht müßig ſein;
Denk' ich's — mein Blut erbrauſ't,
Zuckt mir die Fauſt!

Nachbarn von nah' und fern,
Grüß' ich nun doppelt gern:
Alle für einen Mann
Stehn wir zur Fahn'n;

Lad' ſie zu meinem Mahl:
Wär' es auch noch ſo ſchmal,
Wächen bei Brot und Wein
Fröhlich doch ſein.

Reden von Haus und Heerd,
Wie ſich das Land bewehrt,
Stark ſich durch eigne Kraft
Freien verſchafft.

Wie uns mal Weib und Kind
So recht am Herzen ſind,
Daß man für ſie mit Muth
Opfert ſein Blut.

Klingen mit Krügen dann
Hurtig und munter an;
Erst wird es wohlbedacht
Franz dir gebracht!

Wie wir auf dich gebaut;
Hast du auf uns vertraut;
Winke, so sterben wir
Froh dir dafür!

Jetzt gilt's der Kaiserinn!
Möge sie lange blüh'n.
Ist gar ein liebes Bild,
Lächelnd und mild.

Oesterreichs Heldenhaus
Beingt's nun mit Jubel aus!
Theilt ja die Heldenschaar
Mit uns Gefahr.

Eilt auf der Ehrenbahn
Immer dem Heer' voran!
Sieht man sie vorwärts zieh'n,
Wer könnte flieh'n?

Wüthe nun immer Krieg!
Sicher iſt uns der Sieg!
Weil wir mit Kraft gewollt,
Was wir geſollt.

Oeſtreich wol biſt du mein!
Oeſtreich wol bin ich dein!
Trennt mich von dir nicht Noth,
Nichts als der Tod!

Anzeige.

Zu Ostern 1810 erscheint von den Memoiren des Obristen von Massenbach der vierte Band, wovon der Inhalt hier folgt.

Erste Abtheilung.

Ursachen, warum mir die Beförderung zum General-Quartiermeister-Lieutenant von Wichtigkeit sein mußte. Zwecke, welche durch die Reise des Herzogs von Braunschweig nach Ostpreußen erreicht werden sollten. Die Castra der Römer und die Thürme des Marquis von Montalembert. Des Herzogs Meinung über meinen Vorschlag permanent verschanzter Läger. Sein scharfer Blick in die Zukunft. Der Herzog ahnet den nahen Fall der preußischen Armee. Er theilt mir das russische Grenz-Befestigungs-Projekt mit. Der Herzog ist endlich entschlossen, seine strategische Reise im Monat Juni 1802 anzutreten. Sein Brief an den König, im April 1802. Wunsch des Herzogs, den König auf der Reise nach Memel zu begleiten. Meine Unterhandlung wegen dieser Begleitung mit Köckritz. Der Herzog in Sans-Souci. Meine lange Unterredung mit dem Herzoge. Er warnt mich vor dem Obristen Phull. Richtige Beurtheilung des Königes. Er übertrifft alle seine Rathgeber an schlichtem Verstande. Die Charaktere von Köckritz und Haugwitz werden noch einmal

gezeichnet. Der Herzog wünscht, Prinz Louis Ferdinand möchte das Regiment Treuenfels in Breslau erhalten, und sein Hoflager von Magdeburg nach jener Stadt verlegen. Ich suche, dem Herzoge diese Idee zu benehmen, und bringe eine andere Idee in Vorschlag, den Prinzen Louis Ferdinand im Frieden so zu beschäftigen, daß er in seiner Lebendigkeit nicht untergehen möchte. Der Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels tritt in das Zimmer und macht dem ernsthaften Gespräch ein Ende. Parallele der beiden Brüder. Zwei merkwürdige Briefe Friedrichs II. an den Herzog von Oels. Keusche Augen werden gewarnt, den zweiten Brief zu lesen. Meine Erklärung mit dem Obristen Phull. Der Herzog macht mich auf die geheimen Plane des Prinzen Louis Ferdinands aufmerksam. Aber, noch ist es nicht Zeit, die Falten des Herzens dieses Prinzen auseinander zu legen. Der Herzog läßt seinen Wunsch, den König nach Memel zu begleiten, noch einmal durchblikken. Mein Schreiben an den Herzog vom 25sten Mai 1802. Die Chrestomathie von Jean Paul. Die übertünchten Wahrheiten und die übertünchten Oberhofmeisterinnen. Der Herzog in Leczyce. Meine Vorlesung: Einige Bemerkungen über die Zeitfolge, in welcher die neuen Festungen zu erbauen sein würden. Meinung des Königes über den Bau der Festungen, veranlaßt durch eine Aeußerung des Generals Grafen Kalkreuth. Die Stellung bei Suchazew. Mißbrauch, den der Herzog von Mentalemberts Thürmen machen will. Meine zu grelle Antwort. Der Herzog in Warschau. Sein Beobachtungsgeist; sein Urtheil über den Regierungspräsidenten Herrn von Meyer. Der Herzog auf der Altane des Warschauer Schlosses.

Seine ahnungsvollen Aeußerungen. Es ist, als wenn sein Genius den Vorhang der Zukunft aufgerollt gehabt hätte. — Die Stellung der Polen bei Praga. Suwarows Angriff auf diese Stellung wird beurtheilt. Die schönen Pferde zu Jablonna. Modelin. Der General Günther; das Händeküssen und kriechende Wesen dieses Mannes. Sierocs. — Die morastigen Ufer des Narews, des Orzysko, des Omulefs. Ortelsburg. Der finstere Blick des Obristen Phull. Wir begeben uns auf das hohe Terrain. Der Herzog findet keinen Gefallen daran, und der Ingenieur-Obriste Laurens erblickt eine Myriade von Schwierigkeiten, auf diesem aus einzelnen Kuppen bestehenden Terrain, eine Festung anzulegen. Der Obriste Phull, will nichts von Fortifikation u. d. gl. verstehen. Alle Geister sind verstimmt. Eine Stelle aus der Lobrede auf Mark-Aurel scheint eine bessere Stimmung herbei zu führen. Rastenburg. Funken der Eifersucht. Der Major von Wizleben, oder die schönste Armee kann in wenigen Tagen ihren Untergang finden. Die Reise von Rastenburg nach Lötzen, oder der Obriste Phull verspricht mit Hand und Mund, und (wie ich vermuthe) auch mit aufrichtigem Herzen, die Erreichung meiner edlen Zwecke zu unterstützen. Die Stellung bei Drengfurth. Die Eifersucht regt sich wieder. Mein Vorschlag, den Herzog nach Braunschweig zu begleiten. Wehlau. Des Herzogs Humeur zu Königsberg. — Der Herzog heitert sich auf. Seine gehaltvolle Aeußerung an der Tafel zu Heiligenbeil. Elbing. Graf Dohna zu Schlobitten. Friedrich II. schickt den jungen Grafen in Arrest; die Siegesnachricht befreit ihn. Die päpstliche Bulle. Politische Gespräche. Der König von Neapel und der

Herzog von St. Alexander. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Herr Delbrück. Das zu Hof-Festen bisher benutzte neue Palais König Friedrich II. wird zu einem Erziehungspallast von 24 thebanisch-preußischer Jünglinge, unter welchen sich der Kronprinz befindet, in Vorschlag gebracht. Die Eifersucht der Kameraden flammt hoch empor. Danzig oder der Obriste Pfuhl, im Begriff, sich in die Weichsel zu stürzen. Meine Unvorsichtigkeit in der Weichselmünder Schanze. Kalter Abschied vom Herzoge. Er geht nach Berlin; seine Reisegefährten begeben sich nach Danzig. Lob des Herzogs. Warum ich mich über Graudenz und das alte Schloß der Tempelherrn oder der Schwertritter nicht auslasse. Betrachtungen der Obristen von Pfuhl, von Laurens und von Massenbach über einen wichtigen Gegenstand. Die Denkschrift des Herzogs kommt in Danzig an. Sein Schreiben vom 16ten August 1802. und seine allgemeine Bemerkungen über die Grenzen mit Rußland in militairischer Hinsicht. Die Obristen von Pfuhl und Massenbach werden vom Herzog aufgefordert ihre Meinung zu sagen. Sie gehorchen dem Befehl. Der Obriste Massenbach deducirt aus der Denkschrift des Herzogs selbst, daß Er seine wahre Meinung nicht gesagt, und das vom Könige Ihm vorgelegte Problem nicht aufgelöset habe, und zeigt, worin eigentlich die wahre Meinung des Herzogs bestehe, oder vielmehr bestehen müsse. Die Obristen von Laurens und von Pfuhl billigen diese Deduction. Die Obristen von Pfuhl und von Massenbach reisen von Danzig ab. Ersterer ist unzehalten darüber, daß sich letzterer bemühet, über die Schiffbarkeit der Drevenz Nachrichten einzuziehen.

Ankunft in Stettin. Die Bildsäule Friedrich II. Die Obristen von Phull und Massenbach huldigen diesem großen Mann. Der Obriste von Massenbach erhält in Stettin ein bittres Schreiben vom Herzog. Bescheidene Antwort. Die Lage der zuerst zu erbauenden Festungen in Ost- und Südpreußen, bestimmt durch mathematische Grundsätze. Ein Schreiben des Herzogs vom 20sten September. Mein kühnes und doch mäßiges Schreiben vom 21sten September. Mündlicher Abschied vom Herzoge am 23sten September. Aeußerung des Herzogs gegen den Grafen Schulenburg, über die geheime Tendenz der neuen Organisation des Generalquartiermeisterstaabes. Stimmung des Königes gegen mich. Köckritz und seine Rechtschaffenheit. Ich beziehe eine feste Stellung, in welcher ich den Herzog und den König beobachte. Der Herzog nimmt die linke Schulter vor, um mich nicht zu sehen. Der König würdiget mich keines Blickes. Meine Stimmung. Des General Dolfs Vernunft. Große Wirkungen aus kleinen Ursachen. Trotz des geheimen Kabinetsrathes kömmt eine Kommission zu Stande, welche die Meinung des Herzogs und unsere Ansichten in die Wagschale der Wahrheit legt. — Schreiben des Herzogs von Braunschweig vom 4ten Oktober. Widerlegung meiner Denkschrift vom 19ten September. Bescheidene Bemerkungen — Ausführliche Darstellung der Gründe, welche uns veranlassen müssen, die Centralfestung nicht bei Sieradz, sondern bei Leczyce zu erbauen. Des Obristen von Phulls Briefe, voll des bittersten Unmuths. — Opinionen des Majors von Bergen über Centralfestungen. Schreiben des Obristen v. Massenbach an den Herzog am 24sten Oktober. Seine Antwort vom 29sten.

Schreiben des Obristen v. Massenbach an den König vom 25sten. Die tabellarische Darstellung der Centralfestungen. Antwort des Königes vom 30sten Oktober. Das launenvolle Schreiben des Obristen von Phull vom 28sten Oktober. Das beifallsvolle Schreiben des Obristen Köckritz vom 3ten November. Der Schleicher, oder der Obriste Laurens. Der General Werthmüller an den Obrist Spekte und dieser an jenen. Uber die Zeitfolge, in welcher die neuen Festungen in Süd- und Ostpreußen erbauet werden müssen; eine mit großem Scharfsinn geschriebene Abhandlung des Generallieutenants von Tempelhoff, als Resultat der Untersuchungen der vom Könige ernannten Kommission. Auszug aus den Akten der hohen Kommission: Ueber die oberhalb Sieradz, bei Stronsko zu erbauende Festung, mit einer Situations-Karte. — Einige nicht uninteressante Briefe.

Der Obrist Köckritz. Seine Kritik des Ausdrucks: dieser Staat. Der Grundstein der ersten neuen Festung und der russische Ring. Schriftliche Erklärungen. Ich erhalte den Namen eines Kraft-Genies. Mein Schreiben an den Obristen Köckritz vom 29sten November: seine Antwort vom 7ten Dezember. Der General Rüchel an den Obristen v. Massenbach am 28sten November.

Prinz Louis Ferdinand und der Obrist v. Massenbach in einer finstern Novembernacht auf dem Genèd'armesplatz zu Berlin. Der Herzog von Braunschweig mißbraucht mein Vertrauen und handelt unedel.

Zweite Abtheilung.

Die erſten Schritte zur Reform des Generalquartiermeiſterſtaabes werden nun endlich wirklich gethan. Schreiben an den Obriſten Köckritz im Lauf des Monats Januar 1802. Mündliche Antwort am 10ten März. Die Umgebungen der Umgebungen müſſen gewonnen werden. Konferenz beim General Rüchel in den erſten Tagen des Aprils (1802). Eine bis in die ſpäte Nacht dauernde Vorleſung. — Ich lege meine Ideen hin, und behalte für ſehende Augen nichts in Petto. Große Verſprechungen.

Der Obriſt v. Maſſenbach an den Obriſten von Phull am 20ſten März. Deſſen Antwort vom 25ten März in Lykurgs Styl — Fortſetzung dieſer Correſpondenz am 27ſten und 28ſten März. Kindiſchem Eigenſinn kann keine wichtige Sache zum Opfer gebracht werden. Ich gehe meinen eigenen Weg. Mein Schreiben an den Herzog von Braunſchweig vom 24ſten März, und deſſen Antwort vom 5ten April. An den Obriſten Köckritz am 10ten April und an den General Geuſau am 31ſten März. Noch ein Schreiben an den Herzog am 11ten April. Ein zweiter Verſuch (am 13ten April) den Obriſten Phull zu gewinnen, mißlingt wie der erſte. Das Schreiben des Obriſten Phull vom 15ten April. Der Obriſte v. Maſſenbach an den General Geuſau am 13ten April. Freundliche Antwort dieſes Generals vom 15ten April. Die Sache geht an den König. Sehr freundliche und huldvolle Antwort des Königes vom 25ſten April. Holzmanns Schlauheit. Der Obriſt v. Maſſenbach an den Kontrolleur-General und an den Hofmarſchall des Königes vom 29ſten April. Eigenhändige Ant-

wort des Grafen Schulenburg, vom 30ſten April. Der unter der Regierung der Kaiſerin Katharina bearbeitete Entwurf: Konſtantinopel zu erobern und die Türken aus Europa zu vertreiben. Der Obriſt v. Maſſenbach an den Fürſten Hohenlohe am 11ten April. Antwort des Fürſten vom 1ſten Mai. Der Obriſt v. Maſſenbach an den Feldmarſchall Möllendorf am 4ten Mai. Prophezeihungen und Proſelitenmachereien. Zuſammentreffen mit dem Major Holzmann in Leczyce. Meine derbe Erklärung. Die Gutachten des Herzogs von Braunſchweig und des Fürſten Hohenlohe über die Generalſtaabs-Organiſation vom 1ſten Auguſt und 29ſten September. Die Meinung des Generals von Zaſtrow wird erforſcht. Deſſen Schreiben an den Obriſten v. Maſſenbach vom 10ten Auguſt, und Bemerkungen über die vorgeſchlagene Reform. Beſcheidene Antwort auf dieſe Bemerkungen. Eine Kriegsliſt und ein Auszug aus dem Feld-Dienſt-Reglement des Generalquartiermeiſterſtaabes.

Kampf in Danzig. Dem Obriſten Phull wird Oxenſtierna als Muſter, das er zu erreichen ſuchen müſſe, hingeſtellt (am 5ten Auguſt). Er genehmiget am 17ten Auguſt die Briefe an den Obriſt Köckritz und an die Generale von Rüchel und von Geuſau. — Neue Entwürfe, die dem Obriſten Phull vorgelegt werden. Er iſt im Begriff ſo umſtellt zu werden, daß er nicht mehr entſchlüpfen kann und allen ſeinen Launen entſagen muß. Seine merkwürdige ſchriftliche Aeußerung vom 20ſten Auguſt (1802).

Er äußert die Furchtſamkeit einer kleinen Seele. — Mein feſter Entſchluß, allein auszuführen, was ich allein entworfen habe. — Der Obriſt Köckritz

an die Obriſten von Phull und von Maſſenbach am 2ſten Auguſt. Der Obriſte Maſſenbach an den Hauptmann v. d. Kneſebeck. Der General Rüchel an den Obriſt Maſſenbach am 21ſten Oktober 1802. Hätte jener Wort gehalten; ſo wurde die Jenaer Schlacht der zweite Theil der Teutoburger Schlacht. Das ruſſiſche Projekt. Der Obriſt Maſſenbach an den Obriſt Köckritz und an den König, am 18ten Oktober (1802). Auszug aus dem ruſſiſchen Projekt. Wahrheiten, die ich dem Könige und ſeinen Umgebungen ſage. — Antwort des Obriſten Köckritz vom 10ten Oktober. Der Obriſt Maſſenbach an den Obriſten Köckritz und an den König vom 19ten November. Ueber die neue Organiſation des Generalquartiermeiſterſtaabes in Form eines Reglements. Ein mit großer Reſignation geſchriebener Brief des Obriſten Maſſenbach an den Obriſten Köckritz vom 2ten Januar (1803). Das heftige Promemoria vom 11ten Januar (1803). Die Scene mit Holzmann. Der König ſpricht mit der Schweſter meiner Mutter, und ertheilt mir das Lob eines rechtſchaffenen Mannes. Köckritz freundſchaftlicher Brief vom 14ten Januar. Der König antwortet am 15ten Januar (1803) auf meine Eingabe vom 19ten November (1802). Ein kurzer Brief an Köckritz; ein noch kürzerer an Holzmann, beide vom 17ten Januar. Ein ganz vernünftiges Schreiben des Verfaſſers an den General Rüchel. Der Morgengruß des Hauptmanns v. d. Kneſebeck. — Die Fregatte wird vom Stapel gelaſſen, oder die Feier des 24ſten Januars. — Die Lobrede auf den Prinzen Heinrich. Meine ſchlechte Deklamation. — Konferenzen beim General Geuſau. Ich

deklamire besser. Konferenz mit dem General Tempelhoff. Seine Verachtung Holzmanns.

Der General Tempelhoff an den General Rüchel, und die Bemerkungen des ersten über meine Vorschläge, den Generalquartiermeisterstaab betreffend. — Rüchels Urtheile über eben diese Organisation. Holzmann stirbt. — Charakterlosigkeit der Zeitgenossen und besonders des Generals Tempelhof. Welche Empfindungen mir der Anblick, der in den königlichen Zimmern aufgestellten Büste des vermoderten Holzmanns macht. Interregnum. Schilderung der Kandidaten. — Der General Zastrow wird gerufen. Er verschlimmert die Sache. Bewegungen unter meinen Kameraden. — Das Diner und die Hofintrigue. — Der Kampf mit dem neuen Generaladjutanten nimmt seinen Anfang. Die Gewährleister erklären sich neutral. — Tempelhof ertheilt mir einen guten Rath, den ich nicht befolge, weil mich die Leidenschaft, Gutes zu bewirken, fortreißet. Der Obrist Phull an den Obrist Massenbach am 21sten Oktober (1803). Der Obrist Massenbach an den Major von Kleist am 24sten, am 25sten, am 28sten Oktober. — Der Obrist Massenbach an den König am 10ten November. — Betrachtungen über den Vertheidigungskrieg in Schlesien, veranlasset durch das Betragen des Herzogs von Bevern im Jahr 1757, und angestellt in Hinsicht auf die permanenten Friedensarbeiten des Generalquartiermeisterstaabes. —

Der Major von Kleist, Generaladjutant Sr. Majestät, an den Obristen Massenbach. Antwort des Obristen, beide Briefe vom 10ten November. Der letztere an den erstern am 11ten November. Der König an den Obristen Massenbach am 15ten Nov. —

Der General Grawert wird beordert. Freude meiner Freunde. Geringe Hoffnungen, die ich hege. Letzter Versuch, den Obristen Phull auf die Bahn der Vernunft und der wahren Ehre zurückzuführen. Mein Schreiben an ihn vom 27sten November. Des Generaladjutanten Billigung und Genehmigung desselben. Des Obristen Phull Antwort vom 28sten November. Die magere, unvollständige, geistlose, von allen großen Beziehungen entblößte Instruktion. Die Insubordination des Obristen Phull. General Grawert feuert ihr nicht. Die Ideen-Scheue. Meine Gelassenheit und Sanftmuth. Versuch den König, selbst die Königin zu sprechen. Memoire, welche ich den Generalen von Geusau und von Grawert vorlege. Die Prüfung der Offiziere nimmt ihren Anfang. Anrede an die Offiziere. — Der Haß derjenigen, deren Trägheit Arbeit scheuet, flammt hoch empor. Die Prüfung ist vollendet. Die Offiziere werden an ihre Pflichten erinnert. — Der König an den General von Lecoq am 11ten Februar (1804). Die Königliche Instruktion vom 26sten November (1803) erhält wichtige Zusätze. Beinahe glückt es, die Sache in das wahre Geleise zu führen. Der König an den Generallieutenant von Geusau. Der Gegenentwurf des Obristen von Phull.

Scene mit dem Herzoge von Braunschweig, oder Wiederversöhnung. Der Fürst im Staube; der Privatmann an dem Thron.

Meine politische Ansichten im laufe des Jahres

1803. — Welch' eine grausenvolle Zukunft stehet uns bevor? — Ueber die Besatzung des Hannövrischen durch ein Korps Französischer Truppen, eine Denkschrift des G**** am 4ten Julius (1803) dem Könige vorgelegt. —

Der Obrist Massenbach an den Major v. Kleist am 4ten Oktober. — Der Obrist Massenbach an den Geheimenrath von ***** zu G*****. Die Antwort dieses verehrten Mannes vom 31sten Dezember. Der Obrist Massenbach an den Major v. Kleist, am 12ten November. — Der Obrist Massenbach an den König, an eben diesem Tage. Betrachtungen über die politisch-militärische Lage, in welcher sich Preußen zu Ende des Jahres 1803 befindet. — Erster Abschnitt: Ueber die Gefahr, in welcher Preußen schwebt. — Zweiter Abschnitt: Wie dieser Gefahr vorgebeugt werden könne. Mit einer Karte, die strategischen Verhältnisse Preußens und Frankreichs Darstellung. Der König an den Obristen Massenbach am 12ten November. — Entrüstung des letztern. Sein heftiger Brief an den Major v. Kleist vom 20sten November. Der Obrist Massenbach an den Major v. Kleist am 24sten November. Der Obrist Massenbach an den König am nämlichen Tage. Fortsetzung der Betrachtungen über die politisch-militärische Lage Preußens zu Ende des Jahres 1803. Ein humaner Brief des Generals Geusau. Ein interessanter des Herzogs von Braunschweig.

Druckfehler im Ersten Bande.

Seite 105 Z. 1, statt Ostende lies Ostade. S. 109 Z. 115, st. Bergküßhübel l. Berggießhübel. S. 150 Z. 3, st. vortrefflicher l. vortrefflichen. S. 156 Z. 4, st. kamen l. kommen. S. 204 Z. 7, st. Rusamowsky l. Rasumowsky. S. 225 Z. 15, st. nicht l. echt. Ebendas. Z. 6 von unten, st. zupfeifend l. pfeifend. S. 234 Z. 2 von unten, st. Rusemowsky l. Rasumowsky. S. 271 Z. 8, st. Novaroli l. Rogaroli. S. 409 Z. 10, st. Odercalchi l. Odescalchi. S. 421 Z. 15, st. Einen l. Einem. S. 449 Z. 13, st. mir l. nie. S. 465 Z. 2 von unten, st. Kinzkysche l. Lichtensteinische. S. 464 Z. 7, st. Städt l. Stadt.

Druckfehler im Zweiten Bande.

Seite 8 Z. 4, statt Hendel lies Händel. S. 95 Z. 15, st. Szenesgall l. Szemsgall. S. 115 Z. 10, nach ich muß stehen: in dessen Hause. S. 185 Z. 7, st. seltsamer l. sittsamerer. S. 189 Z. 7 von unten, st. vorleuchtenden und l. so erleuchtenden als. S. 221 Z. 9 muß Suoboda gleich nach Casperl stehen. S. 253 Z. 4, st. Wagen l. Waagen. S. 260 Z. 8, st. Kasser l. Kaffee. S. 261 Z. 12, st. Walbeck l. Walbeck. S. 268 Z. 1, st. Trautvettel l. Trautvetter. S. 270 Z. 10, nach zwanzig lies Jahren.

Briefe

eines

reisenden Nordländers.

Geschrieben

in den Jahren 1807 bis 1809.

Cöln,

bei Peter Hammer.

1812.

BIBLIOTECA
ESCOLA
MUNICIPAL

Vorwort.

Der Wahrheitliebende Leser erhält hier die Ergießungen eines reinen wackern Gemüthes, das überall auch Wahrheit und ächte Humanität suchte und liebte, beide auch so gerne für seine nordischen Brüder gefördert hätte. Aber das alles lenkende Geschick, das ihn früh in die Staaten Friedrichs führte, in welchen er seine erste Erziehung und militärische Bildung erhielt,

für die er einst kämpfte und blutete, die er daher so gerne als sein zweites Vaterland betrachtete, daß er zu seinen preußischen Freunden, auch in diesen Briefen, oft als Preuße spricht, und für die er so gerne thätig war, als eine unglückliche Spannung dem Norden Unheil drohte, trieb ihn zulezt von seiner politischen Bahn ab, nach einem neuen großen Kampfplatz hin, auf welchem der lezte Kampf für des Nordens Wohl gefochten wurde. Wohl ihm, wenn er da wenigstens den schönsten Tod, den der Mann sich wünscht, den Tod im heißen Kampf für eine gute Sache, leicht starb.

Seine Papiere, die erst spät in die Hände eines treuen Freundes kamen, an

den auch der größte Theil dieser Briefe gerichtet ist, haben kein viel günstigeres Geschick gehabt, als ihr Urheber selbst. Es ist weder räthlich noch frommend die Hindernisse, die sich ihrer öffentlichen Bekanntmachung entgegenstellten und die mancherlei Verstümmelungen, die sie erdulden mußten, hier umständlich zu erzählen. Nur um einige Lücken und scheinbarer Widersprüche erklären zu helfen, mußte deren doch wohl erwähnt werden.

Von dem interessanten Italiäner, den man Ursache hat für den genuesischen Marchese Riccardo Doria zu halten, der früher viel im südlichen Deutschland lebte, findet sich ein reicher Briefwechsel voll Geist und

Phantasie unter den Papieren unsers Freundes. Diejenigen unserer Leser, die sich schon für die wenigen leichthingeworfenen Charakterzüge an ihm in diesen Briefen interessiren, finden daran künftig vielleicht eine anziehende Lectüre.

Inhalt.

Erſter Brief. S. 1—7.

Copenhagen.

Abreiſe von der Heimath. Die Cullafelſen. Der Wächter. Nordiſche Romanzen. Ankunft in Dänemark. Contraſte. Copenhagen.

Zweiter Brief. S. 8—17.

Copenhagen.

Geſelliges Leben in Copenhagen. Ehemals und Jetzt. C. F. Cramer. Seine Verbannung. Die Bernſtorfe. Stimmung und Charakter der Nation. Deutſches Miniſterium. Haß gegen die Deutſchen. Graf von Schimmelmann. Hofnungen und Befürchtungen.

Dritter Brief. S. 18—37.

Copenhagen.

Höhere Bildung der Frauen. Feine Sitten. Die Familien Bernſtorf, Schimmelmann, Reventlow und Ranzau. Madame Brun, geb. Münter. Das entgegengeſetzte Weſen ihres Gemahls. Die Correſpondenz zwiſchen Johannes von Müller und Bonſtetten. Zweideutigkeit ihres Ver-

hältniſſe. Moldenhawer und Münter. Cramer, der Vater und Klopſtock. Baggeſen und Oehlenſchläger. Steffens.

Vierter Brief. S. 38—47.

Copenhagen.

Lage von Copenhagen. Die Flotte. Ihr Verluſt. Merkwürdigkeiten. von Rumohr. Geſellſchaftliches Leben. Holberg.

Fünfter Brief. S. 48—58.

Memel.

Die königliche Familie. Ihre Umgebungen. Geringe Cultur Memels. Tauerlaken. Ruſſiſches Militär. Ihre Muſik. Zwangloſes Leben des Hofes. Humanität der Königin. Der Engländer Rumbold. Seine unglückliche Leidenſchaft. Der Friede.

Sechster Brief. S. 59—72.

Königsberg.

Erſter Eindruck. Schwierigkeit über K. ein allgemeines Urtheil zu fällen. Das Aeuſere. Die Waſſerſeite. Ihr neues Schauſpielhaus. Der Kriegsrath Müller. Geſellſchaftliches Leben. Gemiſchte Cirkel. Anekdote vom Künſtler T. in Neapel. Kant, Hamann, Hippel, Scheffner. Allgemeine Bildung. Leichtigkeit des Charakters. Der Hof.

Siebenter Brief. S. 74—80.

Danzig.

Der Weg über Elbing. Verzögerung. Elbing.

Kalkreuth. Seine muſterhafte Vertheidigung. Erziehung der Einwohner. Hoher Wohlſtand unter Preußens Regierung. Hennings. Seine Bequemlichkeit. Schlechte Polizey in D.

Achter Brief. S. 81—120.

Berlin.

Der Weg von Memel nach Berlin. Kontraſt. Imposanter Eindruck. Herrliche Straßen. Die Linden. Hôtel de Russie. Verſchiedener Charaktere der Bauart nach den Regenten. Friedrich Wilhelm. Friedrich der Erſte. Seine Gemahlin Sophie Charlotte. Friedrich Wilhelm der Erſte. Friedrich der Zweite. Der Hauptmann von Knobelsdorf. Herr von Bielefeld. Das große Opernhaus. Die königliche Bibliothek. Das franzöſiſche Theater. Friedrich Wilhelm der Zweite. Langhans. Das Theater. Das Brandenburger Thor. Die Victoria. Ueber die Regierung Friedrich Wilh. des Zweiten. Ueber die Gräfin Lichtenau. Beilage eines Briefs aus Wien über dieſe Dame und ihre Memoiren. Herr von Cöln.

Neunter Brief. S. 121—131.

Dresden.

Reiſe von Berlin nach Dresden. Dresden. Großſtädtiſch im Aeußern. Kleinſtädtiſch im Innern. Die herrliche Kunſtſammlungen. Schöne Umgebungen. Meißen. Schandau. Wohlfeile Lebensweiſe. Der Hof. Der König. Pilnitz. Innere Verwaltung. Das Militär.

Zehnter Brief. S. 132—136.

Nürnberg.

Anſpach Baireuth. Ehemals unter Hardenberg und Jetzt. Nürnberg. Albrecht Dürer. Das Real-Inſtitut. Schubert. Das Gymnaſium.

Eilfter Brief. S. 137—163.

Inſpruck.

Ueber Baiern. Charakteriſtik des Landes. Schattenſeiten. Die fremden Schriftgelehrten. Die Akademie. Jacobi. Schelling. Baader. Ritter. Fichte. Steffens. Tiek. Bettina. Brentano. Oehlenſchläger. Rumford. Graf Stadion. Reiſe nach Tyrol.

Zwölfter Brief. S. 164—177.

Inſpruck.

Stimmung der Tyroler. Ihre Entwaffnung. Haß gegen die Baiern. Beſſere Bewirthung. Kleidung. Große Thätigkeit. Peter Anich. Joſeph der Zweite. Die Landwehr. Erzherzog Johann.

Dreizehnter Brief. S. 178—204.

Salzburg.

Der Weg von Inſpruck nach Salzburg. Romantiſche Berge. Anmuthige Thäler. Derber Menſchenſchlag. Diareſſion über Bärte. Reichthum des Landes an Produkten. Oeſterer Landesherrnwechſel. Nachtheile davon. Schöne Landſtraßen. Der erſte Anblick von Salzburg. Ihr

Inneres. Die Weiber. Moreau und Lecombe. Der Marschall. Leben und Treiben des Nordländers. Matthieu Dumas und Guilleminet. Ideal poetischer Reisen.

Vierzehnter Brief. S. 205—219.

Zwischen Linz und Wien auf der Donau.

Reise auf der Donau. Herrliche Gegend. Linz. Der Italiäner. Erinnerung an Gothe und Hackert. Mahomeds Morgengesang. Die Matthisonschen Lieder. Die schönen Linzerinnen. Richard Löwenherz. Fahrt durch den Strudel. Mariataferl und die Abtey Melk. Annäherung von Wien. Größere Lebhaftigkeit. Kloster Neuburg. Wien.

Funfzehnter Brief. S. 220—247.

Wien.

Umgebungen der Stadt. Der Gasthof zum wilden Manne. Schlechte Zimmer. Der Banquier. Besuch bei ihm. Einladung aufs Land. Bankozettel. Der Augarten. Beschreibung. Schöne Gesellschaft. Die reizenden Wienerinnen. Die Entretenirten Mädchen. Vergleich mit den Baierinnen. Der Prater. Die herrlichen Pferde. Das genußlustige Volk. Beschreibung des Praters.

Sechzehnter Brief. S. 248—277.

Wien.

Ein Tag auf dem Lande. Mariahülf. Sumpen-

dorf. Schönbrunn. Mariahilzing. St. Veit. Hacking. Mariabrunn. Haderdorf. Interessante Unterhaltung. Krieg und Friede. Verschiedene Meinungen. Der Erzherzog Carl. Die Kriegslustigen Weiber. Stadien. Die Carlsche Parthey. Die Landwehr. Unbenutzte Kräfte. Charakteristik der Erzherzoge Carl und Johann. Mancherlei An- und Aussichten. Laudons Monument. Mauerbach und Dornbach. Hoher Wohlstand. Guter Tokaier. Gespräche über die Unheilschwangere Zeit. Die Berlinerinnen. Die Anlage Laceys. Das Wohnhaus des alten Helden. Schöne Aussicht auf Wien. Zurückkehr über die Dörfer Waring, Döbling, Nußdorf. Die Donau. Ende des Tages.

Siebzehnter Brief. S. 278—286.

Wien.

Lustiges Leben. Schönbrunn und der Prater. Die Zeiselwagen. Die Fratschlerinnen. Herrliches Obst. Beschreibung von Schönbrunn. Die Gloriette. Die Menagerie. Der Botanische Garten.

Achtzehnter Brief. S. 287—304.

Wien.

Etwas näheres über Wien. Grosstädtisches Gemühl. Das innere Wohlleben. Minder als sonst. Geringere Gastfreiheit. Zerrüttung der Finanzen. Die Wohnungen. Die Censur. Erschwerung des Buchhandels dadurch. Der hohe

Adel. Dessen geringe Bekanntschaft mit Litteratur und Wissenschaft. Musik und Theater. Fremde Camroniſten. Bureaucratie. Die Subalternen. Fremde Gelehrte. Stell. Die Theaterdirektion Die Theater. Kunſtſarkasmen. Mangel an gründlicher Bildung. Aussichten in die Zukunft.

Neunzehnter Brief. S. 305—322.

Wien.

Das Militär. Contrast mit dem Preußiſchen. Das Oberkriegscollegium. Die Subaltern-Offiziere. Das point d'honeur. Iſt in der Preußiſchen Armee höher. Ausartungen. Einfluß des Mangels kriegeriſcher Regenten. Die Memoires Eugens. Joſeph. Seine Reformationen. Die innere Verfaſſung des Militärs. Avancement. Unterricht. Invalidenhäuſer. Beſſere Einrichtungen.

Zwanzigſter Brief. S. 324—352.

Wien.

Wiederſehen des italiäniſchen Marcheſe. Er hat eine Ehrenſache. Die table d'hôte. Der Offizier von der Landwehr und der Armee-Offizier. Erzählung der Diskuſionen über eine Szene zwiſchen Jenen und Dieſen Einmiſchung des Italieners. Ihm iſt ſeine Briefſtaſche geraubt. Rencontre mit dem Major.... Recht vieles von und über Polizey und die Wiener beſonders. Ihre Einmiſchung ins häußliche Leben. Spionerien. Arndts und

Cölns Reiſebeſchreibungen. Der Major.... Er verſchaft dem Marcheſe ſeine Briefe zurück.

Einundzwanzigſter Brief.

S. 353—364.

Preſburg

Ausflug nach Ungarn. Laxenburg. Familienleben des Kaiſers. Das Schloß und der Park. Bizarrer Geſchmack. Eiſenſtadt, die Reſidenz des Fürſten Eſterhazy. Der Fürſt. Seine Verhältniſſe. Preſburg. Herrliche fruchtreiche Gegend. Das Theater. Deutſche Sprache. Die Weiber. Oeffentliche Liederlichkeit.

Zweiundzwanzigſter Brief.

S. 370—374.

Raab.

Reiſe von Preſburg. Hochſtraß. Wohlfeilheit. Raab. Erinnerung an Eugen, Montecuculi, Leopold von Lothringen, Ludwig von Baden und viele Andere. Es waren lauter Fremde. Die jungen fürſtlichen Herren.

Dreiundzwanzigſter Brief.

S. 375—378.

Peſt.

Ritt von Raab hieher. Neumül. Die Gegend. Herrlicher Boden. Schlechte Cultur.

Vierundzwanzigster Brief.
S. 379—408.

Ofen.

Das elegante Caffeehaus. Große Wohlfeilheit. Ueberfluß in den edelsten Produkten. Tokaier. Wasserfahrt. Die Jagdparthie des Palatinus. Heyjagden. Warme Bäder. Das Schloß von Ofen. Die Raizen. Der National-Ungar. Unterschied zwischen dem Oestreichischen und Ungarischen Soldaten. Unterdrückung des Bürgers und Bauers. Die Weiber. Proselitenmacherei. Hindernisse der Cultur. Derangement des Adels. Gerüchte über die Theilung der Oestreichischen Monarchie. Eindruck.

Fünfundzwanzigster Brief.
S. 409—417.

Oedenburg.

Steigerung im Guten und Bösen. Trennung vom Marchese. Was aus Ungern werden konnte. Seine herrlichen Weine. Das Zigeuner-Lager.

Sechsundzwanzigster Brief.

Wien.

Zurückkunft nach Wien. Die Spanischen und Römischen Nachrichten. Observations d'un patriote Autrichien.

Erſter Brief.

Copenhagen, im Mai.

Iſt's die Liebe zum vaterländiſchen Himmel, zu Euch Ihr Auserwählten meines Herzens? Hier weht mich die Luft ganz anders an, jedes Auge blickt mich trüber an. Beide werden vom Nebel getrübt, der hier noch Erd' und Menſchen drückt. Die Heimath verließ ich in friſcher Frühlingskühle, von einem Glanzhimmel durchſtrahlt. Selige Stunden genoß ich noch auf der letzten Spitze des vaterländiſchen Bodens. Habt Dank, Ihr Lieben, daß Ihr mich zu dem Beſuche der herrlichen Cullafelſen antriebt. Es iſt ein ſehr intereſſanter Fleck der nordiſchen Erde. Die Brandungen der See ſah ich nie ſchöner, mächtiger und wilder als da. Am Abſturze der ſteilen Felſenufer kletterten wir, das donnernde Getöſe des

tobenden Meeres tief unter uns, den gierigen, breitgefiederten Adlergeier über uns schwebend, stundenlang keck und erfreulich rund umher.

Auf dem mahlerischen Leuchtthurme hatten wir die herrlichste Mondnacht; das unabsehliche Meer im reinsten Glanze, im Silberflimmer vor uns. Der Wind ging frisch und am Horizonte flogen die Schiffe mit ihren hellleuchtenden Segeln, wie ungeheure Wassermeven hin. Beim dampfenden Punsche, den wir uns oben auf der offenen Platte, an der Glut des Steinkohlenfeuers, das den Schiffenden leuchtet, bereiteten, unterhielt uns der Wächter mit Scenen aus seinem schauerlich einsamen Leben. Einst hatte er, vom schweren Herbstschlafe gedrückt, die Sorge fürs nächtliche Feuer versäumt. In der stürmischen Nacht sieht ein englisches Schiff, indem es sich den gefahrvollsten Stellen des Sundes nähert, das Feuer, das ihm durch die Klippen und Strudel der engen Meeresstraße leiten soll, auf dem Thurme erlöschen. Der Capitain thut Nothschüsse, und wird nicht vernommen, das Feuer verglimmt immer mehr und will endlich ganz erlöschen. Da richtet

der entschloßne Britte seine Kugeln nach dem Leuchtthurme und erschüttert das alte feste Gemäuer. Darob erwacht denn auch der grausame Schläfer, eilt hinaus, den drohenden Feind zu suchen, und sieht sein Nachtfeuer erlöschen, das er glücklich noch schnell genug anzünden kann, um dem mit Sturm und Wogen kämpfenden Schiffe durch die Gefahr hindurch zu leuchten.

So lang uns Mond und Sterne glänzten, konnten wir den herrlichen Sitz da oben nicht verlassen. Unsers Krausens kräftige Punsch- und Zechlieder wurden aus voller Brust, mit heller Kehle fleißig angestimmt. Der alte Feuerthürmer, den wir uns gar wohl als einen alten würdigen Knappen des Königs von Thule denken konnten, stimmte, beseelt vom Punsche, der ihm wohl nie heißer entgegen duftete, recht tapfer mit ein. Er sang uns auch manches nordische Lied, das sicher aus alter reiner Quelle geflossen war, und noch Züge einer kräftigern Zeit und Menschheit treu aufbehielt. Auch die alte nordische Romanze, nach welcher Göthe seinen König von Thule gebildet, wußte er gut genug vorzubringen,

um daran das ehrwürdige Ahnenbild zu erkennen; wenn er gleich manchen einzelnen Vers eben so wenig verstehen mochte, als wir in seiner verderbten Mundart. Die Melodie selbst schien zu verrathen, daß sie dem Componisten jener neuern Romanze und andrer Götheschen Dichtungen nicht unbekannt geblieben ist.

Welch eine liebliche Ueberraschung brachte uns der aus dem Meere in leuchtendem Purpur heraufsteigende Morgen! Erst längst dem Meere wandernd, das herrliche Luft- und Lichtspiel am unabsehlichen Meereshimmel genießend. Dann landeinwärts, wo uns ein immer sanfter sich ins Land hinabneigender Fußsteig, in ein rundumschlossenes Thal führt, voll grüner Matten und köstlicher Bäume und Sträucher im ersten frischen Grün, in deren Mitte die recht stattliche Wohnung eines behaglichen wohlhabenden Bauern anmuthig gelegen ist. Noch nie hat ein milder lieblicher Anblick mich so überrascht. Der tüchtige Bau des Hauses, aus starken, wohlübertheerten Baumstämmen, trug viel dazu bei, diesem kleinen lieblichen Thale, mitten in den Felsenmassen des

rundum starken Meeresufers, den angenehmsten Schweizercharakter zu geben. Die kernhafte blühende Familie des Eigenthümers vollendete das Gemählde. Wir hielten mit diesen guten Menschen ein frohes ländliches Mahl von frischer Milch und zartem Käse und allerlei Geräuchertem, wobei der Jamaica Rum von jung und alt nicht geschont wurde.

Dann fuhren wir auf ungebahnten Wegen über sumpfige Felder von großen und kleinen Steinen ganz besäet, auf einem schmalen, niedrigen Leiterwagen, mit kleinen aber sehr kräftigen Pferden bespannt, auf Helsingborg zu. Lustiger als diese Fahrt hab ich nicht leicht etwas in meinem Leben gemacht. Ein schlanker rüstiger Bursche trieb mit einer langen Gerte die Pferde, im schnellsten Trott heranlaufend, unaufhörlich an; wir saßen auf einem, für den schmalen Wagen viel zu breiten, auf beiden Seiten weit überragenden Sitze, frei in der Luft. Bei jedem recht harten Stoße an die oft nicht zu vermeidenden hohen Steine flog der auf der entgegengesitzten Seite Sitzende mit einem Bogen zum Wagen hinaus, über seinen Nachbarn

weg. Mehrmalen fiel auch der ganze Wagen um, und ward wieder eben so schnell mit Einem Ruck aufgerichtet. Mehrere Stunden haben wir so mit Fallen und Aufspringen im Fluge zugebracht.

Eine kurze, angenehme Ueberfahrt auf einem kleinen Boote gewährte uns eine liebliche Ruhestunde. Mit Wehmuth richtete ich zum letztenmale den Blick auf das geliebte Vaterland, als mir die heimischen Meeresufer entwichen und wir endlich den dänischen Boden betraten. Welch ein auffallender Contrast in den beiden so nahen Nachbarsgeschlechtern! Die Ueberfahrt von England nach Frankreich gewährt ihn nicht stärker. Nur die kräftige Gestalt und Miene des norwegischen Matrosen, die sich von diesen dänischen Inselbewohnern so vortheilhaft unterscheiden, macht eine Art von Band zwischen den beiden Geschlechtern. Wie schwach und trübselig schleicht der Landmann hier gegen den hochaufgerichteten, fest auftretenden Schweden einher! wie kümmerlich seine unförmliche, verkrüppelte Gestalt, gegen die hohe schlanke Mannsgestalt des Nachbarn! In eine ganz andere Welt glaubt man sich versetzt.

Mit dem Anblicke des Landes verhält es sich umgekehrt. Seelands Boden ist von üppigerem, frischerem Grün bedeckt, welches es vielleicht, wie England, der niedrigen Lage und den häufigen Nebeln seiner Atmosphäre verdankt; schöne Bäume und anmuthige Holzungen schmücken das Land.

Gute Postpferde brachten uns auf der schönen übermäßig breiten Chaussee in wenigen Stunden hierher.

Die Stadt überrascht durch ihre herrliche Lage eben so sehr, als durch ihre Schönheit und Regelmäßigkeit. Freilich gilt dieses nur von einem Theile der Stadt, der ist aber auch so auffallend schön, und schließt so vieles von dem in sich, was den Reisenden besonders anzieht und interessirt, daß man den ältern und schlechtern Theil, den man aber nicht oft sehen darf, leicht darüber vergißt. Ein ansehnlicher, wohleingerichteter Gasthof auf dem schönsten Platze vollendet den guten Eindruck, den der Reisende sogleich von dieser Stadt empfängt.

Zweiter Brief.

Copenhagen.

Ich finde hier bei den Einwohnern weit mehr zuvorkommende Gefälligkeit gegen Fremde, als ich selbst nach der vortheilhaftesten Beschreibung erwartete. Der Adel und höhere Bürgerstand sind beide ausnehmend artig und haben den besten, feinsten Ton. Jener sondert sich zwar in den Hauptmomenten des geselligen Lebens von dem Bürger gänzlich ab, und hält auf seine Formen und Prärogative. Daran thut er auch recht wohl. Was man einmal hält in diesem schwankenden Leben, muß man fest halten, und man erhält es nur dadurch, daß man recht fest daran hält. Das hat der hiesige Adel denn auch besonders sehr consequent, während der ganzen Zeit der französischen Revolution gethan. Nirgend soll sich mehr Neigung und Antheil für die ersten Verbreche dersel-

den gezeigt haben, als hier unter den Bürgern, und in den deutschen Provinzen auch unter den Landesgenthümern. Selbst unter dem jungen Adel waren viele warme Freunde und Verehrer der Assemblée constituante, auch wohl noch des Convents. Unter den Gelehrten noch mehrere eifrige Anhänger. Carl Friedrich Cramer, einer der angesehensten, oder doch am meisten von der Regierung favorisirten jungen Gelehrten, in welchem man noch das Andenken des Vaters ehrte und belohnte, erklärte sich sogar öffentlich und ohne die mindeste Vorsicht und Einschränkung für einen grossen Freund der ersten Revolutionshelden, und ließ sich selbst durch ihre allgemein und überall anerkannte persönliche Immoralität nicht abhalten, sie öffentlich enthusiastisch zu preisen. Der damals regierende Minister, Graf von Bernstorf, (Vetter oder Neffe des vorhergegangenen sogenannten großen Bernstorfs), der den jungen sprudelnden Mann mit andern Mächtigen des Hofes und des Landes verzogen hatte, nahm das sehr übel und so hoch auf, daß er bei Gelegenheit der von Cramer angekündigten Uebersetzung der Schriften Pethions der deutschen Can-

zelei, unter welcher die Kieler Universität steht, bei der Cramer als Professor angestellt war, die Frage vorlegte: ob ein Geleherter, der sich so über die französischen Revolutionsmänner öffentlich erklärt hätte, Lehrer einer deutschen Universität bleiben könne? Cramer ward zur Verantwortung gezogen und beging die neue Uebereilung oder Nodementade, ganz ohne Noth schriftlich sein vollständiges, politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, in welchem zum großen Aerger des christlichen Ministeriums Pythion neben Christus und andern Weltheilanden paradirte. Gerade so, wie früher der von gleichem Geiste getriebene Doctor Barth vor dem deutschen Reiche, bei einer geringen Veranlassung, ohne Noth mit seinem vollständigen christlichen, oder vielmehr unchristlichen Glaubensbekenntnisse hervortrat.

Cramers Entfernung von der Universität und dem Vaterlande, (wiewohl mit ziemlich ansehnlicher Pension), war die Folge jenes unklugen Schrittes, welcher den ehelichen Enthusiasten dem Elende zuführete, in welchem er nach einem achtzehnjährigen meist unstäten, zwecklosen Umhertrei-

ben, in Paris ein Leben endete, welches, besser geleitet und angewandt, dem Vaterlande hätte ersprießlich werden können.

Mancher andere, der wohl nicht weniger eifrig und lernt war als Cramer, aber in seinen öffentlichen Aeußerungen doch mehr Vor- und Umsicht beobachtet hatte, ward dadurch gewiß zurückgeschreckt. Die geheime Neigung wurzelte aber wohl in vielen nur desto tiefer, und die christliche dänische Regierung, die vielleicht die erklärteste Feindin der unchristlichen französischen Revolution war, wurde dadurch vorzüglich abgehalten, mit den erklärten Gegnern je gemeinschaftliche Sache zu machen. Auch liegt wohl wieder in jener Neigung der Nation zur Freiheit und Unabhängigkeit der Hauptgrund, daß die Regierung nicht leicht entschiedene kräftige Maaßregeln zur nähern Verbindung mit den Unterdrückern jener Revolution zu nehmen wagen darf; sondern sich immer so viel als möglich auf der schmalen Linie zwischen zwei entgegengesetzten Systemen zu erhalten suchen muß.

Wenn man hier die Stimmung und den Charakter der Nation näher kennen lernt, muß man

sich wundern, wie wenig beides von den Engländern erkannt worden ist. Hätten diese sie besser gekannt und zu benutzen gewußt, sie hätten nie solche gewaltsame Maaßregeln gegen die dänische Nation genommen, die alle ihnen zugewandte Herzen von ihnen abwenden mußten. Nie hätten sie ihre Besorgniß — wenn sie sie anders wirklich gehabt — so weit treiben können, zu glauben, daß Dänemark seine Flotte freiwillig an Frankreich ausliefern, oder auch nur für dieses gegen England anwenden würde. Ja selbst wenn der König und die Regierung — gegen ihren anerkannten Geist — es hätten wollen können, würden sie es doch nie, gegen die allgemein anerkannte Gesinnung des Volkes, haben wagen dürfen. Dieses würde ihnen auch sicher den Dienst versagt, und eher die Flotte selbst angezündet, als sie ausgeliefert haben. Die dänische Flotte war großentheils mit norwegischen Matrosen und Schiffsleuten aller Art besetzt, und das sind noch Männer des alten Nordens.

Ein fast ganz deutsches Ministerium, mitten in einer Nation, die die Deutschen noch immer

hasst und verachtet, und kein größeres Schimpfwort hat als: du Deutscher! das hatte wohl zeither alle Klugheit und Vorsicht nöthig, sich selbst zu erhalten. Diese ist aber auch von dem Augenblicke an, da es den königlichen Jüngling und Sohn des unglücklichen kranken Königs an seine Spitze stellte, mit großer Consequenz geübt worden. So gänzlich gelingen konnte dies indessen nur durch die große Einheit der Grundsätze und die totale Einigkeit der Mitglieder des Ministeriums untereinander. Die Minister sind alle eifrige, redliche Christen, die sich einander vertrauen und bei der größten Verschiedenheit der Charaktere und Fähigkeiten einander brüderlich halten und stützen, so überzeugt von der Nothwendigkeit, des angenommenen Systems, und von der noch größeren der vollkommnen Einigkeit untereinander, daß jeder Einzelne von ihnen lieber das erkannte Bessere für den Augenblick aufgiebt — als es zu einem gefährlichen Kampfe und Streit kommen läßt.

Man erzählt besonders von dem Finanzminister, Grafen von Schimmelmann — bei weitem der geistreichste und genialeste von Allen, Züge

der Verläugnung und Aufopferung seiner größern Ideen und Conceptionen, die von einem festen Character und einer sehr großen Güte des Herzens zeugen. Diese letzte scheint auch die Haupteigenschaft aller bisher dirigirenden Minister zu seyn; daher es auch vielleicht nirgend eine humanere Regierung giebt; und das bei der alten despotischen Staatsverfassung die irgend ein europäisches Reich hat! —

Der König scheint ihren Werth und die Nothwendigkeit ihrer Maaßregeln einzusehen und zu erkennen, und durch volles Vertrauen sie auch zu fördern und zu belohnen. Er hindert ihr gemeinsames Streben und Wirken nicht leicht durch eigenwilliges oder gar eigensinniges Anhalten der Zügel, obgleich sein Charakter sich dahin neigen soll. Deshalb ist er doch nichts weniger als unthätig. Er arbeitet sehr viel mit seinen Ministern, läßt sich alles von ihnen selbst vortragen, und bespricht und discutirt die wichtigsten Sachen so lange mit ihnen, bis er sich ganz davon unterrichtet und überzeugt hat. Das gänzliche Vertrauen, welches er zu einem Ministerium hat und haben muß,

das ihn von seiner zarten Jugend an so weise geleitet und ihm durch eine seltene Mäßigung und Consequenz in einer so langen Interimsregierung, Thron und Land gesichert, erleichtert es ihm natürlich sehr, ihre Ueberzeugung zu der seinigen zu machen; und so auch umgekehrt.

Wenn das Ministerium dem Könige in irgend etwas, auch wohl gegen seine Ueberzeugung, nachgeben muß: so ist es in der steten Vermehrung der Landmacht, die diesem Inselande so wenig ersprießliche Dienste gewährt, und nicht anders als zur Last fallen kann. Indeß es ist einmal die entschiedne Liebhaberei des Königs, und nach unsern modernen Begriffen immer noch die edelste Spielerei eines Fürsten. Das Schlimmste dabei pflegt nur immer die daraus folgende nächste Umgebung des Regenten zu seyn. Nach der nur zu gewöhnlichen Absonderung der militairischen Bildung, von der politischen, litterarischen, auch wohl im höhern Sinne, moralischen Bildung, ist es ein seltenes, fast unerhörtes Glück, wenn ein soldatischgesinnter Regent nicht von einseitigen, in Kenntniß und Uebersicht begränzten, rauhen Mili-

kairpersonen umgeben wird. Diese verwischen nicht nur in seinem Geiste und Gemüthe manche guten heilsamen Eindrücke, hindern das Aufkommen eigner besserer Ideen und Gefühle, und liberaler Tugenden und Gewohnheiten; sondern zerstören auch am Ende die große Einheit und Harmonie, die zum Heil des Ganzen nicht nur zwischen dem Regenten und dem Ministerio, sondern auch zwischen beiden und der Nation Statt haben sollte.*)

*) Diese damals geäußerte und niedergeschriebene Besorgniß hat sich leider nur zu bald bewahrheitet. Der König hat seinem Ministerio in der letzten Zeit sein altes Vertrauen entzogen und will jetzt allein herrschen. Die Gemäßerte, die freier und kräftiger als mancher andre, ihre eigne Ueberzeugung laut geäußert und behauptet, haben sich gänzlich zurückgezogen, und die Nation fürchtet, daß mehrere der trefflichsten Männer im Ministerio ihrem Beispiele folgen möchten. In dieser verhängnißvollen Zeit, wo so selten das Alte, Gute zu dauerndem Bestande fest genug gegründet ist, wo Steigen oder Fallen, Ambos oder Hammer seyn, überall so unvermeidlich ist, war's ein großes gewagtes Unternehmen, ein so allgemein geachtetes Ministerium, im Besitze des voll-

vollßen Vertrauens, zu ſchwächen, zurück zu ſetzen, gewiſſenmaßen aufzulöſen. Es kommt nun darauf an, ob ein ächt däniſches Miniſterium ſich in Weisheit und Kraft begründen, und durch die That bekräftigen wird, daß es der Leitung und Vorſorge ſines alten großentheils deutſchen Miniſteriums nicht ferner bedürfe. Der erſte große kühne Schritt iſt freylich ſchon mislungen, durch des Schickſals Macht, jeder folgende wird ſchwerer durchzuführen werden, da die Wächter auf den Zinnen im Norden und Weſten ihn ſorgſamer beleuchten und verfolgen werden.

Dritter Brief.

Copenhagen.

Wie das Mädchen den Knaben an äußerem Wachsthume und innerer Ausbildung stets voreilt, daher auch von den Gesetzgebern früher für mündig erklärt wird; so auch bei der ersten gesammten Volksbildung das ganze weibliche Geschlecht dem männlichen. Die Wahrheit dieser Bemerkung fällt nirgend mehr in die Augen als hier. Das weibliche Geschlecht ist hier dem männlichen gar sehr vorgeeilt. In allen Ständen findet man Weiber von seltner Fähigkeit und Ausbildung, ohne daß diese ihrem weiblichen Charakter und der zartesten Sittlichkeit im mindesten geschadet hätte. Aechte Zartheit und der feinste sittliche Ton ist vielmehr das unverkennbarste Abzeichen der hiesigen Frauen und jeder guten Gesellschaft, in welcher sie zwanglos herrschen. Man hört nicht nur

aus ihrem Munde nie eine Unfeinheit oder gar Frechheit; in ihrer Nähe wird sich auch sicher kein Mann, kein Jüngling herausnehmen etwas Unanständiges vorzubringen. Die geringste Zweideutigkeit, einer unanständigen Deutung fähig, würde ihn um alles Ansehen und Vertrauen bei den Weibern bringen. Dieses gilt vom höchsten Adel wie vom begüterten Bürgerstande; von jeder guten Gesellschaft, welches Standes sie auch seyn mag. Hie und da mag in der letzten Zeit wohl fremdes Blut und fremder Ton die einheimische bessere Natur und Weise etwas alterirt haben; ich, der ich mich an das mir längst bekannte Edle und Gute der hiesigen Gesellschaft halte, habe in diesem noch keinen merklichen Einfluß des Fremdartigen wahrgenommen.

Aus jener strengen Sittlichkeit wird mancher nur zu geneigt seyn, auf eine große Mittelmäßigkeit des Geistes und Verstandes zu schließen; er wird sich aber sehr irren. Es sind — der königlichen Familie hier nicht zu erwähnen, in welcher es Frauen giebt, die nicht nur jeden Thron verherrlichen, sondern auch jede interessante, geistrei-

che Gesellschaft heben und beglücken würden — in den Familien Bernstorf, Schimmelmann, Reventlow, Ranzau Frauen von eben so feinem Geiste, als schöner, selbst großer und gelehrter Ausbildung, mit denen ein geist- und kenntnißreicher Mann sich auf die mannichfachste, interessanteste Weise unterhalten kann. Nur was der freiere Gesellschaftston Spaßverstehen nennt, möchte ihnen vielleicht fehlen. Sie haben aber hier in der ersten Zeit der vorigen Regierung eine zu fürchterliche Zeit des Spaßes und Spaßverstehens gehabt, als daß das andre Extrem so leicht zu vermeiden gewesen seyn möchte.

Auch aus dem Bürgerstande wüßte ich mehrere Namen herzusetzen, die jenen bekannten Familiennamen zur Seite zu stehen verdienten, wenn ich nicht ihre achtungswerthe Bescheidenheit zu beleidigen fürchten müßte. Aechte Bürgertugend geht gerne still für sich einher.

Eine der hiesigen Frauen, die selbst schon lange ihren Namen gerne, auch öffentlich an jene Familiennamen reiht, darf ich nicht zu nennen scheuen:

sie und ihr anschauliches, gastfreies Haus verdient auf mehr als eine Weise von Reisenden genannt zu werden. Es ist die Gemahlin des Conferenzraths Brun, eine geborne Münter, die sich als Dichterin und Schriftstellerin seit zwanzig bis dreißig Jahren bekannt gemacht hat, und in ihren Töchtern sehr liebenswürdige, mit jeder Kunst der Musen und Grazien vertraute Frauen erzogen hat. Nur selten wird man in irgend einer großen Stadt Mädchen von reichern Talenten und feinerer Kunstausbildung finden; kämen sie auch selbst aus der berühmten Erziehungsanstalt der Madame Campan zu St. Germain. In ihrer Gesellschaft findet man stets reizende Unterhaltung, wenn Kränklichkeit, Harthörigkeit und manche ungesellige Jugendangewohnheit der Mutter das freie Verkehr mit ihr erschweren. Doch gewährt der schneidende Contrast zwischen ihrem höchst empfindsamen, poetischen Wesen und dem, absichtlich auf die entgegengesetzte äußerste Gränze getriebenen Wesen ihres Gemals nicht selten Scenen von der höchsten Bedeutung, Scenen, die einem humoristischen Dichter und Darsteller Ehre bringen würden. Dieser sonderbare Zusammenfluß von Eigenheiten

und Talenten, machen dieses große Haus ganz besonders zu einem Versammlungsplatze, auf welchem sich alles Fremde und Einheimische gern und häufig einfindet.

So sehr ich auch geneigt bin, die Eigenheiten und Schwachheiten von Autoren, zumal Dichtern, oder gar Dichterinnen so leicht zu nehmen, wie sie sich geben und bloß stellen; so habe ich doch nicht unterlassen können, mit Madame Brun über die Herausgabe der Jugendcorrespondenz zwischen Johannes Müller und seinem Freunde Bonstetten recht von Herzen zu zanken. Sie mochte darüber bisher nur überall Lob und Dank eingeerndtet haben, denn mein Tadel schien sie sehr zu befremden. Ich sprach ihn aber deste freier und bestimmter aus, da ich gewiß bin, daß der gute Müller selbst mit jener Herausgabe unzufrieden war, wenn man ihm gleich eine Art von Einwilligung dazu abgenöthigt hatte. — Was konnte man dem kindlichen Manne nicht alles abnöthigen! — Jene Einwilligung war auch, nach seinem eignen Ausdrucke, mehr ein Zurückhalten des Verbots des einmal Beschlossenen. Wahrlich erschien

Müller in jenen Briefen zum erstenmale öffentlich in seiner moralischen Schwäche, so sehr man auch wähnen oder vorgeben mochte, daß sie zu seiner Ehre öffentlich erschienen. Zur Ehre des Empfängers jener Briefe mochten sie wohl gereichen sollen, zu Müllers Ehre wahrlich nicht; so willig auch viele Lobpreiser darin das seltne Musterbild eines jungen, nach einem löblichen Ziele strebenden Gelehrten fanden und anpriesen. Das persönliche Verhältniß zu seinem Correspondenten und dessen Gleichen erschien darin nur zu deutlich, wenn gleich manches zu kräftig Bezeichnende weggelassen seyn mochte, und es lag nur gar zu sehr am Tage, daß es nicht höhere geistige Eigenschaften seyn konnten, die einen Jüngling von Müllers Geist und Kenntnissen an seinen Jugendfreund fesselten. Die daraus hervorgehende Unruhe und Unentschlossenheit, welche dem armen Müller bis ans Ende seines Lebens nirgend den erwünschten Ruhepunct für sein Gemüth und Daseyn finden ließ, deckte die Schwäche seines Charakters zuerst auf und gab den mittelmäßigsten Menschen den Muth, sich immer näher und enger an ihn zu drängen, ihn zu umzingeln und ihm zuletzt alle Freiheit des

Sinnes und Geistes zu rauben; hat endlich nach seinem Tode auch einem stolzen Splitterrichter den Maaßstab dargeboten, ihn und sich selbst zu allerhöchstem Gewinn seiner eignen ansehnlich größern Höhe und Breite auszumessen.'

H. v. B. hat übrigens hier lange als Hausfreund in dem Brunschen Hause gelebt, nachdem er, mit andern seines Gleichen, sein bedrängtes Vaterland zu einer Zeit verlassen hatte, in welcher diesem billig der letzte Blutstropfen jedes treuen Landeskindes angehört hätte. Während seines Aufenthalts im Brunschen Hause erschienen auch jene vertrauten Briefe, die er der Herausgeberin mittheilte, und er ist daher als der eigentliche Herausgeber davon anzusehen, wenn gleich Madame Brun den Namen dazu hergegeben; wie ehedem sein andrer ehrlicher Freund Matthisson, der eine zeitlang bei ihm lebte, die Hand zur Bekanntmachung schmeichelhafter Briefe von Ausländern und Deutschen freundlich bot, und selbst den eitlen Freund in Prosa und Versen höchlich pries.

Diesem mochte die ihm, in den Briefen von dem treuen Jugendfreunde, so oft bitter vorgehaltene Trägheit auch wohl noch in den spätern Jahren, im Hause der enthusiastischen Freundin beigewohnt haben; sonst würde er sich doch wohl der genauern Durchsicht jener Briefe vor der Bekanntmachung unterzogen und auch noch solche Stellen ausgestrichen haben, wie die S. 97. von der vollkommnen Glückseligkeit beider in der Grotte von M., auf der Reberde und auf dem Stroh zu Valieres, wohin des armen, an Geuf und seine Nähe festgebannten, Müllers Sehnen und Treiben durch alle Jahre der Correspondenz hindurch unaufhörlich gerichtet ist; und weiter die Stelle von den fast aufgelösten Nerven, die wieder durch Glückseligkeit gestärkt werden sollen, von Müllers Genie, das im Schooße von B's. Freundschaft erwärmen soll, und S. 372. vom Zusammenschmiegen im Schooße der göttlichen Freundschaft und viele solche Schooßstellen und inbrünstige Umarmungen und Küsse.

Eines solchen geistvollen Jugendfreundes erscheint der gewählte Busenfreund am wenigsten

würdig in seiner Trägheit, seiner traurigen Muthlosigkeit, kleinlichen Sucht nach Würden, ohne das Rechte dazu thun zu wollen. M. macht ihm Vorwürfe, daß er Satyren schreibe, statt sich zu den Staatsämtern, nach denen er so gierig geizte, durch Fleiß und Studien geschickt zu machen; daß er das Griechische verschlafen, die Alten auch nicht einmal aus Uebersetzungen zu kennen suche; daß seine Unbeständigkeit gute Unternehmungen, zu denen jener ihn angefeuert, leichtsinnig aufgebe. Vergeblich treibt er ihn zum Studieren der Gesetze und des gemeinen Wesens an; er muß ihm rathen sein Lebelang nicht so durch unaufhörliche Intriguen zuzubringen, um Würden zu suchen, welche von tausend Umständen abhängen, und in welchen er aus Langerweile verschmachten würde; er wirft ihm vor, daß, obgleich er des großen Hallers Mitbürger und Freund war, er eine Rathsherrnkoppe lieber wolle — als Thränen der Mitbürger auf sein Grab. Weil ihm das aber nicht gleich gelangt, verfällt er in Traurigkeit, welche das Herz frißt und den Geist ermüdet. Aus dem Schooße des Wohlstandes und Wohllebens schreibt er seinem edlen Freunde von Abgrund, von

Folteren, von Meer der Verzweiflung, Abgrund von Unglück, Folter des Ennui's, von Höllenmarteren und dergl. m. Sehr treffend sagt ihm der edle M. hierauf: „Ihr Zustand kommt daher, weil sie nicht wissen was sie wollen.“ Vergeblich schildert dieser ihm in den kräftigsten Zügen und Worten, wie er selbst im Fleiß, im Studium der Alten und der Edlern unter den Neuern, im Komponiren, im Vortrage der Geschichte an edle Jünglinge seine Glückseligkeit auch mitten in der Dürftigkeit finde, die ihn zwingt, in einer für ihn so oft langweiligen Gesellschaft von ein paar guten alten Leuten zu bleiben, die fast in allem, was ihm verehrungswürdig ist, von Cäsar bis Friedrich, von Tacitus bis zum Machiavel, so gar nicht mit ihm übereinstimmen, so gerne etwas anders aus ihm machen möchten, als wozu ihn die gütige Natur bestimmte. Weder Beispiel, noch Lehre, noch Rath, kann den jungen wollüstigen trägen Aristocraten zu edlem Entschluß und Wirken treiben. Er ist und bleibt sogar seinem enthusiastischen Freunde, der in die höchste Noth und Verzweiflung geräth, sobald eine Woche ohne Brief von seinem Busenfreunde verfließt, ein träger Correspondent und

Beſorger der zu ſeinen Studien ihm nöthigen Hülfsmittel. Von Anfang bis zu Ende, durch alle ſieben Jahre der Correſpondenz, von 1773 bis 1779, geht die Klage darüber, zuletzt noch, daß M. ſich alle vier Wochen ein paar Zeilen von ſeinem Freunde erbetteln müſſe, daß er Monate lang, Jahre lang auf Bücher warten müſſe, die ihm höchſt nothwendig ſeyen, um die er oft ſo flehentlich bitte; er muß ihn bitten, ihm eine Uhr zu leihen, um ſeine Studien und Arbeiten ordentlich einrichten und halten zu können, die er nach Jahren endlich von einer gutherzigen alten Frau geſchenkt erhält. Durch ganze Jahre hindurch gehen die vergeblichen Klagen über Mangel an Vermögen, um nur einen Monat in Uri zuzubringen, die Sitten der wichtigſten Schweizerlande für ſeine Geſchichte kennen zu lernen. Fremde machen ihm das Herz vergeblich damit ſchwer, daß, wenn er nur zwei Louisd'or monatlich gewiß hätte, er in Rom leben könne; ſein Schneider will ihm ein eignes Zimmer für drei Thaler monatlich verſchaffen, wonach er ſo ſehnlich verlangt; er iſt aber gezwungen mit andern zu bleiben: er klagt über mancherlei Sorgen, welche aus Liebe zu den Wiſ-

fenschaften, die Furcht, sich aus Noth von ihnen trennen zu müssen, verursacht würden. Während der eifrigen glücklichen Arbeit an seiner ersten Schweizergeschichte, in der sein Genie am glänzendsten erscheint, läßt ihm sein Freund die fatale Sorge der Verhandlungen mit zähen Buchhändlern von Zürich, Basel, Bern, Genf, Berlin und Leipzig auf den Halse, um einen Verleger zu finden; aber alle haben die Pressen schon auf länger als ein Jahr hinaus zu sehr beschäftigt, um seine Geschichte verlegen zu können, oder wollen ihn einer strengen Censur unterwerfen. Darüber, und aus Mangel an Subsistenz, für die er zu borgen anfangen muß, bleibt die Arbeit einige Jahre liegen, und M. muß sich zu Vorlesungen bequemen, um eine Professorstelle zu erringen. Eine französische Uebersetzung, die der Busenfreund unternommen und verheißen, kommt eben so wenig zu Stande, als die ihm angebotnen Materialien zu eigner Bearbeitung einer Epoche der Schweizergeschichte, benutzt werden, und der Wunsch des ächt griechischen Freundes, seinen Geliebten zu veredeln, bleibt auch von der Seite unerfüllt. In einigen aus den Briefen des Busenfreundes

angeführten Stellen erscheint vollends die ganze Verbleidung des enthusiastischen Liebhabers. Der junge schweizerische Mann, der nur nach eitlen Würden und Rathsherrnstellen strebt, zeigt sich seinem edlen antiken Freunde, nach Art aller modernen, kleinlichen, egoistisch anstrebenden Aristokraten, als einen Freund der vollkommnen Gleichheit im Staate, welche jener mit allem Rechte eine fanatische Schimäre nennt; denn nirgend sey die Ungleichheit größer und ehozuanter als in den Popularständen. Von seinem Geiste zeugen einige angeführte Stellen eben nicht vortheilhafter. Er schreibt seinem Freunde: „avec un bon esprit on a beaucoup de peine à être bon homme;“ „Les études donnent des défauts au caractere.“ Worauf M. sehr wohl antwortet, er solle lieber sagen: „Beredte Sprecher idealischer Philosophie oder politischer Schimären machen Jünglingen die Welt, so sie viel anders finden, und diese Jünglinge der Welt, die sie nicht brauchen kann, unerträglich.“ Diesen edlen Denker und Forscher, der schon in seinen Jünglingsjahren fast unglaublich richtig und scharf Rousseau, Sulzer und andere Neuere beurtheilt, will er überall die

einsichtigen glänzenden Ideen des Genfer Bürgers, und sogar in langen Tiraden das Studium Sulzerscher Manier aufdringen. Dem bloß naiven, guten M. warnet er unaufhörlich seine Ruhmbegierde nicht zu bekennen. Welche gegensatzige Verblendung!

Sollte H. v. B. oder die gutherzige Herausgeberin wohl wirklich geglaubt haben, aufmerksame Leser würden dieses alles en faveur der anderweitigen enthusiastischen Lobeserhebungen, die M. seinem Busenfreunde, anfänglich über sein Genie und seiner Liebenswürdigkeit, zuletzt über einige empfangene Unterstützungen, schreibt, übersehen! oder sollten sie selbst in ihrem enthusiastischen Treiben das alles übersehen haben? Fast sollte man's glauben: denn Madame Brun spricht in der enthusiastischen Vorrede von Verbindung von edlen Jünglingen zum gemeinschaftlichen Fortschreiten zu einem unverrückten Ziele, von ernstem Studium, männlicher Ueberwindung aller Schwierigkeiten, festem Blicke auf Eines und tiefer gründlicher Gelehrsamkeit. Auf M. paßt das freilich alles sehr wohl; aber auf den

Bußfreund? Wo hat sich jener im Leben und in der Wissenschaft so gezeigt?

In der letzten unglückschwangern Zeit hat H. v. B. sich wohl auch zum Geschichtschreiber aufschwingen wollen; in der Herausgabe der Verhandlungen des Rastadter Friedenscongresses,*) aber seinen Beruf dazu eben nicht bewährt. Das Ganze besteht aus einer bändereichen, unkritischen Compilation wichtiger und unwichtiger Actenstücke und aller damaligen öffentlichen Nachrichten, durch eine trockne, unvollständige Geschichtserzählung eingeleitet.

Herr Etatsrath von Eggers hat in seinen vielfachen Schriften seinen Beruf schon besser beurkundet, wenn gleich auch er in seinen bändereichen Werken nicht selten in den Fehler der Compilation, ohne hinlängliche kritische Sonderung, ver-

*) Geheime Geschichte der Rastadter Friedensverhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieser Zeit, von einem Schweizer, in 6 Theilen. Germanien 1799.

verfällt. Indeß bedauern es gewiß viele mit mir, daß sein ehemaliges Journal und seine Sammlung wichtiger Actenstücke zur Geschichte der französischen Revolution nicht fortgesetzt werden. Häusliche Unglücksfälle — er verlor eine achtungswerthe Frau, eine sehr ungleiche Schwester der Madame Brun, und griff zum zweitenmal in den großen Glückstopf. — Reisen, von denen wir auch zu lesen bekommen haben, und Anstellungen in wichtigen Staatsämtern haben ihn wahrscheinlich von jenen Fortsetzungen abgehalten.

Unter den hiesigen Gelehrten zeichnen sich übrigens besonders die beiden Theologen, Moldenhawer und Münter aus. Beide sehr gelehrte, und auch durch wichtige Reisen in südlichen Ländern kenntnißreiche Männer. Der erste erscheint in seinem thätigen akademischen Geschäftsleben auch als ein Mann von Charakter und großer Lebhaftigkeit; dahingegen der andre die Schwäche und Verstandlosigkeit seines Vaters geerbt zu haben scheint, dessen Benehmen in der fürchterlichen Struenseeschen Catastrophe hier noch in gerechtem Abscheu ist, wenn er selbst sich gleich

in mehreren großen Häufen bis ans Ende zu erhalten wußte.

In desto besserem Andenken sind hier die edlen Namen Cramer (der Vater) und Klopstock. Diesen Dichter lernt man hier in vielen Stücken erst recht verstehen; nicht blos dadurch, daß man das Locale und die nähern Veranlassungen mancher seiner Dichtungen kennen lernt; sondern selbst das, was Iselin in einem Aufsatze, den er auf seinem Sterbebette dictirte, Klopstocks himmlische Hofetiquette, etwas hart benannte, erklärt sich hier aus der Lebensweise alter großer Häuser, in welchen Klopstock vertraulich lebte, und die eben so kräftig auf ihn gewirkt haben, als er später wieder auf sie zurück gewirkt haben mag.

Neuere, von der liberalen Regierung eben so großmüthig gehegte und gepflegte Dichter haben andere Wege einschlagen, und die Nation und ihre Landessprache mit humoristischen und genialischen Dichterwerken mancherlei Art und Kunst bereichert. Baggesen und Oehlenschläger zeichnen sich unter ihnen besonders aus. Da

empfindsamen Reisen und launigt beschreibenden, sentimentalen Gedichte des ersten haben auch die deutsche Literatur mit humoristischen Werken bereichert. Man kann oft die Gewandheit und Kraft, welche Voltaire, der bei seinen Landsleuten ein Lieblingsdichter ist, auch in der deutschen Sprache, und besonders in seiner Parthenais erreicht, nicht genug bewundern. Oehlenschläger, dessen Genie für die Bühne, und vorzüglich für das Hochkomische, hier sehr geschätzt wird, hat sich auch in seinem Aladdin, einem Drama voll Witz und Laune, in der deutschen Sprache versucht und darin eine innige Bekanntschaft mit den Werken unserer Göthe, Wieland und Tiek gezeigt. Er war ehemals auf der hiesigen Bühne, wozu seine schöne männliche Gestalt und lebhafte Darstellungsgabe vorzüglich geeignet zu seyn scheint. Jetzt ist er, seit seiner Rückkehr von Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien, als Professor bei der Universität angestellt, mit der Verbindlichkeit, ästhetische Vorlesungen zu halten.

Es sind wenige Regierungen Europas so liberal gesinnt und so freigebig in Unterstützung

junger Talente, als die dänische. Seit langer Zeit hat sie junge Gelehrte und Künstler aller Art in nicht geringer Anzahl auf langen Reisen großmüthig unterstützt, ja selbst zu einem längern, selbstgewählten Leben in Rom und Paris die nöthigen Hülfsmittel reichlich dargeboten. Wie in neuern Zeiten besonders Münter, Baggesen, Oehlenschläger, Bohrvadsen und andere häufig erfahren. Zu jeder Zeit hat sie durch diese Freigebigkeit Künstler wie Preißler, Jonel, Hoyer, Clemens u. v. a. für ihr Vaterland gewonnen. Wenn jene nicht eben so wohlthätig auf Gelehrte *) gewirkt; so liegt das wohl an einer etwas ängstlichen, beschränkten Ansicht, welche seit längerer Zeit hier in religiösen und mora-

*) Um den berühmten geistreichen Kunstlitteratur Zoega, der lange in Rom lebte und nur zu früh dort starb, und um dessen nachgelassene Familie hat die dänische Regierung auch ein Verdienst, wie selten andre Regierungen sich zu erwerben wissen: sie versorgt die Kinder reichlich, läßt dem Sohne bis zum 25sten Jahre fünfhundert Thaler jährlich, und jeder Tochter zweihundert Thaler auf Lebenszeit.

lischen Gegenständen herrschend ist. Kantische und Fichtische Philosophie fand hier schon manches Bedenken und Hinderniß, und Schelling und Steffens erschreckte die Wächter Zions dergestalt, daß man letztern, dessen naturphilosophische Vorlesungen hier große Sensation machten, auf einen Ruf der preußischen Regierung hat nach Halle gehen lassen, und bei einem spätern Versuche ihn für Coppenhagen wieder zu gewinnen, durch mancherlei Vorschriften zu beschränken meynte, was sich denn wohl kein ächter Philosoph und am wenigsten ein Naturphilosoph gefallen lassen wird.

Vierter Brief.

Coppenhagen.

Die Lage von Coppenhagen, besonders nach der Seeseite hin, ist doch ganz ausnehmend schön. Der angenehme und reiche Anbau in Lustschlös-sern, großen und kleinen Landhäusern und ganzen anmuthigen, zum Theil wohlhabenden Dörfern, die alle von den Einwohnern Coppenhagens aus allen Ständen, den Sommer über, von Mitte Junius bis Mitte September, zahlreich bewohnt werden, trägt vieles zu ihrem Reitze bei. Die schönen bequemen Chaussen, nach allen Seiten des Landes hin, deren unverhältnißmäßige Breite aber wohl von dem Unwerthe des Erdreichs und den wohlfeilen Händen zeugt, erleichtern die Ver-bindung aller dieser Lustorte mit der Stadt, und machen es selbst Geschäftsleuten, die täglich in der Stadt seyn müssen, und Fremden, die an

dem Lande keine Wohnung haben können, möglich, täglich von Landpartheien zu vortheilen, wenn sie auch gleich bisweilen zwei bis drei Meilen von der Stadt entfernt sind. Die weise Verachtung des äußern großen Luxus läßt die Einwohner aller Stände, auch ohne Bedenken von den gewöhnlichsten Fuhrwerken der Stadt und der Dörfer Gebrauch machen, und so ist nicht leicht ein ordentlicher Bürger arm genug, um sich von der allgemein genossenen Landluft ausschließen zu müssen.

Daß man aber nicht bessere und zahlreichere Veranstaltungen hier findet, das herrliche Wasser zu angenehmen Lustfahrten zu benutzen, fällt einem Fremden auf. Selten sieht man Wasserpartheien, und fast nie mit bequemer, gefälliger Einrichtung. Nur außerordentliche Vorfälle im Hafen und auf den Schiffswerften, geben zuweilen Veranlassung zu Festen auf Kriegs- und andern großen Schiffen.

Wer die Vortrefflichkeit der dänischen Flotte und die ganz einzig reiche und zweckmäßige Ein-

richtung der Holme und ihrer Schiffsmagazine ehedem hier, wie ich, gekannt und bewundert, kann den Schmerz und die Indignation der edlen patriotischen Dänen über den unersetzlichen Verlust und die harte — wenn gleich im großen alten Styl genommne und ausgeführte — Maasregel der Engländer vollauf theilen.

Auch der Verlust des Königlichen Residenzschlosses, mit seinem herrlichen, in seiner Art einzigen Rittersaale, und seinen Marschställen voll marmorner Säulen und Krippen, erregt mir eine höchst unangenehme Empfindung.

Indeß bleiben für den aufmerksamen Reisenden immer noch genug würdige Gegenstände der Betrachtung und Bewunderung hier übrig. Schon das Aeußere, der zum Theil schön gebaueten Stadt, ihre großen Plätze; der schöne Hafen, die Canäle, die die Stadt durchschneiden, und vor allem der herrliche wahrhaft Königliche Platz auf Amalienburg mit der schönen Equester-Statue Friedrichs des Fünften, der von dem hohen herrlichen Pferde, das ihn fast verdunkelt, in die weite See hinausblickt.

Die zweckmäßig eingerichtete Kunstakademie für Künstler und Handwerker, auch auswärts durch ihre trefflichen Lehrer und Vorsteher, ihre Preißler, Abilgaard, Juel, Hoyer und andre braven Künstler mehr, längst rühmlich bekannt; Königliche und Privat-Kunstsammlungen; die Porcellanmanufactur, die sehr gute zum Theil schöne Arbeiten um billige Preise liefert, welches in diesem theuern Lande, und in der noch viel theurern Hauptstadt eine sehr weise Oekonomie in der Anlage und Verwaltung voraussetzt; die Königlichen Lustschlösser, wenn gleich nicht alle Muster der Baukunst, doch durch ehrwürdige Massen, nicht selten auch durch schöne Architectur und immer durch ihre herrliche Umgebung merkwürdig und interessant. Diese hat wohl hier, so wie auch bei den Landhäusern der Minister und andern reichen Privatpersonen, die schöne Gartenkunst vernachlässigen lassen. Die meisten Gärten sind in dem alten steifen französischen und holländischen Geschmacke angelegt, und auch in diesem verrathen sie nicht einmal besondre Kunst und Sorgfalt. Doch was bedürfen auch Lustorte wie Friedrichsberg, Marienlust, See-

lust und Hellebeck künstliche Gartenanlagen, da sie recht schwelgerisch mitten in der schönsten reichsten Natur gelagert sind. An manchem andern schönen Flecke dieses anmuthigen reichen Landes, wünschte man die künstlichen, geschmacklosen Anlagen oft weit weg.

Indessen scheint es doch bemerkenswerth, daß diese seeländische Natur, die in ihrem üppigen grünen Boden, im hügelichen Terrain, in schönen Bäumen und in der herrlichen Küstenlage so manches Aehnliche mit der englischen Natur hat, nicht auch hier auf eine nationelle Benutzung und Pflege des Locals geführt hat, worauf doch eigentlich die ganze englische Gartenkunst begründet ist. Wenn Herr von Ramdohr diese schillt, so beweist das wohl nur, daß er nicht in England war und den englischen Garten und Park nur nach einseitigen, verfehlten, an unschicklichen Orten hin verpflanzte englische Anlagen beurtheilt. Dieser feinnasige Schöngeist ist hier nicht im besten Geruch. Man hat ihm sein Werk über Dänemark sehr übel genommen, vorzüglich wohl der Art wegen, mit der er die Dänen, die sich, wie

alle Völker, von neuer Cultur auf einem hohen Grade der Ausbildung fühlen, wie gute Knaben und Mägdlein vor sich hinstellt, um an ihnen ein Exempel zu statuiren; ihnen erst seine Theorieen vorträgt „über guten Ton, feinen Ton, ton bourgeois, und über das Verhältniß dieser Dinge zur geselligen Unterhaltung und Lebenswürdigkeit;*)" über die Absonderung der Stän-

*) Dieses alles macht wirklich nur die Ueberschrift eines Capitels, in den sehr charakteristischen Studien zur Kenntniß der schönen Natur, der schönen Künste der Sitten und der Staatsverfassung auf einer Reise nach Dännemark, von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr aus Hoya. Man hat aus diesen Briefen des Nordländers mehrere umständliche Beschreibungen von den Sehenswürdigkeiten Coppenhagens mit Absicht weggelassen, weil diese in den obengedachten Studien mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit beschrieben sind, und auch in der ältern Beschreibung der königlichen dänischen Residenzstadt Coppenhagen und der königlichen Landschlösser, durch E. C. Hauber, nachgelesen werden können.

de im geſelligen Leben; über Gartenkunſt; über geſellige Liebenswürdigkeit und die Kunſt der ſchönen geſelligen Unterhaltung; dann ihnen in wohlgemeinten Nutzanwendungen begreiflich zu machen ſucht, daß es dem Ganzen ihres geſelligen Betragens an dem Firnis, an dem äußern Anſtrich, an den Formen fehlt; daß ſie es im Durchſchnitte in der Kunſt der ſchönen geſelligen Unterhaltung bis jetzt nicht ſehr weit gebracht, daß der Regel nach das Spiel die gewöhnliche Reſource aller ihrer Geſellſchaften ausmacht, daß in ihrem Geſpräche eine gewaltige Leere herſcht; Talente und Kenntniſſe noch iſolirt ſtehen und nicht im geſelligen Handel und Wandel kommen; daß man, ohne die Beſorgniß lächerlich zu werden, in gemiſchten Zirkeln noch kein Geſpräch auf die Bahn bringen darf, das einen mit Kenntniſſen genährten und zu einigem Nachdenken über die allgemeinern Verhältniſſe der Gegenſtände des gemeinen Lebens gewöhnten Geiſt vorausſetzte; daß noch ſo wenig Damen für eine ſo große Stadt hier ſind, die am Ende ihrer Schönheit und Jugend dadurch eine Rolle in der Welt zu behaupten ſuchen, daß ſie Talente, Kenntniſſe und Geiſt beſchützen, und

Personen, welche darauf Anspruch haben, in ihren geselligen Kreisen um sich herum vereinigen. Er findet sogar nicht in Coppenhagen, was an andern Orten zuweilen der gesunde Verstand, viel häufiger aber Ignoranz und Neid bureau d'esprit nennt; bei den Diners der Minister haben Gelehrte und Männer von Talent und Geist noch nicht das freie laute Wort u. s. w.

Ich kann dagegen nur dankbar vorbringen, daß ich wieder einen der angenehmsten reichhaltigsten Monate meines Lebens in Coppenhagen und seiner schönen Umgebung verlebte, und daß es mir in der Welt nie wohler ward, als in dem Kreise der edelsten Frauen und Männer dieser in jedem Betrachte reichen und interessanten Stadt.

Ein Fremder findet hier auch sehr mannichfache Unterhaltung in den wohleingerichteten, zahlreichen Clubbs, an denen auch wohl Damen Antheil nehmen; weniger wohl im Theater, das noch nicht die hohe Kunstbildung hat, und nicht glänzend genug in der äußern Darstellung ist, um auch Fremde, welche die Sprache des Lan-

des nicht hinlänglich kennen, um das Nationelle in den Stücken ganz zu verstehen und zu sontiren, durch übereinstimmende schöne Kunstdarstellung unterhalten zu können. Ihre Operetten haben das Verdienst, gefälligen Gesang unter dem Volke zu verbreiten. Die Dänen sollen nicht nur reich an zarten und bedeutenden Nationalmelodien seyn; ächte deutsche Künstler wie Schulz, Kunze u. a. haben den Nationalgesang auch durch Volksmäßige Melodieen bereichert.

Was den Dänen am wenigsten zu verzeihen seyn möchte, ist: daß sie die ächt komischen Schauspiele ihres trefflichen Holbergs nicht öfter und besser darstellen. Aus dem Leben dieses edlen Dänen hab' ich hier manche mir noch unbekannte Anecdote gehört, deren eine für die damalige Zeit zu charakteristisch ist, um sie nicht noch zum Schlusse dieses langen Briefes herzusetzen.

Holberg errichtete ganz aus eigenem Vermögen die zu ihrer Zeit große, stattliche Ritteracademie zu Soroe, und wünschte sich, in seinem patriotischen Eifer, die hohe Ehre, daß der König

und Hof das Einweihungsfest derselben mit seiner hohen Gegenwart verherrlichen möchten. Es geschah. Alles ward auf Kosten des Edlen zum Empfange des Hofes aufs prächtigste eingerichtet, die Mittagstafel war servirt, als die große bedenkliche Frage aufgeworfen wurde, ob auch wohl der Herr von Holberg, der nicht vom höchsten Adel war, auch keine hohe Hof- und Staatscharge und dergleichen Titel besaß, mit Sr. Majestät und dem Hofe an einer Tafel essen dürfe? Sie ward ernstlich debattirt, und endlich weislich entschieden: es sey nicht möglich. Der edle Wirth war auch wirklich genöthigt, seinen Eßsaal zu verlassen und in seinem Seitenkämmerlein, in einem kleinen Nebenhause, das noch da steht, einen kleinen Tisch für sich allein decken zu lassen, wo er dann ganz ungestört über die Herrlichkeit und Eitelkeit der Welt philosophische Betrachtungen anstellen konnte.

Fünfter Brief.

Memel.

Wie froh war ich, als eine nicht unwichtige Sendung mich nach Memel führte! Das Herz noch voll der schönsten Hoffnungen für unser von innen und außen bedrängtes, bestürmtes Vaterland. Voll Vertrauen, daß auch das eisenfesteste Gemüth der ehernen Nothwendigkeit endlich nachgeben müßte und das einzig Gute und Mögliche für den Moment, vor dem Idealen, Heroischen, dem weder Boden noch Himmel zusagen wollte, Platz gewinnen würde.

Wie wurde mein Vertrauen, meine Hoffnung durch den guten, rechtlichen König, der hier die Sünden und Schulden seiner Verfahren zu büßen hat, nicht noch gehoben und gestärkt! Alles gab mir die Ueberzeugung, daß es nur an den

Aus

Ausüben seines Willens gelegen, daß das alte gute Verhältniß nicht längst und noch zu rechter Zeit hergestellt wurde. Aber die Schale des Unglücks sollte ganz über das edle Haus ausgegossen werden, damit ein ganz neues Reich und Wesen begänne. —

Der einfache humane Charakter dieses Regenten und seiner ganzen Familie, die herrlichen, schönen königlichen Frauen und ihre reitzende weibliche Umgebung, die hier alle ein zwangloses, rein geselliges, fast möcht' ich sagen: wahrhaft rein-populäres Leben leben, und so ihre Tugenden und Annehmlichkeiten freier entwickeln können, und mehr als vielleicht je königliche Personen die Probe bestehen, daß sie auch im Privatstande höchst achtungs- und liebenswerth gewesen wären; dazu die wichtigsten und liebenswürdigsten Männer aus dem Ministerio und dem diplomatischen Corps, die angesehensten, gebildetsten Civilbeamten, viele interessante Frauen und Männer aus Berlin, Königsberg und Danzig — das alles macht hier das Leben reichhaltig und unterhaltend. Es drängt sich auch vielleicht eben

das Beste aus der ganzen preußischen Monarchie hier zusammen und man verlebt gesellige Tage und Abende, wie man in Memel selbst wohl nie geahndet hätte. Denn eine kleinlichere Handelsstadt als Memel giebt es wohl nicht leicht in der Welt; ich stelle mir selbst die so verschrieenen, amerikanischen kleinern Handelsstädte als großartig und lieberal dagegen vor.

In einer Stadt, wo recht viele große Kaufleute leben, die sehr wichtige Geschäfte mit England und den Hanseestädten machen — besonders seitdem ein denkender, patriotischer Kaufmann, der aus Danzig hergezogen seyn soll, auf die eigne Verarbeitung des Schiffbauholzes, welches den Engländern sonst roh zugeführt wurde, gedacht hat — in einer Gränzstadt zu einem weniger cultivirten Lande, und die der fruchtbarsten und reichsten preußischen Provinz, Lithauen zunächst liegt, findet man doch auch keine Spur von feiner, höherer Cultur. Kein Buchladen, kein feiner Kunstladen, ja nicht einmal ein ordentlicher Putzladen, keine hohe Schule, keine Zeichenschule, keine Singeschule, kein Theater, kein Concert,

keine gute Leſegeſellſchaft, kein wohleingerichteter Clubb, ja ſelbſt kein hinlängliches Perſonal auch nur Privatvergnügungen feinerer Art veranſtalten zu können. Eſſen und trinken, und wieder trinken und eſſen, darauf läuft die ganze Glückſeligkeit und Bildung dieſes wohlhabenden, zum Theil recht reichen, Publikums hinaus.

Es hat mir oft recht wehe gethan, daß ein ſo liberaler Hof gerade in einem ſolchen Publikum den Bürgerſtand näher kennen lernen mußte, den er ſo ſelten Gelegenheit hat in der Nähe zu ſehen, und deſſen genauere Bekanntſchaft von ſeiner beſſeren, das Staats- und Menſchenwohl begründenden und fördernden Seite einem ſo humanen Hofe gewiß intereſſant und wohlthätig ſeyn mußte.

Auch in den reichſten Häuſern findet man keine Bücher- und Kunſtſammlungen, wie man ſie da erwarten ſollte. Nach langem Herumfragen bei Buchbindern, die aber nur Stammbücher und Kalender feil hatten; auf der Poſt, die ſich nur mit politiſchen Zeitungen und Journalen be-

faßt, für den Norden, wodurch es das erste Postamt im Königreiche wird, dessen Postmeister sich auf zehn bis zwölf tausend Thaler jährlich stehen soll; bei Civilisten und Kaufleuten, unter denen es viele fromme Sectirer giebt, die nur die ihnen zusprechenden Schriften suchen und kommen lassen. — fand ich endlich einen königlichen Civilbeamten aus, von dem es hieße, er besitze eine große ansehnliche Bibliothek aus allen Fächern. Ich eilte zu ihm hin, fand einen lieben, alten freundlichen Mann an ihm mit der vollkommensten Miene und Farbe eines gründlichen bon vivant. Auf meine Anfrage und Klage über Büchernoth, bot er mir gleich Bücher aus allen Fächern an und führte mich zu einigen schmalen Bücherschränken voll alter unansehnlicher Bücher. Das beste und neueste, so er besitze, wolle er mir gerne mittheilen, ich solle nur die Fächer nennen, aus denen ich am liebsten läse. Ich nannte Litteratur und Reisebeschreibungen, und er suchte sogleich die funfzig- bis sechszigjährigen berlinischen Litteratur-Briefe und die noch ältern Reisen Labats als die interessantesten Werke seiner Bibliothek hervor. Es war lustig genug, daß

dieser Ehrenmann hier am Ende der deutschen Welt, der alles Lesenswerthe, was die deutsche Litteratur besitzt, seit den Jahren seiner Erziehung in Deutschland, gelesen zu haben glaubt, einem unersättlichen Leser gerade ein paar alte Werke vorzugsweise empfahl, die er noch nicht gelesen hatte. So nahm ich denn auch wirklich einige Bände der Litteraturbriefe mit, und es gereute mich nicht; bald schickte ich auch nach mehreren. Aufsätze, in denen Lessings und Mendelsohns Geist lebt, haben auch jetzt noch immer Interesse genug, wenn gleich die meisten Gegenstände, die sie betreffen, ihr Interesse längst verloren haben.

Nicht einmal schöne Gärten und Landhäuser, wozu die angenehme Lage am curischen Haff und die Nähe der See doch einladen sollte, hat Memel. Ein kleines Gehölz bei Tauerlacken, fast eine Stunde von der Stadt, ist ihr einziger Lustort, wohin alles, was Pferde und Wagen hat, oder solche bezahlen kann, nachmittags hinausreitet und fährt, um unter den Bäumen im Freien Kaffee und Bier zu trinken. Weiter reicht selbst die Industrie des einzigen kleinen Gastwirths

nicht. Auch wird hier nicht einmal die so gewöhnliche Lust der Feldmusik zur Belebung der Volksscenen hinzugethan. Russisches Militär belebt das Gehölz zuweilen mit seinen ganz eignen Chorgesang, wobei zehn bis zwölf Stimmen den Hauptaccord des Stücks recht rein aushalten, und eine Stimme meistens durch die Fistel mit durchdringenden Pfeifen durchwebt, die nationale Melodie mit lebhaften Gebehrden absingt. Ich habe mehreremale in musikalischen Büchern gelesen, daß alle russische Melodien in der Molltonart einhergingen; das hab' ich aber an diesen Regimentssängern und auch schon früher an dem Chorgesange auf einer russischen Flotte nicht erlebt. Die meisten Melodieen gingen ganz lustig in der Durtonart, selten erschien eine in der Molltonart. Ich machte einen berühmten Tonkünstler, den ich hier im Gefolge des Hofes fand, darauf aufmerksam, und er versicherte dadurch auch zum erstenmale an jener vorgefaßten Meinung irre gemacht worden zu seyn.

Was mich da draußen am meisten interessirte, war die überaus kräftige Vegetation; ich habe

Gräser und Feldblumen aller Art nie in solcher Ueppigkeit und Stärke und mit so kräftigen glühenden Farben gesehen. Wahrscheinlich trägt dazu die Schnelligkeit des Wuchses und der rasche Uebergang vom Winter zum Sommer vieles bei. In zwei bis drei Monaten muß hier alles vom Keim bis zur Erndte erzielt und vollendet seyn, und wenn der Junius noch bittre Nachtfröste hat, glüht die Hitze des Julius und Augusts wie unter der Linie, worauf im September schon wieder Nachtfroste auch wohl Schneegestöber folgen.

Die königliche Familie besucht das anmuthige Gehölz auch sehr oft, um da auf einem schönen grünen Platze Thee zu trinken, und genießt die ländliche Luft mit einer Heiterkeit und Unbefangenheit, die nur reinen Gemüthern auch im Unglücke zu Theil werden kann. Bei der völlig zwanglosen Lebensweise des Hofes, giebt es hier auch manche naive Scenen mit dem Volke. So ging die Königin an einem heißen Morgen, in einem einfachen Morgenanzuge in der Lindenallee, einer ganz anmuthigen Straße, welche ihre Kinder und

Hofdamen bewohnen, allein auf und ab. Eine der reichen Kaufmannsfrauen, in deren Häusern jene wohnten, schickte bald einen kleinen Tisch und mehrere Körbe voll schöner Früchte hinaus, und die Königin setzte sich dazu nieder. Bald darauf kommt ein littauischer Bauer und langt sich einige Kirschen zur Probe aus den Körben. Der Königin gefällt die Naivetät, und sie giebt ihm eine handvoll davon. Dieß vergnügt die ehrliche Haut ganz gemächlich, immer dicht vor seiner Königin stehend, und als er damit fertig ist, frägt er, was er dafür schuldig sey? Er hatte die Königin für eine schöne Obsthändlerin angesehen.

Der Hof scheint mit dem Aufenthalte in Memel zufrieden zu seyn. Die reichen Einwohner wissen das Glück, ihn zu besitzen, zu schätzen, und thun auch alles, was in ihren Kräften steht, sich dem Hof so angenehm als möglich zu machen. Der König und die Königin besuchen ihre Häuser und Gärten oft, und wohnen in einem ansehnlichen, am Wasser schön gelegenen Kaufmannshause, in dessen Hofe, und fast vor

deſſen Thüre ſie oft im Anzeſichte der Vorüber-gehenden und rundumſchenden Menge die Abend-tafel halten, deſſen Eigenthümer ſich auch beide als feine gebildete Menſchen auszeichnen. Die Menge wogt vor dieſem Hauſe von Morgens bis Abends ſtets auf und ab; nur Ein Unglück-licher weicht weder Tag noch Nacht von der Stelle. Der unglückliche Engländer Rum-hold, der, nach ſeiner Aufhebung bei Ham-burg, dem Könige von Preußen ſeine wieder er-haltene Freiheit verdankte, und ſeitdem zu ſeinem viel größeren Unglücke der ſchönen bezaubernden Königin überall folgte, ſteht da von Morgens bis tief in die Nacht vor dem Hauſe, unverwandt nach den Fenſter der Königin blickend. Ja, als ſie die Reiſe nach Tilſit machen mußte, folgte er ihr ſogar dorthin, und gedachte auf einem freien Platze unter den Fenſtern der Königin in ſeinem Wagen zu bivouaquiren, weil er nirgends unter kommen konnte. Nur ein ausdrücklicher Befehl konnte ihn von dem Platze und aus dem Orte entfernen. Wäre er, deſſen unſinnige, unglück-liche Leidenſchaft jedermann kannte, die ihn auch bereits ins Grab gebracht, indeſſen nur der ein-

zige Unverschämte gewesen, der hinzudrängend gefolgt wäre! — Doch! der unglückliche Friede ist geschlossen, und wehe dem, der durch unnütze laute Critik das Herz der edlen Unglücklichen noch kränken möchte! —

Sechster Brief.

Königsberg.

Es ist nicht leicht über diese Stadt und ihre Einwohner im Allgemeinen etwas Befriedigendes zu sagen. Hauptstadt eines Königreichs, jetzt auch Residenz des Hofes, Handelsstadt, Universität, Hauptsitz der Regierung, des Gouvernements und Adels, Militairplatz einer ansehnlichen Garnison — Alles dieses giebt ihrem Charakter eine so sonderbare Mischung, ihrem Gesellschaften und dem Tone derselbe eine so mannichfache Stimmung, daß man oft an ihr irre wird, und fast jedes allgemeine Urtheil wohlbedächtig zurückhalten muß.

Der erste Eindruck ist für den Fremden durchaus nicht vortheilhaft. Von welcher Seite man auch zu Lande komme, hat man ein dürftiges, sandiges Land, von armseliger Cultur, mehrere

Meilen lang zu passiren, das jetzt durch die Gräuel des Krieges bis zur widrigsten Scheußlichkeit gesteigert ist. Gott! wie haben Feinde und Freunde in dem armen Lande gehauset! Nicht ohne Schaudern kann man das allgemeine Elend des Landes ansehen. Abgebrannte, abgetragne, zerstörte, verlassene Dörfer, Meiereien und Hütten, unbestellte Aecker, ruinirte Holzungen, gänzlicher Viehmangel, Hunger, Krankheit und Blöße auf den Gesichtern und Leibern der herumwankenden lebenden Leichen. — Doch das haben die wackern Preußen, die gewiß nicht so viehisch und verächtlich sind, wie ein frecher v. E. sie neuerlich geschildert hat, das haben sie seit der Zeit, da deutsche Ritter ihnen Cultur und Christenthum mit Gewalt aufzwangen, oft erlebt, und haben es mit ihrem Fleiße und kräftigen Charakter immer wieder überwunden; sie werden es hoffentlich auch diesmal noch überwinden. Der Hof ermangelt auch nicht, nach Möglichkeit solche Anstalten zu treffen, die dem Landmanne wieder Zeit und Muth verschaffen, zu Kräften zu gelangen, wenn gleich der handelnde und speculirende Theil der Nation sich dadurch beeinträchtigt fühlt und über ein aus

adlichen Gutsbesitzern componirtes Ministerium schreiet.

Das Aeußere der Stadt ist eben so wenig einnehmend beim ersten Anblick. Unregelmäßige Bauart, lange schmale Vorstädte, von Ackerfeldern unterbrochen, die der Stadt fast den Umfang von Berlin geben; schlechtes Steinpflaster und Nivellement der Straßen im Innern der Stadt selbst, schlechte Beleuchtung, schlechte Gasthöfe — das ist das erste, welches dem Reisenden auffallen muß. Wer daher Königsberg verläßt, ohne Familienbekanntschaften gemacht, und ohne die entlegenere Wasserseite der Stadt kennen gelernt zu haben, muß eine schlechte Idee davon mitnehmen.

Die Wasserseite bietet einen angenehmen Anblick dar, und die Veranstaltungen für die Schiffarth und das Treiben des Handels belebt den Theil der Stadt auf eine erfreuliche Weise. Wiewohl alles jetzige gar nicht mit dem alten Gewerbe und Wohlstande zu vergleichen seyn soll. Auch hier, so angenehm die Ufer des Pregels auch sind, findet man fast gar keine Veranstaltungen zu ge-

ſellſchaftlichen Waſſerpartheien. Man macht am ſandigen Ufer lang die Promenaden nach hübſch gelegenen Gütern und Luſtörtern zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß. Im Winter, wenn die Natur erſtarrt iſt, ſollen ſehr häufige Schlittenpartheien die Gegend beleben; pohlniſche Pferde, die man hier häufig hat, wetteifern dann im ſchnellen Trabe, mit dem man jede Meile in weniger als einer halben Stunde zurücklegt, und nicht ſelten, auf dem gefrornen Fluſſe und Haff, mit einmal untergelegten Pferden, die Fahrt nach Elbing, auch wohl bis Danzig in Einem Tage macht, obgleich dies letzte über zwanzig Meilen von Königsberg entfernt iſt. Armer Nordländer! der erſt im Kampfe mit der harten Natur den Antrieb zur Vorſorge für Luſt und Genuß fühlt!

Doch haben die Königsberger jetzt aber auch für eine feinere höhere Luſt auf eine erfreuliche Art geſorgt. Obgleich ſie ein ziemlich großes, maſſives, aber doch finſteres und unangenehmes Schauſpielhaus hatten, haben ſie, mitten auf einem großen freien Platze, der ſonſt nur den militäriſchen Uebungen gewidmet war, ein recht ſchö-

nes neues Theater erbaut, in welchem der denkende geschickte Baumeister, zur Vervollkommnung der Beleuchtung und des Schalls, alles angewandt hat, was die alten und neuen Theater Gutes hatten und darboten, und was sich mit der jetzigen Schauspielkunst und mit dem nordischen Clima nur irgend ohne Zwang und Affectation vereinigen ließ. Es ist seiner Vollendung nahe, und muß, wenn die unberechbaren Zufälligkeiten bei jedem solchen Baue nicht gegen alle Erwartung Stöhrung bringen, einen ganz vorzüglichen, der Nachahmung würdigen, Schauplatz gewähren. *)

*) Der brave Baumeister, Kriegsrath Müller in Königsberg, hatte die Freude und die Ehre an seinem Kunstwerke den vollkommensten Erfolg zu erleben. Doch gleich nach den ersten Vorstellungen verschworen sich feindliche Elemente oder Geister dagegen: das Haus ging am hellen Mittage, nur eben von den Arbeitern verlassen, mit allen seinen innern Schätzen in Einer Stunde im Feuer auf! Die Stadt und der Baumeister haben den rühmlichen Muth gehabt, es noch einmal nach denselben Grundsätzen zu erbauen, und

Was nun die Gesellschaft betrifft, so muß ein Fremder, der nicht sehr mannichfaltige Addressen für verschiedene Stände mitbringt, sich nothwendig eine Zeitlang hier aufhalten, wenn er nicht die Stadt unbefriedigt verlassen will. Eine große wohleingerichtete Resource in einem angenehmen geräumigen Locale bietet ihm zwar die Veranlassung dar, mancherlei Bekanntschaften zu machen; dadurch wird er aber nur mit einzelnen Männern und nicht mit der Seele der Häuser bekannt. Bringt er nur Addressen an Handlungshäuser mit, die hier zum großen Theil auch aus jüdischen Häu-

---

es soll wieder zur Freude aller Kenner vollkommen gelungen seyn. Doch nun verschwören sich von Vorurtheil und Gewohnheit verkrüppelte Schauspieler dagegen, und verschreien die geschlossenen Seitenwände und Decken und die ihren willkührlichen Gebräuchen weniger zusagenden festen Aus- und Eingänge als unverzeihbar mit der modernen Schauspielkunst. Hoffentlich lassen sich aber Vorsteher und Baumeister dadurch und durch die Theilnahme des vornehmen und gemeinen Pöbels nicht irre machen und vollführen ihr rühmliches Werk.

Häusern besitzen: so muß ihm das Glück wohl wollen, wenn er gerade mit einigen gebildeten Familien bekannt wird, deren Ton und Lebensweise jeder großen Handelsstadt Ehre machen würde, sonst läuft er Gefahr, die Stadt unbefriedigt zu verlassen. Sieht er andererseits wieder bloß adliche Gesellschaften: so wird ihn eine andre Art von Illiberalität unbefriedigt lassen, wenn er nicht gerade das Glück hat, in einige der ersten Familien des Landes zu kommen, die durch ihre ächte Humanität die Zierde jedes Landes und jeder Residenz seyn würden. Große Häuser, die dem Fremden zu jeder Zeit des Tages offen ständen, giebt es hier in keinem Stande. Auch die Frauen, die hier mehr als in andern großen Städten der Häuslichkeit und ihren Familien leben, haben nicht die Gewohnheit, zu jeder Zeit des Tages Besuche anzunehmen; man muß in guten Häusern schon sehr bekannt und in gewissem Grade geachtet seyn, wenn man uneingeladen freien Zutritt erhalten will. Die Einladungen selbst sind hier nicht so häufig, als in andern ansehnlichen Handelsstädten, und meistens nur für den Abend zum Thee oder zum kalten Souper.

Am sichersten findet der gebildete Fremde interessante Unterhaltung in den gemischten Gesellschaften der mittlern Stände, wo gebildete Geschäftsleute und Litteratoren ihre Ideen und Kenntnisse gegen einander austauschen, und sehr oft eine Freiheit der Ansicht und des Urtheils zeigen, die man nicht in solchen Gesellschaften jeder großen Stadt findet. Diese Freiheit, die oft auch bis zur Originalität sich erhebt, erzeugt aber auch nicht selten einen Ton, in den sich nicht jeder Fremde sogleich findet, und der leicht gegen die Convenienzen anstößt, an die sich die europäische Welt nur gar zu sclavisch gewöhnt hat. In solchen Männern lebt gewiß noch manche Ader des alten Nationalcharakters, der selbst in der Menge durch die Gewalt der Unterdrücker und Ueberwinder nicht ganz erstickt worden ist. Dieses ließ einem im Auslande lebenden Preußen einst die Bemerkung machen, daß die meisten Preußen, die ihn besuchten, sich noch immer durch einen steifen Nacken und gebogne Knie auszeichneten. Eine Bemerkung, die in seinem Munde um so pikanter war, da jener, der früh sein Vaterland verlassen hatte, doch noch Spu-

ren dieses Auszeichens an seinem eigenen Leibe trug, und durch sein Benehmen oft bewies, daß es Ausdruck des Charakters bei ihm war.

Dieser Zug erinnert an einen in Deutschland, England und Italien vielgereisten Arzt, der wohl zu erzählen pflegt, wie der berühmte Künstler T. in Neapel, die Grille hatte, alle Menschengesichter mit Thierphysiognomie zu vergleichen, und seine naive Aeußerung darüber so weit trieb, daß er einst einem Fremden an der Tafel des englischen Gesandten Hamiltons, ihn rundum betrachtend, ohne alle weitere Einleitung sagte: verzeihen Sie, ich habe Sie bisher immer für einen Esel gehalten, eigentlich sind sie aber doch ein Ochse. Jedes auf den Erzähler aufmerksam gerichtete Auge, das in jene Grille einzugehn vermochte, wurde bei der Erzählung aber gewahr, daß die originelle Scene dem Erzähler selbst begegnet sey.

Von den ausgezeichneten Männern, die Preußen auch auswärts berühmt gemacht, wie Kant, Hamann, Lilienthal, Hippel, Scheff-

ner, Krause,*) leben nur noch die beiden letzten, und sind das ächte attische Salz der Gesellschaft, die ihrer leider nur zu wenig genießt. Gern und oft erzählt man noch von dem originellen, humoristischen Charakter Kants und Hamanns, die, ob zwar von verschiedner Natur und Lebensweise, doch beide, in allen ihren Aeußerungen, nicht Humoristen waren. Kant, der viel mit Engländern von alten derbem Schlage lebte, hatte es bis zur höchsten Derbheit und göttlichen Grobheit gebracht; ward aber wegen seiner hohen Rechtlichkeit, so wie wegen seines philosophischen Tiefsinns so hoch geachtet und allgemein verehrt, daß ihm das keinen Nachtheil brachte, oder leicht Feinde gemacht hätte. Man beeiferte sich vielmehr

*) Dieser treffliche Denker und kenntnißreiche Mann ist bald darauf, nachdem obiges geschrieben war, zum großen Bedauern aller ächten Patrioten, Gelehrten und Geschäftsmänner, gestorben. Seine Schriften giebt seitdem einer seiner Freunde, der an ihm viel verlor, der Oberpräsident von Auerwald, in Königsberg heraus.

in allen Ständen um seine Gesellschaft, die durch einen großen Reichthum unterhaltender Anecdoten, die er mit trockner Laune erzählte, für jedermann interessant wurde.

Hamann lebte nur in einem engen Kreise von Freunden, die ihn allein kannten und genossen. Von der großen Welt, und fast vom ganzen Publikum, war er völlig ignorirt, oder doch verkannt. Er soll noch in sehr achtungswerthen Kindern hier fortleben, auf denen auch der Geist des Vaters ruhen soll. Auch haben die Preußen wohl erst nach seinem Tode durch auswärtige Freunde, wie Herder, Jacobi, Claudius und andre erfahren, welch ein Mann unter ihnen ein volles Menschenleben verborgen verlebt hat, und in Jean Pauls beredten Schriften bewundern sie jetzt so manchen Gedanken und Ausdruck, der ihnen in Hamanns dicht gedrängten Schatzkästlein verschlossen und verborgen blieb. Doch hat auch er hier gewiß, gleich allen jenen Männern, kräftig auf seine Zeitgenossen gewirkt, wie jeder aufmerksame Beobachter an den ungewöhnlich verbreiteten tiefen Kenntnissen und an der klaren

Anschauung und originellen Darstellungsgabe so vieler Männer hier erkennen muß.

Es ist vielleicht das ausgezeichneteste des Charakters dieser Stadt, daß es selbst unter den Geschäftsmännern und Leuten der mittlern Classe, mehr gründlich unterrichtete Männer von mannichfachen, ausgebreiteten Kenntnissen giebt, als in irgend einer andern Stadt von gleicher Größe und Bevölkerung.

Ein anderes rühmliches Abzeichen möchte wohl der biedre, ehrenfeste Charakter des Bürgers seyn. Wo man hier mit einem ordentlichen angesehenen Handwerksmanne und mechanischen Künstler zu thun bekommt, lernt man einen stattlichen Mann, einen wahrhaft bürgerlichen Charakter kennen. Diese Classe von Menschen hat sich auch in der letzten unglücklichen, verhängnißvollen Zeit durch nichts irre machen lassen; sie tragen die Lasten und Beschwerden des Krieges mit einer Ruhe und Ergebung, die am sichersten den männlichen Charakter bezeugt, sobald gegen die fatale Nothwendigkeit nichts mehr auszurichten ist. Sie

zeigen dabei auch überall eine Anhänglichkeit und Liebe für das regierende Haus, die manchem ihrer Obern und Vorgesetzten, deren Pflicht es ganz eigentlich wäre, jene Ruhe und Anhänglichkeit im Volke zu pflegen, beschämen muß. —

Wie brav hat nicht auch das eigentliche preußische Armeecorps die alte Ehre der preußischen Waffen in diesem sonst so unglücklichen Feldzuge behauptet; selbst ihre Hauptanführer, wie Lestocq, Dierecke u. a. m. waren Preußen, die seit lange die Verehrung der Nation und der Armee genießen.

An Künstlern und großen Kunstwerken scheint Königsberg eben nicht reich zu seyn. Doch welche Handelsstadt ist das auch, wenn sie es nicht, wie einst Florenz und Venedig, zu dem hohen Grade der freien Wohlhabenheit und Selbstständigkeit gebracht, die ihr einen Platz unter den tonangebenden Staaten verdient. Königsberg hat indeß doch eine Zeichenschule, in deren Local sich einige schätzungswerthe Gemählde und Zeichnungen befinden.

Die Universität ist, gegen ihre ehemalige Größe betrachtet, eben nicht zahlreich und fast nur von Inländern besucht, seit dem Rußland seine Unterthanen nöthigt, auf inländischen Universitäten zu studieren. Den Verlust ehemaliger berühmter Lehrer scheint sie auch noch nicht wieder ersetzt zu haben; indeß bemüht man sich, selbst in dem gegenwärtigen traurigen Zustande des Landes, Männer wie Schleiermacher, Vater u. a. herzuziehen.

Der Hof, der hier ein altfürstliches Leben mit seinem Adel lebt, scheint sich hier recht wohl zu gefallen, und nicht wenige Preußen nähren den Gedanken, er könnte wohl die Hauptstadt des Königreichs zu seiner gewöhnlichen Residenz wählen. Man bemüht sich auch möglichst, dem Hofe den Aufenthalt angenehm zu machen, und er nimmt gewiß die Ueberzeugung mit von hier, es werde ihm und dem Volke ersprießlich seyn, wenn der Hof öfterer diese wichtige Provinz besucht und belebt. So kann und muß denn auch bald die fatale Rivalität und gegenseitige Abneigung schwinden, die sich von jeher zwischen Preußen und

Brandenburgern gezeigt haben soll, und jetzt eben, da von derther ganze Departements dem Hofe hieher gefolgt sind, mehr als je hervortritt. Manche jener Herren, in nicht unwichtigen Aemtern, haben sich eben auch wohl nicht bemüht, durch ihr Betragen und Verfahren jenen alten Groll zu bekämpfen; andre, die ihr Geschäft mechanischer trieben, als es in Preußen gewöhnlich seyn soll, haben auch eben nicht die Achtung der denkenden und unterrichteten Preußen erwerben mögen. Es kommen aber in Zukunft gewiß mehrere dieser ausgezeichneten Preußen in die Nähe des Hofes und der Residenz, und so kann der verheerende Krieg auf diese Weise auch wieder der Nation und dem Hofe vortheilhaft werden.

Siebenter Brief.

Danzig.

Der Weg über Elbing hieher iſt weit angenehmer und unterhaltender, als der längſt dem Haff, wiewohl dieſer in der eigenthümlichen Art des Bernſteinfangs und Sammelns auch ſein eigenes Intereſſe hat. Bei ungeſtümen Wetter, im Winter wie im Sommer, pflegen die Fiſcher mit ihren Netzen, bis über die Bruſt gegen die anſtürmenden Wellen an zu gehen, und erſt bei einer der höchſten Wellen das Netz ihr entgegen zu ſtrecken. Die Beſchwerde überſteigt dabei oft den Gewinn; es iſt aber ein einmal eingerichteter Erwerbszweig und der Stolz der Fiſcher, die durch ſtrenge Geſetze in ihren Rechten geſchützt werden, und in mancherlei Eigenthümlichkeit ihr Waſſerleben führen. Anſehnliche Sammlungen von merkwürdigen Stücken Bernſteins findet man nicht bei ihnen, da

sie ihren Fang gewöhnlich gleich an die Kammer in Königsberg abliefern.

Elbing ist eine helle freundliche Stadt, mit einer anmuthigen Umgebung, die auch von einigen wohlhabenden Kaufleuten recht hübsch angebauet worden. Es giebt viele angesehene und selbst reiche Häuser in der Stadt, und manche öffentliche Einrichtung beweist, daß das Leben dort angenehm genossen wird. Der Krieg hat auch ihr und der ganzen Strecke Landes, die wir passirten, großes Unheil und sehr empfindlichen Verlust gebracht, und die schlimmsten Folgen desselben sind immer noch zu fürchten: denn ein Handelshaus und ein Gutsbesitzer muß jetzt sehr fest stehen, um bei der gänzlichen Stockung des Handelsverkehrs und dem gänzlichen Vieh- und Getraidemangel nicht zu Grunde zu gehen.

Hier in Danzig selbst möchte dies wohl weniger der Fall seyn, obgleich die schrecklichen Folgen der Belagerung und des vier Wochen langen Bombardements hier viel stärker ins Auge fallen. Indessen hat durch dieses doch nur der älteste und

unansehnlichste Theil der Stadt, der denen von den Feinden besetzten Höhen am nächsten lag, recht stark gelitten. In dem Haupttheile und den Hauptstraßen der Stadt sind zwar viele einzelne Häuser niedergeschossen und noch weit mehrere beschädigt worden; das wird aber wahrscheinlich bald wieder hergestellt seyn, da es die größten und reichsten Einwohner der Stadt betrifft.

Eine wahre Lust ist es, Fremde und Einheimische, Feinde und Freunde, so ganz einstimmig von der vortrefflichen Vertheidigung der Stadt unter dem General (jetzigen Feldmarschall) **Kalkreuth**, und von der musterhaften Contenance und Ergebung der Einwohner erzählen zu hören. Der Gouverneur hörte keine andere Bitte von den Einwohnern, als sie nur nicht zu übergeben. Ueberzeugt, daß der General, in welchen die Stadt schon längst ein eben so volles Vertrauen hatte, als die Besatzung selbst, seine meisterlich begonnene und geführte Vertheidigung auch glücklich zu Ende bringen würde, ließen sich die Bürger zu allem bereit finden. Sie verpflegten die Besatzung, wie vielleicht noch nie eine Besatzung

verpflegt worden ist. An Fleisch und Gemüse, dem selbst eine ansehnliche Portion feiner Gewürze beigegeben wurde, an Bier, Branntwein und sogar an Wein hatte der Soldat stets Ueberfluß. Sie bewirthaten das Officiercorps reichlich — das sich aber auch von allen Seiten auf das rühmlichste auszeichnete — und versorgten es mit gutem Weine vom Anfang bis zu Ende unablässig. Es war in allem nur Ein Herz und Sinn, die Stadt dem Könige von Preußen erhalten zu helfen, unter dessen Schutz sie in der letzten Zeit zu einem Wohlstande und Reichthume gelangt waren, der sich mit Hamburg und Lübeck messen konnte. Vielleicht nur drei bis vier der größern Häuser nährten im Geheim andere Gesinnungen, die sie aber gewiß nicht hätten wagen dürfen, laut werden zu lassen; sie wurden mit einer Eifersucht beobachtet, die man nur in Freistaaten zu kennen pflegt, wo jeder Bürger sein wahres Interesse kennt und zu behaupten bereit ist.

Allem Anschen nach wäre auch die herrliche Vertheidigung mit einem glänzenden Erfolge gekrönt worden, wenn die Stadt zu rechter Zeit

und auf die gehörige Weise mit hinlänglichem Pulver versehen worden wäre, oder der General Benningsen zu rechter Zeit losgeschlagen und zur Entsetzung der Stadt das seinige gethan hätte. Ueber diese Unterlassungen hört man hier Nachrichten und Erzählungen, die man erst müßte verificiren können, um sie öffentlich zur Sprache zu bringen. Unglückliche Eifersucht unter den Commandirenden, und gränzenlose Bequemlichkeit in dem Anführer der russischen Armee scheinen indeß aus allem unverkennbar hervorzugehen. Wenn nur der geringste Theil von dem gegründet ist, was man von der Bequemlichkeit eines Mannes erzählt, der auf dem Schlachtfelde überall Muth und Kaltblütigkeit zeigen soll: so bedarf es weiter keiner Beschuldigungen und Vermuthungen von heimlichen feindlichen Gesinnungen, oder gar von Bestechungen, deren so viele ihn haben schuldig glauben wollen.

Wenn Danzig durch die neue Ordnung der Dinge, bei der es so viel einbüßt, nur wenigstens eine bessere Polizei erhielte! diese würdige alte, zum Theil recht gut gebaute Stadt in einer

der anmuthigsten Gegenden, ist eine der schmutzigsten Städte, die man sehen kann; fast alles, was zum Ressort der innern Polizey gehört, ist seit langer Zeit vernachlässigt worden. Bei der grossen Wohlhabenheit der Einwohner, die es bei guter durchgreifender Anordnung doch wohl nicht an den nöthigen Mitteln würden fehlen lassen, ist dieses desto unbegreiflicher. Im Innern der Häuser herrscht auch allgemein Ordnung und Reinlichkeit, und bei den Reichen auch ächter Luxus. Das gesellige, splendide Leben und die reichste Bewirthung in täglichen grossen Gesellschaften, hatte kurz vor dem Krieg: hier seine höchste Höhe erreicht, und Danzig wetteiferte auch darin mit Hamburg und Lübeck. Die Ufer der Ostsee, des Haffs und der Weichsel schaffen hier eine so reiche mannichfache Umgebung, von den wohlhabenden Bürgern auch so gut benutzt und angebaut, daß nicht leicht eine Stadt ihren Einwohnern hierinnen mehr Veranlassung zum frohen Lebensgenusse darbietet, oder vielmehr darbot. Möchte der freigewordne Handel ihm auch bald wieder die Quellen eröffnen, die für Danzig in den letzten zehn bis zwanzig

Jahren reicher flossen als seit langer Zeit vorher; sie verdienen es durch ihre Industrie und Gastfreiheit, und vor allen durch den wahrhaft großen Charakter, den sie in der letzten Zeit bewiesen.

Achter

Achter Brief.

Berlin.

Die Erscheinung der kolossalen Pyramiden in den egyptischen Sandwüsten kann dem Wanderer kaum auffallender seyn, als diese imposante Königsstadt mitten in dem öden traurigen Sandlande. Welch ein Weg von Mentk bis vor die Thore Berlins, in einer Strecke von mehr als hundert Meilen! der auch nach allen Seiten, so weit die Mark reicht, nach Mecklenburg, nach Ober- und Niedersachsen hin, immer so fortgehen soll. Und welch ein contrastirender Anblick, so bald man in die eigentliche Stadt kommt! Noch dicht vor der Stadt erwartet man, nach den sinkenden Strassenkothhaufen, die hier gewöhnlich ganz in der Nähe der Stadt abgeladen werden, und nach den zum Theil ungepflasterten Strassen der Vorstädte, voll tiefer Löcher und sinkender Pfützen und Lachen,

eine dem traurigen Lande gemäße Hauptſtadt.*) Hat man aber nur den erſten groſſen Platz vor dem innern Königsthore erreicht, und man ſiehet dann die wohlgebaute, von bürgerlichem Gewerbe belebte Königsſtraße entlang, über den Schloßplatz, den Opernplatz, nach der ſchönen Straße mit der herrlichen Lindenpromenade; ſo wächſt das angenehme Staunen faſt mit jedem Schritte.

Die Linden hatten mich ſchon nach der Beſchreibung gereizt und beſtimmt in ihrem Schatten meinen Gaſthof zu wählen. Seine Benennung

*) Dieſen alten Mängeln der Petieri, die vorzüglich in einem ganz unverhältnißmäßigen geringen Fond, und in dem noch ſeit dem ſiebenjährigen Kriege obwaltenden Mangel an Pferden und dienenden Händen ihren Grund gehabt haben ſollen, wird jetzt aufs kräftigſte abgeholfen. Berlin hat eine ganz neuorganiſirte Petiere erhalten, die mit weit groſſern Mitteln und einem weit zahlreichern Perſonale verſehen, groſſe Aufmerkſamkeit und Thätigkeit für alles beweiſt, was die Sicherheit und Bequemlichkeit dieſer groſſen ſchönen Stadt fordern kann.

mag auch das Seinige dazu beigetragen haben. Wenn er aber auch gleich seinem Schilde: Hôtel de Russie und seinem strahlendem Bilde der Sonne nicht ganz entspricht, so ist es doch immer ein guter Gasthof, und gegen die schmutzigen Werthshäuser in Königsberg und Danzig, vor denen mir noch ekelt, ein wahres Hotel. Vielen Reisenden löst ihn schon die reizende Lage allein den bessern Gasthöfen vorziehn, die weniger vortheilhaft gelegen sind, deren Table d'hôte man aber gerne besucht, besonders im goldnen Adler, an dem auch nicht zu verachtenden stattlich gebauten Dähnhofschen Platz gelegen, und in der Stadt Paris, der aber in einer engen traurigen Strasse, wiewohl nahe dem Schlosse, liegt. Auf französische Art eingerichtete Restaurateurhäuser haben in der letzten Zeit die Zahl der öffentlichen Speiseorte und den Luxus der Tafel ansehnlich vermehrt. Man ißt da häufig für drei bis vier Thaler die Person, obwohl man auch für einen Thaler satt werden kann.

Seit einigen Wochen durchstreife ich die Stadt nach allen Seiten, und finde in dem dreifachen,

durchaus verschiedenen Geschmacke und Styl der Gebäude, den Charakter der Regenten, dem Berlin sein prächtiges Ansehen und seinen großen Umfang verdankt. Alles was noch unter Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürsten und seinem Sohne, Friedrich dem ersten, von dem Hofe und von seiner nächsten Umgebung gebaut worden ist, hat einen großen prachtvollen Charakter. Der große Churfürst ließ viele geschickte Baumeister, Bildhauer und Mahler aus Italien, Frankreich, Holland und den Niederlanden kommen. Die ersten schönen öffentlichen Gebäude und Privathäuser wurden unter seiner Regierung gebaut. Sein Sohn baute auf diese erste gute Grundlage mächtiger fort, und war besonders glücklich in der Wahl der Baumeister, die er aus fremden Landen nach Berlin zog. Auch mit geschickten Bildhauern und Mahlern und Tonkünstlern bereicherte er seine Residenz. Dann der kleine buckliche Churfürst, der ganz im äußern Scheine lebte, und, wie gewöhnlich kleine verwachsene Leute sich gerne schminken und die grellsten Farben lieben, sich auch gerne mit königlichem Prunk umgab, der auch so gerne König seyn wollte, sich

als er dazu gelangte, am Krönungstage die Krone selbst so gierig aufsetzte, und sich dann dem großen prächtigen französischen Ludwig in allem zum Muster nahm, ahmte diesen, vielleicht auch um dadurch vor den Augen seiner edlen hochherzigen Gemahlin, Sophie Charlotte, die früher jenem großen Louis bestimmt war, ihm nicht ungleich zu erscheinen, auch in der guten Eigenschaft nach, treffliche Künstler aller Art um sich her zu versammeln, und von ihnen Prachtgebäude und öffentliche Monumente zu wahrer Verschönerung der Stadt aufführen und aufstellen zu lassen. Ihm verdankt Berlin noch seine schönsten prächtigsten Gebäude und Denkmäler. Den besten Theil des königlichen Schlosses, das prächtige Zeughaus, den Johanniter Ordenspallast, mehrere der besten Kirchen und andere öffentliche Gebäude, auch noch die schönsten Palläste und Privathäuser; die schöne Equestre Statue des großen Churfürsten, der fast kein modernes Kunstwerk der Art in Europa gleich kommen soll, und die ihren Errichter, den vortrefflichen Schlüter, zu der ersten Classe moderner Künstler erhebt.

Sieht man nun dagegen, was sein engherziger geschmackloser Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Erste, der gleich beim Antritte seiner Regierung alle fremde, ansehnlich bezahlte Künstler fortschickte und mit deren einheimischen Handlangern und einem holländischen Baumeister fort gebaut hat, bloß um den Umfang der Stadt zu erweitern, die stundenlangen Straßen mit gleich hohen, mittelmäßigen, fast unansehnlichen zweistockigen Bürgerhäusern, die mit ihren gleichlaufenden, hohen und spitzen nordischen Dächern, wie lange Grenadiercolonnen da stehn, zu ihrer Zeit auch wohl eben so einförmig angestrichen waren: so erkennt man leicht den beschränkten rohen Mann, der in seinen Garde- und Grenadierbataillons, mit hohen spitzen Mützen, das Wünschenswertheste der Welt erblickte, und mit der Erweiterung des Umfangs, der schon zu großen Hauptstadt, und der Aufnahme fremden ausgewanderten, meist armen Volks, seine Residenz zu vervollkommnen und zu verherrlichen glaubte.

Seinen Adel und andere reiche Bewohner Berlins zwang er wohl noch zur Verschönerung neuer

Plätze, kostbare Wohnhäuser aufzubauen; die wußten dann einige noch weilende Künstler, oder durch sie angeregte einheimische Talente besser zu benutzen als ihr geiziger König. Auf ihr Vermögen und auf seine Lust an fremden Colonisten rechnend, erweiterte er den Umfang der für das Land schon viel zu weitläuftigen Stadt, ganz ungebührlich große Ackerfelder zog er in die Stadtmauer, mit welcher er ganz Berlin umgeben wollte. —

So ist auch des großen Friedrichs Bauart ein wahrer Typus für seine Geschmacklosigkeit in der Kunst und für sein Bestreben die Hauptstadt, wie im Ganzen den Staat überhaupt zu einer unhaltbaren Größe zu erheben, und mit trügendem Scheine auszuschmücken. Auch er bediente sich des holländischen Baumeisters Baumann, den sein Vater ihm hinterließ, um nur höhere, drei bis viereckige, besser in die Augen fallende Häuser, ohne schöne, oft auch ohne richtige Verhältnisse, voll widerlicher, unpaßlicher Verzierungen, in Menge aufzuführen. Nirgend ist da Zusammenstimmung und vollendete Ausführung; schlechte Fenster, schlechte Thüren, elende Treppen in

Häusern vom größten, äußern Ansehen. Nie hat Friedrich wohl das Innere eines solchen Hauses betreten; ihm genügte, wenn er durch die schnurgeraden Straßen ritt, an den langen Reihen, glänzend in die Augen fallender Façaden, die er selbst in Masse, straßenweise, oft gegen den Wunsch und Willen einzelner Hauseigenthümer, neu aufführen ließ. Seine hohe Klugheit, die ihn nie verließ, schonte denn auch wohl wieder einige Häuser widerspenstiger alter Jungfern und Wittwen, die lieber ihr altes trocknes Haus, in welchen sie den Schnecken gleich heimisch waren, behalten wollten, und ohne Scheu klagend laut wurden über den gewaltsam aufgedrungenen Bau, der sie nur in ihrer Ruhe störte.

Die innre Einrichtung der Häuser kam bei ihm wenig in Betracht; ihre bessere Anordnung und Ausführung blieb dem Eigenthümer überlassen, fiel ihm zur Last, der oft gar nicht im Stande war, das höhere, größere neue Haus innerlich auszubauen und einzurichten. In dem Falle behielt es denn zu seiner quasi italiänischen Façade seine vom Könige gutgethane casernenmä-

ſige innere Einrichtung. Zu ſolchen, und faſt zu allen ſeinen Bauten, bediente ſich Friedrich, der ſich überall für fähig hielt, alles ſelbſt anzuordnen, außer jenem holländiſchen Baumeiſter, auch wohl Officiere aus ſeiner Armee, die von der bürgerlichen Baukunſt wenig Begriff und Kenntniß hatten, von der ſchönen noch weniger; die auch gezwungen waren, alles genau nach ſeiner Vorſchrift und den ihnen vorgelegten Zeichnungen oder Kupferſtichen, in größter Eile, für die möglichſt geringſten Koſten auszuführen.

Faſt das einzige Gebäude von reinem, gutem Geſchmacke, welches gleich zum Anfange der Regierung Friedrichs des Zweiten aufgeführt wurde, verdankt Berlin ſeinem genialen Jugendfreunde, dem Hauptmanne von Knobelsdorf, der ſich ſehr ernſtlich mit der ſchönen Kunſt beſchäftigte, und von dem Herr von Bielefeld ſchon während ſeines Aufenthalts bei dem Kronprinzen in Rheinsbergs eine ſo vortheilhafte Beſchreibung macht.

Das treu entworfne Bild von einem Jugendfreunde des großen Friedrichs, aus der Fe-

der eines nicht gemeinen Beobachters, deſſen Schriften aber nicht mehr geleſen werden, verdient wohl in Erinnerung gebracht zu werden; es bezeichnet die Umgebung eines würdigen Thronerben auf eine bedeutende Weiſe, beſonders wenn man das gleich drauf folgende vom Baron von Kaiſerling daneben betrachtet. Herr von Bielefeld ſagt: „Der Herr Baron von Knobelsdorf iſt ein Herr von einem ernſthaften Betragen und von einer etwas finſtern Miene, allein von weſentlichen Verdienſten. Sein äuſſerliches Anſehen hat weder etwas artiges noch hofmäßiges; allein er iſt deßwegen nicht weniger verehrungswürdig. Ich vergleiche ihn mit einer Eiche, und Sie wiſſen, es iſt nicht nöthig, daß in einem Garten alle Bäume ſo zierlich, wie zu Marli, in Bogen geſchnitten ſind. Wenn man den Verſtand als eine Perſon ſchildern wollte, ſo könnte der Herr von Knobelsdorf das Bild dazu abgeben. Sein Umgang iſt lehrreich, und er beſitzt in der Baukunſt, in der Zeichnung und in der Mahlerei ſehr vorzügliche Geſchicklichkeiten. Friedrich ſelbſt ſagt in der Eloge, die er ihm hielt: Il étoit né peintre et grand architecte

la nature en avoit fait les frais, et il ne restoit qu'à l'art d'y mettre la dernière main. Auch von seinem Charakter macht hier Friedrich eine jener ähnliche Schilderung, die aus der Feder eines großen Königs von der höchsten Bedeutung ist. Er sagt: Monsieur de Knobelsdorf avoit un caractère de candeur et de probité qui le fit estimer généralement; il aimoit la verité et se persuadoit qu'elle n'offensoit personne; il regardoit la complaisance comme une gêne, et fugoit tout ce qui paroissoit contraindre sa liberté; il falloit le connaitre particulièrement pour sentir tout son mérite. Schon als Kronprinz ließ Friedrich ihn nach Italien und Frankreich reisen.

Friedrich liebte die Musik über alles, und je mehr ihn sein harter Vater in ihrer Ausübung beengt und gehindert, sie für sich selbst auf Regimentsmusik beschränkt hatte, desto eifriger wollte er ihr gleich beim Antritt seiner Regierung einen herrlichen Tempel erbauen, um darin alles, was die Tonkunst damals Großes und Schönes hatte, zu versammeln. Knobelsdorf machte eine zweite

Reise nach Italien, um die dortigen Theater zu sehen und genau zu untersuchen, faßte und bildete dort seine Idee zu einem großen Operntheater und führte sie nach seiner Rückkunft mit vielem Verstande und Glück aus. Es ist ein herrliches Gebäude im größten reinsten Styl, mit Bildsäulen des Apollo, der Melpomene und Thalia, und denen des Sophokles, Euripides, Aristophanes und Menander, und mit Basreliefs aus der Geschichte des Apollo's und Orpheus, geschmackvoll verziert. Auf dem Frontispis über sechs freistehenden korinthischen Säulen lieset man die Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. (König Friedrich dem Apollo und den Musen.)

Zum größten Scandal steht diesem schönen Gebäude die königliche Bibliothek gegenüber, womit der oft genannte holländische Baumeister sein langes unrühmliches Künstlerleben würdig krönte. Es ist nicht möglich, sich etwas Geschmackloseres zu denken; wie eine altmodische vielfach geschweifte Commode ist sie gestaltet, und niemand würde darauf fallen, daß dieses winkliche, gewundne Gemäuer zu Aufstellung einer Bibliothek bestimmt

sey. Selbst in Berlin führet man sie als das vollkommenste Muster des schlechten Geschmacks an. Wie in Rom eine neue Kirche, ohnweit dem herrlichen Pantheon, dem auch wohl das Opernhaus zum Theil seine Hauptfaçade verdankt, als vollkommenster Gegensatz vorgezeigt wird. Närrisch genug wäre es, wenn gerade jene Kirche, deren widersinnige Façade, in der die Bibliothek wirklich nachgeahmt ist, durch die Nähe der Blätter vom Pantheon, in großen römischen Kupferstichsammlungen, den König, der gerne nach solchen Abbildungen seine Bauten anordnete, darauf gebracht hätte, auch in Berlin denselben Contrast von der edelsten Kunst und der geschmacklosesten Bauerei unschuldiger Weise so neben einander zu stellen.

Ein eben so schlechtes, höchst kleinliches Gebäude war das ehemalige französische Theater, welches König Friedrich von demselben Baumann mitten auf dem weiten großen Gensd'armesmarkte für eine kleine sehr mittelmäßige französische Truppe bauen ließ, während die deutsche Truppe in der verachtetsten Hurengasse auf dem, in einem Stalle errichteten Theater spielte. Der

jetzige, patriotischer gesinnte König hat jenes wegreißen und an seine Stelle ein großes Nationaltheater hinsetzen lassen.

Am vollendesten stellen aber den unseligen Charakter des, ich will und kann nicht, oder eitlen Schein für Realität, die verwünschten beiden Colonaden *) mit ihren Thürmen dar, zur Maskirung zweier kleinen alten Kirchen gebaut, in deren Mitte das Theater steht. Eine armseligere Scheinpracht läßt sich kaum denken. Bei den Thürmen, die vollkommen wie Papagayen-Vogelbauer aussehen, ist nicht einmal die Perspective für die Höhe

*) Ein neuer Schriftsteller, Julius von Voß, hat in seiner Schrift über Paris doch wohl nur eine bittere Ironie in den Worten ausgesprochen: „Die Thürme auf den Gensd'armesmarkt zu Berlin, bey denen man nicht genug bedauern kann, daß sie ohne passende Kirchen gelassen wurden, scheinen an königlichreicher Schönheit dem Pantheon zu Paris, der Londner Paulskirche, der Kirche des Karl Borromäus zu Wien und der Isaakskirche in Petersburg den Rang streitig zu machen."

berechnet und beobachtet, sie scheinen ganz nach den Verhältnissen ausgeführt zu seyn, die das närrische Ding in der Zeichnung auf dem Blatte machte, und haben daher ein höchst gedrücktes, kleinliches Ansehen.

Die ärmlichen Colonaden auf Brücken über Gräben ohne Wasser, wie die Jägerbrücke und Königsbrücke, sind auch sprechende Bilder der modernen Geschmacklosigkeit und des eitlen Strebens nach blendendem Scheine.

Auch die Denkmäler preußischer Helden, zum Theil in antiken, zum Theil im modernen Costüm, welche den Wilhelmsplatz und Lustgarten zieren, sind meistens nur mittelmäßige Kunstwerke, die sich von gewöhnlichen Gartenstatuen nicht durch viel mehr, als durch ihren edlen Stoff, den Marmor, unterscheiden.

Unter Friedrich Wilhelm II. ward das einmal in Gang gebrachte Bauwesen so fortgetrieben. Langhans, der aus Breslau herberufen wurde, wo er mehrere ansehnliche Gebäude von gutem

Geschmacke aufgeführt, brachte auch hier in die ihm übertragenen Gebäude etwas mehr Geschmack und Regelmäßigkeit. Sein Hauptgebäude war das neue Nationaltheater, dessen Aeußeres aber eben nicht für seinen Geschmack zeugt, und in seiner innern Einrichtung auch bei allem Raffinement für Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit manche auffallende Mängel hat. Davon ein andermal ein mehreres.

Alle die seit einem Jahrhunderte aufgehäuften Steinmassen geben aber der Stadt für den ersten Anblick ein so großes imposantes Ansehn, wie fast keine andere Stadt in Europa dem Reisenden darbietet.

Das Hauptmonument, welches während der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten in Berlin errichtet ward, galt ihm selbst. Es war das Brandenburger Thor, am Ende der Linden, aus welchem man gleich in den Thiergarten tritt, von Langhans nach einem Thore zu Athen erbaut, und die aus Eisenblech geschlagene colossale Victoria über dem Thore. Eine Erfindung der da-

damaligen Geliebten des Königs, der Fräulein von Voß, nachmalige Gräfin von Jugenheim, die in dem siegreich rückkehrenden Theseus, der eben das Meerungeheuer überwunden hatte, den Sieg ihres königlichen Geliebten, durch den Herzog von Braunschweig und einige Husarenregimenter, über die armen überlisteten batavischen Sumpfbewohner erfochten, öffentlich gefeiert sehen wollte. Zu gleicher Zeit mußten der Hofdichter und Capellmeister denselben Gegenstand in der italiänischen Oper Andromeda bearbeiten.

So ahmte der Großenkel auch wieder den ruhmsüchtigen französischen Ludwig auf seine Art nach. Was den siegreichen Feind der letzten Zeit, der bei sich zu Hause im Besitze der größten Kunstschätze der alten und modernen Welt ist, bewogen haben kann, dieses große Stück Klempnerarbeit als Trophée mit sich wegzuführen, ist nicht leicht zu errathen. Man sagt, die Gier des Meisters nach der Ehre, sein Werk in Paris aufgestellt zu sehen, habe selbst dazu beigetragen, indem er die Besorgniß der Herabnahme der collo-

salen Masse übernahm, zu welcher sich kein patriotisch gesinnter Handwerker der Stadt verstehen wollte.

An ein weit edleres, zweckmäßigeres Denkmal des großen Vorgängers, der es gewiß eben so sehr um den Staat und sein Volk verdient hatte, als der große Churfürst, ward während der so verschwenderischen Regierung nicht gedacht. Der war und blieb in den Augen, des durch seine elende Umgebung verblendeten Nachfolgers, nur der Unchrist und Tyrann, der ihm, wie seinem Vater, einen schönen Theil des Lebens verkümmert und verbittert hatte, und ohne die letzte Oehlung starb, wie er ohne die christliche Communion gelebt hatte.

Man muß überall erstaunen, wie wenig Friedrich Wilhelm der Zweite, der in einer zehnjährigen Regierung, außer den ansehnlichen jährlichen Staatseinkünften, über hundert Millionen Thaler vergeudete, zur wahren Verschönerung und Verherrlichung seines Staats und seiner Residenz gethan hat. Das Innere des Opernhauses hat

er reicher dekoriren lassen, und die italiänischen großen Opern, die er von seinen und von fremden Capellmeistern jährlich komponiren ließ, sollen mit großer Pracht und mit der vollkommensten Orchesterbesetzung aufgeführt worden seyn. Jetzt ist davon kein Nachhall mehr übrig. Die italiänische Oper und das königliche Orchester sind aufgehoben, oder vielmehr in der bösen Zeit des letzten Kriegs und seiner Nachwehen von selbst größtentheils auseinander gegangen.

Von dem ganzen öffentlichen Leben Friedrichs Wilhelm II. hört man eben nicht viel rühmen; desto mehr aber von seinem Privatleben mit Weibern und Geisterbeschwörern, oft mit großer Bitterkeit sprechen.

Das Beste, was ich hier noch über ihn hörte, ist ein kleines Sinngedicht, das ihn mit seinem Vorgänger in Paralele stellte. Merkwürdig ist mir dabei, daß die Berliner darin glauben, das höchste Lob Friedrichs auszusprechen. Es heißt:

Friedrich, ohne Götter, ohne Räthe, ohne Weiber,
War sich selbst genug;
Wilhelm hat der Götter, hat der Räthe, hat der Weiber,
Nie und nie genug.

Den meisten Einfluß auf sein Leben hatte wohl seine Jugendgefährtin, die sich ihm bis zum Tode nothwendig zu machen wußte, die ehemalige Madame Rietz, nachmalige Gräfin Lichtenau. Kürzlich hat sie den auffallenden, eben nicht gelungenen Versuch gemacht, jenes Verhältniß als unschuldig und edel in einer öffentlichen Schrift darzustellen, und ich höre hier oft darüber mit Heftigkeit auch wohl Bitterkeit debatiren. Es circulirt in mehrern Zirkeln ein Brief eines preußischen Officiers, der sich in Wien mit ihr zusammen fand und viel Kenntniß der damaligen Zeit und des Hofes verräth. Man hat mir eine Abschrift davon mitgetheilt, und er scheint mir interessant genug, um ihn diesem Briefe beizufügen.

An Herrn Major von L. in P.

Wien.

Nun aber etwas, das Dich mehr belustigen wird. Wen finde ich jetzt an der großen Table d'hôte zur Kaiserin von Oesterreich — wen? — Unsre allerliebste Mamsell Linke, Madame Krieg, Gräfin von Lichtenau, Frau von Holbein; und wie? los und ledig, auf der Jagd nach einem neuen Namen mit und ohne von, wie es der letzte dran gewesen auch war. Wie ist der Engel gefallen! um den war alle, als um einen allerliebsten kleinen Engel, dann weiter als um einen großen Engel des lustigen Himmels, und zuletzt wohl auch als um einen bösen Engel, den man möglichst viele Kerzen anzünden und verbrennen mußte, gleich gierig, buhlten! Wie hat jedes jedes seichere Leben sein eignes Grab auf dem so leicht beweglichen Gesichte gefunden! Ihr Glück, daß eine schöne Gestalt nicht altert, sonst ging man ihr aus dem Wege. Das konnte ich nicht so ganz, wie ichs wohl gewollt hätte: als ein alter Anbeter wißt ich wohl Euch Alten. Das wäre auch alles recht gut und schön, und würde weiter keiner Erwähnung verdienen; aber denke Dir, der Schatz hat sein eignes Leben geschrieben — das heißt wie der ehrliche Leinackenhermann im Benjowsky — sagt, sie hat es nicht geschrieben, sondern schreiben lassen — und auch nicht ihr eignes, sondern ein sich

gar schlecht angeeignetes — um — ich bitte Dich — um sich als einen zarten Tugendengel, bis über die funfzig hinaus angebetet und anbetungswürdig zu schildern, oder von ihrem Schreibebengel schildern zu lassen. Ich kann mir und Dir den Spaß unmöglich versagen, ich muß die lieben beiden rosenrothen Büchleins nochmals zur Hand nehmen, und muß Dir die Hauptzüge an eine Schnur reihen. Ersticke mir nur nicht vor Lachen.

Den Titel von dem Dinge, das hier wirklich Sensation zu machen scheint, sollst du gleich ganz haben: Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller, von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie. „Nothwehr entschuldigt Selbstlob.“ (Lessing.) Nimm die Hauptzüge so kurz als möglich, aber doch auch möglichst mit ihren eigenen Worten, und mit einigen theilnehmenden Anmerkungen.

Ohne ihr Zuthun und selbst gegen ihren Wunsch stellte sie ihr hartes Schicksal auf einen Platz, um den sie tausende unverdient beneiden. — Die fromme Unschuld! —

Verläumdet, einsam und ohne Stütze, bleibt ihr nichts übrig, „als in den Stand der Natur zu tre-

ten und sich selbst zu vertheidigen." Das arme Kind! das in solchem Alter noch in den Stand der Natur treten muß!

Kraft, Würde, gutes Gewissen und Redlichkeit kommen in ziemlich langen Perioden vor. Wem fällt dabei nicht das witzige Wort des verruchten Cranz, unseligen Andenkens, ein, als Nicolai in einer Vertheidigungsschrift gegen den alten ehrlichen Wieland, der ihn allerlei Kaufmannskniffe beschuldigt hatte, seinen ehrlichen Mann mehrmals mit großer schwabacher Schrift drucken ließ: „Möcht ich doch lieber in die Höhle eines Leoparden gehn, als in das Haus eines Mannes, der seine Ehrlichkeit mit schwabacher Schrift drucken lassen muß." Der verruchte Kerl lief zwar dem ehrlichen Nicolai das Haus fast ein, daß er ihm doch für seine Handlung eine Anzahl Exemplare von derselben Schmähschrift abnehmen sollte; das that aber nichts zur Sache und schadet dem guten Einfalle weiter nicht. Doch weiter!

Unsre Schöne sieht den würdigen Nachfolger Cranzens, den verruchten Kriegsrath von Cöln ein einzigesmal, er schmäht sie in seinen vertrauten Briefen und wo er irgend ein nasses Blatt unter den Preßbengel bringen kann — und wirbt durch einen Freund um ihre Hand — das nen-

ne ich noch Industrie und Bescheidenheit! Wenn der Mensch nicht noch irgendwo einen kleinen Hof findet, der ihn zum Premierminister macht, so giebts keine kleine Höfe für große Genies mehr.

Gegenseitig wird klüglich aus Cölns Verläumdungen angeführt, daß er von ihrer damaligen „Wunderschönheit, ganz Ebenmaaß, ohne Gleichen" spricht und — gänzlich deprecirt.

Für ein albernes Familienregister assignirt sie wie billig dem Herr von Cölln eine Maulschelle, die er sie von ihrer ältern Schwester, unseligen Andenkens, bekommen läßt. — Du kennst das lange, hohle, übertünchte Grab!

Nun kommt die eigene naive Lebensgeschichte.

Ein Graf von Anhalt Dessau (!) war ihr Pathe und recommandirt sie als ein neun bis zehnjähriges Kind dem damaligen Kronprinzen von Preußen, dieser giebt sich alle Mühe, sie als ein dreizehnjähriges Mädchen zu gewinnen. Ob sie in diesen Jahren ihm nachgestellt habe, oder auch nur einen Gedanken auf ihn haben konnte, überläßt sie jedem Vernünftigen zur Beurtheilung. Das nenne ich mir einen wahren Köhlerglauben an die Vernunft!

Ehe ihre Vernunft aber noch ausgebildet war, nimmt sie der Kronprinz mit sich nach Potsdam. — Süße Gewalt! —

„Jetzt begann allmählig das Amüsement auf chinesische Art," wie das Mamsellchen dem lieblichen vertrauten Briefschreiber naiv nachschreibt und mit aller kindlichen Grazie einflicht. „Daß aber das Geistige so ganz übergangen wird, als wäre daran kein Gedanke gewesen, ist abermals eine schreiende Ungerechtigkeit." Es wird ihr eine Gouvernante gegeben, die ihr im Französischen weitern Unterricht giebt, und der Kronprinz unterrichtet sie selbst in der Geschichte und Geographie. — Schade, daß damit nicht auch der Unterricht im Lesen und Schreiben verbunden wird! Du kennst die chinesischen Billetchen unserer allerliebsten Mamsell Encke, und der schönen Madame Ritz, und der stolzen Gräfin Lichtenau. Ein solches treu in Kupfer gestochen, würde einen richtigen Begriff von ihrer königlichen Bildung geben, als all das Magister-Geschreibsel, in welchem nun alle Völker und Geschichten aufgezählt werden, von der Brandenburgischen Erbhuldigung bis zur Griechischen und alle Anderen, die der Kronprinz mit seinem schönen Zöglinge vorgenommen — haben könnte vermuthlich. Wir erfahren sogar, daß die Memoires der Madame Stael, die der Kronprinz vor vierzig Jahren mit dem schönen Kinde las, nicht von der Madame de Stael geschrieben sind, die jetzt schreibt, und schwerlich volle dreyßig Jahre alt seyn wird, wenn man sie selbst darum befragt. Auch erfahren wir bey der Gelegenheit, daß der Kronprinz, auch

noch als König, besonderes Wohlgefallen an dem dicken Ritter Zailstaff nach Eschenburgs Uebersetzung gehabt! —

Die Lectüre der Pucelle d'Orleans wird dem armen keuschen Kinde untersagt. Auf welchem Nebenwege das gute Kind wohl den Titel des Buchs erfahren hat! Durch solches dreijähriges historisch-geographisches Studium werden die beiden edlen Seelen „gleichsam auf Einen Ton gestimmt." — Wie rührend! — Sie liebte in dem Kronprinzen „einen Lehrer, der ihr unablässig neuen Stoff zum Denken und Fühlen gab" — dieses Band hat so lange gehalten, bis der Tod es zerriß. Was Wunder? die zarten Seelen verschrieben sich ja einander auf ein klein Zettelchen, mit ihrem eigenen Blute, das sie mit einem Federmesser ihrer respectiven Maus entladeten, zur Treue bis in den Tod; wie am Ende der Lebens- und Leidensgeschichte sehr romantisch ans Licht kommt, als ein Grund, daß die blutverschriebene treue Freundin bis in den Tod nicht an ihre Sicherheit denken konnte, wenn auch die kleine sibirische Schlange sie nicht so fest umschlungen gehabt hätte.

Nach drei Jahren glaubte der königliche Lehrer ihre „Bildung schon ziemlich vollendet." Das kommt von dem beständigen Beisammensitzen; hätten sie sich

entfernt von einander, schreiben müssen: so hätte der Kronprinz wohl gemerkt, woran es noch gar sehr fehlte, und die Reise nach Paris, um von Vestris tanzen zu lernen, noch etwas verschoben. Vom Tanzen hätte die Rede wohl schon früher seyn sollen, denn mir schwebt so etwas von Figuriren im Opernballet vor, welches die erste Bekanntschaft des schönen Kindes mit dem jungen, leicht feuerfangenden Prinzen gewesen seyn soll. Von Vestris erfährt man auch nichts während den sechsmonatlichen Aufenthalte in Paris, aber wohl von Bekanntschaften mit russischen Fürsten und Grafen. Bei einer Lustfahrt nach Fontainebleau begegnet dem schönen Kinde ein Abentheuer, das auf die aller avantageuseste Art verschwiegen wird.

Durch eine feine Anwendung eines Kabinetsbefehles von Friedrich an die Policei, die mir so eben aus dem Gedächtniß eingefähr citirt wird, aber darin genug mit einer schmeichelhaften Schlußformel für das schöne Kind schließt, deren Inhalt eigentlich aber seyn soll, daß der Policeipräsident dafür sorgen solle, daß der Kronprinz seinen Schatz nicht in Berlin, sondern nur auf dem Lande sehe: erhält das schöne Kind den ersten Landsitz in Charlottenburg sogar „durch Friedrich den Großen," und nebenher „einen Mann an Rietz," doch nur „vorübergehender Art!" Wie nah!

„Mit der Röthe der Schaam und des Unwillens“ schreibt das zarte Kind mit der bleiernen Magisterfeder dem unverschämten Verläumder nach: „sie sey aus der Geliebten die Kupplerin des Königs geworden, und habe die Schlachtopfer unterrichtet.“ „Mit erstickten Unwillen“ wird darauf geantwortet, „daß seit dem Antritte der Regierung des Königs und schon vorher seine Liebe zu ihr in bloße Freundschaft überging; alles physische Amusement hatte ein Ende.“ Alles?! — Zur Widerlegung der Kuppelei werden gar naiv ihre höchsten Widersacher, die beiden hochadlichen declarirten Maitressen, die Ingenheim und Dähnhof genannt, die sie nie sah, also freilich auch nicht unterrichten konnte!

Hof-Orgien und Gelage, mit denen der großmüthige Cöln freigebig ist, werden schnöde abgewiesen und ein Kränzchen mit geheimen Räthen eingestanden. Verzeihen Sie, sagte ein Berliner damaliger Zeit zu einem Fremden, den er, ohne ihn zu kennen, aus Mundgewohnheit mehrmalen Geheimerath nannte, verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne, man ist das hier so gewohnt, weniger als Geheimerath kann man hier nicht wohl seyn. Von den fremden zugelassenen Gästen werden nur zwei Engländer genannt, ein Mylord und ein Interims-Gesandter. Wie vornehm! Die armen Lieutenants und Cornets, Castraten und Poeten, Musikanten und Comödianten,

die ſie täglich umſchwärmten, werden ſchnöde ignoriert. In einem beſondern Quadre kommen einige der kluͤgſten und gelehrten Hausthiere nachgehinkt. Das Bedeutendſte im ganzen Buche iſt wohl, daß ihre wirklichen Liebhaber, zu ihrer Zeit Jahre lang hintereinander anerkannt, gar nicht genannt werden. Da iſt kein Kleiſt, kein Kaphengſt, kein Gualtieri, kein Oborski und wie die Gluͤcklichen ſonſt alle heißen. Templeton und Douilly kommen dort nur einmal ſo ganz gelegentlich vor. Hier liegt aber eigentlich der ſchlimmſte Hund begraben, den man nicht gerne weckt. Aus alter Pudeltreue und Dankbarkeit will ich ihn auch ruhig ſchlafen laſſen. Es würde mit jenen French and english dogs auch ſo mancher deutſche Hund geweckt werden.

Der Vorwurf „Schurken gehoben und Bettler bereichert zu haben,“ wird platt weggeleugnet und durch einen wunderſchönen Uebergang zur Familie übergegangen, die der Teufel dem Engel ans ſchöne Gefieder gehängt hatte. Daraus, daß dieſe alle am Ende doch nichts hatten, ſie mochten bekommen ſo viel ſie wollten, wird gar ſchön bewieſen, daß ſie nie etwas empfangen hätten, das der Rede werth ſey. Wo ſah man aber wohl je in bleibendem Wohlſtande endende Glückpilze und Creaturenfamilien? Das iſt immer der Segen des redlichen Erwerbs und guter Haushaltung.

Freunde werden zur Ehrenrettung im Elende angeführet, daß die Frau Gräfin für wahre Freunde, die es wirklich mit ihr treu und redlich meinten, und sie von mancher Thorheit und Schlechtheit lange Zeit abhielten, je etwas gethan haben sollte, wird ihr sterlich kein redlicher Mann je nachsagen. Daß sie aber reiche Monopolisten und zudringliche hochbetitelte Gauner und Kriecher nicht für Schurken und Bettler gehalten, kann man ihr allenfalls auf ihr Wort glauben.

Nun kommt der weise Buchholz dran, der mit den Worten des jetzigen Königs zum Kabinetsrath Menken: „Sie kennen das Weib, welches meinen Vater täglich besucht, um sich zu bereichern“ nach seiner extrafeinen plumpen Manier herauszieht, und entreißt ihr die wahre ganz unschuldige Geschichte ihrer Bereicherung.

Ein Haus in Berlin zu dem in Charlottenburg ist nichts; der neue höchst kostbare Bau mit einer großen Oekonomie- und Gartenanlage in Charlottenburg ist wenig, der jetzige König selbst muß sich bewundern über die Bescheidenheit wundern; der Ballast unter den Linden, der jetzt der königlichen Schwester und ihrer ganzen Familie eine anständige und fürstliche Wohnung gewährt, „nichts weniger als erfreulich;“ ein neuerbautes Theater im Hintergebäude kaum der Rede werth; erst hundert Ducaten

monatlich gar nichts; dann drei hundert Louisd'or monatlich nur eben zur Bestreitung der Oekonomie; einige tausend Thaler von Zeit zu Zeit zu Badereisen sehr natürlich; Schmuck und Bedürfniß für den erhabnen Beschützer, der sie auf Reisen schickt, gegen ihren Willen zwingt Gräfin zu werden, bei Hofe präsentirt; — — — die Juwelen, die sie vom Könige bekommen, sollen nach gerichtlicher Taxation (dessen natürlich, was dem Taxator als solche vorgelegt wird) noch lange nicht zwanzig tausend Thaler betragen haben; die Juwelen, welche sie sich selbst angeschafft, (wovon?) oder von andern Personen zum Geschenk erhalten, (wofür?) „gehören hoffentlich nicht furs Publikum." Wie naiv! Zwei tausend Thaler jährlich auf angekaufte Güter für ihre Kinder; nach dem Tode des Grafen von der Mark die Zusicherung der ganzen Güter-Revenue von vier tausend achthundert Thaler, die endliche Erlangung des völligen Eigenthums jener für 136000 Thaler angekaufte Güter; bei aller Verschwendung auf Reisen und in Berlin doch noch zurückgelegte und in der Bank belegte dreißig tausend Thaler; geschenkt erhaltenes Silbergeschirr, was 26579 Thaler taxirt wird, und endlich zum Schlußstein 500,000 Thaler in holländischen Banconoten in aller Form zugesichert — das alles wird schließlich als ein gerechter Lohn für aufgeopferte Unschuld, für getheilte Jugendnoth ganz bequem angerechnet.

Nun steigt des Magisters Logik und des guten Kindes Verblendung aufs höchste. Der Verfasser der Charakteristik Friedrich Wilhelms III. läßt diesen seinen weichen Vertrauten klagen: „daß er nicht zu seinem sterbenden Vater hindürfe, das Weib, welches um ihn ist, will es nicht haben, aber wart! so bald ich König bin, will ich dich bestrafen, schändliches Weib. Ich hasse niemand, lieber Köckritz, aber sehn sie, dieser Frau könnte ich den Kopf abschlagen lassen.“ Köckritz antwortet, wie gewöhnlich, auch hier nichts, aber die Schöne bringt ein Billet von ihm vor, in welchem er ihr sechs Jahr nachher einen Besuch zusagt. Hiedurch beschwört sie ihn jene schriftlichen öffentlichen Lügen öffentlich zu widerlegen, und findet schließlich die Widerlegung schon darin, daß der König ihr nicht aus Haß den Kopf hat abschlagen lassen, „da doch nichts den König hindern konnte zu thun, was er als Kronprinz wünschte.“ In diesem Worte liegt ein trefflicher Charakterzug für eine Favorit-Sultanin.

Nun hast Du doch wohl genug? und wir sind dennoch erst Seite 82; der erste höherisch polemische Theil des Werkleins zählt aber allein 225 Seiten — die übrigen 216 Seiten schleppt der ungeschickte Geselle das arme unschuldige Wesen durch allen Mist und Teufelsdreck der elenden Scribler männlichen und weiblichen Geschlechts, die das lustige, übermüthige

muthige Kind der ſchändlichſten Vergehungen zeihen, an die wohl ſelbſt der niedrigſte Pöbel eben ſo wenig geglaubt hat, als das holde Kind ſich ſelbſt ſo ganz unſchuldig davon wiſſen mag. Sie muß demnach ihre recht ekelhaft widrige letzte Heirathsgeſchichte mit einem jungen ſächſiſchen Edelmanne und deſſen Davonlaufen, ihr Nachlaufen und ſein ſchmähliges Trotzen nach dreijähriger höchſt glückſeliger Ehe, in der es ihm aber ſchon im erſten Jahre ſo heiß wurde, daß er bis Paris laufen mußte, ſo recht in die Breite ſelbſt erzählen: den Beſchluß machen wahre Tollhausſcenen mit verrückten, verſeſſenen Weibern, aus denen kein Menſch klug wird.

Der zweite Band beſteht aus hundert Liebesbriefen und kriechenden Epiſteln von verliebten und verrückten, alten und jungen Gecken, kriechenden und beteinden Fürſten, Miniſtern, Geſandten und ihren Weibern und dergleichen vornehmen Pöbel mehr, alle aus den letzten Jahren des glänzenden Prunklebens. Da kommen denn auch, um das Geſpann voll zu machen, die armen Lieutenants, Hofmeiſters und Vetten mit auf Knieen angerutſcht. Der tolle Biſchof Briſtol, einige ſiebenzig Jahre alt, und ein junger geckhafter Chevalier de Saxe ſpielen die Hauptrollen darin. Von dem alten Narren nur das kleinſte Pröbchen, an eine ziemlich bejahrte Frau geſchrieben: „Dans une heure-mais une heure bien

longue je pars pour l'Allemagne, l'antipode de cet enfer Italien, et comme le vent est au nord chaque pas que je ferai, je me dirai: peut etre ce souffle vient d'Elle — a passé sur ses levres de Roses, s'est amalgamé avec son haleine de Zephyrs et je croirai inhaler au moins quelques atomes de l'haleine de ma chère Wilhelmina.“ Der Chevalier fängt einen Brief ſo an: Tu m'as donné en partant un mouchoir, tu savois d'avance que je ne pourrois pas le voir loin de moi, sans fondre en larmes. Eh bien oui, tu as eu raison, il est trempé de mes pleurs ce mouchoir etc. etc. Und ſolche Kindereien läßt eine Frau von einigen funfzig Jahren in ihrer Apologie abdrucken! —

Verhüt's Gott, daß ſie mich nicht feſthält, meine Meinung über das Büchlein zu wiſſen, oder wie ſie ihre Apologie hätte klüger machen ſollen, wenn's doch einmal nicht geſchwiegen ſeyn konnte, was in ſolchen kitzlichen Fällen aber immer bei weitem das Klügſte iſt. Ich wüßte ihr nichts anders zu rathen, als eben ſo gerade heraus, wie ſie gelebt, auch zu ſagen, ohngefehr ſo:

„Ich war ein kleines nettes patziges Stutznäschen, eine wahre Porcelane, der Kronprinz, ein zärtlicher Schäfer, ſah mich tanzen, verliebte ſich in meine ſchöne Geſtalt und den weißen Hals und Bu-

ſen, wurde mit meiner Mutter eben ſo ſchnell fertig, als mein eigentlicher Vater, nahm mich zu ſich nach Potsdam, liebelte und tändelte mit mir, und ließ mir auch nebenher manchen andern luſtigen Spaß zu. Der mit Rietz bekam mir am übelſten. So bald ich einen Sohn von ihm hatte, war der Prinz zu delicat und zu gewiſſenhaft, weiter mit mir zu thun zu haben. Ich mußte mich endlich gar mit ihm entfernen; aber zu unſerm Glück waren die Schönen, die auf mich folgten, nicht ſo geſchickt und unterhaltend wie ich, die andern Bedienten nicht ſo tüchtig und gewandt, wie Rietz: der Kronprinz konnte uns nicht entbehren, Gewohnheit und mancherlei Bedürfniß feſſelten ihn an uns, und wir bekamen ihn bald ganz in unſre Gewalt. Ich ward die Herzensvertraute des guten Königs, der ſo gern immer mit Weibern lebte, ſo manche Mißhandlung von ihnen erlebte, und ſeine Noth mit ihnen gerne in meinen Schooß und Buſen, in dem ſichs immer noch weich ruhte und ſchaukelte, ausſchüttete. Die Voß und Dähnhof verlangten zu ungeſtüm meine Entfernung, und bereiteten mir dadurch ein gutes Spiel durch Trotz und Jammern und tauſend ſchöne Künſte mich feſter zu niſteln, als je vorher. Seine gewohnten kleinen Amüſements fand er doch nur bei mir, und es blieb mir gewiß nicht das leichteſte Geſchäft, ihn zu tröſten und zu amüſiren, wenn die andern ihn mit empfindſamen Grillen, oder mit Stolz und Hohn ennuyirt und aufgebracht

hatten. Dabei hatte ich noch immer mit mancher Noth und Verlegenheit zu kämpfen. Er war das so von früh her gewohnt, mich in den ungleichsten Lagen nothleiden und schwelgen zu sehen, daß er immer noch nicht zu bewegen war, mir einen hinlänglichen Etat zu machen, ich mußte das meiste einzeln erschleichen und erbetteln, monatlich Rechnungen einreichen, und blieb dadurch abhängig von Riez, durch dessen Hände alles ging. Diese verworrene Wirthschaft hat dem Könige mehr gekostet, als wenn er mir gleich einen guten, ansehnlichen Etat gemacht hätte, und ich hatte doch weiter keinen Gewinn davon, als daß ich meine täglichen eiteln Gelüste mit Noth und Mühe befriedigte. Wäre Riez klug genug gewesen, unsre Lage recht zu benutzen, und hätte sich mir angenehm zu machen und zu erhalten gewußt: so hätten wir ganz anders das Land regieren können, und die Jesuiten und Geisterseher sollten nicht viel Raum gefunden haben. Riez traute aber dem alles vermögenden Weibe nicht, und mag auch wohl recht gehabt haben. So recht viel lag mir auch nicht am Länderregieren, dazu war ich zu leichtsinnig und zu eitel; ich liebelte, jubelte, schmaußte und tanzte lieber; hatte auch ganz kluge Freunde, die mir wohlmeinend riethen, mich in nichts zu mengen, und nur meinen eignen Vortheil zu besorgen. Meine Liebhaber waren glücklicher Weise meistens genereuse Soldaten, die eben nicht große Anstrengung für ihr Glück

von mir verlangten; und ſo ging alles gut, bis das Unglück den polniſchen Grafen Oborski, einen natürlichen Sohn des Fürſten Sapia, zu mir führte, der mir die fatale Idee in den Kopf ſetzte, ich müßte mir die Dubarry zum Muſter nehmen, müßte großes Vermögen erlangen, müßte reiſen, geadelt und bei Hofe präſentirt werden. Das Adeldiplom und die Präſentation machten mein Unglück. Man ennuyirte ſich an dem Hofe der Königin viel zu ſehr, um nicht in der Verfolgung einer bisher nur verachteten Perſon ſeine Unterhaltung, ſein Glück zu ſuchen. Meine Lieutenants, Poeten und Sänger hatten mir den Kopf verdreht, ich glaubte bei Hofe, wie in meinem Hauſe, allen imponiren zu können, jeder meiner Schritte, jede meiner Mienen, die ich immer höher ſpannte, je mehr man mir manquirte, beleidigten, und zur alten Verachtung geſellten ſich Haß, Neid und Verfolgung. Bei alle dem ging die Bettelei nun erſt recht an. Für jede freundliche Miene ſollte ich eine anſehnliche Gnadenbezeugung oder Geld beim Könige auswirken. Da ich das weder konnte noch mochte, ſo hatte ich bald den ganzen Hof gegen mich. Es koſtete immer noch Kunſt genug beim Könige, den ich ſeit der Entfernung der ſtolzen Dähnhof wieder ganz allein zu bearbeiten hatte, für mich ſelbſt die Heirathsanträge und enthuſiaſtiſchen Verheißungen alter und junger engliſcher Narren bei dem ſchwachen Könige ſo zu benutzen, daß ich endlich

zum Besitze ansehnlicher Güter und eines Geschenks von einer halben Million Thaler in holländischen Bankonoten gelangte. Kaum waren mir diese aber fest zugesichert, als sich der kleine infame schlesische Jesuit an mich anmistelte, mich mit seiner verstellten Verliebtheit und Anbetung so verblendete und umstrickte, daß ich, aller Warnungen meiner bessern Freunde ungeachtet, alle Sicherheitsmaaßregeln versäumte. Bis der König starb, lag er vor mir auf den Knieen, und in dem Augenblicke, da er die Augen schloß, ließ das kleine rothäugige Ungeheuer mich arretiren. Es ward ihm leicht, dem jungen Könige meine Person und meine Millionen als höchst wichtig fürs Land vorzustellen, und seine ganze Aufmerksamkeit auf mich zu richten und von ihm selbst abzuziehen. Ein förmlicher wichtiger Proceß, den er mir sogleich machte, war dazu das sicherste Mittel. Seinem Hauptmitschuldigen mußte der gute König, bei dem der gute Sohn immer über den Kronprinzen das Uebergewicht hatte, gleich am ersten Tage seiner Regierung, mit dem höchsten Ehrenzeichen decoriren und auch ihn so vor aller verdienten Inquisition sicher stellen. So ward ich das einzige Schlachtopfer und die eigentlichen Verräther und Verbrecher gingen frei aus, bekamen nun erst recht freies Feld den Untergang der preußischen Monarchie herbeizuführen. Ich armes Weib stand vor einem zahlreichen strengen Gericht. Zu meinem Glück waren meine Richter

rechtliche Männer, die mich nicht ohne hinlängliche Beweise verdammen wollten. Diese fanden sie nicht, denn wenn mich gleich die Engländer und Franzosen, die mich in den letzten Jahren umgaben, zu allerlei politischen Absichten gebrauchen und mißbrauchen wollten: so war ich doch zu klug, um mich mit ihnen in etwas reelles und gar schriftliches einzulassen. Lossprechen durften mich meine Richter darum doch nicht, da es mir einmal zum ausgemachten Verbrechen angerechnet worden war, ein paar Millionen dem Könige gekostet zu haben; wodurch indeß doch eigentlich laut erklärt wurde, daß kein König von Preußen das Recht habe, seiner Maitresse ein paar Millionen zukommen zu lassen. Heimlich hatte ich mir ja nichts zugeeignet: es war alles durch die gehörigen gerichtlichen Formen und durch das eigentlich regierende Kabinet gegangen. Genug, man nahm mir mein mühsam erworbenes Eigenthum, und nahm mir, um mich kirre zu machen, für die ersten Jahre auch meine Freiheit. Bei solcher Ansicht der Sache muß ich es noch immer für eine Großmuth des Königs ansehen, daß er mir von den mir entzognen funfzigtausend Thaler Revenüen, auf die ich wohl rechnen konnte, viertausend Thaler jährig ließ.

Auf meine Gräfin, die ich so hübsch hoffe fortzuspielen, mußte ich nun wohl Verzicht thun, auf das närrische Glück, Prinzen, Mylords und Excellenzen zu meinen Füßen zu sehen, nicht weniger. Ohne

Mann konnte ich nun aber einmal nicht leben, und so ergab ich mich dem ersten, dessen reizende Gestalt mir ganz gefiel, ohne mich weiter an sein lustiges Metier zu stoßen. Hübsche Schauspieler und Sänger haben mir immer wohlgefallen. Was so nothdürftig zum äußern Anstande gehörte, um nicht mit einemmale gar zu platt von meiner Gräfin herabzufallen, fand sich auch in seiner Familie, der er entlaufen war, und so heirathete ich ihn, und gedachte mir nun eines angenehmen Sündenbocks versichert zu haben, auf den ich meine Launen und periodische Zärtlichkeiten nach Gefallen ergießen konnte. Der lustige Kauz war aber klüger als ich dachte, ging mir davon und spielte wieder mein Spiel mit der schönen Schauspielerin Rose zu Wien. Die ist nun todt, und mein poetischer Herr von Holbein wird nächstens hier als Schauspieler auftreten. Den Spas will ich doch mit ansehen, und sind ich ihn kirre geworden, so fang ich ihn wohl noch einmal ein; wo nicht, so hab ich hier einen zur Hand, der auch nicht zu verachten ist. Damit hab ich nun so treu und redlich gebeichtet, als es mir in der Welt nur immer möglich war. Ob alles so ganz genau wahr davon ist, kann ich indeß doch nicht beschwören; ich habe die Welt und meine besten Freunde so oft belogen, daß ich manchmal warhaftig nicht ganz sicher bin, ob etwas, das ich fest glaube, wahr ist oder nicht."

Neunter Brief.

Dresden.

Mein Schickſal, oder um weniger vornehm zu ſprechen, mein Geſchäft hat mich diesmal ſchneller von Berlin weggeführt, als ich es wünſchte; mir um ſo unangenehmer, da man ſich dort eben mit der baldigen Rückkehr des Hofes ſchmeichelte, an die ich freilich nicht ſo ganz glauben kann, wie die meiſten, ihrem Hofe mit vieler Anhänglichkeit zugethanen Berliner. Wird dieſe Hoffnung indeß erfüllt, nun ſo wird mich auch daſſelbe Geſchäft, welches mich jetzt von dort entfernt, bald wieder hinführen. Dann wird mein Aufenthalt auch hoffentlich von deſto längerer Dauer ſeyn, und ich werde meinen Vorſatz, mein Verſprechen für Berlin ganz erfüllen können.

So wie ich auf dem Wege hieher den alten abſcheulichen Sandweg durch ödes häßliches Land

fand — besonders so lange der Weg durch preußisches Gebiet ging — so find ich hier auch das alte gute Dresden ganz wieder. Eben so großstädtisch, anständig und ordentlich in seinem Aeußern, als kleinstädtisch, engherzig und ungesellig im Innern. Dieses letzte fällt jetzt noch mehr als sonst in die Augen, da der Krieg viele der reichen und geselligen Russen und Pohlen, die sonst hier mit ihren schönen Weibern und Töchtern zu leben pflegten, entfernt hat, das Corps diplomatique weniger zahlreich und glänzend ist, als ich es einst hier fand, und die nordwestlichen Zugvögel weniger häufig ihren Flug hieher richten, als in den letzten Jahren vor dem Kriege.

Auch den Unterhaltungen, die sonst der Theater- und Musikfreund hier fand, hat der Krieg nicht wenig geschadet. Die italiänische Oper und Kapelle werden vernachläßigt, und von Jahr zu Jahr schwächer von vorzüglichen Künstlern und dem alten gerühmten Ensemble. Die damalige schöne Kirchenmusik in der katholischen Schloßkapelle erkannte ich kaum wieder. Das deutsche Hoftheater soll gar ganz abgeschaft werden.

Welche unerschöpfliche Unterhaltung und Belehrung gewähren hier aber nicht die herrlichen Kunstsammlungen und wissenschaftlichen Veranstaltungen, die ich wieder mit neuem Vergnügen und Nutzen täglich genieße; welche die in sich zufriednen Dresdner selbst aber noch eben so wenig zu genießen und zu benutzen verstehen als ehedem. Ihr blaues Wunder haben sie daran, wie man mehrere Tage hintereinander auf der Bildergallerie von Morgen bis Abend zubringen kann, und wohl den weiten Weg, über die lange Brücke, bis zum japanischen Palais, wohl gar in schlechtem Wetter, hinaus machen kann, um glückliche Stunden mit den alten geflickten Antiken dort zu verleben, oder sich Belehrung in den alten Büchern der Bibliothek zu holen. Doch das findet man ja überall, wo die schönen Künste nicht auf eigenem, durch Jahrhunderte hindurch zubereiteten, mit Liebe gepflegtem Boden erblühten, und selbst dort, wie oft werden die nachkommenden Geschlechter den glücklich vorangegangenen, bildenden und schaffenden, so ganz unähnlich, daß die todten Götter zuletzt wohl traurig mitten unter lebendem Erdenpöbel stehen.

Welche reine frohe Genüsse gewährt nicht auch die ganze Umgebung von Dresden dem Freunde der Natur! Von Meissen bis Schandau — es giebt fast keine angenehmere, reichere, lieblich romantischere Wasserfahrt, als dieser Weg auf der Elbe — und dann wieder landeinwärts von Dresden durch den herrlichen plauischen Grund und das köstliche Tarant, nach Freiberg hin, wo der Freund und Kenner der Natur und Wissenschaft, in des edlen Werners Nähe, so viel Belehrung und Unterhaltung findet. Selten besucht man auch diesen alten Sitz der Bergwerkskultur, ohne sich mit interessanten lehrbegierigen jungen Männern und unterrichteten Reisenden mehrerer Nationen dort zusammen zu finden.

Dresden bleibt immer noch der erwünschteste und in jeder Rücksicht vortheilhafteste Aufenthalt für jeden, der sich gerne von der großen üppigen, geräuschvollen Welt entfernt, und doch nicht, der Kunstgenüsse entbehrend, in gänzlicher, ländlicher Ruhe leben mag. Familien, die nicht nur für eigenen Genuß, auch für Erziehung und Bildung ihrer Kinder zu sorgen haben, können wohl nicht